

. . für . .

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Zwölfter Band.

Achtunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.

1910.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1910.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



❋ Magazin ❋

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 12. Band. St. Louis, Mo. Januar 1910.

Nach der 19. Generalsynode.

(Anstatt eines Vorworts).

„Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn." 1. Kor. 15, 58.

Vor 50 Jahren, im Jahre 1859, wurde die erste Generalsynode unserer evangelischen Kirche in Louisville, Ky., gehalten. Drei Jahre später die zweite, von da an bis 1874 wurde alle zwei Jahre die General-Konferenz gehalten; von da an bis 1901 alle drei Jahre; seitdem alle vier Jahre. So kommt die Zahl 19 für die diesjährige Konferenz heraus. Das Wachstum der Synode stellt sich dar teils in der Zunahme der Mitgliederzahl der Generalsynode, teils in den zur Beratung vorliegenden Geschäften und Verhandlungen, teils in den entsprechend wachsenden Ansprüchen an die finanziellen Leistungen der Mitglieder der Synode. Obgleich die Verhältniszahl seit etlichen Jahren auf 1:12 gestellt ist in der Wahl der Delegaten zur Generalsynode, so war doch die Zahl aller Delegaten, Pastoren und Gemeinden 96 + 75 = 171. Dazu kamen noch die Synodalbeamten; die nach der Konstitution der Synode als beratende Mitglieder ex officio anwesenden verschiedenen Angestellten der Generalsynode; die Distrikts-Sekretäre des synodalen Feuerversicherungsbundes und eine große Anzahl Gäste, so daß die Versammlung wohl an 250 oder mehr Personen zählen mochte.

Fünfzig Jahre seit der ersten Generalsynode. Das bedeutet das Abtreten der ersten Generation synodaler Pastoren aus dem öffentlichen Wirkungskreis; das allmählige Zurücktreten auch der zweiten Generation und das starke Hervortreten der dritten, der jüngsten Generation, in den verschiedenen Arbeitszweigen der Synode. Diesem stärkeren Eingreifen des jüngeren Elements in die vorliegenden, wichtigen Beratungen entspricht es denn, daß ein lebhafter Geist des Fortschritts und Vorwärtsdrängens sich stark geltend machte. Es kam der Versammlung

recht lebendig zum Bewußtsein, wie groß, wie riesengroß die Aufgabe der deutschen evangelischen Kirche hier im eigenen Lande ist. Es wurde ihr zum Bewußtsein gebracht, daß sie viel mehr Arbeitskräfte für das Werk der Inneren Mission haben sollte, als ihr tatsächlich zur Verfügung stehen: Die nordwestlichen Staaten von Minnesota an bis hinüber zum Puget Sund sollten viel energischer in Angriff genommen werden als bisher geschehen ist. Dazu bedarf es aber zweierlei: mehr Leute, die in unseren Lehranstalten sich für den Dienst des Evangeliums ausbilden lassen und mehr Mittel zum energischen Betrieb des Werks.

Um diesen Zweck zu erreichen, muß systematisch darauf hingearbeitet werden, daß 1) eine größere Anzahl von synodalen Hochschulen (Colleges) ins Leben gerufen werden, aus welchen uns Schüler für das Pro- und Predigerseminar könnten zugewiesen werden; 2) unsere eigentlichen synodalen Lehranstalten sollten einen guten Endowment-Fond erhalten, um den Professoren bessere Gehälter zahlen zu können und entsprechend einer vermehrten Schülerzahl auch mehr Professoren anzustellen; 3) für die im Dienst ergrauten Pastoren und Lehrer, resp. deren Witwen und Waisen, muß in Zukunft immer besser gesorgt werden, um junge Leute, die nicht vom materiellen Weltgeist sich abschrecken lassen vom Predigtamt, zu ermutigen, sich für das Studium der Theologie zu melden.

Diese drei Grunderfordernisse für ein gesundes Wachstum unserer Kirche waren denn auch der Gegenstand ernstester Beratung der jüngst verflossenen Generalsynode. Die aus den Beratungen hervorgegangenen Beschlüsse wird erst das Protokoll in exakter und authentischer Form zu geben imstande sein, doch wollen wir aus den uns vorliegenden kurzen Berichten hier Einiges mitteilen, was beschlossen wurde.

Die Generalsynode dankt allen Gliedern der Synode für das unseren Lehranstalten, den wichtigsten Instituten der Synode, erwiesene Interesse, das sich unter anderem auch in der Jubelkollekte gezeigt hat; sieht sich aber genötigt, dringend zu bitten, daß alle Gemeindeglieder, Lehrer und Pastoren denselben ein vermehrtes Interesse entgegen bringen, da wir, wenn anders unser synodales Werk nicht ins Stocken geraten, sondern sich gedeihlich entwickeln soll, unbedingt mehr junge Männer haben müssen, die sich dem Amte widmen und infolge dessen auch mehr Geld für die Ausbildung derselben.

Da ohne allen Zweifel der Mangel an Predigt- und Lehramts-Kandidaten zum großen Teil darauf zurück zu führen ist, daß die Pastoren und Lehrer nicht genügend um begabte und gesittete christliche Jünglinge werben, so ermahnt die General-Konferenz jedes einzelne ihrer Glieder, Gemeindevertreter sowohl als Lehrer und Pastoren, dringend, es sich zur persönlichen und heiligen Pflicht zu machen, danach zu streben, in den nächsten Jahren aus ihren Gemeinden wenigstens einen Jüngling für die spezielle Arbeit in Gottes Weinberg zu gewinnen.

Die General-Konferenz ist der guten Zuversicht, daß es an den nötigen Geldmitteln nicht fehlen wird, wenn einmal das vermehrte In-

teresse sich darin fruchtbar erwiesen haben wird, daß die nötigen jungen Männer herbeigebetet und herbeigeführt sein werden.

Um die finanziellen Verhältnisse unserer Synode auf eine zufriedenstellende Basis zu bringen, ernennt die General-Konferenz ein Agitations-Komitee, bestehend aus den Pastoren Menzel, Dresel, Nußmann, deren Aufgabe sein soll: a) das Umlage-System nach dem von Pastor Menzel vorgelegten Plan unter Zustimmung der Synodalbeamten einzuführen; b) die synodalen Bedürfnisarbeiten durch Flugschriften und Zeitungsartikel in den weitesten Kreisen bekannt zu machen; c) dahin zu arbeiten, daß wohlsituierte Glieder und Freunde unserer Synode veranlaßt werden, unserem synodalen Werk besondere Gaben zuzuwenden.

Die General-Konferenz gründete einen Melanchthon-Verein, dessen Zweck und Aufgabe es sein soll, die Pflege evang. Gesinnung und das Gedeihen unserer synodalen Lehranstalten zu fördern. Nach Art des „Gustav Adolf-Vereins" organisiert, hält der Verein in gewissen Zeitabständen Versammlungen ab, in welchen über Ziel und Wirken der Evangelischen Kirche Vorträge gehalten und Berichte über Stand und Wirken des Vereins erstattet werden. Glied dieses Vereins kann jeder werden, der einen Jahresbeitrag von $1.00 bezahlt.

Die Synodalbeamten ernennen ein Komitee aus drei Pastoren und zwei Laien, mit Dr. Pister als Vorsitzendem, welches eine Konstitution auszuarbeiten hat, nach welcher bis zur nächsten General-Konferenz zu operieren ist.

Die Generalsynode ermuntert zur Gründung von Hochschulen durch Distrikte und Hochschulvereine, bestimmt jedoch, daß vor der Angriffnahme der Gründung einer jeden Hochschule die Zustimmung der Seminarbehörde und der Generalbeamten eingeholt werde.

Die Generalsynode ermächtigt die Seminarbehörde, den Texas-Distrikt in Erlangung des Strauß-College in Waco, Tex., zu unterstützen.

Um diesem Zweig des Erziehungswesens nicht nur eine moralische, sondern auch eine finanzielle Unterstützung angedeihen zu lassen, bestimmt die Generalsynode, daß aus den verfügbaren Fonds solchen Hochschulen Darlehen gemacht werden dürfen.

Die General-Konferenz empfiehlt besonders den östlichen Distrikten, von dem Angebot der Brüderkirche in Bethlehem, Pa., Gebrauch zu machen.

Um denen, die die Hochschule absolviert haben und sich dem Predigerberuf widmen wollen, eine Gelegenheit zu geben, im Proseminar in kurzer Zeit sich für den Eintritt ins Predigerseminar vorzubereiten, ermächtigt die Generalsynode die Behörde, für solche einen ansprechenden Kursus einzurichten.

Ja noch höher stiegen die Hoffnungen und Pläne mancher Synodalen, die sich das Ziel steckten, einen Fonds von $1,000,000 zur kräftigen Fortführung der synodalen Lehranstalten zu begründen. Wie die Generalsynode sich dazu stellte, zeigt folgender Satz:

Fonds.

Die Generalsynode begrüßt mit Freuden die Agitation im Interesse eines Fonds für unsere Lehranstalten, wie sie in letzter Zeit in etlichen Distrikten der Synode ins Leben gerufen wurde, und ermuntert alle Pastoren und Gemeinden zur eifrigen Beteiligung an dieser guten Sache.

Während es keine Schwierigkeit machte, solche Beschlüsse durchzubringen, die für Kräftigung und Erweiterung des höheren Erziehungswesens eintraten, so machte es dagegen mehr Schwierigkeit, das Pensionswesen zu einem einheitlichen Abschluß zu bringen.

Das vom Synodalpräses ernannte Komitee, welches die betr. Vorlagen zu bearbeiten und darüber zu berichten hatte, war gespalten in eine Majorität und eine Minorität. Beide Teile waren darüber einig, daß die Vorlage für geschäftliche Ordnung des Unterstützungswesens solle angenommen werden, welche eine bedeutend höhere jährliche Einzahlung fordert von allen Pastoren und Lehrern und eine nach der Zahl der Dienstjahre abgestufte, wachsende Unterstützung anordnet.

Die Differenz entstand erst bei der Frage der freiwilligen Liebesgaben der Gemeinden zum Besten der bedürftigen Invaliden, Witwen und Waisen. Die Majorität forderte, daß auch diese Summe zur Gesamteinnahme geschlagen werden solle und gleichmäßig unter alle verteilt werden solle. Sie wollte das bisher geltende Prinzip der Unterstützung nach Bedürftigkeit ganz und gar aufgeben. Die Minorität aber erklärte: Auch nach der Einführung des geschäftlichen Modus bleibt die Unterstützungssumme so gering, daß viele Pastoren und Witwen nicht aus der Not und den Sorgen hinaus kommen. Für die nun, die durchaus mehr haben müssen, als nach dem Plan des geschäftlichen Modus gegeben werden kann, sollen die Gemeinden gebeten werden, ihre Liebesgaben zu geben, und diese sollen dann von der Verwaltungsbehörde gewissenhaft unter die wirklich Bedürftigen verteilt werden. Wir haben keinen deutschen Bericht über das Schlußergebnis der langen Verhandlungen vor uns, die erst in der letzten Stunde vor der Vertagung zum Anschluß kamen. Wir geben daher einem englischen Berichterstatter das Wort darüber:

Adopt Ministers Aid Plan.

A subject that had occupied the attention of the conference for several days was definitely settled yesterday afternoon just before adjournment, when the report of the special committee on aid for superannuated ministers, and the widows and orphans of ministers was adopted by the Synod. The system that will be put into effect is based upon the scheme of mutual insurance, the assessments to be paid will be increased, with a proportional increase in the financial aid extended.

A fund for exigencies will be maintained and all free will offerings from congregations and members will be used to meet special and pressing cases that require financial assistance.

The plan adopted is a compromise between the two factions in the Synod that had submitted radically different schemes of financing the ministers' aid system.

The members of the committee which will have charge of the fund for superannuated ministers and the widows and orphans of ministers were elected yesterday as follows:

Revs. J. Abele, of McCook, Nebr.; J. H. Dinkmeier, of Alhambra, Ill., and J. T. H. Seybold, of Garrett, Ill., and lay delegates to be elected later from St. John's Church, of St. Charles, Mo., and Frieden's Church, of Milwaukee, Wis.

Leser des „Friedensboten" mögen aus dem Bericht des ehrw. Synodalsekretärs sich vorstehende Mitteilungen ergänzen, resp. berichtigen.

Dieser Kompromiß wurde nur dadurch möglich, daß bei einer früheren Abstimmung schon zu erkennen war, daß die Majorität der Generalsynode sich auf die Seite des Minoritätsberichtes neigte. Besonders hatte ein von der Delegation des Missouri-Distrikts gestellter Antrag kräftig dazu beigetragen, dieses Resultat zu erzielen. Ueber denselben fanden wir folgende Notiz in der Zeitung:

„In betreff der Sache des neu zu bestimmenden Modus über die Invaliden-Versorgung stellte die Delegation des Missouri-Distrikts den Antrag, daß bei den noch folgenden Verhandlungen über diese Angelegenheit der Majoritäts-Bericht zu Grunde gelegt werde mit der Bedingung, daß alle Liebesgaben extra behandelt und nach Bedürfnis als Zulage zur gesetzmäßigen Pension durch die Verwaltungsbehörde verteilt werden, und daß die Kollekten für Invaliden, Witwen und Waisen in Zukunft obligatorisch sein sollen."

Wir sehen aus allen diesen Beschlüssen, die jüngere, fortschrittlich gesinnte Generation hat Mut und den ernsten Willen, im Vertrauen auf den Herrn Großes zu wagen; sie schreckt nicht zurück vor den großen und schweren Mehrkosten, die eine ernste Fortführung und Erweiterung des Werkes erfordert. Und wir rufen den Brüdern zu: Mit Gott voran für unseren König und für sein Reich! Ihm gilt die Arbeit und — sein ist beides, Silber und Gold! (Siehe das voranstehende Wort: 1. Kor. 15, 58.)

Ein weiteres Zeichen des Eintritts des jüngeren Elements ist ferner darin zu finden, daß die englische Sprache mehr und mehr ihren Anspruch geltend macht. Zwar die Verhandlungen der Synode sind ja noch ausschließlich deutsch. Aber die jüngeren Glieder empfinden mehr die Notwendigkeit, durch englische Publikation und englischen Unterricht u. s. w. dem nachwachsenden Geschlecht nachzugehen, damit die Kinder uns nicht verloren gehen. Es ist ja auch eine Anomalie, Missionare zu Heiden zu senden, um denen in wildfremder Sprache zu predigen und dagegen die eigenen Kinder unversorgt zu lassen, wenn sie der deutschen Sprache nicht mehr genügend mächtig sind, um einer deutschen Predigt mit Segen folgen zu können. Hier gilt das Wort des Herrn:

„Laß zuvor die Kinder satt werden. Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hündlein.“*)

Dem entsprechend pocht die englische Arbeit immer energischer an die Tür und fordert Anerkennung und Berücksichtigung in unserem synodalen Werke. Mit der Erkenntnis, daß wir für unsere eigenen Kinder ernste Pflichten haben, hängt folgender Beschluß zusammen, den wir der besonderen Beachtung wert halten:

Die Synode beschließt, in den Städten, wo Universitäten sind, an denen eine größere Zahl Studenten, die aus unseren Gemeinden stammen, studieren, einen Pastor anzustellen, der beider Sprachen mächtig ist, der seine ganze Zeit und Kraft diesen Studenten widmen soll, und zwar in der Weise, daß er ein Studentenheim errichte, besondere Seelsorge an den Studenten üben, ihnen Unterricht in der Bibelkunde, Kirchengeschichte — im besonderen Geschichte unserer Synode — in unserem Synodalbekenntnis u. s. w. erteile, auch sonst helfend und beratend sich ihrer annehme. Wo möglich soll diese Arbeit in Verbindung mit der Ortsgemeinde und deren Pastor geschehen. Dieser Beschluß wurde der Zentralbehörde für Innere Mission zugewiesen.

Ein Zeichen gesunden Fortschritts, aber auch vermehrter Anforderungen an die Kräfte der Synode, zeigen die verschiedenen synodalen Anstalten der barmherzigen Liebe. In erster Linie die Diakonissenanstalten: das Mutterhaus in St. Louis, Mo., die anderen Anstalten und Hospitäler in Evansville, Ind., Lincoln, Ill., Buffalo, N. Y., Faribault, Minn. Neu geplant sind Häuser in Chicago, Milwaukee und Louisville. Außer diesen hat die Synode eine Anzahl Waisenhäuser zu versorgen; das — in zwei Häuser geteilte Epileptischen-Asyl Emmaus; die Heimat in Blue Springs, Md., für invalide Pastoren oder deren Witwen und Waisen; auch etliche allgemeine Altenheimaten. Ueber die Heimat in Blue Springs, Mo., wurde am 24. September, nachmittags, verhandelt. In dieser Sitzung legte Pastor Joh. Sauer von Kansas City, Mo., ein kurzes Referat vor über die Entstehung und Ausbreitung dieses Pastorenheims. Pastor Sauer zeigte einen schönen, architektonisch ausgelegten Plan des Grundstückes und berichtete darüber wesentlich folgendes: Dieses Asyl erhielt seinen Anfang durch die Gabe einer wohlbekannten Witwe, Frau Anna Lang, welche in Anbetracht der oft so bedürftigen Lage alter, invalider Pastoren eine Summe von $2000 dafür aussetzte. Davon wurden zehn Acker Land gekauft bei Blue Springs, Mo., und somit der Grund gelegt für diese nun so wohltätige, schützende Einrichtung für unsere alten Pastoren. Das war im Jahre 1906. Zurzeit sind 50 Bauplätze abgegrenzt und bereits vier Häuser (Cottages) errichtet, welche von vier Pfarrfami-

*) Das gilt natürlich auch von der großen Anzahl kirchlich unversorgter Deutscher, deren die innere Mission im eigenen Lande aus Mangel an Kräften und Mitteln sich nicht genügend annehmen kann, wie schon oben gesagt wurde. Man vergl. auch in unserm Septemberheft 1909 den Aufsatz Seite 336 ff.

lien bewohnt sind. Pastor J. Sauer ist der Vertreter und Leiter des Asyls. Einem Komitee wurde diese ganze Angelegenheit behufs Antragstellung übergeben.

Die Synode wurde vor die Wahl gestellt, das Werk als ihr Eigentum zu adoptieren und an den West-Missouri-Distrikt zur Verwaltung zu überweisen, oder aber das Eigentum an die Petri-Gemeinde in Kansas City zu beliebiger Verwendung anheimfallen zu lassen. Sie entschied sich für die erstere Alternative.

Der Fortschritt hat das Motto Jes. 54, 2. 3: „Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken."

Dem entsprechend zeigt sich auch das Bedürfnis der Erweiterung im Verlags-Geschäft; mehr Arbeitsraum, mehr Pressen, mehr Leistungen wird auch da gefordert, und sind dem entsprechende Beschlüsse gefaßt worden.

Unser Verhältnis zu anderen Denominationen der protestantischen Kirche in diesem Lande kam sehr energisch zur Aussprache in den ausgedehnten Verhandlungen über Angliederung unserer Kirche an die sogenannte „Church Federation." Um diesen Punkt klar ins Licht zu stellen, erlauben wir uns, hierauf genauer einzugehen. Wir legen unserem Bericht ein Referat zu Grunde, das ein Glied der Generalsynode an die „Westliche Post" in St. Louis, Mo., eingesandt hat.

Pastor Dr. J. U. Schneider von Evansville, Ind., verlas in der zweiten Tagessitzung der Generalsynode ein Referat über diesen Gegenstand, in welchem er ungefähr folgendes ausführte:

„Kirchenvereinigung," („Federal Council of the Churches of Christ in America").

Die Kirchenvereinigung ist kein neuer Gedanke für die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika. Sie ist ja in der ganzen deutsch-protestantischen Welt bekannt als die Kirche der „Union." Sie kann daher einer Bestrebung, welche die Vereinigung sämtlicher protestantischen Kirchen anstrebt, nicht gleichgültig gegenüber stehen. Sie muß Stellung nehmen zu dem Vereinigungs-Programm, welches in den letzten Jahren von dem „Federal Council of Churches of Christ in America" aufgestellt worden ist. Was ist unter dieser Benennung zu verstehen? Wir haben darunter eine Vereinigung von fast allen protestantischen Kirchen unseres Landes zu verstehen. In dem Konzil, welches vom 2. bis zum 8. Dezember 1908 in Philadelphia, Pa., abgehalten wurde, waren mehr als dreißig Denominationen vertreten, mit ca. 400 Delegaten, welche über 18 Millionen Gemeindeglieder repräsentierten.

Der Zweck der Föderation ist:

1. Die Darstellung der Gemeinschaft und Einigkeit der christlichen Kirche.

2. Die Vereinigung der verschiedenen Kirchenkörper Amerikas zur

gemeinsamen Tätigkeit in der Förderung der Reichssache Christi auf Erden.

3. Die Pflege der brüderlichen Gemeinschaft und die gegenseitige Ermunterung und Belehrung im religiösen Leben und in der Tätigkeit der Kirche.

4. Vereintes Vorgehen in der Anwendung der Lehre Jesu Christi bei der Erledigung der sittlichen und sozialen Fragen, wie sie von Zeit zu Zeit aufsteigen.

Das Konzil der Vereinigten Kirchen hat keine Autorität über die einzelnen Denominationen, welche sich ihr angeschlossen haben. Das Konzil kann nur zum gemeinsamen Interesse Ratschläge erteilen und Verhaltungsmaßregeln empfehlen.

Die Glieder des Konzils werden in folgender Weise bestimmt: Jede Denomination, welche sich dem Verband anschließt, ist zu vier Gliedern im Konzil berechtigt, ferner ist sie berechtigt für je 50,000 Kommunikanten ein weiteres Glied zu wählen. Bei den Abstimmungen im Konzil kann von einem Drittel der Glieder gefordert werden, daß die Stimmen nach den Denominationen gezählt werden. In solchen Fällen ist es erforderlich zur Annahme eines Antrages, daß nicht nur eine Mehrzahl der Glieder, sondern auch eine Mehrheit der Dominationen für den Antrag stimmen. Die Versammlung des Konzils findet alle vier Jahre statt. — Der Schwerpunkt der Organisation liegt im Exekutiv-Komitee. Diese Behörde besteht aus einem Vertreter, Pastor oder Laie, für jede Denomination, und einem weiteren Vertreter für je 500,000 Kommunikanten. Ferner gehören zu dieser Behörde der Präses des Konzils nebst sämtlichen Expräsides, sowie auch der protokollierende Sekretär und der Schatzmeister des Konzils. Diese Behörde ist mit der Erledigung der Geschäfte des Konzils betraut. Der Präses und die Vizepräsides sind nicht für zwei aufeinander folgende Termine wählbar.

Die nötigen Geldmittel, um die Auslagen der Federation zu decken, werden zum Teil durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Die jährlichen Auslagen werden auf $30,000 veranschlagt. Es wird von den einzelnen Denominationen ein jährlicher Beitrag von $50 für jeden Delegaten, welcher von ihr an das Konzil abgeordnet wird, gefordert.

Welche Stellung soll die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerikt zu dieser Kirchenvereinigung nehmen? Die Synode hat bereits Stellung genommen. In der Versammlung des Konzils in New York 1905 war unsere Synode bereits, auf Beschluß der ehrw. Generalsynode, mit fünf Delegaten vertreten; desgleichen auch bei der Versammlung des Konzils in Philadelphia. In den diesjährigen Konferenzen haben sich zehn Distrikte günstig ausgesprochen und die Beteiligung der Synode zu dieser Kirchenvereinigung empfohlen. Diesen Empfehlungen der Distrikte können sich die Delegaten, welche die Synode beim letzten Konzil vertreten haben, mit Freuden anschließen; denn wir haben die allergünstigsten Eindrücke erhalten, sowohl von der Methode, die befolgt wird, als auch von dem Sinn und Geist, welcher in den Versammlungen

herrschte. Wenn nun das bereits eingeleitete Verhältnis fortbestehen soll, so wäre es in Ordnung, daß die ehrw. General-Konferenz beschließt, sich dem „Federal Council of the Church of Christ in America" anzuschließen.

Durch eine solche Vereinigung der protestantischen Kirchen werden viele Schäden der Zersplitterung geheilt, und die protestantische Kirche steht dann der Welt gegenüber als eine geeinigte Macht da. Eine solche Vereinigung wird auch viel dazu beitragen, daß ein besseres Verhältnis unter den verschiedenen Denominationen herrscht und die gegenseitige Achtung gefördert wird. Praktische Resultate werden in der Inneren und der Heidenmission erzielt, indem der Denominationalismus, im Interesse des Reiches Gottes, auf den Missions-Gebieten immer mehr in den Hintergrund tritt. Auch in der Abschaffung offenbarer Mißstände im Volksleben kann die Federation einen guten Einfluß ausüben durch gemeinsames Vorgehen zu Gunsten guter Sitte und christlicher Kultur . . . ."

Dem Referate waren vier Leitsätze angehängt, die einem Komitee von fünf Gliedern aus dem Kreise der Synode zur Begutachtung übergeben wurden.

Der Bericht des Komitees über diese Angelegenheit führte zu einer sehr animierten Debatte, in welcher das fortschrittliche Element der jüngeren Generation, so weit wir bemerkten, mehr zu Gunsten des Anschlusses an besagte Föderation war, während das konservative, ältere Element mehr seine Bedenken dagegen hatte.

Es wurde mit Recht betont, daß unsere Kirche in den Kreisen amerikanischer Christen im allgemeinen zu unbekannt ist, und daß der Anschluß an die Föderation dazu dienen würde, daß auch die Bestrebungen und Ziele unserer Kirche mehr in englischen Kirchenkreisen bekannt würden.

Anderseits aber wurden Bedenken geäußert, daß in der Föderation zu große Laxheit in Sachen des Glaubens vorwaltend wäre. Dem gegenüber wurde aber betont, daß die Föderation mit allem Ernst sich dagegen verwahrte, daß die Unitarier, als Leugner der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, als Glieder zur Föderation zugelassen werden. — Schließlich wurde ein Beschluß passiert, daß der Anschluß an die Föderation solle vollzogen und fünf Delegaten sollten erwählt werden, welche die Synode bei der Föderation vertreten sollten. Damit ist jedoch verbunden, daß für jeden Delegaten jährlich $50 in die Kasse der Föderation zu zahlen sind, außer den Reisekosten, die teils der Vertreter der Synode bei den Sitzungen des Boards, teils die Delegaten zur Föderation verursachen werden. — Das führte zu einem Antrag auf Wiedererwägung des Beschlusses, der in der Tat durchging und nochmals zu einer teils recht stürmischen Debatte führte. Leider brachte der englische Bericht der „Evening Gazette" über diese Debatte die Ausdrücke: reactionaries und progressives. Wir glauben, die erstere Bezeichnung war nicht ganz gerecht. Conservatives wäre entsprechender gewesen.

Das Hauptbedenken waren die bedeutenden Kosten, die mit der vollen Gliedschaft bei der Föderation verbunden sind. In Anbetracht, daß so viele Mehrkosten aus all den verschiedenen Beschlüssen der verflossenen Generalsynode erwachsen werden, waren manche mehr konservative Glieder der Konferenz der Meinung, man solle mit einer mehr gastweisen Beschickung der Föderation sich begnügen, die uns keine Verpflichtungen und weniger Kosten auferlegen würde. Kurz vor Schluß der Generalsynode erlangte jedoch das fortschrittliche Element, das für vollen gliedlichen Anschluß an die Föderation eintritt, die Ueberhand, und es wurde der erste in Wiedererwägung gezogene Beschluß aufs neue angenommen. Jener schon oben erwähnte Beschluß enthält überdies, der Vorsicht halber, die Klausel, daß wenn je in Zukunft Kirchen, welche die Gottheit Christi leugnen, als Glieder zugelassen würden in der Föderation, die Beamten der Synode das Recht haben, unsere Mitgliedschaft bei der Föderation aufzuheben.

Das ist sicher ein deutliches Zeichen, daß die Synode keine Gemeinschaft haben will mit solchen Denominationen, die den Grundstein, die Gottheit Jesu Christi, heraus werfen und ein verflachtes, deistisch oder pantheistisch gefärbtes Religionswesen verbreiten wollen. Wir stehen bei dem Wort: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Diesen Ton hatte ja auch schon die Synodalpredigt, gehalten von Vizepräses Büßer, zur Eröffnung der Synode angeschlagen. Diese Predigt wurde s. Z. im „Friedensboten" No. 43 u. 44 l. J. publiziert.

Ein Beschluß steht mit dieser Verhandlung betreffs Anschluß an die Church Federation in Verbindung, der von Wichtigkeit ist:

Die Zentral-Schulbehörde soll sich mit der Exekutiv-Behörde der „Federation of the Church of Christ" in Verbindung setzen behufs Orientierung über die Agitation dieser Behörde, in den öffentlichen Schulen des Landes einen halben Tag frei zu geben, damit den Schülern der so nötige Religionsunterricht ergiebiger erteilt werden kann.

Des entschlafenen ehemaligen langjährigen Synodalpräses Dr. J. Zimmermann wurde bei verschiedenen Gelegenheiten pietätvoll und ehrend gedacht. Den ersten Anlaß dazu bot der Bericht des ehrw. Synodalpräses, Dr. J. Pister, der zu berichten hatte, daß Dr. J. Zimmermann gerade eine Woche vor Eröffnung der Generalsynode in Burlington zur letzten Ruhe gelegt worden sei.

In einer späteren Sitzung machte der ehrw. Synodalpräses der Generalsynode die Mitteilung, daß von dem kürzlich verstorbenen Synodalpräses Dr. J. Zimmermann folgende Vermächtnisse hinterlassen wurden: $1000 für das evangelische Predigerseminar in St. Louis, Mo., $1000 für die Basler Mission in der Schweiz, wo der Entschlafene seine Ausbildung empfangen hatte, und $900 sollen zu gleichen Teilen an das Proseminar und an die Innere und äußere Mission der Synode verteilt werden.

Um das Andenken des Entschlafenen dankend zu ehren, begaben sich

am Sonntagnachmittag, dem 26. September, die Synodalen nach dem Aspen Grove-Kirchhof, um sich da zu einer Gedenkfeier am Grabe des Entschlafenen zu versammeln. Dort wurde der Choral angestimmt: „Jesus meine Zuversicht." Das Gebet sprach Pastor Jak. Irion von St. Louis, Mo. Der ehrw. Synodalpräses redete sodann zur Versammlung und hob die Verdienste hervor, die der entschlafene Synodalpräses sich in langjährigem Dienste seiner Kirche erworben habe. Unvergeßlich stehe die greise, liebevolle Gestalt vor unserm Geistesauge, während die sterbliche müde Hülle die verdiente Ruhe genieße nach viel Kampf und Kreuz. Nach Gebet und Gesang: „Näher, mein Gott, zu dir" legte Past. H. Wolf, der Schatzmeister der Synode, im Namen der Synodalen einen prachtvollen Kranz auf das Grab des teuren, unvergeßlichen Vaters, und Freundes der Evangelischen Kirche.

Eine Unterbrechung der ernsten synodalen Beratungen brachte am Samstagvormittag, 25. September, ein Referat, erstattet von Prof. Pastor A. Grabowski vom Predigerseminar in St. Louis, Mo. Sein Thema war:

Die Konfirmation.

Aufmerksam lauschte die Konferenz dieser gediegenen Arbeit und sprach sich auf das erkenntlichste darüber aus. Nach einem Ueberblick, sowohl über die Entstehung und Verbreitung als auch über Entartung und Verkennung dieser wichtigen alt-kirchlichen Einrichtung, ging Redner über zu seinen aufgestellten Thesen:

1. Die Konfirmation ist zwar nicht Einsetzung Christi, wohl aber eine aus dem Bedürfnisse des kirchlichen Lebens hervorgegangene Handlung, durch welche die getauften und unterrichteten Kinder zum Abendmahls-Genuß vorbereitet werden.

2. Die Konfirmation ist durch beide Sakramente bedingt; bedingt durch die Taufe, weil sie unter der Voraussetzung und Forderung des Glaubens vollzogen wird und also eine gewisse Vervollständigung des geschlossenen Bundes bedarf, und bedingt durch das Abendmahl, weil es Segen nur dem Gläubigen gibt. Die Kirche als Verwalterin der Sakramente hat auch die überleitende Handlung in angemessener Weise zu vollziehen.

3. Ihren Zweck — persönliche Uebernahme des Taufbundes und Bereitschaft für die Kommunion — erfüllt die Konfirmation durch ihre Hauptbestandteile: Bekenntnis, Gelöbnis und Handauflegung, als geeignete biblische Darstellungsmittel der Hingabe an den Herrn.

4. Das übliche Konfirmationsalter (14 Jahre) ist gerade das für den Segensempfang geeignete, weil die noch unverdorbene Jugend für Annahme des Glaubens Empfänglichkeit besitzt, die gefährdete aber noch eher zu gewinnen ist als in vorgeschrittenem Alter.

5. Der Unterricht ist die notwendige Vorbereitung für die Konfirmation und darum heilige Pflicht der Kirche. Ohne Unterricht keine Konfirmation. Wenn etwas gebessert werden kann, dann vor allem der Unterricht.

6. Die Konfirmation als Aufnahmehandlung in die Abendmahls-Gemeinschaft weist hin auf die Aufnahme in die volle Gliedschaft, wie die Abendmahlsreife auf die volle Mündigkeit weist. Diese muß durch fortgesetzte Fürsorge erstrebt werden, so daß die Konfirmation ein Mittel zur Förderung der Jugend und zum Aufbau der Gemeinde wird.

Wir wollen uns jedoch auf Einzelheiten nicht mehr weiter einlassen, zumal da der authentische Wortlaut vieler Beschlüsse uns nicht zur Verfügung steht und erst im Protokoll zu finden ist. Wir wollen nur das noch bemerken, daß die Redakteure der synodalen Zeitschriften von jetzt ab, wie die Professoren der Synode, auf unbestimmte Zeit gewählt sind, so daß nicht bei jeder Generalsynode das Damoklesschwert über den vom vielen Schreiben gebeugten Häuptern der betr. Redakteure hängt. Bezüglich des „Magazins" lautet der Beschluß: Der Wert des theologischen Magazins als wissenschaftliche Zeitschrift wird von der Generalsynode voll und ganz anerkannt, und soll dieselbe theologische Zeitschrift von allen Pastoren gehalten werden. Sie sollte als Mittel dienen für die Diskussion theologischer und praktischer Fragen. Entsprechend dem Wunsche des Kansas-Distrikts, die Rubrik für das „Theologische Magazin" im Schema für Amtsberichte wieder herzustellen, beschließt die Generalsynode, daß solches geschehe.

Möchten doch diese Beschlüsse den gewünschten Erfolg haben, daß auch das „Magazin" allgemeine Verbreitung unter den Pastoren und Lehrern der Synode finden möchte.

Den bisherigen treuen Mitarbeitern danken wir an dieser Stelle, und erbitten fernere treue Mithilfe aus dem Kreis der Synode, damit das Blatt eben das werde, was von der Generalsynode gewünscht wurde: ein Mittel zum Austausch der Gedanken in allen ernsten und wichtigen Fragen, die unsere Zeit und speziell auch unsere Synode bewegen. Viel vorliegendes Material werden wir zunächst versuchen aufzubrauchen, ehe neue Arbeiten aufgenommen werden können zur Veröffentlichung.

Der Herr der Kirche setze auch unser „Magazin" noch für viele zum Segen. Louis J. Haas.

Hieronymus von Stridon.

Von Past. G. Brändli.

6. Der Origenistische Streit.

Die erste Phase dieses Streites um die kirchliche Orthodoxie wickelte sich ab zwischen Hieronymus und Johannes von Jerusalem. Alles drängte gegen Ende des 4. Jahrhunderts in der christlichen Kirche dazu, zu Origenes und seiner Theologie Stellung zu nehmen. Als Begründer des ersten wissenschaftlichen theologischen Systems war Origenes nicht nur der Vater des Erzketzers Arius geworden, sondern auf ihn gründete sich auch die Orthodoxie von Nicäa und Konstantinopel. So war es also dringende Notwendigkeit geworden, das Erbe des großen Alexandriners zu sichten d. h. seine orthodoxen und heterodoxen Bestandteile von einander zu sondern.

Epiphanius von Salamis, der unerbittliche Ketzerrichter, gab den ersten Anstoß zum sogenannten Origenistischen Streit. In seinem Panarion (ein die Ketzer aller Zeiten bekämpfendes Sammelwerk) hatte er bereits vier Sätze des Origenes als fluchwürdige Ketzereien gebrandmarkt; und im Streit mit Johannes von Jerusalem prägte er dann die Formel: „Origenes, der Vater des Arius, und die Wurzel und der Urheber der anderen Ketzereien." Das war der erste Ruf zum Kampf wider Origenes. Nun mußte sich eine Scheidung der Geister vollziehen.

Im Jahre 393 erschien plötzlich in Jerusalem ein gewisser Aterbius, ein wütender Gegner des Origenes. Hieronymus, der allein über dieses Vorkommnis berichtet, gibt keine Andeutung, woher und in wessen Auftrag er kam. Aterbius verlangte von Hieronymus und Rufin, der seit 378 sich in Jerusalem niedergelassen hatte, eine bestimmte Erklärung über den Origenismus. Das Verhältnis der beiden Jugendfreunde war schon damals zum mindesten recht kühl und eher zur Rivalität geneigt. Der in dogmatischen Fragen stets verständnislos schwankende Hieronymus gab dem Aterbius und seinen Genossen nach und verdammte die Lehre Origenes. Es ist zur richtigen Wertung dieses Schrittes allerdings notwendig, sich daran zu erinnern, daß Hieronymus nie im eigentlichen Sinn Origenist war. Er war ein Bewunderer der glänzenden Exegese des Origenes, der aber nicht imstande war, sich Rechenschaft zu geben von der Tragweite der Heterodoxieen, die in dessen exegetischen Schriften mit unterliefen. Je mehr diese ihm aber zum Bewußtsein gebracht wurden, um so entschiedener lehnte er sie auch ab. Und erst als er direkt dazu aufgefordert wird, versteht er sich dazu, die Irrlehren des Origenes nun auch aufs schärfste zu verdammen, um jeden Schein der Ketzerei von sich fern zu halten.

Rufin dagegen verschloß sich in seine Klosterzelle, um den Eindringling Aterbius nicht zu empfangen. Die Folge hiervon war, daß Aterbius den Rufin als Origenisten öffentlich denunzierte. Aber, um mit der Gewalt des Bischofs von Jerusalem, Johannes, des Freundes Rufins, nicht in handgreifliche Fühlung zu kommen, war er genötigt, ebenso schnell wie er gekommen, sich wieder fort zu machen.

Dieses Ereignis mußte natürlich seine Schatten werfen auf das bereits getrübte Verhältnis zwischen Hieronymus und Rufin und Johannes. Es bedurfte nun nur noch des Funkens, um den zusammengetragenen Zündstoff zur hellen Flamme auflodern zu lassen. Dies geschah, als 394 Epiphanius selber nach Jerusalem kam und zunächst von Johannes mit aller, seinem Alter und seinem Verdienst um das Mönchtum ihm zukommenden, Ehrerbietung aufgenommen wurde. Leider lohnte er die ihm erwiesene Gastfreundschaft des Johannes damit, daß er in der Grabeskirche, die dem gefeierten Gast in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt worden war, eine donnernde Philippika wider Origenes und seine Irrlehren losließ, in der er ziemlich unverblümt auch auf seinen Gastgeber Johannes Bezug nahm. Johannes, der seinen Zorn über diese Taktlosigkeit nicht mehr bemeistern konnte, sandte seinen

Archidiakon zu Epiphanius mit der Weisung, seine Predigt zu beenden. Und am Nachmittag, als in der Kreuz-Kirche der Gottesdienst begann, bestieg er die Kanzel, statt Epiphanius, und hielt eine derbe Predigt gegen die Anthropomorphisten, die in bäuerischer Einfalt glauben, daß Gott mit Armen und Händen und allen anderen Gliedern ausstaffiert sei, wie in den göttlichen Büchern davon geredet werde. Der alte Epiphanius erhob sich nach Schluß der Predigt seines heißblütigen Gegners und erklärte mit stoischer Ruhe und mit sarkastischem Spott: „Alles, was mein Bruder im Episkopat und mein Sohn dem Alter nach gesagt hat gegen die Häresie der Anthropomorphiten, hat er gut und dem rechten Glauben gemäß gesagt, was auch ich meinerseits verdamme. Aber es ist billig, daß wir, die wir diese Häresie verdammen, auch die perversen Lehren des Origenes verdammen." Dröhnender Beifall der Menge lohnte diese schlagfertige Abfertigung des Johannes, trug aber nicht dazu bei, einer freundlichen Verständigung mit Epiphanius den Weg zu bahnen. — Zum völligen Bruch zwischen Epiphanius und Johannes kam es aber erst durch die Ordination des Paulinian, des Bruders des Hieronymus, zum Priester für das bethlehemitische Kloster, im Kloster zu Eleutheropolis. Es war das ein widerrechtlicher Uebergriff des Epiphanius in die Amtssphäre des Johannes, da das Kloster zu Bethlehem, in dem Paulinian als Priester amtieren sollte, zur Diözese des Johannes gehörte. Johannes brach nun mit dem Kloster zu Bethlehem die Kirchengemeinschaft ab, und ging gegen die widerstrebenden Mönche mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln vor.

Selbstverständlich hatte auch Hieronymus, der es nicht lassen konnte, gelegentlich das Feuer ein wenig zu schüren, in den folgenden Jahren unter dem Zorn des Johannes zu leiden. Der Streit nahm mit den Jahren größere Dimensionen an, da jede Partei Bundesgenossen auf ihre Seite zu ziehen suchte. Daß endlich der Friede zwischen Hieronymus und Johannes hergestellt wurde, lag nicht daran, daß Hieronymus nachgegeben hätte, sondern daß Johannes aus kirchlichen Rücksichten den Origenismus preisgab. Doch Rufin nahm nun den Kampf für die Theologie des Origenes auf, so daß Hieronymus, als Eiferer für die Orthodoxie, zum heftigsten Gegner, ja Todfeind des einstigen Jugendfreundes ward.

Vor Ausbruch dieses in allen seinen Einzelheiten unerquicklichen Kampfes mit Rufin hat Hieronymus einen Psalmenkommentar geschrieben, der sich vor anderen seiner Kommentarwerke zwar durch aphoristische Kürze auszeichnet, aber auch an Oberflächlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Abgesehen von den wichtigen Mitteilungen über die griechischen Uebersetzungen und den hebräischen Text des Psalters ist er fast wertlos.

Im Jahre 397 reiste Rufin nach Rom, nachdem er sich zuvor mit Hieronymus ausgesöhnt hatte. Warum er den Orient verließ, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Auch nach Rom war der Origenist. Streit gedrungen dadurch, daß Epiphanius seinerzeit, wenn auch

ohne Erfolg, versucht hatte, den Bischof Siricius auf seine Seite zu bringen. Und der ebenfalls aus dem Orient zurückgekehrte, von Hieronymus später so bitter bekämpfte Vigilantius hatte sogar gegen Hieronymus den Vorwurf des Origenismus erhoben. Er war der erste im Abendland, der den Hieronymus zur entscheidenden Stellungnahme gedrängt hatte. Wahrscheinlich hat auch Rufin von Rom aus, direkt oder indirekt, dazu beigetragen, um den Hieronymus in ein ungünstiges Licht zu stellen, wollte er doch in Rom Freunde gewinnen für Origenes und seine Theologie. Seine verblümten Angriffe auf Hieronymus in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Apologie des Pamphilus für Origenes, sowie insbesondere sein weiteres Verhalten gegen Hieronymus, wie es aus seiner Vorrede zu der Uebersetzung von περὶ ἀρχῶν uns entgegentritt, kommt einer neuen Kriegserklärung wider den einstigen Freund gleich. Daß der Streit zwischen beiden aufs neue ausbrach, und endlich von beiden Seiten mit rücksichtsloser Gehässigkeit geführt wurde, dafür ist nicht Hieronymus, sondern Rufin die Schuld beizumessen.

Mit der Uebersetzung der genannten Schrift des Origenes wollte Rufin nichts anderes, als für den von ihm über alles bewunderten Origenes im Abendland Propaganda machen. Er tat dies aber in unehrlicher Weise, indem er die dogmatischen Irrtümer seines gefeierten Lehrers in seiner Uebersetzung einfach vertuschte oder austilgte. Daß er sich bei diesem Machwerk auf Hieronymus berief, das war die Ursache jenes heillosen Schauspiels, das die beiden Kampfhähne nun vor der christlichen und heidnischen Welt aufführten, das von Augustin so schmerzlich bedauert wurde, sich aber sogar noch über den Tod Rufins hinaus fortsetzte. — Zuerst hat Hieronymus sich redlich Mühe gegeben, das Persönliche beiseite zu lassen und nur die Sache zu berücksichtigen, um die sich's handelte. Aber in seinen späteren Streitschriften wider Rufin hat er diesen Standpunkt aufgegeben und sich voll und ganz hinreißen lassen von seiner persönlichen Gereiztheit gegen Rufin. Und es ist ein Abgrund teuflischer Gehässigkeit, der sich in den beiderseitigen Streitschriften dem Auge des objektiven Zuschauers enthüllt. — Wohl ist der reizbare Hieronymus provoziert worden, aber das ist doch keine vollgültige Entschuldigung für das jeder Spur christlichen Sinnes baare, Gift und Galle speiende Gezänk, das er später erhob, um seine Rechtgläubigkeit wider Rufin zu erweisen.

War der Streit zwischen Johannes von Jerusalem und Rufin einerseits, und andererseits Epiphanius von Salamis, dessen Partei Hieronymus sich anschloß, noch resultatlos verlaufen, so trat ein völliger Umschwung ein, als Theophilus von Alexandrien, der zuerst zwischen beiden Parteien vermittelt hatte, im Jahre 399 ganz unerwartet eine entschiedene Schwenkung wider den Origenismus machte.

Von nun an kämpfte er mit aller Energie und Bitterkeit wider die Origenisten, und ruhte nicht, bis Origenes verdammt, und seine Anhänger vernichtet waren. Nicht religiöse, sondern hierarchische Motive waren bei ihm letztlich ausschlaggebend gewesen bei seiner Wandlung

zum Vorkämpfer der Orthodoxie. — Seinen eigentlichen Kreuzzug wider die origenistische Ketzerei unternahm er in Verbindung mit Epiphanius und Hieronymus, nachdem er zuerst Aegypten von dieser Pest gesäubert hatte. Natürlich war Hieronymus über diese günstige Wendung der Dinge voll Siegesjubel. Mit Freuden nahm er die Gelegenheit wahr, seinen Eifer für die Orthodoxie zu bekunden. — Nun hatte der Origenismus nur noch im Occident in Rufin seinen einzigen Befürworter. Alles kam nun darauf an, wie sich der Nachfolger des Siricius, der römische Bischof Anastasius zu den Streitfragen, die Orient und Occident bewegten, stellen würde. Den Siricius hatten die Origenisten endlich auf ihre Seite zu ziehen gewußt. Anastasius aber, wohl in Anbetracht des entscheidenden Sieges der Orthodoxie im Orient, trat mit großer Entschiedenheit auf die Seite der Gegner des Origenes. Origenes und seine Anhänger wurden auch in Rom verdammt. Rufin, der Rom für Origenes gewinnen wollte, sah seine Pläne gescheitert, und war überdies genötigt, sich von dem Verdacht des Origenismus zu reinigen. Für diese vollständigen Mißerfolge machte er aber den Hieronymus verantwortlich.

Statt vor einer Synode zu Rom sich über seinen Glauben zu verantworten, zog er es der Sicherheit halber vor, sein Bekenntnis in einer schriftlichen Apologie niederzulegen, die an den Bischof Anastasius gerichtet war. Dieselbe ist zweifellos orthodox. Auf Grund derselben konnte Rufin unmöglich verdammt werden; aber doch wurde er forthin von Rom aus mit Mißtrauen beobachtet.

Zur gleichen Zeit, wie seine Apologie, verfaßte er auch eine Streitschrift wider Hieronymus. In derselben sucht er den Vorwurf der Ketzerei auf seinen Gegner abzuladen und sich als das unschuldig angegriffene Opfer darzustellen. Der Streit zwischen beiden hat bereits, wie auch des Hieronymus Erwiderung zeigt, rein persönlichen Charakter angenommen. Die Sprache, deren sich beide bedienten, sucht ihres gleichen an gemeiner Gehässigkeit und giftiger Ironie. So vergleicht Rufin den Hieronymus gelegentlich mit einer Dirne, die eine oder zwei Nächte sich der Hurerei enthalten hat, und nun sogleich Gesetze über die Keuschheit zu schreiben sich erkühnt. Mit diesem Bild will er den Hieronymus als Origenisten brandmarken, der mit einer unlauteren Buße sich vom Makel der Ketzerei vergebens zu reinigen sucht. Mit raffinierter Ueberlegung hat er aber damit den Hieronymus gerade da getroffen, wo er am schmerzlichsten verletzt werden mußte. Mit beißendem Spott und herber Kritik tischt er alles auf, was geeignet ist, den Charakter des Hieronymus in ein möglichst schlechtes Licht zu rücken.

Es ist nicht anders zu erwarten, als daß Hieronymus vor Wut schäumte, als ihm die Kunde zukam von diesem schamlosen Angriff des Rufin auf seine Ehre. Und daß er jetzt, alle Rücksicht beiseite lassend, mit den scharfgeschliffenen Waffen der Ironie und Dialektik schonungslos auf seinen Gegner losschlägt, ist durchaus nicht verwunderlich. Die Kunst seiner Polemik zeigt sich besonders darin, daß er die boshaften

Absichten des Gegners mit Fleiß aufspürt und da, wo er keine findet, solche fingiert, um dann auf Grund derselben ihn zu denunzieren und seine eigenen Bosheiten zu bemänteln und zu vertuschen. Als Probe seiner Kampfesweise sei nur darauf hingewiesen, wie Hieronymus mit beißendem Spott die Entschuldigungen karikiert hat, die Rufin vorbrachte wegen seines Nichterscheinens vor der römischen Synode, vor die er zitiert war. „Weil sein Glauben in Rom in Gefahr gerät, ist er so angegriffen, daß er nicht auf der vorzüglichen Flaminischen Straße nach Rom kommen kann. Obwohl er bereits zwei Jahre in Aquileja verweilt, ist er noch durch die Anstrengung der zurückgelegten Reise geschwächt." Nicht weniger giftig redet er ihn ein andermal an: „Du, der Zweisprachige, der du eine solche Kenntnis des Griechischen und Lateinischen hast, daß dich die Griechen für einen Lateiner und die Lateiner für einen Griechen halten." Wir sehen, es handelt sich in *diesem* Stadium des Streites nicht mehr um Origenes und seine von der gesamten Kirche verdammten Irrlehren, sondern der Streit ist herabgesunken auf das Niveau einer niedrigen persönlichen Kontroverse, in der es sich nur noch darum handelt, die Lacher auf seine Seite zu bringen, und den Gegner mit Schmutz zu bewerfen.

Für Hieronymus hatte der Origenistische Streit und dessen Ausgang die Wirkung, daß er es hinfort als seine Lebensaufgabe betrachtete, der Kirche zu dienen als Vorkämpfer der Orthodoxie, die er als das höchste Gut der Christenheit wertete. Rufin dagegen hat sich nicht mehr beteiligt an den kirchlichen Kämpfen. Er führte hinfort ein stilles, fruchtbares Gelehrtenleben, und vermittelte durch seine Uebersetzungsarbeiten dem Occident das Erbe der kirchlichen Antike des Orientes. Selbst nach Beilegung dieses häßlichen Streites konnte Hieronymus es nicht über sich bringen zu schweigen. Seine kleinliche Natur offenbarte sich aber insbesondere darin, daß er den Rufin noch dann mit giftigen Spottreden begeiferte, als er nicht mehr unter den Lebenden weilte. In Messina war er gestorben im Jahre 410. Als Hieronymus hiervon Nachricht erhielt, schrieb er in seinem Prolog zum Ezechielkommentar: „Der Skorpion ist auf dem Boden Siciliens gestorben, und die Hydra mit den vielen Köpfen hat endlich aufgehört, gegen uns zu zischen." Damit aber nicht genug, entwarf er in einem kurz darauf geschriebenen Brief eine boshafte Karrikatur seines Gegners, um ihn noch in den Augen der Nachwelt lächerlich zu machen. Mit diesem „Nachruf" für seinen einstigen Freund hat er aber nur sich selber ein Armutszeugnis ausgestellt.

Mit dem Tode des Anastasius, Ende des Jahres 401, erkaltete im Occident das theologische Interesse an der Origenistischen Frage. Im Orient dagegen nützte der herrschsüchtige Theophilus von Alexandrien den Kampf wider Origenes aus, um seinen verhaßten Gegner, den Bischof von Konstantinopel, Chrysostomus, der sich durch edle Frömmigkeit auszeichnete, zu stürzen. Hieronymus leistete ihm bei diesem Gewalt-

streich willig Schergendienste. In einer gemeinen Schmähschrift wider den gefallenen Gegner machte sich endlich die Wut des Theophilus gegen die origenistische Ketzerei noch einmal Luft. Und Hieronymus hat dieses Dokument voll Lügen und Lästerungen in seiner Verblendung zweifellos mit innerer Freude übersetzt. Einer der edelsten Vertreter der Kirche wird hier offen gebrandmarkt als ein gottloser Mensch, eine Pest, ein wahnsinniger Tyrann, der seine ehebrecherische Seele dem Teufel übergeben habe. Und doch hatte Chrysostomus weiter nichts getan, als daß er die von Theophilus verfolgten Opfer des Origenistischen Streites in Konstantinopel gastlich herbergte, um sie vor den Angriffen des unerbittlichen Kirchentyrannen von Alexandrien sicher zu stellen.

Freilich, Origenes war hinfort als Erzketzer gerichtet, und niemand wagte mehr für ihn einzutreten. Und neben dem gewaltätigen und gewaltigen Theophilus war der bethlehemitische Mönch Hieronymus zum anerkannten Vorkämpfer der Orthodoxie geworden.

7. Vom Origenistischen Streit bis zum Tode des Hieronymus.

Der am 26. Januar 404 erfolgte Tod der Paula war ein in das Leben des Hieronymus tief und schmerzlich eingreifendes Ereignis. Der für Eustochium verfaßte Nekrolog der Paula gibt dem aufrichtigen Schmerz des Hieronymus über den unersetzlichen Verlust, der ihn betroffen, ebenso rührenden Ausdruck, wie er uns auch das Bild der Paula in lebendiger Anschaulichkeit vor Augen führt. Die einzigen Verse, die wir von Hieronymus besitzen, hat er verfaßt als Grabschrift für seine heißgeliebte Freundin, deren Sterben in seinem Herzen eine Wunde riß, die nie wieder heilte.

Nach dem Tode der Paula nahm Hieronymus seine exegetischen Arbeiten wieder auf, welche besonders durch die Origenistischen Streitigkeiten unterbrochen worden waren. Er vollendete im Jahre 406 seinen Kommentar zum Zwölf-Propheten-Buch, mit der Auslegung der noch rückständigen fünf Propheten: Sacharja, Maleachi, Hosea, Joel und Amos. Im ganzen sind diese Kommentare sehr trocken. Doch interssant sind für uns seine eingeflochtenen Schilderungen vom heiligen Land. Und für die Textkritik sind sie, wie seine übrigen Kommentare zu den kleinen Propheten, durch Heranziehung der griechischen Ueberseßungen, und durch die Varianten der LXX und des hebräischen Textes, die er sorgfältig notiert, von ganz besonderem Wert.

Der Streit des Hieronymus mit Augustin, bei dem es sich hauptsächlich um des Hieronymus Auffassung von Gal. 2 handelte, sowie um etliche Bedenken des Augustin gegen dessen Bibelübersetzung, war nicht von Augustin beabsichtigt. Der letztere wollte nur dem gefeierten Meister der Exegese einiges für ihn Fragliche zur friedlichen Diskussion vorlegen. Die zwei ersten Briefe des Augustin an Hieronymus (394 u. 397) kamen durch eine wunderliche Ironie des Schicksals nicht in die Hand des Adressaten. Schon das erregte bei Hieronymus den unbe-

gründeten Verdacht, daß Augustin es darauf abgesehen habe, seine gelehrten Arbeiten öffentlich zu kompromittieren. So war Augustins Versuch, mit ihm in Fühlung zu treten, für ihn weiter nichts, als eine Herausforderung zu einem Kampf, den er zwar nur ungern aufnahm, aber dann, trotz aller freundlichen Nachsicht, die Augustin übte, trotz seiner christlichen Bescheidenheit und trotz seines ehrlichen Wunsches wissenschaftlicher und friedlicher Auseinandersetzung mit ihm, doch mit gewohnter Bitterkeit, Taktlosigkeit und Gehässigkeit führte. Denn er sah in Augustin nur den jüngeren Rivalen, der ihm seinen Ruhm streitig machen wolle. Aber Augustin erwiderte alle Bissigkeit des griesgrämigen Hieronymus mit herzlicher Liebenswürdigkeit, christlicher Innerlichkeit und aufrichtiger Demut, freilich leider ohne zunächst damit bei Hieronymus eine andere Wirkung hervorzubringen, als daß er fortan jede Gelegenheit benützt, um wider den großen Afrikaner seine Galle auszuschütten. Erst zehn Jahre, nachdem Augustin diese Korrespondenz mit ihm eröffnet, rafft sich Hieronymus auf, um eine ausführliche Antwort auf Augustins Fragen auszuarbeiten. Und es ist bezeichnend, daß er gegen Schluß seiner Erörterung sich so weit hinreißen läßt, triumphierend seinen Gegner der arianischen und ebionitischen Ketzerei zu bezichtigen. Er erhebt die Frage: „Ist es ein größeres Verbrechen, bei der Auslegung der heiligen Schriften die verschiedenen Meinungen der Vorgänger zusammen zu stellen, oder die abscheulichste Ketzerei wieder in die Kirche einzuführen?" Augustin antwortete auf solche Angriffe mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Sachlichkeit, aber zugleich mit einem so edlen Entgegenkommen, das auch den erbittertsten Gegner hätte entwaffnen können. Und er hat tatsächlich damit so viel erreicht, daß obwohl Hieronymus nicht mehr antwortete, er doch später im pelagianischen Streit Schulter an Schulter mit Augustin kämpfte und sich willig seinem tiefer blickenden Geiste beugte und unterordnete. Aber das Verdienst dieses günstigen Ausgangs ist nicht dem Hieronymus beizumessen, sondern einzig der herzlichen Liebenswürdigkeit, mit der Augustin den griesgrämigen Alten in Bethlehem überschüttete.

In ein freundlicheres Licht wird uns Hieronymus gerückt, wenn wir ihn beobachten in seinem Leben und Treiben als Vorsteher seines Mönchsklosters und der Nonnenklöster der Paula in Bethlehem. Die Organisation dieser Klöster war sein eigenstes Werk. Da hatte er Gelegenheit, sein Lebensideal zu verwirklichen. Eine besondere Klosterregel scheint zwar in den Nonnenklöstern der Paula zunächst nicht in Geltung gewesen zu sein. So lange Paula lebte, war ihr, durch Hieronymus inspirierter, Wille Gesetz in den Klöstern. Erst nach ihrem Tode, als Eustochium die Leitung der Klöster übernahm, fand es Hieronymus gut, für sie die berühmte Mönchsregel des Aegypters Pachomius zu übersetzen, nicht als in allen Stücken bindende Vorschrift, sondern als einen Leitfaden für das klösterliche Leben überhaupt. Das Mönchskloster stand selbstredend unter seiner persönlichen Leitung; er war da die leitende Seele. Hieronymus begnügte sich nicht damit, den fürs Kloster-

leben bestimmten Täuflingen den Taufunterricht zu erteilen, sondern er nahm sich auch der Erziehung der angehenden Mönche an, die vielfach Söhne wohlhabender Eltern waren. Er lehrte sie die Grammatik und erklärte ihnen Vergil, seinen Lieblingsdichter, sowie die Komiker, die lyrischen und historischen Autoren. Daneben hielt er im Kreise seiner Mönche erbauliche Ansprachen, in denen auch dogmatische Fragen behandelt wurden; und täglich legte er im Konvent den Brüdern die Heilige Schrift aus. Diese Sonn- und Wochentags-Predigten zeichnen sich aus durch praktische Bezugnahme auf die mancherlei Situationen des damaligen Mönchslebens. Oft wendet er sich auch insbesondere an die Katechumenen mit der ernsten Mahnung zur würdigen Vorbereitung auf den wichtigen Schritt, den sie zu tun beabsichtigen. Ebenso väterlich liebevoll verweist er die Mönche unermüdlich auf die ihnen insbesondere zustehenden christlichen Pflichten der Reinheit des Lebens und der Friedfertigkeit untereinander. Den Bruch ihres Gelübdes stellt er ihnen gelegentlich als eins der schwersten Verbrechen vor Augen. Immer wieder schärft Hieronymus seinen Mönchen auch die völlige Absage an die Welt ein. — Auch theologische Fragen berührt er in seinen Predigten, so weit er dafür bei seinen gebildeten Zuhörern auf Verständnis rechnen kann. Im allgemeinen tritt hier die Rhetorik ganz zurück hinter dem väterlichen Achten und Nachdrucklegen auf das, was jeweilen der Situation am besten entspricht. Nur in den Festpredigten weiß er auch der Sprache jenen höheren Schwung zu verleihen, der den Hörer unwillkürlich mit in die Festfreude hineinzieht. So wird diese bethlehemitische Periode seiner Laufbahn einerseits gekennzeichnet durch dieses friedliche klösterliche Stillleben, in dem Hieronymus so recht in seinem Element ist; und andererseits durch ein rastloses, fleißiges und unermüdliches Gelehrtenleben, das noch viel fruchtbarer hätte werden können ohne alle die vielen Unterbrechungen, die es erlitt, infolge der häßlichen Streitigkeiten, die Hieronymus nebenbei ausgefochten hat.

In seinem Streit mit Vigilantius, der nicht nur in Rom den Hieronymus der origenistischen Ketzerei bezichtigt hatte, sondern auch mit großer Leidenschaftlichkeit den Heiligenkult und die Reliquienverehrung als heidnische, durch das Mönchtum in die christliche Kirche eingeschmuggelte Bräuche verurteilte, zeigt sich uns Hieronymus wiederum von seiner schlechten Seite. Als ihm im Jahre 406 die Schrift des Vigilantius in die Hände kam, schrieb er eine Gegenschrift wider ihn in e i n e r Nacht. Nie hat er eine gehässigere Invektive als diese verfaßt; sie übertrifft alle seine früheren Streitschriften nicht nur an gehässiger Bosheit, sondern auch an Oberflächlichkeit. Stark ist er darin nur in seinen Ausfällen gegen Vigilantius, dagegen sehr schwach in seiner sachlichen Widerlegung desselben.

Eine Frucht seiner exegetischen Studien, denen sich Hieronymus mit erneutem Eifer hingab nach Beendigung der Origenistischen Streitigkeiten, ist, außer der bereits erwähnten Vollendung des Zwölf-Propheten-Buches, sein Daniel-Kommentar. Er beabsichtigte nur die dunklen

Stellen dieses Buches zu erläutern, darum faßt er sich auch kürzer, als in den übrigen, sehr in die Breite gehenden Erklärungen zu den zwölf kleinen Propheten. Da er sich hier zugleich mit dem Neuplatoniker Porphyrius auseinandersetzt, so hat dieser Kommentar, trotz seiner oberflächlichen Art, für uns ein größeres Interesse, als seine übrigen alttestamentlichen Arbeiten. — Nach der Erklärung Daniels machte sich Hieronymus ungesäumt an die Auslegung des Propheten Jesaja, die er 410 vollendete. Bei dieser umfangreichen Arbeit hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, wie z. B. mit Mangel an tüchtigen Schreibern, mit körperlicher Gebrechlichkeit, ja sogar mit schwerer Krankheit. Besonders wertvoll sind, außer seinen textkritischen Anmerkungen, geographische und kulturhistorische Notizen, die er gelegentlich einstreut. Auch auf die Verschiedenheit der kirchlichen Sitten im Orient und Occident macht er aufmerksam. Besonders reich ist dieser Kommentar auch an Anspielungen auf zeitgenössische Verhältnisse. Seine Angaben über die LXX sind für die Herstellung ihrer ursprünglichen Textgestalt unentbehrlich. Die historische Auslegung des Propheten enthält überdies manche treffliche Bemerkungen. Diese Vorzüge müssen aber auch den Leser entschädigen für den fast unübersehbaren Umfang dieses Kommentars, der in dieser Hinsicht an die Geduld des Lesers fast unerfüllbare Forderungen stellt.

Die Jahre 406—412 sind wohl die trübste und schwerste Zeit im Leben des Hieronymus. Isaurische Bergvölker hatten Phönizien und Galiläa verwüstet, und Hieronymus zittert vor einem möglichen Angriff dieser wilden Horden auf sein Kloster, die überall Raub und Mord und Verwüstung anrichteten. Der kalte Winter des Jahres 406 hatte eine schwere Hungersnot zur Folge, so daß Hieronymus oft kaum wußte, wie er die notwendigsten Lebensmittel für seine Klöster beschaffen sollte. Und die Nachrichten aus dem Abendland waren nicht dazu angetan, seine schweren Sorgen ihm zu erleichtern; denn die Stürme der Völkerwanderung tobten sich daselbst aus. Zahllose Völker hatten sich über ganz Gallien ergossen; Barbaren von schrecklicher Wildheit verwüsteten das blühende Land. Selbst für Rom nahte die Stunde des Untergangs. Im Jahre 404 hatte der Reichsverweser Stilicho jenen verhängnisvollen Vertrag mit Alarich geschlossen, der im Jahre 409 zur Brandschatzung Roms führte. Und als nun 410 sogar das Unerhörte geschah, daß Rom in die Hände des stolzen Gotenkönigs Alarich geriet, da kannte die tiefe und aufrichtige Trauer über dieses dunkle Verhängnis bei Hieronymus keine Grenzen. Geradezu hinreißend ist seine Klage über diesen Zusammensturz der herrlichen Mutter der Völker, die denselben jetzt auch zum Grabe werde. „O schrecklich" — so klagt er — „der Erdkreis geht zugrunde, die hochberühmte Stadt, das Haupt des römischen Reiches, ist von einer Feuersbrunst verheert."

Noch tiefer aber, als alle diese Schrecken der Zeit, schnitt ihm die erschütternde Nachricht ins Herz, daß seine besten Freunde, die er in Rom noch besaß, Pammachius, sein Jugendfreund und Marcella, seine

hochverehrte Freundin, inmitten des allgemeinen Elendes ihren Tod gefunden haben. Rührend ist die Klage, die er zwei Jahre später in seinem Nekrolog auf Marcella aus aufrichtigem Herzen anstimmt. Er mußte erst Zeit haben, um das bitterste Leid niederzukämpfen, ehe er fähig war, ihrem Andenken ein würdiges Denkmal zu setzen. — Auch die Versorgung der zahlreich aus dem Occident nach Bethlehem geflüchteten Römer und Römerinnen bereitete ihm schwere Sorge. Dazu kam, um das Maß der Leiden voll zu machen, ein Raubzug arabischer Sarazenen, die Aegypten, Palästina, Phönizien und Syrien zwischen 410 u. 412 verheerten. Ein ganz unerwarteter Ueberfall seiner Klöster vonseiten dieser raub- und mordgierigen Banden versetzte ihn nicht nur in furchtbaren Schrecken, sondern auch in Todesgefahr, der er nur entging, wie er selber sagt: „durch die Barmherzigkeit Christi!" — Auch die Beschwerden des Greisenalters machten sich ihm immer deutlicher fühlbar. — Das Elend der Zeit, das auch an Bethlehem nicht spurlos vorüber gegangen war, suchte Hieronymus zu vergessen, indem er sich mit neuem Eifer seiner alten Lieblingsarbeit wieder zuwandte, nämlich der Fortsetzung seines großen Kommentarwerkes zu den Propheten.

Noch unter dem frischen Eindruck der niederschmetternden Zeitereignisse, und des Leides, das auf ihn hereingestürmt war durch den Tod seiner römischen Freunde, unternahm er seine Erklärung des Propheten Ezechiel. Der Kommentar ist Eustochium gewidmet. Diese Arbeit hat manche Unterbrechung erfahren, ehe sie vollendet war. Das Alter ließ das Werk nicht mehr so leicht von der Hand gehen. Es mußte auch mehr fremde Hilfe in Anspruch genommen werden, da das geschwächte Augenlicht ihm eigene Lektüre nicht mehr ermöglichte. Und seine Vorleser ersetzten ihm gar oft dasselbe nur sehr schlecht. So kam Hieronymus diesmal nur langsam und mühsam vorwärts. Im ganzen gehört aber gerade dieser Kommentar zu den besten Leistungen, die er auf dem Gebiete der Exegese hervorbrachte. Mehr als sonst hielt er sich an die sich selbst gestellte Aufgabe der Ermittlung des historischen Sinnes des Propheten. Interessant ist, daß Hieronymus hier, wie vorher in seinem Jesaja-Kommentar, die Lehre von der Prädestination entschieden ablehnt und für den freien Willen des Menschen eintritt. Von Wichtigkeit ist ferner, daß Hieronymus zu Ezech. 18, 8 für das absolute Verbot des Darlehenzinses eintritt, wie sämtliche Kirchenväter. „Nur der barmherzige Entleiher, der keinen Zins nimmt, macht sich Freunde mit dem ungerechten Mammon, die ihn aufnehmen in die ewigen Hütten." Das ist des Hieronymus zusammenfassende Meinung über diesen, schon in der alten Kirche viel umstrittenen Punkt. — Unmittelbar nach Beendigung der Auslegung des Ezechiel begann Hieronymus die Bearbeitung des Propheten Jeremia. Es war das seine letzte Arbeit auf dem Gebiet der alttestamentlichen Exegese. Es war ihm freilich nicht mehr beschieden, diesen Teil seines Lebenswerkes, die Auslegung sämtlicher alttestamentlichen Propheten, zu vollenden. Der Tod ereilte ihn, nachdem er bereits in sechs Büchern 32 Kapitel des Propheten erklärt hatte.

Ueber diese letzte Arbeit des unermüdlich fleißigen Gelehrten hat schon Zöckler geurteilt, daß sie die reifste aller exegetischen Arbeiten des Hieronymus zu werden versprach.

Schon am Ezechiel=Kommentar trat die allegorische Auslegung entschieden hinter der historischen zurück. Und je mehr sich Hieronymus vom Einfluß des Origenes losmachte, um so Besseres leistete er auf dem Gebiet der historischen Exegese. Eine Eigentümlichkeit dieses Kommentars ist ferner die darin durchgeführte Polemik gegen Pelagius und seine Anhänger, diese neue Ketzerei, die, wie Hieronymus bemerkt, nur die alten Ketzereien des Origenes, Jovinian und Rufin wieder aufnehmen. Dieser letzte Kommentar des Hieronymus ist entschieden eine Leistung, die seine Anlage zum Bibelerklärer von der besten Seite zeigt. Und das Lob kommt ihm mit vollem Recht zu, mag man sonst sein Leben und seinen Charakter beurteilen wie man will, daß er bis ins hohe Greisenalter unermüdlich weiter gearbeitet und auch weiter gelernt hat, um am Schlusse seines Lebens auf dem Gebiet der Exegese seine reifsten Leistungen hervorzubringen.

Daß seit der Beendigung des Origenistischen Streites das Ansehen des Hieronymus in der ganzen christlichen Welt unbestritten fest stand, das bezeugt Orosius, indem er sagt, das ganze Abendland harre auf das Wort des Mönchs in Bethlehem, wie das trockene Vließ auf den Tau des Himmels. Von überall her und aus den vornehmsten christlichen Kreisen wurde er mit wissenschaftlichen Fragen bestürmt, die er z. T. recht geschickt, z. T. aber auch in seiner bekannten oberflächlichen Weise, beantwortet. Auch sein Kommentar zur Apokalypse verdankt seine Entstehung dieser gelehrten, dem Interesse der Exegese dienenden Korrespondenz des Hieronymus. Er setzt sich darin auseinander mit den chiliastischen Träumen des Victorin von Pettau insbesondere, und dann mit dem Chiliasmus überhaupt. Die welche behaupten, daß das in der Apokalypse verheißene 1000jährige Reich ein irdisches Reich sein werde, sind für ihn ebenso schlimme Ketzer wie Cerinth.

Seine schriftstellerische Begabung von ihrer glänzendsten Seite schauen wir in den zahlreichen asketischen Mahnschreiben, die noch in den Klöstern des Mittelalters die beliebteste Lektüre bilden. Der Flügelschlag der Phantasie und das Gaukelspiel des Witzes beleben diese seine Briefe und verleihen ihnen immer wieder, trotz ihres typischen Charakters, einen individuellen Zug. Hieronymus galt nicht nur als Säule der Orthodoxie und als Meister der Exegese, sondern auch als der Patriarch des Mönchtums, an den man sich eben in allen seelsorgerischen Angelegenheiten von überallher wandte. Er pastorierte die ganze vornehme Welt des Abendlandes mit seinen Sendschreiben. Doch werden uns in denselben gelegentlich auch düstere Sittenbilder enthüllt von den traurigen Zuständen, die zu seiner Zeit in etlichen Kirchen herrschten. Man erkennt aber auch den heiligen Ernst, mit dem Hieronymus den vorhandenen Mißbräuchen entgegen tritt. Ferner klingt uns daraus entgegen seine Begeisterung für die mönchische Askese und den jungfräulichen

Stand, die er ja stets als den Höhepunkt aller Christentugend gepriesen hat. — Nach der Katastrophe des Jahres 410 fielen seine diesbezüglichen Ermahnungen auf besonders fruchtbaren Boden. In allen Familien, so ruft er einmal triumphierend aus, glüht der Eifer für das öffentliche Gelübde der Jungfrauschaft. Und als nun gar eine, den vornehmsten Familien Roms angehörige Jungfrau, Demetrias, kurz vor ihrem Hochzeitstag, durch den Verkehr mit Augustin und Alypius für den jungfräulichen Stand gewonnen, in Karthago den Schleier nahm, da konnte Hieronymus in seiner Freude über dies Ereignis nicht anders, als in einem von Ueberschwenglichkeiten triefenden Schreiben der jungen Nonne seinen Segen zu erteilen. Es ist das die letzte derartige Epistel von seiner Hand, die auf uns gekommen ist.

Der letzte Streit, in dem der kampfesmutige Greis noch einmal seine Kräfte maß, ist der bereits erwähnte Pelagianische Streit, der im Schreiben an Demetrias, wie auch bereis im Jeremias-Kommentar, seine Schatten voraus warf. Die Pelagianische Ketzerei bestand in der Leugnung der Erbsünde und in der Behauptung der Möglichkeit einer sündlosen Vollkommenheit des Menschen. Hieronymus verfaßte eine Streitschrift wider die Pelagianer in Dialogen, welche von Augustin gepriesen ward als ein Werk von wunderbarer, und eines solchen Glaubens würdiger Schönheit. Und wirklich hat Hieronymus sich in dieser, seiner letzten Streitschrift, eines anständigen Tones befleißigt, den er sonst nie angeschlagen hat in seinen Streitschriften wider Origenisten, Helvidius, Jovinian oder Vigilantius. Doch auch hier war er nicht imstande, Person und Sache reinlich auseinander zu halten. Es war eben der bequemste Weg, einen Gegner mundtot zu machen, dadurch, daß man seinen Charakter verdächtigt. Doch ist seine Polemik wider Pelagius frei von den häßlichen persönlichen Verunglimpfungen, wie wir dieselben in anderen Streitschriften in Hülle und Fülle finden. Zum Dank hierfür mußte er es aber auch erleben, daß im Jahre 416 eine Rotte fanatischer Anhänger des Pelagius die bethlehemitischen Klöster überfiel, die Insassen derselben, Mönche und Nonnen, tötete, ebenso einen Diakon, und die Klostergebäude in Brand steckte. Nur durch eilige Flucht in einen festen Turm rettete der greise Hieronymus sein Leben. Aber noch im gleichen Jahre wurde Pelagius von zwei afrikanischen Synoden, die zu Karthago abgehalten wurden, gebrandmarkt als Urheber verdammungswürdiger Ketzereien, und Hieronymus, der hiervon Kunde erhielt, beglückwünschte Augustin frohlockend zu diesem Siege: Ich habe zwar allezeit deine Heiligkeit mit geziemender Ehrbezeugung verehrt, aber jetzt fügen wir, wenn es möglich ist, zu dem gehäuften Maße noch etwas hinzu und machen es ganz voll, indem wir ohne Erwähnung deines Namens keine Stunde verstreichen lassen. Heil deiner Tapferkeit; auf dem ganzen Erdkreis wirst du gefeiert, die Katholiken verehren dich und achten dich hoch als den Neubegründer des alten Glaubens. Aber noch einmal trat an den greisen Kämpfer die Aufforderung, in Sachen des Pelagianismus die Feder zu ergreifen, als der Diakon Annianus

von Celeda in einer Gegenschrift wider seine Dialoge Front machte, und auch der berühmte Exeget der antiochenischen Theologenschule, Theodor von Mopsuestia sich in den Streit mischte und wider Hieronymus Stellung nahm. In seinem letzten Brief an Augustin und Alypius, die ihn ermahnt hatten, den Annian zu widerlegen, äußerte er: Wenn der Herr mir das Leben schenkt, und wir Schreiber erlangen können, werden wir einige Nächte dazu verwenden und ihm antworten. Doch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, wurde er abgerufen aus einem Leben voll Kampf und Arbeit, nachdem ihn noch der tiefe Schmerz betroffen, daß seine heißgeliebte Eustochium, seine treueste Schülerin, vor ihm abgerufen ward. Diese Vereinsamung im hohen Alter lastete schwer auf seinem Gemüt. Fast vierzig Jahre lang hatte er in innigster Geistesgemeinschaft mit Eustochium gelebt. Mit ihrem Tod war die letzte Freundin aus früheren Jahren ihm entrissen worden.

Ueber sein Lebensende ist uns nichts Näheres bekannt. Prosper setzt in seinem Chronikon den Todestag des Hieronymus auf den 30. September 420. Grützmacher faßt sein abschließendes Urteil über das Leben und Wirken des Hieronymus dahin zusammen:*) „Das Leben des Hieronymus war ein langes, aber kein inhaltsleeres. Es ist reich an Arbeit und Kämpfen gewesen. Sein Charakter ist nicht frei von häßlichen und unsympathischen Zügen, die uns vor allem in seinen Streitigkeiten mit seinen verschiedenen Gegnern entgegentreten. Wir glauben, sie nicht bemäntelt zu haben. Aber was ihn zu diesen Kämpfen trieb und in leidenschaftlicher Heftigkeit fortriß, war doch nicht nur persönliche Eitelkeit und Rechthaberei, sondern der ehrliche Eifer für das als höchstes erkannte christliche Virginitätsideal und für die Orthodoxie. Durch sein größtes wissenschaftliches Lebenswerk aber, durch die Vulgata, hat sich Hieronymus um die abendländische Kirche ein unbestreitbares Verdienst erworben und verdient es, neben Augustin als ihr gelehrtester Kirchenvater gefeiert zu werden."

Ist unser Volk ein christliches zu nennen?

Wir haben im Märzheft vorigen Jahres unter dem Titel: „Russische Juden als Anarchisten" auf das freche, unverschämte Gebahren der Juden hingewiesen. Ein weiteres Stück der Judenfrechheit hat im Can. „Kirchenblatt." die gebührende Beleuchtung gefunden. Das Blatt trifft den Nagel auf den Kopf, wenn es schreibt, wie folgt:

„Das Konzil der vereinigten amerikanischen hebräischen Gemeinden macht in letzter Zeit viel von sich reden. Es hat nämlich auf einer Versammlung in Philadelphia, Pa., wichtige

*) Anmerkung: Es sei hier schießlich noch einmal daran erinnert, daß obige Ausführungen sich fast ausschließlich und großenteils wörtlich anschließen an das ausführliche, äußerst interessante und instruktive dreibändige Werk Grützmachers: Hieronymus, eine biographische Studie zur alten Kirchengeschichte I, 298 Seiten, 1901; II, 270 Seiten, 1906; III, 293 Seiten, 1908. Berin, Trowitzsch & Sohn. Gesamtpreis brochiert Mk. 20.

Beschlüsse gefaßt. Auf die Frage: Ist unsere (die amerikanische) Nation eine christliche? antworten sie mit: Nein. Ferner protestierten sie dagegen, daß die Legislaturen den ersten Tag der Woche in den Gesetzen als „den Tag des Herrn oder den Sabbat bezeichnen," da dadurch den Gesetzen ein religiöses Gepräge aufgedrückt werde, das ihnen nicht gebühre. Ferner protestierten sie gegen den Gebrauch der Bibel und gegen alle religiösen Uebungen in den Freischulen. Die christliche Presse spricht sich im allgemeinen darüber zustimmend aus. So sagt z. B. der „Zionsbote": „Selbst vom rein christlichen Standpunkt aus beurteilt, kann man nicht sagen, daß die Juden mit diesen Protesten so sehr im Unrecht seien. Der Jude wehrt sich vor allen Dingen gegen eine Vereinigung zwischen Kirche und Staat, die er, wie von der Versammlung hervorgehoben wurde, aus trauriger und bitterer Erfahrung genugsam kenne." Die „Ohio Kirchenzeitung" schreibt: „Obige Beschlüsse der Juden sind sicherlich mit der Konstitution des Landes, die keine Religion als Staatsreligion kennt und völlige Religionsfreiheit ihren Bürgern zusichert, im Einklang." Ja, ein katholisches Blatt ist sogar sehr begeistert dafür und schreibt: „Wir begrüßen von ganzem Herzen den Kampf, den unsere Mitbürger israelitischen Bekenntnisses schon seit längerem wider die Lesung der Bibel in den Staatsschulen geführt haben, und den sie nun mit noch mehr Methode und Nachdruck zu führen beschlossen haben. Die Israeliten der Ver. Staaten mögen ihren Kampf gegen die Bibel nur eifrig führen; sie mögen sich an die Gerichte wenden, sie mögen alles unter dem Gesetz Erlaubte tun, um ihr Ziel, die Verbannung der Bibel aus den Staatsschulen, zu erreichen. Damit leisten sie jenen Protestanten, denen es um eine christlich-konfessionelle Erziehung ihrer Kinder zu tun ist, und uns Katholiken einen großen Dienst." Es mag immerhin etwas wahres dran sein, wir möchten aber mit dem Lobe etwas sparsamer umgehen. Sind denn die Juden, die Erzfeinde Christi, wirklich die berufenen Verteidiger des Staatsrechtes! Ist es denn wirklich das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, welches jene jüdische Versammlung zu ihren Beschlüssen bewogen hat! Ist es nicht vielmehr der alte Haß gegen Christum und sein Wort? Die Juden möchten gern die Ver. Staaten zu einem unchristlichen Lande machen. Sie beschlossen sogar auf ihrer Versammlung, durch Verbreitung geeigneter Schriften über die Grenzen von Staat und Kirche aufklärend zu wirken und überzeugend zu beweisen, daß dies Land vom Standpunkt der Verfassung aus kein christliches Land sei. Das ist aber eben nicht wahr. Die Unchristlichkeit der Verfassung beschränkt sich nur darauf, daß sie religiöse Gleichberechtigung sichert. Die „Abendschule" bemerkt dazu in treffender Weise: Die Bundesregierung soll keine Staatskirche schaffen, und es soll die Berechtigung zu öffentlichen Aemtern nicht von einer religiösen Prüfung abhängig gemacht werden. Christen und Juden, Gläubige und Ungläubige sollen gleich sein vor den Gesetzen. Wie die Bundes-Konstitution, besagt im wesentlichen auch jede einzelne unserer Staatsverfassungen dasselbe; ja, ihrer viele gehen noch weiter, *sie* enthalten eine ausgesprochene Aner-

kennung Gottes (so z. B. die Illinoiser: „Wir, das Volk von Illinois, dankbar dem allmächtigen Gott für die bürgerliche, politische und religiöse Freiheit" u. s. w.) Daß aber in den Staatsverfassungen Gott genannt ist, in der Bundesverfassung nicht, macht das Land als solches weder zu einem christlichen noch unchristlichen. Auch das macht es noch nicht vor dem Gesetz christlich, daß die Regierung christliche Geistliche in ihren Diensten hat und bezahlt, um ihren Soldaten und Matrosen christliche Erbauung und Belehrung zu gewähren — es müssen eben christliche Prediger sein, weil sie dem religiösen Bedürfnis von Leuten dienen sollen, die in überwiegender Mehrheit sich zum Christentum bekennen —; ferner das nicht, daß der Präsident seinen Eid auf die Bibel ablegt und daß er jährlich eine Proklamation erläßt, in welcher er die Bevölkerung auffordert, der göttlichen Güte für empfangene Wohltaten und Segnungen zu danken; und auch das nicht, daß in beiden Häusern des Kongresses wie in den Staatsgesetzgebungen die Verhandlungen alltäglich mit Gebet eröffnet werden. Selbst die gesetzmäßige Einsetzung des Sonntags macht das Land noch nicht zu einem christlichen Lande. Denn politisch ist der Sonntag nichts als ein weltlicher Ruhetag, eine Maßregel zum Schutze der öffentlichen Gesundheit und Wohlfahrt, die mit der Religion nichts zu tun hat. Weil jedoch zur Verhütung allgemeiner Unordnung es notwendig ist, *einen* bestimmten Tag festzusetzen, an dem die gewöhnliche Arbeit aufzuhören hat, und weil die vorherrschende Religion *auch* einen wöchentlichen Ruhe- und Feiertag anordnet, der als solcher von der überwiegenden Mehrheit des Volkes beobachtet wird, so war es zweckmäßig, daß der Staat denselben und nicht einen andern Tag festsetzte. Und dennoch ist unser Land ein christliches, — auch vom juristischen Standpunkte! „Obgleich", schreibt ein anerkannter Rechtslehrer, „die Gründung von Staatskirchen und Ungleichheit der Rechte verboten ist und der Staat in seinen Beziehungen zu dem Einzelnen nicht Rechtgläubigkeit noch Ketzerei, nicht Christentum oder Unglauben, Judentum oder Muhammedanertum kennen soll, so kann die Gesetzgebung doch nicht die Anerkennung der Tatsache umgehen, daß in der Hauptsache das Christentum die Religion dieses Landes ist." Daß ein Land ein christliches Land ist, dessen Bewohner in überwältigender Mehrheit zur christlichen Religion sich bekennen, soweit sie sich überhaupt zu einer bekennen, ist schon vernünftigerweise nicht in Abrede zu stellen. Aber noch weit mehr; das Christentum, von unschätzbarem Inhalt für das einzelne Menschenherz, ist nicht *bloß* eine Religion, sondern auch eine Weltanschauung, die ihre eigenen sittlichen Werte geschaffen hat, eine geschichtbildende, menschheitentwickelnde, in inneren Antrieben wie in äußeren gesellschaftlichen Wirkungen sich bekundende Kraft. Und die Vereinigten Staaten, gleich andern christlichen Ländern, standen und stehen unter dem Einflusse dieser Kraft. Ihre Gesittung ist, im Gegensatz zur heidnischen, muhammedanischen, buddhistischen u. s. w., die christliche Gesittung, ihre Moral ist die christliche Moral. Dem Einfluß dieser Moral und Gesittung und den sich daraus ergebenden Rechts-

grundsätzen und Rechtsbegriffen ist unvermeidlich jeder Bewohner jedes christlichen Landes unterworfen. Das macht, auch „vom Standpunkt der Verfassung aus,“ unser Land zu einem seinem Wesen nach christlichen Lande.“

Die Zustimmung der katholischen Presse zu dem Judenkampf gegen das Lesen der Bibel in der Schule sollte wahrlich den christlichen Blättern der Protestanten die Augen öffnen, die in ihrer Trennung von Staatsschule und Religion so radikal sind, daß sie sogar den Juden noch recht geben in ihrem frechen Gebahren.

Religion in der öffentlichen Schule.*)

Referat von W. Breitenbach, P.

„In meinen Landen kann jeder nach seiner Façon selig werden.“ Mit diesen bekannten Worten Friedrichs des Großen wurde zum ersten Mal eine allgemeine Freiheit religiöser Ueberzeugungen und ungestörter Ausübung irgend eines religiösen Kultus verkündigt. Eine gewisse Religionsfreiheit zwar war den kämpfenden Parteien nach der Reformation im Augsburger Religionsfrieden schon im Jahre 1555 gewährt worden, aber es waren neben der katholischen Kirche nur die Protestanten, d. h. lutherische Protestanten, die sich dieses Privilegiums erfreuten. In dem Westfälischen Frieden, am Ende des dreißigjährigen Krieges, 1648, wurden diese Privilegien erneuert, und dann als dritte Partei die reformierten Kirchen eingeschlossen. Doch waren diese Bestimmungen immer noch weit entfernt von einer allgemeinen Religionsfreiheit (d. h. was wir heute darunter verstehen), denn in protestantischen Ländern, z. B. in England, wurden die Dissenters und Sekten gerade so verfolgt, wie vorher die Katholiken die Protestanten verfolgt hatten; und wo nicht verfolgt, wurden sie doch nur geduldet. Und wie die religiöse Unduldsamkeit bis in die neueste Zeit hereinreicht, sehen wir an der gewaltsamen Russifizierung der protestantischen Finnen, sowie den Verfolgungen der Juden in Rußland und andern Ländern, wobei allerdings in beiden Fällen die Religion nicht das ausschließliche Motiv ist. Es war somit ein wirklich erlösendes Wort, wichtig für die Freiheit der Welt, das oben erwähnte Wort, das Friedrich der Große sprach, und zwar sprach in seiner Eigenschaft als König und damit als summus episcopus seiner, der protestantischen Kirche. Wir wissen nun freilich, daß bei Friedrich, dem Großen, es weniger ein Prinzip seines Liberalismus war, was ihn dieses Wort aussprechen ließ, als sein völliger Indifferentismus in religiösen Dingen. Die erste Nation daher, welche die Freiheit religiösen Denkens mit allen andern Freiheiten einem jeden als unveräußerliches göttliches Recht garantierte, waren die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Staat und Kirche wurden vollständig getrennt, und damit

*) Man vergleiche damit, was wir im vorigen Jahrgang, Juliheft 1909, Seite 281, in anderem Zusammenhang gesagt haben. Es ist ein Majestätsverbrechen des Staats gegen den Herrn der Welt, wenn er die Kinder ohne religiöse Erziehung aufwachsen läßt.

der unseligen Verquickung von bürgerlichem und kirchlichem Regiment, von öffentlichen und religiösen Dingen, die von der Zeit an, wo der Papst als weltlicher Machthaber ein Land beanspruchte, bis heute, wo noch weltliche Machthaber, Kaiser und Könige, den Titel "summus episcopus" ihrer Kirche, und sei es auch nur dem Namen nach, tragen, so unsägliches Unheil über die Menschheit gebracht hat.

Unter all den Freiheiten, die unser großes und schönes Land uns gewährt, freuen wir uns wahrlich nicht zuletzt dieser religiösen Freiheit, und sie wäre von allen die letzte, die wir preisgeben würden, wenngleich auf der andern Seite zugestanden werden muß, daß infolge dessen der Zustand der christlichen Kirche in diesem Lande nicht gerade ein idealer ist, das Sektenwesen hier die üppigsten Blüten trägt, und in dieser unglaublichen Zersplitterung der protestantischen Kirchen die Zeit ferner als je scheint, von der uns verheißen ist, daß der eine Hirte die eine Herde weiden wird.

Aber, auf der andern Seite: Obwohl die Religion in unserer Konstitution und Regierung keine offizielle Stellung hat, obwohl unsere Konstitution einem jeden das Recht garantiert, keine Religion zu haben, wollen wir etwa als Nation der übrigen Welt gegenüber sagen, daß Religion etwas Unnötiges sei, daß wir ein irreligiöses Volk sind oder sein wollen, oder daß ein Mensch ohne Religion sittlich ebenso hoch steht wie mit Religion? — Nein, wir wissen und anerkennen auch als Nation, sei es auch nicht in unserer Konstitution geschrieben, daß ein Land mit der Religion seinen teuersten Schatz verliert. Wir wissen von Griechen und Römern, sowie von andern Völkern, daß ihr Rückgang begann mit der Gleichgültigkeit gegen ihre Religion, ihre Götter, und wenn diese auch falsch gewesen sein mögen. Daß die Religion in unserm Lande noch, nicht nur als berechtigt, sondern auch als notwendig angesehen wird, beweist die Ausnahmestellung, die man ihren Vertretern im sozialen Leben fast überall anstandslos einräumt, die Achtung, mit der man ihnen begegnet, der Anteil, den die Vertreter der Religion auch bei öffentlichen Gelegenheiten, bei Festlichkeiten, an gesetzlichen Feiertagen auch offiziell nehmen (ein Beispiel aus neuer Zeit: Weltausstellung in St. Louis.*) — Weiter: Offiziell bekennen wir keine bestimmte Religion, der Muhammedaner mag nach seinem Koran leben, der Jude nach seinem Talmud, so gut wie der Christ nach seiner Bibel; der Chinese und Indier mag seine Götzen, der afrikanische Neger seine Fetische in dieses Land herüberbringen und sie anbeten, auch kann er ungestört seine religiösen Uebungen verrichten, vor dem Gesetz ist eine Religion so gut wie die andere, solange nicht die Gesetze des Staates dabei übertreten werden. Aber sind wir nicht, wollen wir nicht trotz allem ein ausgesprochenes christliches Volk sein, das in der christlichen Aera

*) Ja noch mehr: In einer Beziehung sind die Vertreter der Religion sogar als offizielle Staatsdiener anerkannt, indem ihnen, wie dem Friedensrichter, das Recht zusteht, eine Eheschließung zu vollziehen, ein Recht, das ein Geistlicher bekanntlich nicht einmal in Deutschland besitzt, wo er doch Staatsbeamter ist.

lebt, *christlicher* Kultur und Zivilisation sich erfreut, wo jedes Gesetz, das gegeben ist, den Stempel christlichen Einflusses und christlicher Ethik trägt? *Ganz gewiß*, und das ist sogar offiziell anerkannt, indem Senat und Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten, sowie eines jeden einzelnen Staates, Heer und Marine ihre *christlichen* Kapläne haben, jeder Kongreß und jede Präsidenten-Inauguration mit Gebet eingeleitet wird, und der Präsident im November jeden Jahres in seiner Danksagungsproklamation das Volk der Vereinigten Staaten zum Danke gegen Gott auffordert, und zwar den Gott der *Christen*, obwohl sich auch Anhänger Allahs, Brahmas und Buddhas hier befinden, die unter unserer Konstitution mit Recht verlangen könnten, daß auch ihr Gott dabei erwähnt würde.

Wenn nun also im Bisherigen gezeigt worden ist, daß trotz der Trennung von Staat und Kirche es in unserm Lande keineswegs so steht, daß wir ein unchristliches oder gar ein unreligiöses Volk sind oder sein wollen, sondern daß der Staat die christliche Religion nicht nur anerkennt, sondern bei bestimmten Gelegenheiten geradezu bekennt, ist es nun recht, oder auch nur logisch, daß die Religion aus dem Lehrplan der öffentlichen oder Staatsschulen völlig verbannt ist? Ich will zu beweisen versuchen, daß es beides, unlogisch und unrecht, ist.

Angenommen, es würde heute der Versuch gemacht, die Religion in die öffentliche Schule einzuführen, was würde geschehen? Ein fürchterlicher Sturm des Protestes würde sich dagegen erheben. Aber merkwürdig, wer wären die Gegner? Nicht etwa die Ungläubigen und Atheisten, Turner- und andere Kreise, Juden und Judengenossen allein, sondern die Kirchenleute vieler Denominationen, darunter fromme Christen. Mit den ersteren wäre verhältnismäßig leicht fertig zu werden, denn ich glaube, sie fänden sich bald in hilfloser Minorität. Was bewegt aber die letzteren, auf die Seite jener zu treten? Ist es möglich, daß gute Christen dagegen ankämpfen können, leidenschaftlich sogar?

Die Milwaukeer „Germania", ein sonst ausgezeichnetes Blatt, über dessen christliche Tendenzen kein Zweifel besteht, sprach vor einiger Zeit in einem Leitartikel seine äußerste Genugtuung über einen Beschluß des Cincinnatier Schulrats aus, der auf einen Protest der Bürger dieser Stadt hin, das Lernen der zehn Gebote und des 23. Psalms in den Schulen verbot. Und wie dieses Blatt, so verfechten viele religiöse Blätter, Hand in Hand mit ungläubigen täglichen Zeitungen, aufs rigoröseste dieses Prinzip: „Nichts Religiöses in der Volksschule! Völlige Trennung von Staat und Religion! Gleiche Rechte für alle! Es ist nicht recht in einem freien Lande, irgend jemand etwas aufzuzwingen, was er nicht will, ihn mit bezahlen zu machen für etwas, das gegen seine persönliche Ueberzeugung verstößt." Aber warum wachen diese guten Christen gerade, wenn es sich um die *Religion* handelt, so eifersüchtig über die Rechte der Ungläubigen und Juden? In andern Dingen gibt die Majorität den Ausschlag, warum nicht auch hier? Wenn die Majorität der Stimmgeber oder des Schulrats beschließt, das Deut-

sche oder Französische in den Schulplan einzufügen, so geschieht es, die Minorität hat sich zu fügen und — zu bezahlen, ob sie es wollen oder nicht.

Einer der Hauptgründe, der gegen das gelegentliche oder systematische Lehren der Religion geltend gemacht wird, ist folgender: Der Staat, der die Schulen einrichtet, will nur für die intellektuelle Erziehung der Kinder sorgen, für die Entwicklung des Geistes und Verstandes. Sein Bestreben ist, aus den Kindern tüchtige Staats- und Weltbürger zu machen; sie zu guten Christen heranzubilden, ist die Arbeit der Kirche. Das hört sich logisch an. Ich will zu beweisen versuchen, daß es nicht logisch ist.

In der Volksschule wird Literatur gelehrt. Da werden die Werke Shakespeares, Miltons, Byrons, Longfellows gelesen und besprochen, in den besseren Hochschulen auch die Werke ausländischer Dichter, Schillers, Goethes, Molières, Victor Hugos. Ist es nun logisch, so frage ich im Gegenteil, ganz abgesehen von aller Religion, das großartigste und hervorragendste Literaturprodukt, das die Welt besitzt, das merkwürdigste Buch, das es gibt — wie auch Nichtchristen zugeben, das älteste und doch am meisten, in fast allen Sprachen der Welt gelesene und verbreiteste unter allen Büchern des Erdballs, die B i b e l, dieses Buch, welches die epochemachenden Werke — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will — eines Mose, Jesaja, Paulus, die unsterblichen Dichtungen eines David und Salomo enthält, völlig zu ignorieren?

In der öffentlichen Schule wird Welt- und Kulturgeschichte gelehrt. Das Leben und die Taten eines Alexanders des Großen, eines Caesars, eines Karls des Großen wird durchgenommen. Ausländische, besonders englische Geschichte wird oft ganz ohne Verhältnis ausführlich gelehrt, so daß das Leben von Männern, wie Heinrich VIII., den Schülern eingeprägt wird. Ist es nun logisch, das Volk Israel, das älteste Kulturvolk, von dessen Geschichte wir eine völlig ununterbrochene Darstellung besitzen, das Volk, aus dessen Kultur sich die unsere entwickelt hat, zu ignorieren? Vor allem das Leben d e s Mannes, den dieses Volk uns geschenkt hat, totzuschweigen, das Leben des Jesus von Nazareth, des, wie auch von ehrlichen Gegnern des Christentums anerkannt wird, größesten und herrlichsten Menschen, der je gelebt hat; eine historische Persönlichkeit, so gut wie obige, den Gründer unserer Zivilisation, nach dessen Geburt unsere Zeit berechnet wird, und auf den auch im bürgerlichen und allgemeinen Leben so manche Einrichtung direkt hinweist — das Leben dieses Mannes, und die Urkunden seines Lebens, die Evangelien, zu ignorieren?

Ferner, in der Schule wird, direkt oder indirekt, auf die Sittlichkeit der Schüler eingewirkt, man sagt ihnen, was recht und unrecht, was Gesetz ist; man achtet auf ihr Betragen; man malt ihnen mit Kreide die Mägen von Säufern an die Wand; man gibt ihnen nur gute Bücher zu lesen: in den Schulausgaben von Shakespeare und andern Dichtern sind die anstößigen Stellen sorgfältig ausgemerzt; ist es nun logisch,

dabei die anerkannt höchste Moral, die christliche, die Vorschriften eines, menschlich geredet, der größesten und weisesten Gesetzgeber, Mose, die zehn Gebote, die Quintessenz von allem, was gut und sittlich ist, einfach totzuschweigen?

Wenn wir also sehen, daß der Satz: „Da der Staat als solcher nichts mit Religion zu tun hat, so darf in der Staatsschule Religion nicht gelehrt werden," durchaus unlogisch ist, so ist er noch viel weniger richtig, wenn wir ihn besehen vom Standpunkt eines christlichen Volkes, das wir sind und sein wollen, wie oben zu beweisen versucht wurde. Als ein christliches Volk müssen wir wissen, daß die Erziehung der Kinder ohne Religion nicht nur unvollständig, sondern einfach verfehlt ist. Der Staat anerkennt die Superiorität der Eltern über die Kinder, der Alten und Erfahrenen über die Jungen, aber nur das Gebot: „Ehre Vater und Mutter," den Kindern von Jugend auf gelehrt, kann diesem Grundgesetz wirklichen Gehalt geben. Die Unverletzlichkeit des Eides. wie kann sie anders aufrecht erhalten werden, als durch die Religion; als wenn dem Kinde eingeprägt wird, daß ein Gott ist, der mit furchtbarer Rache über den Meineidigen kommt. Die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, wie kann sie anders eingeprägt werden, als durch die Religion, die uns sagt, daß sie eine göttliche Institution ist. Ja der allergewöhnlichste Gehorsam gegen die Gesetze, namentlich hier, als in einem Lande, wo jeder sich frei fühlt, frei in jedem Sinne des Wortes, kann nicht anders erreicht werden, als durch religiöse Einflüsse, als wenn die Religion die treibende Kraft, und das Bewußtsein vorhanden ist, daß es Gott ist, der in der Obrigkeit regiert; Gott, der in seinem Worte sagt: „Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist u. s. w." Der Staat darum, der bei der Erziehung der Kinder die Religion beiseite setzt, beraubt sich selbst des größten Vorteils, der ihm in die Hand gegeben ist, des besten Mittels, mit den Kindern sein Ziel zu erreichen, nämlich gute Bürger aus ihnen zu machen. Es ist wohl nicht nötig, besondere Beweise für die Wahrheit des Gesagten zu bringen. Man baucht nur obige Sätze umzudrehen, d. h. die der religionslosen Erziehung der Jugend, die dadurch in unserm Lande geschaffenen Zustände anzusehen, um den Beweis zu finden. Wo in irgend einem zivilisierten Lande findet man so viele ungezogene und undisziplinierte Kinder und junge Leute, die Eltern und Lehrern den Gehorsam verweigern und keine Subordination kennen? Wo in der Welt wird der Eid abgenommen und gebrochen in so unbeschreiblich frivoler Weise? In der Zahl der Ehescheidungen steht unser Land bekanntlich oben an (mit Frankreich an zweiter Stelle, was genau dieselbe Ursache hat; nämlich Irreligiosität.) Diese Leichtfertigkeit in der Eheschließung und Ehescheidung zeigt, daß das Hauptfundament christlicher Kultur, das Familienleben, auf gefährliche Weise untergraben ist. Hand in Hand damit geht der unglaubliche Leichtsinn, mit dem die Gesetze des Landes übertreten werden, die Frivolität, mit der sich die Korruption im öffentlichen und politischen Leben ohne Scham breit macht, die Gleichgültigkeit des Volkes, das diese

Uebelstände kennt und doch nicht bemüht ist, sie abzustellen, sondern den Dingen sozusagen achselzuckend den Lauf läßt. (Ich will dabei nicht behaupten, daß unser Volk etwa schlimmer sei als andere, mehr Verbrecher hervorbringt, oder moralisch tiefer steht als andere, aber in andern Ländern ist doch die Achtung vor dem Gesetz eine höhere, und das öffentliche Gewissen viel leichter geweckt; auch dürfen es die Gesetzesübertreter nicht wagen, so frech und ungeniert hervorzutreten, wie hier.)

Die Wurzel all dieser Uebel ist die religionslose Volksschule, der leidige Umstand, daß der Staat in der Religion nicht den wichtigsten Faktor erkennt, die Mächte des Bösen zu schlagen und die des Guten zu kräftigen. Und deswegen ist es ein vielleicht nie wieder gut zu machender Fehler, daß auch Christen Trennung von Staat und Religion in dem Sinne verlangen, als ob das Christentum nur Sache des Herzens und Gewissens sei, und nicht bedenken, daß es, und zwar in absolut erster Linie, eine Sache des Lebens und Wandels ist.

Und wenn wir dieses Problem endlich ansehen von dem Standpunkt von Predigern des Evangeliums, so können wir nicht umhin, es auszusprechen, daß die religionslose Volksschule der Fluch unsers sonst von Gott so reich gesegneten Landes ist, das größte Hindernis in dem Werk, an dem wir arbeiten, eine Schande für ein christliches Volk. Wenn wir mit Bangen die wachsende Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, namentlich auch in der Jugend, die nicht weiß und anerkennt, was für Wohltaten das Christentum der Welt gebracht hat, sehen, die leeren Kirchen, welche anzufüllen der Prediger nach den sensationellsten Themen greifen muß, um die Leute anzulocken, woher all dies?

Hat das Wort Gottes seine Kraft über die Menschheit verloren, die Kraft von der es heißt, daß sie Berge zerreißt und Felsen zerschlägt? Hat das Christentum aufgehört, ein Salz der Erde und ein Licht der Welt zu sein; hat unser materialistisches Zeitalter kein Bedürfnis mehr für geistige Segnungen und himmlische Güter? Es mag in mancher Hinsicht wohl wahr sein, daß unser Zeitalter, wie man es oft aussprechen hört, dem Bilde der lauen Gemeinde von Laodicea in der Offenbarung Johannes entspricht, aber ein anderes, und meiner Meinung nach die Hauptursache dieser jämmerlichen Zustände, ist Unwissenheit, unglaubliche, schändliche Unwissenheit! Sie wissens nicht, denn sie haben's nicht gelernt! Die einzige Gelegenheit, die Tausende von Kindern unsers Landes haben, Religion und religiöse Dinge zu hören und zu lernen, ist die Sonntagschule, eine kurze Stunde des Sonntags. Und wie geht es da meistens zu? Wie unendlich kläglich ist dieser Unterricht, oft erteilt von sog. Sonntagschullehrern, kaum selbst den Kinderschuhen entwachsen, und die selbst noch sehr des Unterrichts bedürften! Das ist die einzige Unterrichtsweise, die viele Tausende in der christlichen Heilswahrheit bekommen, und zwar die meisten von denen, die in unserm Lande überhaupt religiösen Unterricht erhalten. Und was kommt dabei heraus? Es wäre eine sehr interessante, wenn auch wenig erbau-

liche Erfahrung, die man machte, wollte man da nachforschen, wie viele bewandert sind in den biblischen Geschichten, und wie viele oder wie wenige eine Idee haben vom Katechismus, von der zusammenhängenden Darlegung christlichen Glaubens.

Wenige Augenblicke ruhigen Nachdenkens genügen, uns schaudern zu lassen vor der bodenlosen Tiefe der Unwissenheit in religiösen Dingen, die sich da vor uns auftut. Denn wir müssen dabei noch bedenken, daß es nur ein Sechstel, nein, vielleicht nur ein Zehntel aller Kinder unsers Landes ist, die regelmäßig eine Sonntagschule besuchen. Und die Millionen, die noch nie eine Kirche oder Sonntagschule besucht haben, teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Vorurteil, obwohl dieselben sich rechts und links von ihnen befinden mögen, leben in völliger Unwissenheit in religiösen Dingen dahin, haben keine Ahnung, was das Christentum eigentlich ist, was es in der Welt sein will, was seine Ziele sind; haben, obwohl mitten in der Christenheit, in Wirklichkeit noch nichts von dem Manne gehört, dem sie die Zivilisation verdanken, in der sie leben; nichts von dem Schönsten aller Menschenkinder, dessen Name vielleicht nur als ein Fluchwort über ihre Lippen gekommen ist! Und dabei haben sie eine öffentliche Schule besucht; es wurden ihnen darin auch gute und edle Dinge gesagt und gelehrt, es wurde darin gesprochen von hohen Idealen des Lebens — aber die mächtige Stütze, die die Kraft gewährt, ein solches Leben zu führen, den Charakter zu bilden, männlich und stark, mild und liebend zugleich — das C h r i st e n t u m — die war ihnen vorenthalten worden!

Steht dem gegenüber nicht, namentlich uns deutschen Predigern, täglich der ungeheure Kontrast zwischen den Alten und den Jungen in unsern Gemeinden in dieser Beziehung vor Augen? Ueber welch einen reichen, unvergänglichen Schatz von Sprüchen und Liedern verfügen diejenigen Glieder unserer Gemeinden, die noch in Deutschland geboren und erzogen sind; wie ist ihnen, obwohl es vielleicht schon Jahre und Jahrzehnte her sind, seit sie's in der Schule gelernt haben, biblische Geschichte und Katechismus noch heute geläufig! Dem gegenüber, welch bodenlose Ignoranz durchschnittlich unter unsern Jungen und Kindern, die dabei noch einen viel besseren und gründlicheren Religionsunterricht genossen haben, als wie er gewöhnlich in englischen Kirchengemeinschaften geboten wird. Es möchte da nun mancher geltend machen, daß trotz des ausgezeichneten Religionsunterrichts, den die Kinder in Deutschland erhalten, auch dort der Unglaube immer mehr zunehme, und die kirchlichen Zustände im alten Vaterlande durchaus nicht die Besten seien. Das ist leider wahr, aber darum wird gewiß niemand die Unwissenheit gutheißen und sagen wollen, daß, weil eine gute Schulung in der Religion vor dem Unglauben nicht schütze, eine solche überhaupt unnötig sei. Nein, die Unwissenheit ist überall und immer eine Schmach. Im Gegenteil, wir müssen sagen, wenn schon unter den bestehenden Verhältnissen in unserm Lande da, w o noch religiöses Leben vorhanden ist, dasselbe im allgemeinen ein viel regeres und aktiveres ist, als drüben, welch

ein Segen müßte es sein, wenn hier dieselbe Schulung vorhanden wäre, als in Deutschland.

Und nun denn das Heilmittel! Es gibt eben nur das e i n e: Religion muß wieder in der Schule gelehrt werden, das Christentum, das Wort des Lebens, es muß dem kindlichen Gemüte eingeprägt werden, so gut als Grammatik, Lesen, Schreiben und Rechnen, denn es braucht die Religion auf dem Wege des Lebens gerade so notwendig, und notwendiger als alles Wissen. Aber wie? Es ist ein Problem wert des Arbeitens und Schweißes der Weisesten und Besten. Tausende haben die Notwendigkeit der religiösen Erziehung ihrer Kinder eingesehen, haben sie deshalb aus der Volksschule weggenommen und in die Gemeindeschule geschickt, wie sie von Katholiken und Lutheranern sowohl als von unsern eigenen Gemeinden und andern Kirchen gegründet worden sind. Aber die Gemeindeschule kann das Problem nicht lösen, denn abgesehen davon, daß nur die größeren Gemeinden diese doppelte Besteuerung tragen können, — was würde wohl aus der Volksschule werden, wenn alle andern Denominationen, Methodisten, Presbyterianer, Baptisten, Episkopale u. a. dem Beispiele der obigen Kirchengemeinschaften folgen und Parochialschulen gründen wollten? Das würde die Lage nur noch schwieriger gestalten. Nein, die Hilfe muß von der öffentlichen Schule selbst kommen. Doch wie? In Deutschland unterrichtet der Schullehrer in der Religion, wie in jedem andern Lehrfach. Da die Religion dort offiziellen Charakter trägt, so ist es entweder eine protestantische oder katholische Schule, je nach dem Vorherrschen der einen oder andern Konfession, und auch der Lehrer demgemäß entweder protestantisch oder katholisch. Kinder, der andern Denomination angehörig, nehmen an diesem Unterricht nicht teil, oder, wie in Städten, sie besuchen den Religionsunterricht ihrer Konfession, der zur selben Zeit an anderm Orte gehalten wird. Es ist klar, daß dieses System hier keine Anwendung finden könnte, denn da hier religiöse Freiheit herrscht, könnte kein Lehrer gezwungen werden, dieser oder jener religiösen Denomination anzugehören. Auch würde die Menge der verschiedenen Denominationen, die es hier gibt, bald eine unheilbare Verwirrung im Religionsunterricht zurfolge haben. Auch müßte der Versuch von seiten irgend einer Denomination, sich etwa des öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen, die Kontrolle darüber zu gewinnen und ihn nach ihrer Art zu färben, wie dies vor etlichen Jahren in Baltimore von seiten katholischer Schwestern geschehen ist, als ein Eingriff in die religiöse Freiheit, die die Konstitution garantiert, zurückgewiesen werden. Auf der andern Seite muß gesagt werden, daß auch hier schon mancher Lehrer und manche Lehrerin, die fromme Christen waren (zu welcher Denomination sie kirchlich auch gehören mochten), unter den ihnen anbefohlenen Kindern einen guten Samen ausgesät haben, indem sie ihnen die Herrlichkeit des Wortes Gottes nahegelegt, oder es sogar mit ihnen gelesen haben, und auch sonst in christlichem Sinne unter den Kindern wirkten. Aber was sie so taten, geschah sozusagen auf ihr eigenes Risiko, denn sie

liefen Gefahr, von einem irreligiösen Prinzipal oder einem atheistischen Schulrat hierfür zur Rede gestellt zu werden.

Nein, die Religion müßte zu einem legitimen Zweig des Unterrichts gemacht werden, der überall, oder wo sich Opposition geltend machen würde, durch Majoritätsbeschluß eingeführt würde, wie das bei Einführung gewisser Branchen des Unterrichts, namentlich fremder Sprachen, geschieht. Und wer wäre der Lehrer? Niemand anders als die Pastoren, die Prediger der verschiedenen Denominationen, die ja durch ihre Stellung dazu berufen sind, in ihrem Kreise die Hirten auch der Lämmer zu sein. Wer da einwenden würde, daß das nicht angehe, da die Lehrer Staatsdiener seien, staatlich geprüft und angestellt, dem mag gewiß mit Recht entgegen gehalten werden, daß die Geistlichen das, wie schon oben bemerkt, in gewissem Sinne auch sind, indem sie Trauungen vollziehen dürfen, wozu ohne weitere Untersuchung von seiten des Staates ihr Ordinationszeugnis, nur von kirchlicher Autorität ausgestellt, sie berechtigt. Dieses letztere müßte doch ohne weiteres auch ihre Befähigung beweisen, Kinder in der Religion, also ihrem eigenen Berufszweige, unterrichten zu können. Also die Prediger wären die Religionslehrer. Gewisse Stunden würden festgesetzt, in denen der Religionsunterricht stattfinden solle, vielleicht zwei, vielleicht drei Stunden in der Woche (etwa die letzte Stunde des Vor- oder des Nachmittags), und diese Stunden müßten in jeder Schule dieselben sein. Zur bestimmten Zeit würden sich die Kinder der verschiedenen Kirchengemeinschaften in die resp. Kirchen oder sonstige festgesetzte Versammlungs-Lokale begeben, wo dann der Unterricht von ihrem Pastor erteilt würde. Diese Lektionen wären dann obligatorisch für Kinder von Kirchengliedern, und der Pastor hätte das volle Recht eines Schullehrers, würde den Schulbesuch der Kinder kontrollieren und über ihr Betragen und ihren Fleiß, wie es in andern Unterrichtszweigen geschieht, an den Prinzipal der betreffenden Schulen berichten. Kinder von Nicht-Kirchengliedern oder von solchen, die für ihre Kinder keinen Religionsunterricht wünschen, brauchten natürlich diesen Unterricht nicht zu besuchen, würden aber, wie in solchen Fällen üblich, während dieser Zeit in der Schule behalten.

Das ist in Kurzem der Plan, unter welchem auch in der öffentlichen Schule es ermöglicht würde, Religion zu lehren. Er erhebt keineswegs den Anspruch, dieses gewaltige Problem zu lösen. Bessere Vorschläge mögen gemacht werden. Aber etwas muß geschehen, bevor die Irreligiosität ihr vernichtendes Werk getan hat. Jeder unter uns, ja jeder Christ, sollte es zu seiner Pflicht machen, dieses große Werk zu fördern. Und wir Pastoren, obwohl manche unter uns recht beschäftigte Leute sein mögen, würden, so glaube ich, mit Freuden diese vermehrte Arbeit begrüßen, so bedeutungsvoll für die Zukunft unserer Gemeinden. Welcher Segen könnte hierdurch erwachsen für unsere Familien, unsere Gesellschaft, ja für unser ganzes Land, wenn so viele Geister, nun blind in der Macht der Unwissenheit, dem herrlichen Licht der Wahrheit erschlos-

sen werden könnten. Gewiß würden in sehr kurzer Zeit Staat und Regierung den Unterschied merken und es bedauern, sich so lange solch großartigen Beistandes entschlagen zu haben, eine kräftige, loyale, die Gesetze achtende Bevölkerung heranzubilden. Denn sie würden sehen, daß nur ein guter Christ auch wirklich ein guter Bürger sein kann.

Anmerkung: Dem Schreiber ist inzwischen bekannt geworden, daß in Cincinnati der Freitagnachmittag zum Zwecke des Religionsunterrichts zu einer Zeit freigegeben wurde (oder noch wird), mit Handhabung desselben ganz in der oben angedeuteten Weise.

Frommes Selbstbewußtsein.*)

1 Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Verführungen (zum Abfall von der Wahrheit) sind, (wie die Welt nun einmal ist,) unvermeidlich, aber wehe 2 dem, durch den die Verführungen kommen! Ihm wäre es gut, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gelegt und er in den See geworfen würde, statt daß er einen von diesen Kleinen, (diesen unbedeutenden Leuten aus dem Jüngerkreise,) verführe."

3 „Hütet euch! Wenn dein Bruder sich vergeht, so weise ihn zurecht, 4 und wenn er Reue zeigt, so vergib ihm! Und wenn er sich siebenmal (wieder) zu dir wendet und sagt: es tut mir leid, so sollst du ihm vergeben!"

5 Die Apostel sprachen zum Herrn: „Mehre unsern Glauben!" Der 6 Herr aber sagte: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, so könntet ihr zu diesem Feigenbaum sagen: entwurzle dich und pflanze dich in den See! und er würde euch gehorchen."

7 „Wer von euch, der zum Pflügen oder Viehweiden einen Sklaven hat, sagt zu ihm, wenn er vom Felde kommt: ‚Komm her und setze dich gleich 8 (zum Essen) nieder!'? Sagt er nicht vielmehr zu ihm: ‚Mache mir mein Essen zurecht, gürte dir (das Gewand) auf und bediene mich, bis ich gegessen und getrunken habe. Dann magst du essen und trinken!'? Dankt 9 er (nachher) etwa dem Sklaven, daß er getan hat, was ihm befohlen 10 war? So ist es auch mit euch: wenn ihr alles getan habt, was euch (von Gott) befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Sklaven, wir haben nur unsere Schuldigkeit getan!" (Luk. 17, 1—10.)

Die vier Sprüche, die im vorliegenden Abschnitt zusammengestellt erscheinen, stehen von Haus aus in keinem Zusammenhang, sondern sind bei verschiedenen, uns unbekannten Gelegenheiten getan worden. Der Evangelist Lukas hat sie zusammengestellt, und zwar alle unter den Gesichtspunkt der Endzeit gebracht, wie der erste Vers („Verführungen sind unvermeidlich") und der Schlußabschnitt (Vers 20—37) deutlich zeigen. Der gemeinsame Gedanke aber, der sie alle vier (ob sie von Verführungen oder Aergernissen, von Versöhnlichkeit, von Mehrung des Glaubens, von Anspruchlosigkeit handeln) verbindet, scheint die Normgebung für das Selbstbewußtsein des Frommen zu sein.

*) Wir geben nachstehend eine Probe aus Mayer, Das Neue Testament. III' Band. Man sehe unter Literatur die betr. Anzeige.

Menschen mit Selbstbewußtsein gelten im allgemeinen als unleidlich, während Menschen ohne Selbstbewußtsein wenig oder nichts zu leisten pflegen. Nur bei wirklich großen Männern läßt man sich Selbstbewußtsein gefallen und findet in der Ordnung, daß es hervortritt. Der Regel nach aber soll es in der Verborgenheit bleiben. Das alles erfordert die Durchschnittsmoral, der Anstand und der gute Ton. Im Blick auf den Frommen erhöhen sich diese Forderungen um ein ganz Bedeutendes. Frömmigkeit und Selbstbewußtsein werden durchweg als miteinander unvereinbar angesehen. Der Fromme, heißt es, hat demütig, still, bescheiden seine Straße zu ziehen. Als Muster gilt in den weitesten Kreisen der Weltkinder wie der Heiligen der „Kopfhänger".

Diese Auffassung, so verbreitet sie sein mag, ist falsch, weil sie einseitig ist. Mit völlig demselben Rechte könnte man den Frommen in geradewegs entgegengesetztem Sinne beschreiben. Das ist unter den mannigfachsten Gesichtspunkten möglich.

Zunächst Verführungen, Anstößen gegenüber, die seinem Glauben zu schaffen machen, bleibt der Christ keineswegs in passiver Ergebenheit gebunden. Nicht stellt er Gott anheim, was zu tun sei. Sondern er ruft dem gegenüber ein kräftiges Wehe aus und gibt diesem Wehe praktische Folge. Es war das unveräußerliche Recht der Einzelnen wie der Christengemeinde, gegenüber mannigfachen Anstößen oder Verführungsversuchen im letzten Jahrzehnt, die ihnen begegneten, Protest zu erheben, Resolutionen zu fassen, Eingaben zu machen, kurz in welcher Form auch immer ihr Wehe zu rufen. Als Ausdruck frommen Selbstbewußtseins ist das alles durchaus zu würdigen. Nur freilich erfordert es eine grundlegende Ergänzung in der Richtung, wie eine altkirchliche Ueberlieferung sie in positivem Sinn dem negativen Wehe gegenüberstellt: „Daß das Gute kommt, ist selbstverständlich; selig der, durch den es kommt!" Das hierauf gegründete Selbstbewußtsein ist größer und besser gestaltet, leider aber viel, viel seltener.

Weiter hat Beleidigungen gegenüber das fromme Selbstbewußtsein einen schweren Stand. Beleidigungsprozesse sind zwar an der Tagesordnung, leider auch in kirchlichen Kreisen immer mehr bräuchlich geworden. Es erscheint mehr und mehr zu schwer, einfach zu verzeihen, geschweige Bitten um Verzeihung gegenüber versöhnlich zu sein. Soll die Versöhnlichkeit gar eine unbegrenzte sein, wie das Evangelium es meint, so hieße das doch, sagt man, dem Selbstbewußtsein des Frommen den Todesstoß geben.

Gewiß, daran ist etwas, und das erklärt viele unleidliche Zustände der Gegenwart. Die Jünger Jesu empfanden ähnlich, und das führte sie zu der Bitte um mehr Glauben. Ihnen sagt Jesus: Ihr habt überhaupt noch gar keinen Glauben! Ist Glaube da, wirklicher Glaube, Einwurzelung der Seele in die Tiefen des lebendigen Gottes, dann genügt die kleinste Kleinigkeit, um zu allem Guten fähig und stark zu machen. Bäume ins Wasser pflanzen, Berge ins Meer versetzen, das

Unmögliche wirklich machen: der Glaube vermag's und tut's. Nur daß das Selbstbewußtsein, aus dem diese Taten erwachsen, eigener Art ist. Nämlich es steht auf gleicher Stufe mit dem des Sklaven, der seinem Herrn Dienste zu tun hat, ohne auch nur auf Dank, geschweige Lohn, Anspruch zu haben und Anspruch zu machen. Gott gegenüber kennt der Fromme keinerlei Selbstbewußtsein. Menschen gegenüber besitzt er und zeigt er Selbstbewußtsein, allein in der Fassung: „Was ich bin und habe, das ist von Gott, einzig von Gott." Wann und wie der Fromme dies sein eigenartiges und einzigartiges Selbstbewußtsein zu bewähren hat, das ist eine hohe und schwere Lebenskunst, die geübt und erbeten sein will.

Drei Urteile über Pastoralkonferenzen.

Von Pastor Edw. H. Jagdstein, Warsaw, Ill.

Die folgenden Urteile dreier, in weiteren Kreisen bekannter Theologen über den Charakter vieler Pastoralkonferenzen, dürften auch für amerikanische Verhältnisse nicht ganz unzutreffend sein.

Dr. **Wangemann:** Es ist mir die Frage aufgestiegen, ob nicht auf unsern Pastoralkonferenzen der erbauliche Charakter mehr hervortreten sollte, als bisher. Er fehlt ja nicht. Die meisten beginnen mit Bibelauslegung u. s. w. Aber nicht selten geschieht es, daß die dann folgenden wissenschaftlichen und kirchenpolitischen Vorträge und Diskussionen den ersten Eindruck wieder verwischen. Sie sollen ja nicht fehlen, sie sind wichtig und notwendig, aber sie sollten mehr, als bisweilen geschieht, auch in erbaulicher Weise gepflegt werden. Ich habe es erfahren, wie viel man nach Hause nimmt, wenn Gebet und Erbauung wie ein goldener Faden durch sämtliche Verhandlungen sich zieht."

Pastor Jellinghaus: „Selbst wenn gläubige, amtseifrige Pastoren zusammen sind, kommt es meist wohl zu kirchenhistorisch und wissenschaftlich belehrenden und interessanten, aber sehr selten zu innerlich, in Jesu Erlösung fester gründenden, erbauenden und erquickenden Gesprächen, und noch seltener zu einer wahrhaft brüderlichen Herzensvereinigung vor dem gegenwärtigen Heiland in wahren Herzensgebeten. Ueber die tiefer innerlichen Sachen des Christentums geht das Gespräch, wenn jemand darauf die Rede zu bringen sucht, meist kurz und bald verstummend hinweg. Wie können aber bei solchem Verhältnis die jüngeren und geistlich schwächeren Mitglieder solcher Kreise erweckt, belebt und gefördert werden?"

Pastor Samuel Keller: „Seelsorger, sorgt für eure Seelen! Wer soll Seelsorger sein? Seine Amtsbrüder? Man denke an den bald gemütlich-studentischen, bald persönlich gereizten Ton, der in der Pastoralkonferenz herrscht, an den bekannten, überall latenten, bisweilen hervorbrechenden geistlichen Brotneid („Ein Amts-

bruder ist gut, kein Amtsbruder ist besser"), an den unvermeidlichen Korpsgeist, — und man wird sich sagen: Die Seele, die zaghaft bisweilen ihre zarten Fühler herausgestreckt hatte, ob sich nicht eine Möglichkeit zu tieferem Verstehen anbahne, zieht sich erschrocken zurück....."

Die jüngste Entwicklung auf dem Gebiete der evangelischen Pastoralkonferenzen zeigt, daß der oben gekennzeichnete Charakter vieler Konferenzen in weiten Kreisen der Amtsbrüder als ein Mangel empfunden wurde. Im Norden, Süden und Westen entstanden deshalb neben den bisherigen Konferenzen „pastorale Gemeinschaftskonferenzen" (Berlin, Halle, Kassel, Frankfurt a. M.; Rheinland, Pommern, Ostpreußen). Männer, wie Hofprediger Ohly, Direktor Lepsius, Konsistorialrat Blau, Professor Kunze (Greifswald), Pastor Bunke (Herausgeber der von Dr. Stöcker begr. „Reformation"), Direktor vom evangelischen Johannesstift Dr. Philipps (der geschätzte Lehrer vieler unserer Synodalpastoren) u. a., sind Leiter und Mitwirkende bei genannten Konferenzen. Und diese Bewegung unter den Pastoren befindet sich erst in ihren Anfängen! Auf der Zusammenkunft in Halle wurden bereits Verhandlungen gepflogen über die Bildung eines Bundes deutscher pastoraler Gemeinschaftskonferenzen.

Dies und Das.

Unser „Magazin" soll ja wohl dem Amtsleben und amtlichen Wirken unserer Pastoren dienen. Dieses amtliche Wirken wird aber doch nicht nur von gelehrten und wissenschaftlichen Aufsätzen aus dem speziellen Gebiet der Theologie beeinflußt. Der Pastor steht im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, soll wenigstens darin stehen. Er hört oder liest Urteile verschiedenster Art über Kirchen, soziale Zustände, über Schul- und Erziehungsfragen, über Personen, die teils gefeiert, teils geschmäht werden. Das „Magazin" möchte öfters Notiz nehmen von allerlei Dingen, die nicht recht unter „Kirchliche Rundschau" passen, (wo wir manchmal solche Dinge hinein gesteckt haben), die aber doch wohl auch wert schienen, von uns gemeldet zu werden. Solche Stücke sollen in Zukunft gelegentlich unter der Aufschrift: „Dies und Das" gebracht werden.

Die völlige Einigkeit und Einheit der Gläubigen
kann nicht dadurch zustande kommen, daß alle Verschiedenheiten unter ihnen verschwinden, sondern dadurch, daß trotz allen Verschiedenheiten die Bruderliebe sie einigt. „Liebe ist das vollkommene Band" (Kol. 3, 14), nicht etwa die gleiche Erkenntnis in allen Dingen, denn sie wird schwerlich jemals bei allen gleich werden, da Jesus in jedem eine besondere Gestalt gewinnt. Auch kann nicht die Gleichheit der Gaben, Fähigkeiten und Charaktereigenschaften die Einigkeit erzeugen, denn die Gläubigen werden in alle Ewigkeit so verschieden von einander sein, wie

die Glieder eines Leibes von einander verschieden sind. Selbst die Stellung in ihrer himmlischen Berufung wird bei den Gläubigen niemals die gleiche werden. In dem neuen Tempel Gottes, aufgebaut aus lebendigen Steinen, hat jedes Glied seinen besonderen, von Gott vor Grundlegung der Welt bestimmten Platz. Ein Grundstein wird niemals ein Giebelstein werden und eine Säule niemals eine Zinne. Darum muß die Bruderliebe alles ertragen, alles glauben, alles hoffen, alles dulden . . . Darum ist die Liebe der Leitstern unsers Christenwandels und die Gotteskraft, welche uns befähigt, die neue Lebensaufgabe der neuen Menschheit zu lösen. „So wir uns einander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist vollendet in uns." (Dr. H. Alberts.)

Wir trauten unsern Augen kaum, als wir vorstehende Worte im „Ja. K. Bl." fanden. Wenn dieses Wort wahr ist — und es ist so wahr als irgend ein Wort des Heilandes — warum versuchen die konfessionellen Brüder nicht diese Einheit im Geist des Glaubens und der Bruderliebe zu pflegen und aufrecht zu erhalten? Warum immer von Wahrheit und Irrtum reden, auch solchen gegenüber, die auf demselben Grund des Glaubens stehen und nur in mehr untergeordneten Fragen sich die Freiheit wahren, eigener Erkenntnis zu folgen? Die Verschiedenheit der Erkenntnis ist kein legitimer Grund der Zertrennung in so viele verschiedene Kirchen und Parteien; warum wird die Union so verketzert und verschrieen?

* * *

Zwei verschiedene Gebete.

1. Jesus: Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden: Auf daß sie alle eins seien, gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleich wie wir eins sind: ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in eins und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und liebest sie, gleich wie du mich liebst. (Joh. 17, 20—23.)

2. Gebet eines Lutheraners: Reine Lehre und dabei Liebe und Duldsamkeit, das hilf uns, lieber Vater im Himmel, aber blinde Rechthaberei oder gar Unionismus, der die Wahrheit verleugnet — da behüte uns vor, lieber, himmlischer Vater!

So betet ein Mann, der den goldenen Mittelweg gehen will zwischen den sich beißenden und fressenden Zänkern der lutherischen Kirche!

Welches Gebet ist wohl am erhörlichsten vor Gott, dem himmlischen Vater? Ist es nicht überhaupt schon blinde Rechthaberei, wenn der Lutheraner von Duldsamkeit spricht; wenn er frischweg vor Gott zu sagen wagt: Der Unionismus verleugnet die Wahrheit? Liegt nicht darin der anmaßungsvolle Anspruch: Wir, wir allein haben die Wahrheit? Aus solchem Hochmutsgeiste

scheint das Gebet geflossen, von dem wir oben ein Stück mitgeteilt haben. „Wir können euch wohl dulden, aber Gott behüt uns vor euch: Ihr verleugnet die Wahrheit!"

* * *

Das soziale Versäumnis der Kirche.

Weil wir Christen, wir Kirchgenossen, wir Bürger des Gottesreiches so viele Werke des Reiches Gottes so sehr lange haben liegen lassen, ohne sie auch nur mit einem Finger anzurühren, sind diese Werke in ganz falsche Hände geraten und werden mit Mitteln verfolgt, die niemals zum rechten Ziele führen. Die soziale Frage ist eine echt christliche Reichsgottesaufgabe, aber was für Hände haben sich ihrer bemächtigt? Man könnte eine erstaunlich lange Liste von Reichsgottesaufgaben aufstellen, die alle noch in unrechten Händen sind und darum, statt gelöst nur noch mehr verwirrt werden. Warum nehmen die Bürger des Gottesreichs sie nicht in Angriff? „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man es salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte, und lasse es die Leute zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzet es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es denen allen, die im Hause sind. Also laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen."

Man hat gesagt: „Die ganze soziale und rechtliche Ordnung würde aus den Fugen gehen und die ganze entstandene und vorhandene Kulturwelt zugrunde gehen, würden die sittlichen Grundsätze Jesu durchgeführt." Aber geht denn nicht unsere ganze soziale und rechtliche Ordnung so schon bereits aus den Fugen, und zwar ohne daß die Ethik Jesu daran schuldig wäre! Dieser Zusammenbruch hat ganz andere Gründe und Ursachen; probieren wir es doch einmal, ob diese Ordnung nicht gerade durch die Grundsätze Jesu wiederhergestellt und auf eine dauerhaftere Grundlage gestellt wird, als worauf sie bisher ruhte! *Und diese vielgerühmte Kultur, die heute in der Welt vorhanden ist, ist sie nicht vielmehr Unkultur auf allen Gebieten des Lebens, wohl wert, daß sie zugrunde geht!* Lassen wir es doch einmal auf die Probe ankommen, ob nicht in den Grundsätzen Jesu mehr echte und edle und große Kulturelemente liegen, als wir jetzt denken und ahnen können!

Prof. F. Heman in „Das Reich Christi."

* * *

Tolstoi — ein Heuchler?

Ueber die Maßen peinlich wirkt, was nach einer Mitteilung des „Türmers" (Herausgeber Freiherr von Grotthuß) die deutsche „St. Petersburger Zeitung", ein Blatt von altbewährtem Rufe, aus dem Hause Tolstoi berichtet. Durch die russische Presse sei eine Nachricht

gegangen, die zu dem Charakterbilde Leo Tolstois einen neuen Strich füge. Die Stadtverwaltung von Petersburg hatte die löbliche Absicht, für die Schüler der städtischen Schulen ein Kompendium der hervorragendsten Werke des „großen Dichters der russischen Erde" herauszugeben; ein Beginnen, das um so löblicher ist, als es von der vielberufenen Petersburger Stadtverwaltung ausgeht. Wenngleich der Zweck der beabsichtigten Edition ein solcher ist, der den von Tolstoi verkündeten Grundsätzen durchaus entspricht, so wehrte sich doch die Gräfin Sofia Andrejewna Tolstaja, geb. Bers, gegen die Absicht der Stadtverwaltung, indem sie ausführte, daß die Veranstaltungen solcher Editionen den Erlös aus dem Verkauf der Werke ihres Gatten schmälere. Nach diesen rein geschäftlichen Ausführungen bemerkt die Gräfin wörtlich: „Was speziell die Verteilung der Werke Tolstois an die Petersburger Schüler betrifft, so ist das Lew Nikolajewitsch vollständig gleichgültig, da seine Sympathien den bäuerlichen und nicht den städtischen Kindern gehören." Mit dieser letzten Bemerkung stellt die Gräfin ihrem Gatten ein Zeugnis aus, das keineswegs schmeichelhaft ist, da es ihn in der Rolle eines sehr einseitigen Menschen erscheinen läßt. Nach dem Bescheid der Gräfin wandte sich das Stadtamt von Petersburg unmittelbar an den Grafen Tolstoi, mit dem Erbieten, ein zu bestimmendes Honorar zu erlegen. Auf diesen Brief an den Grafen erfolgte wiederum eine abschlägige Antwort von der Gräfin, in der sie nochmals betont, daß die Veranstaltung einer Schülerausgabe die Interessen ihrer Familie verletze.

Gegen diesen Standpunkt ließe sich an und für sich nicht streiten, denn jeder Arbeiter, insbesondere aber die Schriftsteller, ist seines Lohnes wert. Nun ist aber zu beachten, daß Tolstoi seinerzeit seine Werke der Nation zur Verfügung gestellt hat; freilich hat er später sein gesamtes Vermögen an seine Familie übertragen, und er ist de jure besitzlos. Es ergibt sich nun das nachstehende Bild: Graf Tolstoi paraphrasiert die Lehren Gautama Buddhas; er predigt die größte, an Selbstvernichtung grenzende Selbstlosigkeit; er geht barfuß umher und hüllt sich in bäuerische Gewänder. Die Welt bestaunt diesen großen alten Mann, den Philosophen von Jasnaja Poljana, und die Zahl seiner Anhänger ist Legion. Währenddessen entwickelt die Gräfin Sofia Andrejewna ihren regen Geschäftssinn. Sie vertreibt mit Hilfe des Herrn Tschertkow die der Nation zur Verfügung gestellten Werke ihres Gatten. Man weiß, daß die Bauern von Jasnaja Poljana für die Gutsländereien die höchsten Pachten zahlen, daß sie von der Gräfin in jeder Weise geschröpft werden, und daß diese Bauern zu den ärmsten und unwissendsten des Gouvernements gehören. Die Menschenliebe des Grafen Tolstoi, die über den ganzen Erdball wärmend strahlt, erreicht seine Bauern nicht, — sie bleiben in Dunkel und Armut. Wenn man sich in diese in keiner Weise zu vereinbarenden Gegensätze hineindenkt, dann gelangt man zu der Ueberzeugung, daß der große Sittenlehrer der russischen Erde gleichzeitig auch ein großer Heuch-

ler ist. Ueber seine Barfüßelei und andern Mummenschanz kann man als über eine der kleinen Eitelkeiten großer Männer lächeln, — die sorgfältige Umgehung der eigenen Lehren in Fällen, bei denen es sich um eigene materielle Interessen einerseits und humanitäre Zwecke anderseits handelt, ist jedoch nicht zum Lachen. Derartige Dinge werfen einen tiefen Schatten auf die Gestalt des greisen Grafen. Es ist nicht anzunehmen, daß Graf Tolstoi nicht weiß, was in seinem Namen getan wird, er muß es wissen, und da ist es denn um so schlimmer, daß —so bemerkt dazu die „Petersburger Zeitung“ — er sich von seiner Gattin decken läßt.

Welchen Wert haben die schönen Phrasen Tolstois von der allgemeinen Bruderliebe?

* * *

Woher das Künstlerproletariat?

Nach Eugen Kalkschmidt ist es eine Folge unsers staatlichen Kunstakademiebetriebs. Die Akademien, die der Staat freigebig mit Lehrern, Räumen und Lehrmitteln speist, brauchen sich um die praktischen Lebensansichten ihrer Schüler nicht zu kümmern. So nehmen sie auf, wen immer ein noch so bescheidenes Nachahmertalent auszeichnet. Und so züchten sie ein Künstlerproletariat heran, Jahr um Jahr, das nach Vollendung seiner Studienjahre so ziemlich allen Bitterkeiten des Lebenskampfes ausgeliefert ist. Wo sollen sie hin mit ihrer Kraft? Wer kauft ihnen die Bilder, ihre teuren Denkmalsentwürfe, ihre Palastpläne ab? So viel Kunst, hohe und idealgesättigte oder auch nur geschickt nachgeahmte Kunst können wir ja gar nicht brauchen. Wohin damit? Wo bleiben all diese entsetzlich gleichgültigen Leinwände unserer riesenhaften Bilderbasare? Wie schwer hat es gehalten, nur durch die Jury zu schlüpfen. Wieviel schwerer ist es, den Ausweg zu finden und den freien Platz in der Gegenwart!

In jeder größeren Kunststadt gibt es Hunderte solcher Künstlerexistenzen, die mit Galgenhumor oder Verzweiflung zwischen Leben und Sterben schwanken und doch nicht die Kraft aufbringen, ihrer akademisch beglaubigten künstlerischer Zukunft zu entsagen und ein rechtschaffenes bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, solange es noch Zeit ist. Jeder rät es dem andern, keiner will den Anfang machen. Der akademische Bildungsdünkel, das ist die Krankheit, die an ihnen frißt. Eine Abart unserer allgemeinen Bildungsphilisterei, ist er ethisch, ästhetisch, volkswirtschaftlich gleich verhängnisvoll. Er legt uns einen Teil höchst brauchbarer Kräfte lahm. Sind wir denn wirklich so reich, diesen dauernden Aderlaß ohne Schaden vertragen zu können?

Was ist da zu tun? Eugen Kalkschmidt sieht eine Abhilfe in der Forderung: *Wer zur Akademie will, müßte erst ein paar Jahre Werkstättendienst getan haben.* Einen durchaus obligatorischen Dienst, der ganz sicher dazu angetan sein würde, Hunderte von jungen Bürschchen, denen die Locken zu wild fürs bürgerliche Leben wachsen, die den freien und stolzen Künstlertraum träumen,

— vor dem akademischen Katzenjammer durch heilsame Abschreckung zu bewahren. Drei Jahre lang sind genug zur Besinnung. Wer dann sein Wollen und Können, die Richtung seines Talentes noch nicht so weit erkannt hat, um sich zu sagen: Entweder oder, ja oder nein?, der soll die Hände von der Kunst lassen. Und tut er's nicht, sondern läuft er als unverstandenes Genie wehklagend irgendwelchen Pfuschern in die Hände, die ihm das Blaue vom Himmel versprechen gegen schönes Lehrgeld — so ist's weiter nicht schade um ihn. Der Staat jedenfalls ist der Verantwortung für ihn ledig. Solange die staatliche Kunstschule aber die stattlichsten Summen verbraucht, um das bürgerliche Leben mit mittelmäßigen Künstlern voll akademisch hohen Ansprüchen zu belasten, so lange klingt sie innerlich hohl, weist sie eine pompöse Fassade vor auf schlechtem Fundament und kann leicht in Gefahr geraten, bei einem kräftigen Sturmwinde neuen Geistes einzustürzen wie ein Kartenhaus." —

Dazu bemerkt Dr. Stock im „Türmer" (Herausgeber Frhr. Grotthuß): Ich halte diesen Gedanken von einem pflichtmäßigen Werkstättenunterricht **vor** dem Besuche einer Akademie geradezu für eine Erlösung Einmal für Hunderte menschlicher Existenzen. Aber auch für die **Kunst** an sich. Was unsere Kunst zumeist schädigt, ist einmal die Loslösung vom Leben und sodann in rein künstlerischer Hinsicht die unzureichende Technik. Was das erste anlangt, so zeigt jede Kunstausstellung, daß die Mehrzahl der Bilder ohne Rücksicht darauf gemalt ist, was wir in unsern Wohnungen wirklich aufhängen **können** (aus den einfachsten Raumgründen), und was man überhaupt bei sich aufhängen **wollen** kann (aus stofflichen Gründen). Ein Verhältnis zwischen Auftraggeber und Künstler gibt es kaum mehr; die Art der Preisnotierungen schließt den Mittelstand vom Bilderkauf geradezu aus.

In der Technik aber offenbart sich der Mangel an handwerklichem Können am erschreckendsten in der Plastik, wo wir nur ganz wenige Künstler haben, die noch im Material zu arbeiten verstehen, wo die meisten darauf angewiesen sind, ihre Arbeiten so vor der Oeffentlichkeit erscheinen zu lassen, wie sie aus den Handwerkerhänden des Steinmetzen oder Bronzegießers hervorgehen. Und das Farbenelend unserer Maler. Wie viele Bilder — man sehe sogar die Menzels — reißen vorzeitig, weil die Künstler sich nicht mehr ihre Farben reiben können, weil sie alles so benutzen müssen, wie es aus den chemischen Fabriken kommt. In kunstmoralischer Hinsicht aber wissen nur die wenigsten noch den Wert der **Arbeit** an sich zu schätzen, verstehen auch gar nicht, solch gediegene Mal- und Zeichenarbeit zu leisten. Und doch beweist die Kunstgeschichte immer wieder, daß in dieser Arbeit ein unvergänglicher Wert liegt.

Züchtet nicht auch unser amerikanisches Schul- und Hochschulwesen sehr viele Leute heran, die nachher für's **Leben** nichts zu leisten vermögen, im Geschäft oder im Frauenberuf (Haushalt) nichts taugen und sonst nichts Rechtes, für's Leben Brauchbares gelernt haben? Solche Leute aus dem männlichen Geschlecht bilden dann oft die Führer in den sozialistischen Vereinen und reizen die Arbeiter gegen die besitzenden Klassen auf.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Calvin im Inland und Ausland.*)

Das Jahr 1909 hat der protestantischen Christenheit die 400jährige Geburtstagsfeier Calvins gebracht. Es müßte als eine köstliche und begehrenswerte Frucht dieses Calvin-Gedenkjahres betrachtet werden, wenn recht viele evangelische Christen sich eingehender mit dem hochgefeierten Mann bekannt machten und altererbte Vorurteile wider den Reformator Calvin berichtigten, im Lichte genauerer Bekanntschaft mit dem allseitig segensreichen Wirken dieses Mannes. Nicht nur die Kirchen reformierter Richtung sollten dem Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern auch die Lutheraner sollten endlich das oft so haßerfüllte Vorurteil wider ihn aufgeben und erkennen, welch ein gottgesegnetes Werkzeug Calvin unter Gottes Gnadenleitung für die ganze nicht-katholische Christenheit geworden ist. Was man nicht kennt, kann man nicht lieben. Unkenntnis der wahren, heroischen Geistesgröße Calvins war ohne Zweifel bisher die Hauptursache, warum er so vielfach verkannt und falsch beurteilt wurde. Es kann daher nur wünschenswert sein, wenn wir von vielen verschiedenen Seiten her Urteile vernehmen, die gelegentlich der 400jährigen Centenarfeier Calvins da und dort ausgesprochen, resp. publiziert wurden.

Durch einen unserer fleißigen Mitarbeiter wurde den Lesern unseres Blattes in verschiedenen Heften des letzten Jahres ein Bild von dem Leben und Wirken Calvins dargeboten, das wir zunächst vor allem der Beachtung empfehlen möchten.

Hier, in der Rundschau, möchten wir nun aber auch noch anderen Beurteilern das Wort gönnen, um unseren Lesern zu zeigen, wie heute, nach 400 Jahren, der Mann beurteilt wird von Leuten, die sich genauer mit seinem Leben und Wirken und mit seinen Schriften bekannt machten.

Da soll denn nun vor allem ein Auszug aus der „Allg. Evang. Luth. Kirchenzeitung“ eine Stelle finden. In den Nummern 27 und 28 fanden wir einen Aufsatz: Johannes Calvin, ein Charakterbild zur 400. Jahresfeier seines Geburtstages, von Priv. Doz. Liz. Dr. J. Leipoldt. Daraus entnehmen wir folgende Abschnitte:

Es gab Zeiten, in denen Johannes Calvin der bestgehaßte Mann war in lutherischen Landen. Heute ist dieser Haß überwunden. Kein Anhänger Luthers müht sich mehr, wie das wohl vor dreihundert Jahren vorkam, um den Nachweis, daß ein Calvinist bei seinem Tode unmittelbar zur Hölle fahre. Auch wer fest steht auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses, weiß Calvin zu schätzen. Niemand wird verkennen, daß ein tiefer Unterschied besteht zwischen Wittenberger und Genfer Art, daß es hier ohne Kampf nicht abgehen konnte. Niemand wird leugnen, daß dieser Kampf besonders auf calvinischer Seite oft mit unlauteren Mitteln geführt und dadurch unnötig verbittert wurde (man denke beispielshalber an die kryptocalvinistischen Umtriebe in Kursachsen†). Und doch wird auch der gute Lutheraner freudig an-

*) Diese Rundschau sollte nach Absicht der Redaktion den Abschluß der Rundschau von 1909 bilden. Allein es war vom Septemberheft so viel Rundschausatz übrig geblieben, daß es rätlich schien, die Calvin-Rundschau für diese Nummer zu verschieben.

†) Das fällt doch sicher am wenigsten Calvin selbst zur Last. (D. R.)

erkennen, daß von Calvin mancherlei zu lernen ist. Er war eine gewaltige religiöse Persönlichkeit, eine Persönlichkeit ganz anderer Art als Luther, aber doch auch eine Persönlichkeit, die in mancher Beziehung uns vorbildlich sein kann.

Man hört freilich oft darüber klagen (und auch gute Reformierte schließen sich dieser Klage an): es sei unendlich schwer, an Calvins Persönlichkeit heran zu kommen. Er erscheine immer wie ein unnahbarer, kühl rechnender Denker. Kaum, daß hier und da einmal ein starkes Gefühl durch seine glatten Worte schimmere. Weil man aber so schwer Calvin als Persönlichkeit lieb gewinnen könne, darum sei es fast unmöglich, ihn irgendwie zum Vorbild zu nehmen.

Darauf wird nun u. a. geantwortet:

Calvin konnte nie so volkstümlich werden wie Luther. Das lag einmal daran, daß er verschlossen war. Calvin wußte selbst, daß er verschlossen war. Es mag sein, daß er durch verschiedene Umstände gezwungen ward, verschlossen zu werden. Im Elternhause brachte man seinem Innenleben anscheinend wenig Verständnis entgegen. So hielt er mit seinen Gedanken und Gefühlen zurück. Als Erwachsener lebte er wieder in Verhältnissen, die von ihm gebieterisch strenge Zurückhaltung verlangten: er weilte, gerade in den Uebergangsjahren, die für die Bildung des Charakters besonders wichtig sind, oft als Evangelischer in katholischer Umgebung. Da mußte er wieder stille sein. Dadurch wird aber kaum alles erklärt. Daß Calvin verschlossen blieb, auch in den Tagen, in denen er hätte aus sich herausgehen können, erklärt sich wohl nur dann, wenn er von Natur zur Verschlossenheit neigte. Dies ist der eine Grund, der Calvin hinderte, je ein Held des Volkes zu werden.

Aber selbst wenn Calvin sich ganz offen gegeben hätte, wäre er nie so volkstümlich geworden wie Luther. Calvin war ein Franzose von Geburt. Die Franzosen waren schon damals zu einem guten Teil Verstandesmenschen, wie sie es heute noch sind. Ihnen fehlt die tiefe Innerlichkeit des deutschen Gemüts. Calvin war als echter Franzose ebenfalls Verstandesmensch. Und Verstandesmenschen können wohl welterschütternde Einwirkungen auf den Gang der Geschichte ausüben, aber sie können sich niemals einen festen Platz erobern im Herzen des Volkes.

Auch Mangel am Naturgefühl wird ihm hier in diesem Zusammenhang nachgesagt. — Doch darüber geben wir einem anderen später das Wort.

Verfasser erwähnt dann die bescheidene, demütige und ruhige Art, die Calvins Auftreten nach außen kennzeichnete. Er sagt da: Calvins gesamtes Auftreten wird durch kluges Maßhalten und vornehme Zurückhaltung ausgezeichnet.

Luther war im allgemeinen ein kühner Draufgänger. Wäre er es nicht gewesen, so gäbe es keine Reformationskirchen. Calvin war gerade umgekehrt geraten. Weil er viel bedachte, war er langsam im Handeln. Und das kam wiederum seinem Werke zugute: er lebte ja später als Luther, in einer Zeit, in der vorsichtige Zurückhaltung ebenso am Platze war, wie vorher tapferes Losschlagen. Sehr lehrreich für Calvins Denkungsart ist es, festzustellen, wie Calvin über Luther urteilte. Die beiden waren verschiedenen Geistes. Das wußte Calvin. Dennoch ehrte er Luther. Er rühmte seine Frömmigkeit. Zweifellos stünde Luther höher, als Zwingli. Calvin freute sich, wenn Luther ihn grüßen ließ und ihn irgendwie anerkannte. Was will

es dem gegenüber bedeuten, wenn Calvin gelegentlich eine scharfe Stellung gegen Luther einnahm? Er konnte von seinem Standpunkte aus nicht anders. Er mußte darauf hinweisen, daß Luthers Meinung nicht allein maßgebend sei, mußte sich gegen Aeußerungen Luthers erklären, die er nur als Aeußerungen des Trotzes begreifen konnte. Aber auch in solchen Fällen bemühte sich Calvin, Luther in Schutz zu nehmen. Er sei verführt, verführt von Amsdorf; diesen vermochte Calvin nur als einen „verrückten Menschen ohne Gehirn" zu betrachten! Die Größe Luthers ließ Calvin durch niemanden herabsetzen. Selbst dann wollte Calvin seinen Glauben an Luther nicht verlieren, wenn er von ihm als Teufel gescholten würde. Wir besitzen noch einen Brief Calvins an Luther, der die Sache der Evangelischen in Frankreich betrifft. Hier wird Luther als hochverehrter Vater angeredet. Melanchthon sollte den Brief überreichen. Zaghaft wie immer, wagte es Melanchthon nicht, Calvins Bitte zu erfüllen. Er fürchtete Zerwürfnisse. So können wir nur ahnen, welche Folgen es hätte haben können, wenn auf diese Weise Luther und Calvin in nähere Beziehungen gekommen wären. Und nicht nur über Luther selbst urteilte Calvin duldsam und mild, sondern auch über das Luthertum. Calvin war ein Gegner der lutherischen Kirchengebräuche. Er nannte sie jüdisch. Er betrachtete sie als Plunder. Dennoch erklärte er: diese Gebräuche sind kein Grund, sich von der lutherischen Kirche abzusondern. So erstreckt sich Calvins Duldsamkeit sogar auf das theologische Gebiet, auf dem damals nur wenige duldsam waren. Wir wissen u. a., daß Calvin Zuschriften über die Abendmahlsfrage, falls sie freundlich gehalten waren, immer freundlich beantwortete, selbst wenn sie von einem theologischen Gegner ausgingen. Auch sonst gibt es viele Beispiele für Calvins Zurückhaltung und Duldsamkeit. Wir haben einen schönen Brief Calvins an den Straßburger Johannes Sturm. Er stammt aus einer Zeit, in der beide entgegengesetzten politischen Hoffnungen sich hingaben. Calvin verschweigt das nicht. Aber er spricht zugleich den Wunsch aus, daß durch die verschiedene Politik die persönliche Freundschaft nicht beeinträchtigt werde. Diese Weitherzigkeit ist eine Frucht von Calvins umfassenden Kenntnissen und tiefgehender Erkenntnis. Er sah mit klarem Blicke, was andere leisteten und was er selbst vermochte. Er sah auch die Einflüsse verschiedenster Art, von deren Bann sich kein Mensch losmachen kann. Das bewahrte ihn vor Stolz. Das machte ihn duldsam.

Calvin gilt heute weiten Kreisen als ein unverständiger Eiferer. Dies Urteil über ihn findet man vor allem bei solchen Leuten, die von Calvin nichts anderes wissen, als daß er an der Gerichtsverhandlung über Michael Servet beteiligt war und somit einen Teil der Schuld trägt an Servets Feuertod. In Wahrheit war Calvin duldsamer als mancher seiner Zeitgenossen. Das zeigt sich äußerlich schon darin, daß er auch den Gegner verhältnismäßig höflich behandelte. Gewiß: Calvin konnte auch unduldsam sein, konnte namentlich sehr scharf über einzelne Personen urteilen. Aber gibt es nicht Fälle, in denen die Unduldsamkeit eine Tugend ist? Wie oft versteckt sich hinter der Duldsamkeit nur die Trägheit oder die Unklarheit! Weil Calvin ein scharf denkender Geist war, wußte er Wichtiges und Unwichtiges zu unterscheiden. Er erkannte, wo man die ganze Kraft einsetzen, wo man sich klar, ohne Rücksichtnahme, entscheiden müsse. Nicht in allen, aber in vielen Fällen, in denen Calvin unduldsam war, wird auch der heutige Geschichtsforscher sagen müssen: Calvin war mit Recht unduldsam. Calvin war ein Freund Butzers. Einen warmen Nachruf widmete er ihm, als er

seinen Tod erfuhr. Aber so lange Butzer lebte, besaß Calvin den Mut, ein scharfes Urteil zu fällen über Butzers allzu diplomatisches, allzu duldsames Verfahren, bei dem er es nicht immer mit der Wahrheit genau nahm. Auch den Melanchthon durfte Calvin zu seinen Freunden zählen. Aber Melanchthon mußte ebenfalls die Schärfe von Calvins Feder erfahren. Wie bitter tadelte ihn Calvin wegen seiner Haltlosigkeit in der Interimssache! Wie dringend ermahnte ihn Calvin, doch endlich einmal heraus zu treten aus seiner unklaren, abwartenden Stellung und Farbe zu bekennen!

So groß Calvin als Denker war: man muß sich doch hüten, ihn als einen Pfadfinder auf dem Gebiete des Geistes zu betrachten. Gewiß: es gelang ihm besser, als irgend einem seiner evangelischen Zeitgenossen, die Gedanken der Reformation einheitlich zusammenzufassen. Aber reine Freude kann man an seiner Theologie nicht empfinden. Es wurde oben hervorgehoben, daß er den Unterschied der beiden Testamente, und damit das Wesen des Evangeliums, nicht recht erfaßte. Derartige Unstimmigkeiten finden wir bei ihm in größerer Zahl. Z. B. gelang es ihm ebenso wenig wie Luther, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich an die strenge Lehre von der Gnadenwahl hefteten.

Außerhalb des theologischen Gebietes waren Calvins Denktätigkeit erst recht Schranken gezogen. Da er wenig Naturgefühl besaß, begreift man, daß er für die Naturwissenschaft wenig übrig hatte.

An einer anderen Stelle zeigt sich besonders deutlich, daß Calvin in Fragen der allgemeinen Bildung durchaus nicht seiner Zeit voraus war. Er glaubte an Hexenmeister und Hexen. Allen Ernstes versichert uns Calvin: es gebe in Genf Leute, die die Türschlösser mit Salben bestrichen und dadurch die Pest verbreiteten. Es ist ja bekannt, daß die Reformierten dem Hexenwesen noch kritikloser gegenüberstanden, als die Lutherischen.*)

Nach dem bisher Gesagten möchte man vielleicht verwundert fragen: wie ist Calvin zu seinem großen Namen gekommen? Durch starke Gefühle zeichnete er sich nicht aus. Auch als Denker eilte er, trotz seiner Begabung, der Zeit wenig voraus. Trotzdem leistete Calvin Gewaltiges: als Mann der Tat. Er gehörte zu den seltenen, aber gerade deshalb doppelt wertvollen Menschen, denen nichts lieber ist, als mit starkem Willen den Weltlauf zu beeinflussen. Das erstrebte Calvin; das konnte er; da erzielte er auch wirkliche, dauernde Erfolge. Und darum war er doch ein großer Mann. Schon sein Aeußeres verriet, daß er nichts lieber hatte, als zu wirken. Er war eine hagere Gestalt, von unansehnlichem Körperbau: aber das Feuer in seinen Augen beherrschte die, die mit ihm verkehrten. So sehen Menschen aus, in denen ein starker Wille wohnt. Wäre Calvin anders gewesen, er wäre untergegangen in dem Meere von Verpflichtungen, das in Genf über ihn hereinbrach.

Calvins Willenskraft ist um so mehr zu bewundern, als er fast immer unter Krankheit oder Unwohlsein zu leiden hatte. Aber es scheint fast, als wären die Krankheiten nur deshalb über Calvin gekommen, um seine Willensstärke ins hellste Licht zu stellen. Er überwand fast spielend alle Schwierigkeiten, die großen Aufgaben des Reiches Gottes litten wenig unter Calvins Kränklichkeit.

---

*) Aber wie sehr war Luther selbst noch unter dem Bann dieses Aberglaubens! Man lese die „Tischreden" Luthers! (D. R.)

Am wichtigsten war für Calvin natürlich die unmittelbare Arbeit für Gottes Sache. Auch diese beschränkte Calvin in keiner Weise. Er erfüllte sein Genfer Amt mit großer Treue. Auch zeitraubende Arbeiten, z. B. die Arbeit der Seelsorge, nahm er durchaus ernst. Daß er Zeit dazu fand, sich um die allgemeinen Verhältnisse der Stadt Genf zu kümmern, ist bekannt. Er tat alles, um seine religiösen Ziele auch zu den Zielen der Stadtobrigkeit zu machen. Aber Calvins Wirken machte nicht Halt an der Grenze des Stadtgebietes. Die Fortschritte des Evangeliums auf dem ganzen Erdenrund verfolgte Calvin mit Eifer und Sorgfalt. Wo sich ihm Gelegenheit bot einzugreifen, da tat er es, sei es mit einem Briefe, oder mit einer persönlichen Botschaft.

Am meisten lagen ihm natürlich die Fortschritte des Evangeliums in seiner Heimat, in Frankreich, am Herzen. Schon in dem Briefe an König Karl I. von Frankreich, den Calvin seinem dogmatischen Hauptwerke, der Institutio, vorausschickte, trat er mannhaft für die bedrängten Glaubensbrüder in seiner Heimat ein, für „unsere Franzosen," wie er sich ausdrückte.

Nach England wurden Schottland und Polen von Calvin wohl am meisten beeinflußt. Auch hier ward ihm keine ungetrübte Freude beschieden. Aber Calvin erreichte doch manches. In Schottland konnte er wirken durch seine enge Verbindung mit dem Führer der schottischen Reformation, John Knox. In Polen förderte er z. B. den Plan, eine polnische Bibelübersetzung herzustellen. Er ward hier so bekannt, daß er eines Tages die Aufforderung erhielt, doch selbst nach Polen zu kommen. Viel wirkte Calvin auch für die Reformierten in Deutschland. Diese konnten seine Hilfe um so mehr gebrauchen, als sie sich teilweise in einer recht schwierigen äußeren Lage befanden.

Daß Calvin sich um die Waldenser bemühte, wird man begreiflich finden. Sie standen ihrem Volksstamme und ihrer Gesinnung nach ihm sehr nahe. So sorgte er gern dafür, ihr hartes Los zu erleichtern. Wichtiger ist es, daß er trotz aller Kämpfe mit ihnen doch auch die Lutherischen als seine Brüder ansah. Das Leiden der Lutherischen empfand er als sein eigenes Leiden, ihre Freude als seine Freude. Wir haben Briefe Calvins aus der Zeit des schmalkaldischen Krieges. Da sehen wir z. B., welchen Anteil er an dem Unglücke Augsburgs nahm, welche Trauer sich seiner bemächtigte nach der unseligen Schlacht bei Mühlberg. Wie groß war aber Calvins Freude, als er erfuhr, daß der lutherische Johannes Brenz der drohenden Lebensgefahr glücklich entronnen war! Edle Uneigennützigkeit liegt auch darin, daß Calvin über den Fortgang der lutherischen Bewegung in Bayern, in Oesterreich, in Dänemark, in Schweden jubeln konnte. Seine politische Einsicht war so stark, daß er in solchen Fällen den Sieg seiner Gegner über die Katholiken als seine eigenen Siege empfand. Wie er niemals darauf Wert legte, seine Person in den Vordergrund zu schieben, so sorgte er sich auch nicht darum, daß gerade die von ihm geleitete Bewegung Fortschritte machte. Er tröstete sich mit dem Troste des Paulus (Phil. 1, 18): ihm genügte, wenn nur Christus gepredigt wurde.

Man hat die Frage aufgeworfen: war Calvin glücklich? Es ist sicher, daß Calvin gerade als Politiker ein Unglück nach dem andern erleben mußte. Wie viele Samenkörner warf er aus! Wie viele grüne Saaten sah er aufgehen! Und wie oft mußte er erleben, daß ein böses Hagelwetter die schon reifenden Aehren niederwarf und zerschlug! Calvin gab sich redliche Mühe,

zu einem Einverständnisse zu gelangen mit der Wittenberger Theologie. Und er erlebte heitere Tage, in denen ein solches Einverständnis vor der Türe zu stehen schien. Am Ende erwiesen sich doch alle Hoffnungen als trügerisch.

Dennoch war Calvin glücklich. Man darf erstens nicht übersehen, daß seine Arbeit doch in vielen Fällen auch einen sichtbaren, dauernden Erfolg hatte. Das gilt namentlich von seiner Genfer Arbeit. Es kostete Calvin viel Mühe, hier Erfolge zu erzielen, die ihm nachhaltigen Einfluß sicherten. Aber am Ende gelang es ihm doch. Auch außerhalb Genfs erreichte Calvin viel. Von welchem Geiste werden die französischen Hugenotten, die Niederländer, die Schotten, die reformierten Polen, teilweise auch die reformierten Deutschen und Amerikaner, beherrscht? Doch von dem Geiste Genfs, d. h. von dem Geiste Calvins. Man braucht sich das nur einmal zu vergegenwärtigen: dann erkennt man sofort, daß weltbewegende Einflüsse von Calvin ausgingen. Sein Wirken war also doch erfolgreich.

Ein Zweites kommt hinzu, und das ist noch wichtiger. Calvin ward nicht irre an seiner Sache, wenn er Unglück hatte. Er besaß ein starkes Gottvertrauen. Dies ist der Punkt, wo er unserem Luther am ähnlichsten war. Beide Reformatoren waren fest in dem Glauben an die göttliche Vorsehung, auch wenn dieser Glaube durch die äußeren Ereignisse widerlegt zu werden schien. Wer Calvin als Persönlichkeit würdigen will, der kommt immer in Versuchung, ihn mit Luther zu vergleichen. Ich nenne das eine Versuchung; denn unser Luther war ein ganz unvergleichlicher Mann. Wer Calvin mit Luther vergleicht, wird deshalb sehr viele Schattenseiten an dem Genfer Reformator gewahren. Betrachtet man aber Calvin für sich, oder vergleicht man ihn, statt mit Luther, lieber mit Melanchthon und Zwingli, so wird man anders urteilen. Kalvin war wirklich ein Großer im Reiche Gottes.

Wie groß er war, das zeigt am besten die Ausdehnung seines Werkes. Bei der Gründung bedeutsamer reformierter Landeskirchen hatte Calvin seine Hand im Spiele. Das ist auch für die Lutherischen von Wichtigkeit. Die calvinistischen Kirchen sind ein wertvoller Bestandteil des Protestantismus. Man kann sich das schon an einer politischen Erwägung klar machen. Was wäre aus dem Protestantismus geworden, wenn nicht England und Schottland sich seiner angenommen hätten. Oliver Cromwell ist für uns von derselben geschichtlichen Bedeutung wie Gustav Adolf. Und Cromwell wäre unmöglich ohne Calvin. Aber auch für die innere Entwickelung der protestantischen Kirche war der Kalvinismus wichtig. Wie viel verdankt, um nur eines zu erwähnen, unser kirchliches Leben dem Pietismus! Der Pietismus aber ist eine Richtung, die auf reformiertem Gebiete ihren Ausgang nahm, die ohne Calvin unmöglich war. Nur ist gewiß, daß die Einwirkungen des Calvinismus auf das Luthertum nicht immer segensreich waren: die jüdische Auffassung der Sonntagsheiligung z. B., die in vereinzelten lutherischen Kreisen umgeht, stammt aus dem späteren Calvinismus,*) eine Auffassung, die ebenso unlutherisch ist (Augsburg. Bek., Art. 28; kleiner Katech. 3. Gebot) wie unchristlich (Gal. 4, 10; Kol. 2, 16). Doch ist nicht zu verkennen, daß die guten Einflüsse überwiegen. Wir können das um so vor=

*) Calvin selbst vertrat eine evangelische Auffassung des Sonntags. Aber schon Beza wich hierin von ihm ab. Und es läßt sich nicht leugnen, daß ein jüdisch=gesetzliches Urteil über den Sonntag als den christlichen Sabbat durch Calvins Gesamtanschauung vom Alten Testamente nahegelegt war.

urteilsfreier anerkennen, als auch das Luthertum vielfach günstig auf den Calvinismus einwirkte, z. B. auf dem Gebiete der gottesdienstlichen Formen. Alle diese Wechselbeziehungen geben uns das Recht und die Pflicht, Calvins an seinem Ehrentge freudig und dankbar zu gedenken.

Wir geben hier nun ferner einem anderen deutschen Kirchenblatt Raum. Die „Christliche Welt", das Bannerblatt der liberalen Theologie Deutschlands, hat dem Andenken Calvins eine ganze Nummer (28) gewidmet. Es werden da von sehr verschiedenen Verfassern die verschiedensten Seiten aus Calvins Wirksamkeit hervorgehoben. Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte lauten: 1. Calvins Bedeutung für den Protestantismus des 16. Jahrhunderts (v. Theod. Brieger). 2. Das bedeutendste Moment in Calvins Lehre (v. Ferd. Kattenbusch). 3. Calvin als Schriftausleger (v. Ad. Jülicher). 4. Geist und Form (v. Ed. Simons). 5. Jenseitshoffnung und Sittlichkeit bei Calvin (v. Mart. Schulze). 6. Zu Gottes Ehre (v. Paul Wernle). 7. Zu Calvins Aufenthalt in Straßburg (v. Pl. Lobstein). 8. Calvin und Straßburg (v. Joh. Ficker). 9. Calvin und der Reformkatholizismus (v. K. Sell). 10. Calvins Briefe (v. Karl Holl). 11. Aus den Briefen (v. Gerhard Ficker). 12. Calvinismus und Luthertum (v. E Troeltsch). Dieser letzte Aufsatz ist erst in der folgenden Nummer abgeschlossen.

Schon diese Ueberschriften zeigen, wie viele verschiedene Seiten von Calvins Tätigkeit von den betr. Verfassern ins Auge gefaßt wurden. Aus den zwölf genannten Aufsätzen wollen wir nur Einiges anführen.

Worin aber besteht seine *geschichtliche Bedeutung*? Oder was hat ihm der *Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts zu verdanken*?

Wollen wir uns hier vor einer Ueberschätzung hüten, die nur für zu viele eine Klippe geworden ist, müssen wir vor allem uns gegenwärtig halten: Calvin gehört bereits der zweiten Generation der protestantischen Welt an, und er ist als Reformator auf das stärkste von Luther abhängig (daneben in untergeordneter Weise auch von Zwingli). Vergebens sucht man nach neuen, großen, schöpferischen Gedanken; seine Ideenwelt ist die seiner großen Vorgänger, mag er sie auch mit einer größeren wissenschaftlichen Energie verarbeiten. Denn in der *Kraft systematischer Verknüpfung der neuen evangelischen Gedanken* hat er Jahrhunderte lang nicht Seinesgleichen gehabt. Und er ist hier und da, an wahrlich nicht unwichtigen Punkten, ein besserer Dolmetscher Luthers gewesen als irgend einer der unmittelbaren Schüler und Genossen des Wittenberger Reformators. Aber *nicht dem Theologen Calvin* verdankt der Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts jenen neuen Aufschwung den man mit Recht auf ihn zurückführt. Für diesen kommt nur der *Reformator Calvin* in Betracht. Sein Bestes hat Calvin auch als solcher von Luther. Was aber hat nun die große Wirkung, von der wir reden, gehabt? Dasjenige, was er mit Luther teilte? oder dasjenige, worin er von ihm abwich? oder beides in seiner Vereinigung?

Es sind zweifellos die alten Ideen, die er verwendet, aber doch zum Teil umgebogen. Luthers Grundsatz, daß das Wort allein es tun müsse, seine ungeheure Zuversicht zu der Kraft dieses Wortes ist verloren gegangen. Auch Calvin erkennt im Worte Gottes den göttlichen Gnadenwillen. Aber es ist ihm zugleich ein Gesetz zur Reglementierung der Kirche, ihrer Verfassung, ihrer Ordnungen, ihres Verhältnisses zum Staate und des gesamten reli-

giös-sittlichen Lebens in ihr. So hat er auf dem Boden dieses Gesetzeskodex seine Theokratie errichtet, welche bei aller Großartigkeit doch ohne Frage einen Rückfall ins Mittelalter bedeutet. Für diese Kirche, die Gottesstadt auf Erden, kann es nur eine Verfassung geben, jene Gemeindeverfassung, welche das Neue Testament vorschreibt, und welche, wenn auch nicht in Genf selbst (denn hier stand sie nur auf dem Papier), so doch außerhalb Genfs gar manche Kräfte der Gemeinde, die in der lutherischen Staats- und Pastoren-Kirche schlummerten, zu entbinden vermocht hat. Diese Kirche, die Gottesherrschaft auf Erden, muß eine strenge, rigoristische Zucht über alle ihre Glieder üben, jene Zucht, die Calvin ebenfalls als eine Vorschrift des Neuen Testaments geltend macht. Der düstere Ernst dieser fast mönchischen Disziplin hat dem Protestantismus Calvins mehr als alles andere sein eigentümliches Gepräge aufgedrückt. Und endlich ist jene Kirche, der Gottesstaat auf Erden, die geborene Herrin des Staates. Denn, ist gleich dieser auf seinem beschränkten irdischen Gebiete selbstherrlich: in allem, was den Zweck des Daseins, die Verherrlichung des göttlichen Namens, anbelangt, ist er der Kirche als der Auslegerin des göttlichen Willens bedingungslos untergeben. Das gesamte Gebiet des bürgerlichen, des sozialen, des wirtschaftlichen, des geistigen, des politischen Lebens steht damit der Kirche offen. Ueberall darf, ja muß die Kirche mit kecker Hand eingreifen, ordnend, leitend, gestaltend.

* * *

In allem bemerken wir eine Abwandlung der Anschauungen Luthers, die nicht zufällig von einem Franzosen ausgegangen ist. Es ist die Uebertragung des Evangeliums in das Romanische.

Zugleich aber haben wir damit die neuen Kräfte kennen gelernt, mit denen die Ideen Luthers bei ihrer Umwandlung durch Calvin erfüllt worden sind. Sie kamen dem Bedürfnis der Zeit in fast wunderbarer Weise entgegen, nicht bloß in Frankreich, sondern auch sonst, überall da, wo es wie in den Niederlanden und in Schottland für das Evangelium darauf ankam, sich im Widerspruch mit der Staatsgewalt durchzusetzen. Hier schuf der Calvinismus mit seiner Gemeindeselbständigkeit, mit seiner strengen Zucht, mit seinen politischen Aspirationen und vor allem mit seinem an Fatalismus grenzenden Bewußtsein ewiger Gnadenwahl jene unübertrefflich disziplinierten Heere mit ihren heldenhaften Führern an der Spitze, wie wir sie in Frankreich und in den Niederlanden die Glaubenskriege führen sehen, jene unüberwindlichen Scharen, deren ruhmvollstes Denkmal die Kirche der Wüste ist. Aber auch da, wo wie in England, in Polen, in Ungarn der Calvinismus nur subsidiär eingreift, macht sich gleichwohl ein neuer Anstoß bemerklich: denn alle die Männer, die als seine Vorkämpfer auftreten, sind Zöglinge Calvins, in Genf selbst, der hohen Schule des eroberungsgewaltigen Protestantismus, zu den „Pfeilen geschnitzt," mit denen er allüberall den Feind niederstrecken wollte und niedergestreckt hat.

* * *

So haben wir es mit dem **Eroberer Calvin** zu tun, so bald wir die Frage aufwerfen, was ihm der Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts verdankt. Weite Gebiete, welche der lutherische Protestantismus schwerlich sich unterworfen hätte, hat er der Kirche des Mittelalters geraubt und mit dem Geiste der neuen Zeit erfüllt — ein Schauspiel, um so eigenartiger, als hier

das Mittelalter zum guten Teil mit seinen eigenen Waffen geschlagen worden ist.

Das bedeutendste Moment in Calvins Lehre.

Calvin ist derjenige Reformator, der an dem Lutherschen „Wir sollen Gott fürchten und lieben" die erste Forderung so energisch betont hat als die zweite. Darin hat er etwas voraus. Er ist da, wie mehr oder weniger überall, ein Schüler Luthers; es ist heutiges Tages keine Paradoxie mehr, wenn man ihn überhaupt den bedeutendsten, geistesmächtigsten Schüler Luthers nennt. Er möchte ruhig ein Lutheraner genannt werden. Aber freilich nicht im Sinne der lutherischen Sonderkonfession. Er war als Schüler Luthers originell. Calvin hat den inneren Frieden, den Luthers Rechtfertigungslehre geschaffen hat, durchaus gekannt und hell gepriesen. Aber er hat dem evangelischen Rechtfertigungsgedanken, ich möchte sagen, ein Moment von Herbheit eingefügt, welches er nicht missen darf. Calvin hat in Gottes Liebe auch Gottes Majestät vor Augen. Das fehlt bei Luther nicht, aber es trägt bei ihm nicht solchen Nachdruck wie bei Calvin. In der allgemeinen theologischen Reflexion auf Gottes Art und Wesen stellt Calvin den Gedanken der Majestät, der unbedingten Selbstherrlichkeit Gottes voran, ist ihm Liebe nur eine der Formen, wie Gott sich kund gibt und betätigt. Luther hat die umgekehrte Intuition; ihm steht bei Gott die Liebe voran, die Majestät tritt zurück. Aber es kommt für die Frömmigkeit nicht sowohl darauf an, wie man sich Gott „im allgemeinen," sondern in der speziellen Bezogenheit auf die eigene Person vorstellt. Seiner eigenen Person, allen „Erwählten" gegenüber, sah auch Calvin überall die Liebe Gottes. Aber die Liebe der Majestät! Luther sah die Majestät der Liebe. Die Majestät verlangt Ehre. Auch der Erwählte soll Gott ehren. Gott verlangt von ihm, wie von jeder Kreatur Ehre: Gehorsam, Dienst, Preisgabe des Eigenwillens. Die Majestät der Liebe bei Luther, die wie im Triumph über alle Sünde hinwegschreitende, vor niemand und nichts zurückschreckende, ihre Königlichkeit in ihrer Unüberwindlichkeit offenbarende Liebe Gottes schuf dem deutschen Reformator immer zuerst das Dankgefühl des „ohne Verdienst" Erretteten. Die Liebe der Majestät, die Herabneigung des höchsten, unbeschränkten, in seiner Erhabenheit allem Verstehen entrückten, nach seiner Offenbarung in Hinsicht der „Verworfenen" so furchtbaren Herren schuf dem sich selbst als Erwählten erkennenden Calvin natürlich auch Dank, darüber jedoch den Eindruck, daß Gott von ihm vollends „Ehre" verlangen dürfe. Und Calvin ließ sich willig finden, es war seinem Rechtfertigungsglauben das Naturgemäße, Gott durch Ehrfurcht zu beweisen, daß er in ihm immer zutiefst den Herren sehe. Luther hat die Stimmung des Königskindes, das in seinem König nur seinen „Vater" sieht, Calvin die Stimmung des Königskindes, das nie vergißt, daß sein Vater der „König" ist. Letztlich gehört ja in der Christenstimmung beides zu einander. Das ist etwas relativ Originelles und, meine ich, das bleibend bedeutendste Moment in seiner Lehre. Denn wenn ein im Schatten stehendes Element des Evangeliums für die persönliche Frömmigkeit wirksam gemacht wird, so ist es das wertvollste an einer neuen theologischen Lehre!

Calvin als Schriftausleger.

Bei einem großen Menschen soll man nicht darüber streiten, was an ihm das Größte gewesen sei; je mehr Großes neben einander, um so besser. Eins

hat jedoch der Bibelausleger Calvin vor Calvin dem grandiosen Organisator des bewaffneten Widerstandes gegen die Kontrareformation voraus, daß, während wir die Nachwirkungen seiner Kirchenpolitik meist nur unbewußt erleben, seine Kommentare zu den biblischen Büchern noch unmittelbar wie bei ihrem ersten Erscheinen auf unsere Generation und auf manche folgende zu wirken vermögen.

Calvin verbindet bei der Schriftexegese die Vorzüge des gebildeten Humanisten mit denen des Propheten: er schreibt ein gutes Latein, entwickelt klar und lebendig seine oder seines Textes Gedanken, beweist einen auffallend feinen Takt im Herausfühlen des Einfachen und, wo lexikalisch mehrere Fassungen möglich wären, des Richtigeren; beschränkt sich auf die buchstäbliche Auslegung, achtet sorgfältig auf den Zusammenhang, und hat sogar ein Empfinden für das, was dem einen Schriftsteller zugetraut werden kann, dem andern nicht. Seinem Dogma zum Trotz gibt er nicht selten zu, daß er seine Auslegung bloß „wahrscheinlich," nicht schlechthin sicher, nennen dürfe; und in der Zurückführung einzelner Stimmungsäußerungen auf die religiösen Prinzipien hält er ein vernünftiges Maß inne. Calvin ist ein Klassiker der exegetischen Wissenschaft oder Kunst in dieser Vollendung der Unterordnung des Persönlichen unter die Sache: niemals hat der Text dem Exegeten, durchweg nur der Exeget dem Text Dienste zu leisten.

Daß er durch diese Eigenart als Schriftausleger den anderen Reformatoren den Vorrang abgelaufen hat, wird wohl niemand bestreiten. Er reißt uns zwar nicht so mit sich fort, macht uns nicht so warm wie z. B. Luther, der in seinen Schriftauslegungen sein eigenes Herz vor uns ausbreitet; bei Calvin fehlt die persönliche Note; feierlich wie ein Priester im Ornat richtet er das heilige Opfer zu, wo Luther die Jubelhymnen einer in Gottes Liebe verzückten Seele erklingen läßt.

Aber so lesen wir denn auch heute z. B. Luthers Römerbrief-Kommentar aus Liebe zu Luther, den von Calvin dagegen vor allem aus dem Interesse an Paulus. Calvin hat Paulus, glaube ich, besser verstanden als der Durchschnitt der modernen Kommentatoren; und es ist zu verwundern, daß viele nach praktisch-thologischer Auslegung schreien, die den wunderbaren Meister eben solcher Auslegung, Calvin, nie angesehen haben. Mir scheint er der unsterbliche Zeuge dafür, daß die gediegenste wissenschaftliche Auslegung zugleich die praktischste ist.

Geist und Form.

Calvins Lebenswerk war so groß und schwer, daß man immer wieder staunt, so oft man sich ihm naht. Dem entspricht der Reichtum seiner Hinterlassenschaft; von ihr zehren Unzählige, die ihn kaum dem Namen nach kennen. Seine Schriften werden von Theologen gelesen — von wie vielen auch nur sein Unterricht in der christlichen Religion und seine Auslegung des Neuen Testaments, bleibe dahingestellt. Aber noch heute kommt der evangelischen Kirche zu gut der Geist sorgfältiger, eindringender Forschung, vor dem Mauern der Tradition dahinsanken, der eine wissenschaftliche Schriftforschung vorbereiten half. „Mit der Wissenschaft," sagte der Jesuit Franz von Sales, „hat uns Genf überwunden."

Den Menschen Calvin lernen wir am besten aus seinen Briefen kennen; seine menschlichen Gebrechen verbergen sie nicht, aber auch nicht seine demütige und zugleich heldenhafte Frömmigkeit, seinen unbeugsamen Willen, mit dem er immer wieder seiner Schwachheit und Krankheit Herr wird, da-

rin ein Ueberwinder, der einem Paulus würdig zur Seite tritt, täglich aufs neue sich Gott zum Opfer darbringend. Da wird man noch stärker als in seinen Schriften berührt von seinem Geist. Dieser Geist hat die Hugenotten gebildet und die Puritaner, Männer und Frauen von Stahl, der hat in Staatsmännern wie Coligny und Cromwell gewirkt; ja der Calvinismus ist der Wurzelboden der modernen politischen Freiheit. Und er hat tüchtige Unternehmer, rührige Großindustrielle, weitschauende Handelsherren in beträchtlicher Zahl hervorgebracht, die sich in ihrem Beruf als Werkzeuge des weltbeherrschenden Willens wußten. Auch die Blüte der niederländischen Malerei wäre nicht möglich gewesen ohne Calvinismus. Der Erwählte sollte, in welchem Beruf auch immer, in unausgesetzter, zuchtvoller Arbeit seiner Erwählung gewiß werden. So kommt es zu einer ungewöhnlichen Verbindung von Nüchternheit und Spannkraft, die dieser wirklichen Welt dicht auf den Leib rückt und in ihr Gottes Ehre, Gottes Sache durchzusetzen sucht.

Daß aber dieser Geist einer aktiven, wenn nötig sogar aggressiven Frömmigkeit nicht zerflatterte oder seine Kraft verpuffte, das lag an der Form, in die Calvin ihn zu fassen wußte. Es war die Gemeinde. Nach der christlichen Urzeit hat keiner so nachdrücklich den Gemeindegedanken zur Geltung gebracht wie er. Die Begründung, die er ihm gab, erscheint uns heute hinfällig. Und die Durchführung rief und ruft mehr als ein Bedenken wach. Aber der Grundgedanke ist gesund und entwicklungsfähig, und sehr beachtenswert ist und bleibt vieles auch an der Organisation. Kaum 1½ Jahre war Calvin in Genf, da verlangte er mit der größten Entschiedenheit, daß die Stadt in Einzelgemeinden geteilt werde, denn ohne sie „kennt uns die Mehrzahl des Volkes mehr als Prediger denn als Seelsorger." Bei den Verhandlungen über die Rückberufung erklärt er: Das Erste ist, daß die Stadt in Gemeinden geteilt wird. Sollte das den großstädtischen Gemeinden, die nicht an eine Teilung heran wollen, aber auch anderen, nicht zu denken geben? Das wäre eine wirkliche Frucht des Calvin-Jubiläums, wenn es nicht nur zu denken gäbe, auch zu tun. Divide et impera — das Zweite nicht im Sinn einer Beherrschung oder Bevormundung der Seelen genommen, sondern des Herrwerdens über sonst unüberwindliche Hemmungen der Seelsorge.

Weiter die Einteilung der Gemeinden in Quartiere! Die Gemeindearmenpflege! „Organisationsfragen," sagt man, „also Fragen zweiten, dritten Ranges. Der Geist muß es tun." Aber der Geist kommt nicht über die Trägen, und ohne Menschen, die ihre Pflicht taten, hat er noch nie etwas getan. Zu unserer Pflicht gehört es, die Form zu bewahren und auszubilden, in welcher der Geist Jesu Christi an möglichst viele möglichst nah und nachhaltig herankommen kann. Diese Form ist die Gemeinde.

Jenseitshoffnung und Sittlichkeit bei Calvin.

Wenn irgend ein christlicher Denker, so ist Calvin in seiner Religion entschieden jenseits gerichtet, eschatologisch gestimmt, wie der theologische Ausdruck dafür lautet. Er denkt von dem gegenwärtigen Leben sehr gering. Es ist ihm des Lebens nicht wert. Das himmlische Leben, in welches dem Christen der Ausblick eröffnet wird, stellt sich ihm in jedem Betracht als das reine Gegenteil davon dar. Darum kann er nicht anders als in ihm das Ziel seiner Sehnsucht finden.

Und diese Sehnsucht bildet nach Calvins Darstellung des christlichen Le-

bens einen Haupthebel alles Tuns. Wie sollte sie dasselbe auch nicht bestimmen? Es wird sich aber schwerlich vom ethischen Standpunkte etwas dagegen einwenden lassen, wie Calvin eins mit dem anderen in Verbindung bringt.

Er sieht nämlich im zukünftigen Leben das sittliche Ideal verwirklicht. Das ist es, was es so erstrebenswert macht für den hienieden mühsam ringenden Menschen. Das ist es zugleich, was ihn bei allem Kampf den Mut nicht verlieren läßt, im Gegenteil ihn immer von neuem zum Eifer antreibt. Unsere Arbeit ist nicht vergeblich, wir müssen nur ausdauernd darin sein!

Die Sache steht also für Calvin nicht so, daß um himmlischer Genüsse willen, die man dadurch zu erlangen hofft, getan würde, wozu man sich sonst nicht veranlaßt sähe. Von einem so äußerlichen Verhältnis zwischen Sittlichkeit und Seligkeit weiß er nichts. Vielmehr besteht nach ihm die zukünftige Herrlichkeit in der Vollendung unseres gegenwärtigen Strebens. Und die Sittlichkeit ist die gegenwärtige (innere) Anbahnung jenes Zieles. Das ist eine ganz reine Moral.*)

Näher lautet die Losung: Durch Sterben zum Leben! Es gilt dem Fleische abzusterben, sich selbst zu verleugnen, und zwar vollständig. Calvin kennt hier keine Kompromisse. Nicht bloß die Herrschaft der Begierden im Menschen ist vom Uebel, sondern ihr Dasein überhaupt, nicht bloß die Selbstsucht wird getadelt, sondern jede Rücksichtnahme auf die eigenen Interessen. Damit fertig zu werden ist furchtbar schwer.

So hat denn auch der Calvinismus trotz seines asketischen Zuges eine ungeheure Leistungsfähigkeit in der Geschichte bewiesen. Er ist ein Kulturträger ersten Ranges, nicht bloß in Europa, sondern vor allem auch in Amerika gewesen. Das hat der holländische Minister Kuyper in seinen drüben gehaltenen Vorlesungen über den Calvinismus überzeugend dargetan. Das Calvinsche Christentum ist eben von Haus aus ein Christentum der Tat, wie sein Urheber, bei aller körperlichen Gebrechlichkeit und bei aller Neigung zum Pessimismus, ein Mann der Tat war.

So mag man zwar an Calvin tadeln, daß er die Welt mit ihren Freuden nicht höher zu schätzen gewußt hat. Aber man soll nicht sagen, daß der Hoffnungscharakter seines Christentums die Moral verderbe und alles greifbaren Inhalts beraube. Seine Moral ist nicht bloß groß in der sittlichen Selbstbildung, sondern sie nimmt sich auch mit Eifer der weltlichen Aufgaben an. Sie tut das freilich sub specie aeternitatis.

Zu Gottes Ehre.

Als der Kardinal Sadolet die Evangelischen Genfs dadurch für die katholische Kirche zurück zu gewinnen suchte, daß er ihnen die Sorge für ihr Seelenheil aufs Gewissen legte, damit sie dann von der Kirche die allein geeignete Führung ihrer Seele empfangen möchten, bestritt ihm Calvin, daß die Sorge um das Seelenheil voranzustehen habe in der Religion:

Das ist keine gute Theologie, den Menschen so sich selbst verschreiben, daß du nicht zum Prinzip seiner Lebensführung den Eifer, Gottes Ehre zu verherrlichen, setzest. Denn für Gott, nicht für uns, sind wir vor allem auf der Welt. Wie ja aus ihm alles besteht, so soll nach Paulus auch alles auf ihn zurückbezogen werden. Freilich, das gebe ich zu, hat der Herr, um den Menschen die Ehre seines Namens mehr ans Herz zu legen, das Streben, sie

*) Es passieren Calvin wohl einige Entgleisungen in dieser Beziehung, aber die obige Betrachtungsweise herrscht durchaus vor.

zu fördern und groß zu machen, so für uns zurecht gemacht, daß es für immer mit unserer Seligkeit verbunden sein sollte. Aber wenn er lehrte, jenes Hauptstreben müsse alles Sinnen und Sorgen für unser Wohl und unsern Nutzen übersteigen und wenn auch die natürliche Billigkeit einem das sagt, Gott werde nicht gegeben, was ihm gehört, wenn er nicht allem vorgezogen werde, so ist es gewiß Pflicht eines Christenmenschen, sich sein Ziel höher zu setzen als im Suchen und Gewinnen seines Seelenheils.

Eine Vergleichung des aus dem Luthertum sich entwickelnden Kirchenwesens mit dem reformierten Christentum, wie es sich nach Calvin gestaltete, zeigt einen merkwürdigen doppelten Gegensatz. Das lutherische Christentum hat als Staatskirche sich in aristokratischen Formen entwickelt und es nicht verstanden, auch das Volk praktisch in den Dienst der Kirche hereinzuziehen. Das reformierte Christentum hat die demokratische Kirchenform entwickelt und in hohem Grade das Volk zu erfassen und in den Dienst des Herrn zu stellen gewußt. Daher die mehr praktisch wirksame Art des reformierten Typus des Christentums. Diesem Gegensatz steht ein anderer gegenüber: Luthers Kirche hat mehr die evangelische Freiheit vom Gesetz hervorgekehrt und entwickelt. Das kalvinische Christentum hat mehr die alttestamentlich gesetzliche Lebensart auch ins Neue Testament übertragen. Daher die puritanisch engherzige Gesetzlichkeit gerade auch im englischen Kirchenwesen vorherrschend geworden ist. — Es ist klar, daß beide Typen des Christentums von einander zu lernen und sich gegenseitig zu ergänzen, resp. zu korrigieren haben. Und je mehr und besser das geschieht, um so näher kommen sie nicht nur einander, sondern auch der gottgewollten Gestalt des wahren, lebendigen Christentums.

Eine andere deutsch-theolog. Zeitschrift aus lutherischem Lager ist die „Neue kirchliche Zeitschrift" aus A. Deicherts Verlag. Sie hat im Juliheft einen Aufsatz von Pfarrer Baum in München: Calvin als Organisator. Auch da wird besonders seine weitgreifende Tätigkeit gewürdigt, die sich auf so viele verschiedene Länder erstreckte. Besonders war es ihm ein großes Anliegen, auf die Vereinigung der verschiedenen evangelischen Glaubensgenossen hinzuwirken, damit sie als einheitlich geschlossene Macht ihren Feinden aus dem römischen Lager gegenüber stehen möchten. Es ist sehr zu beklagen, daß er darin so wenig Erfolg hatte. — Doch wir wollen hier mit den Zitaten aus deutschen Blättern abbrechen und lassen dafür nun noch Stimmen aus unserem Lande folgen und zwar in Auszügen, die wir dem „Lit. Digest" entnehmen und in englischer Sprache wiedergeben, wie sie lauten. Rev. Hector Hall, D. D., wird in der Nummer vom 10. Juli zitiert wie folgt:

"He was the trusted and admired companion and counselor of the noblest, bravest, best spirits of his time, and was by them ranked as their beloved leader. Now, to be judged by his contemporaries, who best knew him, as in learning and piety and good works the most learned and pious and loving, as also the most heroic man of his age and generation, is surely as much as can be fairly expected of any man. No man, even among ourselves, can ever be much more than the greatest and best man of his own day; and it is not yet given to any man to be impeccable."

It will even be difficult to sustain the charge that he was narrow and illiberal in his theology, declares the writer, saying:

"Often, for the care of all the churches was laid upon his heart, he was heard counseling and exhorting his over-zealous brethren not to press to an issue small matters of Church order and government, not to produce a discussion and division on non-essentials in ritual even where doctrine was involved. He severely rebuked the preacher of Sauve for creating a scandal by his reformatory excesses: 'We speak of the foolish deed which was performed at Suave in burning idols and pulling down a cross. We are very much surprised at such temerity in a man whose duty it was to moderate and restrain others.' With not less severity he reproved the English refugees at Frankfort for stirring up contentions over mere matters of forms and ceremonies."

His writings, it is urged, even testify to the contrary of the charge that "he frowned on the small enjoyments and pleasures of life." Dr. Hall supports his contention in this wise:

"Take, for example, this from his 'Chapter on Christian Liberty' in the 'Institutes': 'Ivory and gold, and riches of all kinds, are certain blessings of divine Providence, not only permitted, but expressly designed for the use of man; nor are we anywhere prohibited to laugh, or to be satisfied with food, or to annex new possessions to those already enjoyed by ourselves or by our ancestors, or to be delighted with musical harmony, or to drink wine.'

"A lover of music, he introduced song into the order of public worship, and engaged a music-master to train choirs of children in the city. With the sound judgement characteristic of him he declared a principle which it were well that our choruses and congregations should thoughtfully consider: 'We must at all times take heed lest the ear should be more attentive to the harmony of the sound than the soul to the hidden meaning of the words.'

"It has been complained to his discredit that he had no eye for the beauty and majesty of nature. [In] Geneva, with its beautiful lake margined around with gardens of vines, with a magnificent guardianship on every side of mountain hights, Mont Blanc the monarch of all, Calvin lived for twenty-five years in a home where from the window of his study he could look out on the glorious assemblage every day of his life. Yet, though he wrote more books and more letters than any man of his time, he appears never to have made any reference to his matchless surroundings of beauty and grandeur. Mont Blanc he not so much as once mentions. And for that he has been reproached. But it is not a fact that men who are fleeing for their lives make occasional halts to admire the scenery, or who are in daily apprehension of the assassin write descriptive pieces for their amusement. Calvin lived under the constant threat of his sanguinary enemies. Besides, his days and hours were incessantly filled with manifold pressing cares, more perhaps than ever fell to the lot of any other man. He had no time save for love and duty for all the churches. But it was he, John Calvin, who made it possible for those majestic scenes to be haunted and admired in all the centuries since. This third charge is thus disposed of."

The most merciless of all the charges, we are told, is that Calvin taught the "decretum horribile"—the doctrine of election. Calvin, it is admitted, believed in election as applying to infants as well as adults,

but he did not believe that baptism was indispensable to salvation—a teaching still professed in both Catholic and some Protestant churches.

For the defense of Calvin as an educator Dr. Hall quotes the words of the historian Bancroft to this effect:

"Reprobating and lamenting his adhesion to the cruel doctrine which all Christendom had for centuries implicitly received, we may, as republicans, remember that Calvin was not only the founder of a sect, but foremost among the most efficient of modern republican legislators. More truly benevolent to the human race than Solon, more self-denying than Lycurgus, the genius of Calvin infused enduring elements into the institutions of Geneva, and made it for the modern world the impregnable fortress of popular liberty, the fertile seed-plot of democracy.

"We boast of our common schools; Calvin was the father of popular education, the inventor of the system of free schools. We are proud of the free States that fringe the Atlantic. The pilgrims of Plymouth were Calvinists; the best influence in South Carolina came from the Calvinists of France; William Penn was the disciple of the Huguenots; the ships from Holland that first brought colonists to Manhattan were filled with Calvinists. He who will not honor the memory and respect the influence of Calvin knows but little of the origin of American liberty."

Upon which Dr. Hall concludes:

"It is not usual with us to identify our eminent men with that which was least or which was less creditable in their lives, but with that which was noblest and most bounteous. No one would deem the warts on his face the most significant matter to mention in speaking of Cromwell, or that his unhappy marriages were the most distinguishing achievement of him who wrote the 'Defense of the People of England' and 'Paradise Lost,' or that the occasional use of language that now no gentleman would use was the most memorable trait of the Father of his Country. Why, then, in silence allow the enemy—whether Libertine, Unitarian, or Laodicean, to identify Calvin with Servetus or with the 'decretum horribile' without informing the uninstructed mind or silencing the scurrilous tongue, by yourself identifying that great man with our republican institutions, with our common free schools, with liberty of conscience, with Bible circulation, with the rise and progress of modern literature, with the nobility of man, with all that has made the greatest of the earth great, and which has enabled them until this day to maintain their superior greatness over all the other nations which did not welcome John Calvin?"

In einer späteren Nummer von „Lit. Dig." (vom 24. Juli) finden wir einen Abschnitt: What shall we say of Servetus and Calvin?. Es folgt dann ein Zitat aus "The Christian Intelligencer":

"Of course, we can not approve of the execution of Servetus. The fact that Calvin entered a plea for the mitigation of the sentence, entreating that death should not be administered by fire, does not wholly relieve the situation. The fact that his fellow reformers were all agreed as to the justice of the proceeding does not justify it. Nor does the fact that the proceeding was in accord with the universal sentiment and practise of the time warrant us in approving it.

"On the other hand, we are called upon to disapprove it. Judged by the standards of our time the whole business was barbarously cruel. But it happened some hundreds of years ago. To judge a man of the sixteenth century by the canons of the nineteenth would be as savagely unfair as Calvin's severest critics have adjudged his attitude to be. Those who bemoan the wrong inflicted on Servetus do not better matters by denying 'the square deal' to those who perpetrated it.

"He who sits upon the woolsack at the present stage of the world's progress is bound to throw the case out of court altogether as not belonging to this jurisdiction. Who are we, that we should reprobate the universal conscience of three centuries ago? Had we been there——? What shall we say, then, as to Calvin vs. Servetus? Say nothing, but thank God for the brighter light of these days.

"Were Calvin living now, what would he do in a similar case? He would—from what we know of his life and character—be in the front rank of those who, having opinions and the courage to maintain them, are quite willing that others, even the rankest of infidels, shall do likewise. This is the spirit of the age."

Dieser an sich ja berechtigten Verteidigung Calvins stellt jedoch das Blatt "Interior" von Chicago folgende Antwort gegenüber, welcher die Berechtigung nicht abgesprochen werden kann:

But the Chicago *Interior* thinks there is "no object whatever in so often repeating that Calvin was a child of his times; that he couldn't be expected to be more tolerant than his age." The defense along these lines at the Pan-Presbyterian Council held recently in New York "missed the point entirely," this journal asserts. "It is his ecclesiastical descendants who are actually on trial in the matter—not Calvin." Going on from this point it is said:

"The question that interests the contemporary world is not particularly the degree of blame that Calvin ought to be given for the affair, but the kind and extent of apology his present-day admirers are willing to put up for him. The world isn't baiting Calvin—there'd be no fun in that—but Calvinists. Presbyterians and their congeners are usually very vehement in denouncing the wickedness of intolerant papists in the time of the Inquisition; all the world wants to know now is whether they will be as vigorous in denouncing the same kind of thing in a great Protestant. Are there Roman villainies which make Protestant virtues? Unhappily some of the things said on the subject in New York might suggest that there were. But of course, the only right thing for any Protestant to say about this Servetus business is that Calvin was wrong about it; that notwithstanding some insignificant extenuations, like his attempt to substitute beheading for burning, the whole business was a shame to him—a black spot on his memory. If Calvin had been thoroughly imbued with the spirit of his Master, he wouldn't have been involved in the affair at all. Let Presbyterians only be square and manly about the case, and the world will soon lose its concern for the affair. Efforts to say smooth things about it, on the contrary, can only end in shaming those who attempt the apology, and worse than that, in imparting to Servetus a rôle of martyrdom altogether beyond the man's deservings."

Zum Schluß geben wir noch der reformierten „Kirchenzeitung“ das Wort, die in Cleveland, O., erscheint, und am 22. Juni schon eine „Calvin-Nummer“ erscheinen ließ. Wir entnehmen Abschnitte aus verschiedenen Aufsätzen genannter Nummer. Im ersten Aufsatz „Calvins Bild“ heißt es:

Ein körperlich schwächlicher, kleiner, dazu bescheidener, fast schüchterner David mit einer riesenhaften, zielbewußten, stets freudigen Geistes- und Schaffenskraft, lebt unser Johannes Calvin in der Geschichte der evangelischen Kirche und der seiner Zeitgenossen, letztere geistig um Hauptеslänge überragend.

Ein Mann, ein ganzer Mann, ein Mann aus einem Guß, strahlt sein Lebensbild aus einer vierhundertjährigen Vergangenheit wie das die Nacht erhellende Licht eines Felsenturms über die Meereswogen zu uns herüber.

Wie er nach dem Urteil vieler Exegeten an Glauben und Gelehrsamkeit keinem nachstand, durch Schärfe des Geistes, Eleganz des Stiles, Klarheit der Rede alle übertraf, so steht er auch unübertroffen da in seiner Tätigkeit und Sorge für die Gemeinden in der Schweiz, in Frankreich, England, Schottland, Polen, Deutschland und in nahen und entfernten Ländern, bis hinüber nach Brasilien.

Durch ihn entstand der herrliche Neubau der evangelischen Kirche in vollendeter Reinheit und es ist zweifelhaft, ob ein späteres Geschlecht an demselben noch Verbesserungen machen kann, kritisieren, verunglimpfen wohl. Wohl trägt er nicht den Namen des sterblichen Baumeisters, doch sein von Gott geheiligter unsterblicher Geist lebt und webt in demselben mächtig weiter und an seiner starken Pforte leuchtet die Inschrift weit in die Lande:

„Das Wort, das ganze Wort und nichts als das Wort, die Gnade, die ganze Gnade und nichts als die Gnade, Christus, der ganze Christus und nichts als Christus.“ Das lautet lieblicher, der großen Jesussache entsprechender, als wenn es hieße:

„Gottes Wort und Calvins Lehr
Vergehet nun und nimmermehr.“

Gott sei Dank! werden mit mir die 25 Millionen Christen ausrufen, die zwar nicht Träger seines Namens sind, wohl aber in seinem Geiste in dem von ihm auf dem Felsengrund des göttlichen Wortes neuerrichteten Bau des evangelischen Glaubens Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit, wie Calvin es gelehrt.

In seinem edlen, reinen Charakter, in seinem unerschütterlichen Glauben, in seiner alle zum Heiland führenwollenden Liebe, in seiner Gerechtigkeit gegen Freund und Feind liegt der Zauber seiner Macht. Nur dem, der seinen Ernst der Liebe entkleidet, mag er schroff und hart gelten, nur dem, einem andern nicht.

Was man auch immer feindlicherseits gegen Johannes Calvin aufgebracht haben mag, von der Lauterkeit seiner Gesinnung, von dem ernsten Bestreben, der Menschheit Wohl zu fördern, waren die Besten seiner Zeit überzeugt. Seine zweimalige Berufung nach Genf ist Beweis genug.

Calvin, weil nicht geborener Deutscher, als Schattenmann hinter den großen Wittenberger stellen, ihn darum als minderwertigen Fremdling behandeln und sein großes Verdienst um die heilige Sache schmälern zu wollen, zeugt von Engherzigkeit und absichtlicher Ungerechtigkeit. Nicht der Geburtsort entscheidet, sondern die Tat. Nicht nur Bethlehem gehörte der Heiland, sondern der ganzen Welt. Calvin gehört und diente nicht einem Volke,

sondern Völkern; sein reformatorisches Segenswerk weiß nichts von geographischen Grenzen, es gehört dem Reiche Gottes allerwärts. Er kannte weder Juden noch Griechen nach dem Fleisch, er fühlte sich Schuldner aller. Darum streckt er auch allen, die auf Glaubensgrund bauten, um Jesu willen brüderlich die Hand entgegen. Auch darin ist er der Größere.

Das ist der Mann Gottes, wie er uns aus der Geschichte entgegen tritt, dessen Bild sie uns so trefflich zeichnet, und dessen Andenken die reformierten Glaubensgenossen in Deutschland, Frankreich, Schottland, Ungarn, Holland, Amerika und im afrikanischen Burenlande in diesen Tagen ehren, ohne ihn zu vergöttern, dessen Wirksamkeit sie dankbaren Herzens rühmen, ohne Gott die Ehre zu rauben, den sie lieben in Christo Jesu, weil durch ihn er uns zu einem Segen gesetzt wurde. Dem aber, durch den er alles vermocht und der sich in ihm, dem Schwachen, mächtig erwiesen nach seiner Gnade, sei Lob, Ehre, Preis und Dank für den Mann, der die Kirche des Worts den nach Wahrheit hungernden Völkern wieder hergestellt hat.

In besonders wohltuender Weise wird das Verhältnis Calvins zu Luther besprochen in dem Aufsatz: „Calvin und Luther." Der Verfasser sagt da:

Wenn Paulus an einer Stelle sagt: „Wer ist denn Paulus? wer ist Apollos?" Diener sind sie, durch die ihr gläubig geworden seid und zwar so, wie der Herr es einem jeden gegeben hat, so glauben wir, den nachfolgenden Ausführungen kein besseres Geleitwort geben zu können, als gerade diese Stelle. Wir freuen uns, daß die Geschichte uns ein Recht gibt, dies zu tun. Haben auch beide Männer im Leben einander nie gesehen noch irgend welche persönliche Gemeinschaft oder Freundschaft mit einander gepflegt, so tun wir dennoch keinen Fehlgriff, wenn wir behaupten, daß beide Männer zusammen gehören, weil sie beide eines Geistes sind. Wir werden dies sehen.

Calvin und Luther. Richtiger, weil die Bedeutung beider Männer entsprechender ist: Luther und Calvin. Die Calvinfeier erheischt jedoch eine Ausnahme. Luther ist nicht nur der ältere, er ist auch der bedeutendere. Denn Calvin fußt auf Luther. Ohne Luther kein Calvin. Während umgekehrt dies nicht der Fall ist, ja nicht einmal einen Augenblick lang gedacht werden kann.

Als Calvin mit in den Kampf um das Bekenntnis eintrat, war die Reformationsbewegung bereits neunzehn bezw. einundzwanzig Jahre alt. Neunzehn Jahre mit Rücksicht auf Deutschland, einundzwanzig mit Rücksicht auf die Schweiz. Der reformatorische Durchbruch war bereits geschehen. Das Papsttum als Antichristentum entlarvt. Das charakteristisch reformatorische Erlebnis Luthers: der Weg von dem Zweifel zur Gewißheit der Seligkeit bereits dogmatisch formuliert, wenn auch bis jetzt meist nur bruchstückweise. Luthers Schriften flogen mit zündender Kraft durch Europa. Auch nach Paris, wo Calvin zuletzt studierte. Die lutherische Bewegung drang unaufhaltsam voran trotz Bücherverboten und Bannflüchen. Die Lehrer des College de France in Paris, in dem Calvin seine Studien als Humanist vollendete, zeigen sich der neuen Bewegung gegenüber nicht unempfindlich. Sie zählen sich zur Partei der Aufklärung. Wir sind beim Jahre 1532. Doch war es gefährlich, rückhaltlos der neuen Bewegung sich anzuschließen. Sorbonne, die alte weltberühmte Akademie in Paris, verlegte sich aufs Anklagen. Umsomehr wurden im stillen unter den Studenten und Lehrern des College die neuen Fragen ventiliert. Eine Verbesserung der Kirche ist dringend nötig.

So weit sahen wohl die genannten Kreise. Ja noch mehr. Aus Calvins Umgebung fanden Uebertritte zur neuen Lehre statt. Ob nicht auch Calvin sich bald entscheidet? Noch schwankt er in Unsicherheit. An der Verbesserung der Kirche mitzuarbeiten ist er bereit. Aber ja nicht los von der Kirche. Da greift die Hand Gottes ein. „Erschrocken und unter Tränen mein früheres Leben verdammend, begab ich mich, o Herr, auf deinen Weg." Es ist nicht viel, was Calvin von dieser „plötzlichen" Wandlung berichtet. In der Zurückhaltung hierüber war er das gerade Gegenteil von Luther. Letzterer ist fast unerschöpflich in seinen Aussprüchen über sein inneres Erlebnis. Calvin: „Durch den geheimen Zügel seiner Vorsehung gab Gott meinem Leben eine andere Richtung." Ein ander Mal: „Durch eine plötzliche Bekehrung hat Gott meinen Geist zum Gehorsam gezwungen." Fast scheint es, als ob Luther und Zwingli vergeblich vorangeleuchtet hätten. Doch dem ist nicht so. Wie „plötzlich" auch die Damaskusstunde über Calvin gekommen sein mag, sie geschah nicht unvermittelt oder ohne den Einfluß von Luthers Schriften.

Wir kommen zum Jahre 1536: Calvin tritt öffentlich als Schüler Luthers auf. Wir meinen in seinem weltberühmten Buche vom Unterricht in der christlichen Religion, Luther habe ihm die Fackel vorangetragen, und das Evangelium ist von Deutschland zu uns gekommen. So bekennt er selber. Man braucht auch nur einige Blätter in Calvins Buch zu lesen, um dies bestätigt zu finden. Ja schon die Anlage des Buches verkündet deutlich den engen Anschluß an Luther. Vor allem ist es der lutherische kleine Katechismus mit seinen fünf Hauptstücken: Gebote, Glaube, Gebet, Taufe, Abendmahl, deren Reihenfolge Calvin beibehält. Neu hinzugefügt wurde ein Abschnitt über Kirchenverfassung und Obrigkeit. Das Ganze sollte die Summe evangelischer Lehre in einem handlichen Lehrbuche enthalten. In der Lehre vom Abendmahl greift Calvin zurück auf das, was Luther im Jahre 1520 in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft gelehrt hat: Die Sakramente sind Zeichen und Unterpfänder, unter denen Gott seine himmlischen Gnadengüter anbietet. Daran hielt Calvin fest. Luther lehrte später auch ein leibliches Essen des Leibes des Herrn im Abendmahl. In diesem Punkte trennte sich Calvin für immer von dem deutschen Reformator, während er anderseits sich hier dem Schweizer Reformator nähert.

Wie kam es nun, daß Calvin neben Luther eine so hervorragende Rolle im Reformationszeitalter spielte, daß er selbst zu einem der großen Reformatoren wurde? Ein Hinweis auf die Bedeutung und den Charakter eines Reformators mag die Frage beantworten. Lassen wir die Geschichte reden. Sie sagt uns: Die Reformation entstand in dem Augenblick, als Luther das gefunden, was elf Jahrhunderte vergeblich gesucht hatten: den Weg zur Gewißheit der Seligkeit. Die Erfahrung Luthers von der Gewißheit seiner Seligkeit in Christo auf Grund des Wortes Gottes machte Luther zum Reformator. Elf Jahrhunderte hat die Kirche des Mittelalters nach diesem Kleinod getastet. Etwa zu derselben Zeit fand auch Zwingli dieses Ziel auf demselben Wege. War nun auch diese Erfahrung, die Luther das Evangelium nennt, von den beiden Reformatoren, Luther und Zwingli, in Schrift und Lehre bereits niedergelegt, als Calvin auftrat und dasselbe Erlebnis bezeugte, so verdient Calvin dennoch den Namen eines Reformators nach der Seite, daß durch ihn auf das ganze westliche Europa die Segnungen der Reformation gekommen sind. Danken wir Gott und freuen wir uns darüber, daß wir nicht nur einen, sondern drei Reformatoren haben, von denen jeder eine ausgeprägte Besonderheit besitzt „zum gemeinen Nutzen." „Es sind man-

cherlei Gaben, aber ein Geist." Daß jeder von den Reformatoren eine besondere Eigentümlichkeit in Lehre und Leben aufweist, ist leicht erklärlich und nur erfreulich. Luther, das wollen wir Reformierten neidlos zugeben, war der größte unter den dreien. Seine Mission bestand vorwiegend in dem Auffinden des Weges zur Seligkeit. Er hat am längsten darnach getastet, ohne eigentliche Führung eines Lehrers. Abgeschlossen von der Außenwelt, wendet sich sein Geist ganz nach innen. Dort ist es, wo er maßlos leidet, sich zernagt und zerquält, um Frieden mit Gott zu finden. Eine herbe Schlägezucht in Haus und Schule vermehrt die Angst vor Gott und dem Heiland. „Ich war der elendeste Mensch auf Erden, Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweifeln." Ist es zu verwundern, daß Luther, nachdem er Frieden gefunden, immer wieder auf dies tröstlicheEreignis seines Lebens zurückkommt und die Freiheit eines Christenmenschen zum Ausgangspunkt seiner Theologie macht? Mit unerreichbarer Tiefe und Stärke widmet sich fortan der große deutsche Reformator der Hauptlehre des Evangeliums: wie ein armer Sünder vor Gott gerecht und selig wird ohne Gesetz und Werke. Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist für immer durch Luther in unerreichter Allseitigkeit, Tiefe und Stärke zurechtgestellt und geregelt. Eins aber fehlt bei Luther. Der Sinn oder die Richtung für die Bedingungen und Interessen eines geordneten Gemeinschaftslebens. Schon frühzeitig mußte Luther die Erfahrung machen, daß die vorwiegend starke Betonung der Begriffe Freiheit und Glaube in ihren Gegensätzen zur römischen Kirchenlehre nicht unter allen Umständen sich für die Menge zuträglich erweist, weil die Leute sich dadurch von Zucht und Ordnung befreit glauben. Dann kamen die theologischen Kämpfe um das Gesetz in seiner Bedeutung für die Kirche. Die Redeweise war im Schwange: das Gesetz gehöre aufs Rathaus, nicht auf die Kanzel. Luther klagt, daß die Leute bei der Predigt vom Glauben einschlafen und daß der Eifer fürs Gesetz in Zuchtlosigkeit umgeschlagen sei. Die Leute halten sich befreit von dem Joche Christi, seitdem sie das Joch des Papsttums abgeworfen. Luthers schöpferischer Geist duldet keine abgemessenen Schranken. Einmal ein Wort zu viel gesagt, trägt er nicht die geringste Sorge um die Folgen desselben. So kommt es, daß in Luther die widersprechendsten Aussagen zu finden sind. Selbst solche, die direktes Aergernis geben können wie "pecca forte, sed crede fortius", d. h. „sündige tapfer, aber glaube noch tapferer" u. s. w. Gut, daß die Geschichte großer Männer auch ihre Fehler berichtet. Calvin war nicht weniger davon frei. Doch das nur nebenbei. Luther: „Gott reißt mich mit sich fort, er mag zusehen, was aus mir wird."

Es fehlte an einem Manne, der die hingeworfenen Brocken und Bausteine Luthers zu einem Ganzen in heiliger Ordnung zusammenfügt und mit unüberwindlicher Geduld und Strenge die Fragen nach dem Verhältnis des Menschen zu seines gleichen, mit andern Worten, die Fragen nach äußerer Organisation zur Sprache und Ausführung bringt, und so das Erlebnis Luthers als eine den ganzen Menschen nach innen und außen erneuernde Tat vor falscher Innerlichkeit rettet. Gott sandte einen solchen Mann. Es war Johannes Calvin.

Nicht war es mehr die Freiheit eines Christenmenschen, die in Frage kam. Zucht und Gehorsam bis zur Dahingabe des eigenen Lebens; das war es, was der Protestantismus im zweiten Stadium bedurfte. Wo die Gabe, da auch die Aufgabe. Niemand war zu der erwähnten Aufgabe mehr begabt als Calvin.

Durch die Betonung und Ausführung der Disziplin wurde Calvin nicht nur der Organisator, sondern zugleich der Retter des Protestantismus. Die lutherische Partei war am Ende des Lebenslaufes des deutschen Reformators bereits so geschwächt, daß sie nach menschlichem Ermessen unvermögend gewesen wäre, dem systematischen Vordringen Roms energischen Widerstand zu leisten. Da ist es Calvin gewesen, der mit seiner geschlossenen Phalanx in Lehre und Disziplin die Reformation gerettet hat.

Der Verfasser führt nun aus, wie Calvin es war, der den Gehorsam gegen das Wort Gottes und die stramme Kirchenzucht aufzurichten sich bestrebte. — Und um solche Zucht wirksam zu machen, hat er durch Organisation des Gemeindelebens die Uebung der Zucht in die Hände der gottesfürchtigen Gemeinde gelegt.

In bezug auf die Verurteilung Servets, die Calvin so sehr zur Last gelegt wird, wird von einem Zeitgenossen und Mitarbeiter Calvins folgendes angeführt:

. . . . Es hat auch nicht an solchen gefehlt, die ihn unversönlich, grausam und selbst blutdürstig genannt haben, milderten es andere, so nannten sie ihn sehr streng. Es ist nicht nötig, die einen von ihrer Verkehrtheit, die anderen von ihrer Undankbarkeit gegen Gott zu überführen. Ich widerhole hier, daß er nur solche Feinde gehabt hat, die ihn nicht verstanden oder die offenen Krieg gegen Gott führten. Kaum wird sich ein Mann unserer Zeit von solcher Art finden, dem Satan einen so herben Krieg in aller Weise von Ausbrüchen bereitet hat, und doch hat er nie das Gericht in Anspruch genommen, noch weniger, daß er irgend welche Rache verfolgte; wie er nicht Haus und Erbe hatte, so mengte er sich auch nicht in Handelsgeschäfte. . . . . Wo ist die Grausamkeit? Servet allein ist verbrannt worden. Und wer war es würdiger als dieser Unglückliche, der in dreißig Jahren in aller möglichen Art die Ewigkeit des Sohnes Gottes gelästert hatte, der Dreieinigkeit den Namen Cerberus (= Höllenhund!) beilegte, die Taufe der kleinen Kinder vernichtete, der eine solche Menge von allem Gestank, den jemals der Satan gegen die Wahrheit Gottes ausgespien hat, aufgehäuft hatte, unzählige Personen verführt, und den Fluch zu vermehren, durchaus sich nicht bekehren wollte, noch reuig der Wahrheit den Platz räumen, durch die er so vielfach widerlegt war, ohne Hoffnung auf Bekehrung? Nun haben nicht die Urteile der Kirchen, namentlich das des durch seine Milde bekannten Philipp Melanchthon, das er auch schriftlich gab, das Lob dieser gerechten Verurteilung ausgesprochen? Die diesen Akt schlecht finden, zeigen nur ihre Unwissenheit, indem sie schmähen, was besonderes Lob verdient, wie auch ihre Frechheit, indem sie sich an den machen, der nur die Pflicht eines treuen Pastors tat, indem er den Magistrat benachrichtigte, und sich abmühte, mit allen Mitteln einen solchen Unglücklichen zur Besserung zu bringen und nichts vergessen wollte, um zu verhindern, daß solche Pest seine Herde vergifte.

Wer diese lästerlichen Reden Servets in Betracht zieht und bedenkt, mit welcher Beugung Calvin vor der heiligen Majestät Gottes stand, der kann sich vorstellen, welches Entsetzen Calvins Seele muß erschüttert haben bei solchen frechen Gotteslästerungen.

Da er nun nach seiner Theologie das Alte und das Neue Testament gleich setzte in bindender Gesetzeskraft, so war es bei ihm wirklich ein Ausfluß seiner lauteren, ungeheuchelten Frömmigkeit und Gottesfurcht, unvermischt mit päffischer Herrsch- und Ränkesucht, wenn

Calvin sich zu dem Urteil getrieben sah: Der Mann ist des Todes schuldig. Er stand damit einfach auf dem Boden der alttestamentlichen Propheten. Sein Eifer um die Ehre Gottes war jedenfalls lauter und rein, nicht wie der römische Fanatismus aus der Angst um die bedrohte Priesterherrschaft geboren, und darf darum auch nicht auf eine Stufe mit dem römischen Verfolgungswahnsinn gestellt werden. Sie verfolgten nicht Gotteslästerer, sondern Zeugen für die Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi. Diesen Unterschied soll uns auch das Blatt „Interior" nicht verwischen.

Literatur.

Vorwort zu unseren Bücherbesprechungen. Bitte, nicht zu übersehen.

Glaube oder Unglaube.

Unsere Zeitschrift ist bemüht, alle vorkommenden theologischen Fragen echt wissenschaftlich zu behandeln. Das ist ja auch die Aufgabe, die uns gestellt ist von unserer evangelischen Synode, die in der Generalsynode repräsentiert ist. Dabei aber muß es uns stets bewußt bleiben, daß wir als christliche Theologen nicht nur auf dem Boden der Wissenschaft stehen können. Denn die Wissenschaft kann schließlich nicht **entscheiden**, wer Jesus sei, ob ein bloßer Mensch, oder der Gottessohn, der zum Heil der Menschen erschienen ist, um ein Erlöser der Menschen zu sein. Die Entscheidung dieser Frage ist nicht mehr wissenschaftlich, sondern rein religiös. Bei unserem Urteil über Jesum kommt es letztlich darauf an, welche persönliche Stellung wir selbst zu Jesu und den religiösen Gedanken über Jesum einnehmen. Es ist also schließlich eine Frage der subjektiven Ueberzeugung, der Weltanschauung, kurzum eine Glaubensfrage, die das letzte Wort in allen wissenschaftlich theologischen Fragen zu sprechen hat. Es ist und bleibt unvermeidlich: Der Kampf zwischen Glaube und Unglaube bleibt stets die treibende Kraft auch in allen wissenschaftlichen Produktionen, welche der theologische Büchermarkt uns zeigt. Und unsere Stellung zu diesen wissenschaftlichen theologischen Erscheinungen, sowie unser Urteil darüber, wird unerbittlich stets beeinflußt sein von unserer Herzensstellung zu Jesu, dem Heiland der Welt. Hier gilt Luthers Wort: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Lieber unwissenschaftlich urteilen, als vom Herrn als ungläubig verworfen zu werden. (Mark. 16, 16).

Eine Wissenschaft, die es mit kaltem Gleichmut ertragen kann, wie Jesus verlästert, verhöhnt, in den gemeinsten Schmutz herabgezogen wird im Namen der sogenannten Wissenschaft, und die all diese Gemeinheiten kühl wissenschaftlich abwägen will und sorgfältig darauf bedacht ist, sich ja keine Blöße zu geben, daß man ihr nicht mit Recht sagen kann: Das ist unwissenschaftlich: Eine solche Wissenschaft imponiert uns durchaus nicht. Wir wollen in erster Linie bekennen: „Es wisse, wer es wissen kann, ich bin des Heilands Untertan!" Und wer die Majestät Jesu antastet, ist in unseren Augen ein Mann, der am „Heiligen Gottes" sich vergreift; er wird sein Urteil tragen, das nicht wir, sondern unser Herr zu fällen hat.

Setzen wir einmal einen Fall, den wir freilich von vorn herein als unmöglich und undenkbar erklären müssen: Ein preußischer Staatsanwalt und

ein preußischer General sind Augen- und Ohrenzeugen, wie eine Anzahl Leute die „wissenschaftliche“ Frage erwägen, ob der König von Preußen unehelich geboren ist, und also deshalb kein Recht hat auf Thron und Krone; ob er nicht ein psychopathischer Narr und Schwärmer sei und was dergleichen ehrenrührige, respektwidrige Aeußerungen sein mögen. Was würde der König, was die loyalen Bürger dazu sagen, wenn die Herren nun ruhig „wissenschaftlich“ mit den Lästerern ihres Königs verhandeln wollten? Und was würde wohl im Deutschen Reiche solchen Menschen geschehen, die sich erfrechten, in Gegenwart des Staatsanwalts und Generals solche lästernde Reden über den König zu führen? — Oder wenn ein Protestant es in Deutschland wagt, öffentlich über den Betrug und die Mißbräuche in der katholischen Kirche sich auszulassen, wie bald hat ihn der Staatsanwalt am Wickel und hängt ihm einen Prozeß wegen Beschimpfung der katholischen Kirche an! — Aber den Herrn selbst, das königliche Haupt der Kirche, darf jeder Schmutzfink ungestraft in den gemeinsten Kot herabziehen, darf ihn als Hurenkind, als Narr und geistig minderwertig darstellen und den Herren von der hohen Schule schwillt noch keine Zornesader, sie verhandeln kühl abwägend — wissenschaftlich — wie diese Lästerungen zu widerlegen seien!

Was wären doch alle jene ehrenrührigen Aeußerungen wider den König von Preußen im Vergleich zu den Lästerungen Jesu, die so ruhig „wissenschaftlich“ verhandelt werden in der heutigen theologischen Literatur von Männern, die Generäle und Staatsanwälte im Reich Jesu Christi sein sollten und denen die Ehre ihres Königs höher stehen sollte, als ihre „wissenschaftliche“ Ehre bei dem „bösen und ehebrecherischen Geschlecht“ unserer Tage, das die Fahne des Aufruhrs erhoben hat wider seinen Herrn und König und den Herrn Himmels und der Erden. Wer so seine eigene Ehre höher einschätzt als die Ehre seines Herrn, der mag uns als geistig minderwertig einschätzen, weil wir nicht kühl „wissenschaftlich“ bleiben in manchen Besprechungen, sondern vom „Pathos uns hinreißen“ lassen, Dinge zu sagen, die die Herren von der „hohen“ Wissenschaft nicht gerne zu hören bekommen.

In diesem Zusammenhang bitten wir nun, unsere weiter unten folgende Besprechung des Buches: „Jesus und die modernen Jesusbilder“ in diesem Heft nicht zu übersehen, sondern sorgfältig von Anfang bis zu Ende zu lesen. Auch die Besprechung von Dr. Ihmels Buch: „Die christliche Wahrheitsgewißheit“ stimmt gut damit überein.

Im eigenen Verlag: Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., ist jetzt die vierte Ausgabe unseres neuen Gesangbuchs mit vierstimmigem Notensatz erschienen. Das ist ein Buch von 727 Seiten, oktav, mit 633 Liedern und Anhang von 34 geistlichen Volksliedern, mit vierstimmigem Notensatz zu jedem Liede. (D. h. dieselbe Melodie wird so oft wieder gedruckt, als sie in den Liedern vorkommt). Das Buch ist bestimmt zum Gebrauch in Kirche und Haus, für Organisten und Kirchenchöre; für Piano und Hausorgel. In vierfach verschiedenem Einband: 1) Leinwand; 2) Halbfranz, runde Ecken; 3) Halbfranz, Goldschnitt; 4) echt Marokko, biegsam, runde Ecken, Goldschnitt, in Schachtel. Die Preise für die vier verschiedenen Bände sind: $1.50; $2.25; $3.00; $3.75. Der übrige Anhang von Perikopen u. s. w. ist hier weggelassen, da sonst das Buch zu dick und zu schwer geworden wäre.

Das Erscheinen dieses Buches hat uns aufrichtige Freude bereitet. Es

ist auf schönem weißen Papier, in sehr klarem, deutlichen Druck hergestellt. Der Einband ist der Art, daß man das Buch leicht offen hinlegen kann, ohne daß die Blätter von selbst herumfallen, was beim Spielen für den Organisten von großem Wert ist. Das Buch ersetzt das Choralbuch und wird von vielen ländlichen und einfachen Spielern dem Choralbuch vorgezogen werden, weil den Noten stets der Text beigegeben ist.

Es empfiehlt sich, daß die Kirchenchöre sich mehr auf den vierstimmigen Choral verlegen, der den Gemeinden mehr Erbauung ermöglicht, weil sie hier dem Wortinhalt zu folgen vermögen, was bei den gewöhnlichen Gesangsvorträgen der Chöre selten der Fall ist. Während so die schweren kunstvollen Chorgesänge mehr nur Ohrenschmauß für kunstverständige Zuhörer darbieten, können und sollen vierstimmige Choräle sich tief ins Herz einsenken und dem Zweck der gottesdienstlichen Erbauung sich anpassen. Und wenn erst die Kirchenchöre die Praxis vierstimmiger Choräle längere Zeit geübt haben, so kann das auch dazu führen, daß auch die Gemeinden selbst vierstimmig einfallen im Gemeindegesang, was mächtig zur Hebung des Gesangs und der Erbauung der Gemeinde dienen kann.

Möchte das neue, vierstimmige Choralbuch sich nur recht bald einbürgern bei unseren Gemeinden und Kirchenchören, das ist der aufrichtige Wunsch des Schreibers.

Vom Verlag von Johannes Herrmann in Zwickau in Sachsen kamen uns folgende Schriften zu:

Der Evang.-Luth. Hausfreund. Kalender für 1910. Herausgeber O. H. Th. Willkomm, sep. evang.-luth. Pastor zu Planitz. Schon der Titel des Herausgebers zeigt, daß wir es hier mit einer streng lutherischen Publikation zu tun haben. Der Kalender ist auch in der Tat im Interesse der missourischen Gemeinden in Deutschland herausgegeben, von denen im ganzen 30 Adressen gegeben werden und noch eine Predigtstelle. Der Kalender bringt den üblichen Kalenderinhalt, Sonntage in rotem Druck; Fürstengenealogie; einen ansprechenden Auszug aus dem Leben des schon 1876 entschlafenen, ehemaligen Präses der Missouri-Synode, Past. Friedr. Wyneken, ein Lebensbild, das als Muster selbstverleugnungsvoller, treuer Hingabe in den Dienst des Meisters bezeichnet werden muß. Wollte Gott, wir hätten ein Dutzend solcher Männer im Dienst unserer Inneren Mission. Ferner enthält er eine sehr interessante Abhandlung über: Altes Testament und alter Orient. Diese berichtet über die Geschichte der Auffindung und Entzifferung altbabylonischer und altägyptischer Schriftdenkmäler und macht es auch dem Laien namentlich durch Abdruck von Schriftproben aller Art verständlich, welche unendliche Geduld und Scharfsinn angewandt werden mußte, um jene alten Schriften entziffern und übersetzen zu können.

Diese beiden Artikel sind allein den Preis von 15 Cents wert.

Vom gleichen Verlag kam: „Die Bibel in Bildern." 179 Darstellungen (@ 13x16 Cm.) von Julius Schnorr von Carolsfeld. Mit begleitendem Bibeltext unter jedem Bilde. Quartformat. Holzfreies Papier. 1908. In Leder mit Goldschnitt $3; Leinenband $1.50. Man verlange ausdrücklich die Zwickauer Ausgabe. Schon im Novemberheft 1908, Seite 477, haben wir auf das Erscheinen dieses Buches aufmerksam gemacht. Es liegt jetzt fertig vor und ist ein prächtiges Bilderbuch mit kurzem, begleitendem Bibeltext unter jedem Bilde. Die Schnorrsche Bilderbibel ist ja ziemlich

allgemein bekannt und bedarf keiner weiteren hochtrabenden Empfehlung. Jedoch der Preis der großen Schnorrschen Bilderbibel ist sehr hoch und das Buch schwer. Hier aber haben wir ein verhältnismäßig leichtes Buch, das gut zu handhaben ist. Auf jeder Seite erscheint ein 13x16 Cm. großes Bild in völlig klarer, zarter, bis ins kleinste deutlicher Wiedergabe des Originals. Der jedem Bilde beigedruckte, sorgfältig gewählte Text deckt dasselbe vollkommen. Schönes, starkes, weißes Papier und vorzüglicher Einband machen dies herrliche Buch sehr geeignet zu einem Paten-, Konfirmations- oder Hochzeitsgeschenk. Der Preis ist für das, was geboten wird, ein sehr geringer. Möchte dies Buch in recht viele Christenhäuser kommen; möchte es zu Ostern recht vielen Konfirmanden in die Hand gegeben werden an Stelle der wertlosen Schmucksachen und Tändeleien, mit denen man sie oft beschenkt. Das Eden Publishing House in St. Louis, Mo., ist zur Annahme von Bestellungen bereit.

Im gleichen Verlag erschien: „Thomas, der Leutpriester." Erzählung aus der Reformationszeit von Marg. Lenk. Lederband mit Goldschnitt $1.25; Leinwand $1.

Das ist ein prächtiges Volksbuch für jung und alt. Es führt in die Heldenzeit der Reformation zurück, wo die einen ihr Leben im Gefängnis oder auf dem Scheiterhaufen endeten; die andern Heimat und Vaterland verließen und als arme Flüchtlinge in fremde Lande fliehen mußten, um des Evangeliums willen. Solche Erzählungen tun dem heutigen verweichlichten Geschlechte not, um ihm zur Beschämung vorzuhalten, wie weit entfernt unsere Zeit davon ist, Gut, Heimat und Leben zu lassen für das Wort des Evangeliums. Diese Bücher einer deutschen Pfarrfrau gehören zum Besten, was für die Jugend und das Volk geschrieben wurde.

Um den Lesern unserer Zeitschriften den Bezug der besprochenen Werke zu erleichtern, wollen wir darauf hinweisen, daß das Eden Publishing House zur Annahme von Bestellungen bereit ist.

Von A. Deicherts Verlagsbuchhandlung kam uns zu:

Der Konfirmandenunterricht nach Stoffwahl, Charakter und Aufbau. Von Liz. Thel. Joh. Steinbeck, a. o. Prof. der Theol. in Greifswald 126 Seiten. Preis: broch. Mk. 2.40.

Wenn man nur den 1. Abschnitt des Buches liest: „Die Stoffwahl des Konfirmandenunterrichts," so sieht man von vorn herein, wie grundverschieden für den deutschen Pfarrer die Voraussetzungen des Konfirmandenunterrichts sind im Gegensatz zu dem amerikanischen Pfarrer. Jener kann bis jetzt noch immer voraussetzen, daß seinem Unterricht schon ein systematischer Religionsunterricht in der Schule voraus gegangen ist. Der Katechismus ist gelernt und wohl auch z. T. erklärt, die biblische Geschichte ist in ihren Grundzügen bekannt u. s. w. Der amerikanische Kollege dagegen muß erst mit alle dem von vorne anfangen. Er kann und darf so wenig als möglich voraussetzen. Er ist zu vergleichen dem Landmann, der im Urwald sich ansiedeln soll und nun erst die Bäume umhacken und die Büsche und Stumpen ausroden soll, ehe er überhaupt seine Säemannsarbeit beginnen kann. Da wird dem geehrten Verfasser sofort klar sein, daß für den amerikanischen Pastor sein Buch keine Anleitung bieten kann, wie er seinen Unterricht geben, an welches Buch er dabei sich halten, wie er den Stoff aufbauen soll. Unsere Verhältnisse sind grundverschieden von denen Deutschlands, weil wir weder

in der Staatsschule einen religiösen Unterricht haben, noch auch eine Gemeinde- und Privatschule voraussetzen können, die schon tüchtigen Grund gelegt hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Buch uns hier nichts nützen oder bieten kann. Es gibt jedenfalls sehr viel Anregung und leitet auf viele Gedanken hin, wie der Konfirmationsunterricht kann und soll fruchtbar und praktisch erteilt werden, um den Kindern das Christentum zu einer persönlichen Herzenssache zu machen, die wohl wert ist, fürs ganze Leben festgehalten zu werden. Und vielleicht gerade der Gegensatz, zu welchem unsere Verhältnisse uns zwingen, mag manchen darauf hinführen, wie er für hiesige Verhältnisse seinen Unterricht gestalten und erteilen muß.

Verfasser bietet das Material seines Buches dar in sieben Kapiteln: 1) Quellen des christlichen Lebens; 2) Das christliche Leben als Leben des Glaubens; 3) Die Betätigung des Glaubens im Gebet; 4) Das Verhalten des Christen gegen sich selbst und den Nächsten (= Christl. Sittlichkeit.); 5) Das Verhalten des Christen zur Kirche; 6) Die Stellung des evang. Christen und seiner Kirche zur römischen Kirche und zu den Sekten; 7) Unsere Pflichten gegen die Heiden und Juden.

Viele Anregung und fruchtbare Gedanken wird auch der amerikanische Pastor aus dem Buch für seinen Unterricht gewinnen können.

Aus gleichem Verlag kam: Kurz gefaßte Kirchengeschichte für Studierende. Besonders zum Gebrauch bei Repetitionen. Von Liz. Theol. H. Appel. I. Teil: Alte Kirchengeschichte; mit verschiedenen Tabellen und Karten. 170 Seiten. Preis: broch. Mk. 2.80. Der II. Teil, enthaltend die Kirchengeschichte des Mittelalters, wird voraussichtlich noch in diesem Jahr erscheinen.

Was Verfasser bieten will, muß man schon seinem Vorwort entnehmen. Sein Buch soll ein Lernbuch der Kirchengeschichte sein und ist aus der Praxis hervorgegangen. Es setzt das fleißige Studium des Kollegheftes und eines größeren Lehrbuches voraus und will ihm eben nur ein Hilfsmittel darbieten, um schnell und leicht das Nötige wieder zu finden und sich einzuprägen. Und nicht nur was die Studierenden zu lernen haben, will Verfasser ihnen bieten, sondern er will ihnen das Lernen dieses Materials auch erleichtern. Deshalb ist zunächst großes Gewicht gelegt auf verschiedenartigen Druck und auf eine leicht faßliche Darstellung. Am Schluß bietet Verfasser im 1. Anhang die geschichtlichen Daten in chronologischer Reihenfolge; der 2. Anhang bringt eine synchronistische Tabelle; dann folgt ein ausführliches Sach- und Namenregister. Zuletzt eine Karte, die in vier kleineren Abteilungen sämtliche geographische Namen der alten Kirchengeschichte bieten, die auffindbar sind. Wir halten das Buch für ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für Theologie Studierende, die sich die historischen Data der alten Kirchengeschichte leicht und sicher einprägen wollen.

Die „Neue kirchliche Zeitschrift“, die monatlich in A. Deicherts Verlag, Leipzig, erscheint, bringt im Oktoberheft v. J. einen ausgezeichneten Aufsatz aus der Feder des Pastors G. Hilbert über „Nitzsches Herrenmoral und und die Moral des Christentums.“

Man kann eigentlich keinem Pastor mit beschränkten Mitteln und wenig Zeit mit Recht zumuten, sich die Schmutz- und Schandschriften des Abgrundsmenschen Nietzsche anzuschaffen und sie zu studieren. Doch sollte auch der Pastor darin kein Ignorant sein. In dieser sogenannten Philosophie offen-

bart sich die ganze Tollheit, der ganze Wahnsinn des satanischen Gotteshasses und der Selbstvergötterung, die nur einige wenige Exemplare der Gattung „Mensch“ zu Herrenmenschen heranzüchten will und diesem Zweck die ganze Rasse mit teuflischem Haß (wie er im Faust sich ausspricht) opfern will. Die Raubtierinstinkte der Gewaltmenschen werden da als das Ideal gepriesen. In obigem Aufsatz ist eine treffliche Zusammenstellung der wahnwitzigen Tollheit Nietzsches dargeboten. Und den Abgründen der Bosheit, die in diesem gotthassenden System sich ausspricht, stellt Verfasser dann in schlichten Worten die Schönheit und göttliche Tiefe des Reichtums gegenüber, die dem erlösten Menschengeschlecht aus Gnaden zur Aneignung dargeboten ist in dem Gottmenschen Jesus Christus. Dieser ist der wahre Uebermensch, aber nicht bloß das Ideal für wenige erreichbar, und nicht bloß für eine kurze Spanne Zeit, sondern erreichbar für alle und für die Ewigkeit. Wir halten den Aufsatz für eine treffliche Widerlegung des aus der Lüge geborenen Systems Nietzsche und eine Ueberwindung durch das wahre, lebendige Christentum, das nicht Lebensverneinung, sondern Lebensbejahung im höchsten Sinne des Wortes ist.

Das nachfolgend besprochene Buch kam uns schon im Jahr 1908 zu und ist im Novemberheft 1908, Seite 475, von uns zur vorläufigen Anzeige gebracht worden.

„Die christliche Wahrheitsgewißheit, ihr letzter Grund und ihre Entstehung. Von Dr. L. Jhmels, ord. Prof. der Theologie in Leipzig. 2. Auflage. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1908. Preis: Mk. 7.

Jhmels stellt sich die Aufgabe, z. T. im Anschluß an andere einschlägige Arbeiten, z. T. auch in bewußter Selbständigkeit, die Frage nach der christlichen Wahrheitsgewißheit zu beantworten. Gibt es überhaupt Gottesgemeinschaft; und sind die Tatsachen, auf die wir ihre Gewißheit gründen, wirkliche Tatsachen?

Nicht Apologetik, sondern eine Anleitung für den gläubigen Christen, über den Grund seiner Gewißheit sich selbst Rechenschaft zu geben, bietet Jhmels in seinem Buch.

Nicht die Gewißheit selber bildet das Problem, sondern nur die wissenschaftliche Begründung derselben auf theologischem Gebiet. Es soll der Punkt aufgezeigt werden, auf den der Christ sich in letzter Linie zurückzieht, wenn er über den Grund seiner christlichen Gewißheit Rechenschaft geben soll. Und zwar muß klar werden, was nach der subjektiven Seite für ihn den letzten Grund bildet, der ihn zum Festhalten an der christlichen Gewißheit nötigt.

Eine geschichtliche Orientierung (Seite 11—213), welche Jhmels der eigenen Darstellung vorausschickt, ist überaus instruktiv. Er geht dabei von Luther aus, dem subjektive Gewißheit um das objektive Wort Gottes die Grundlage der christlichen Wahrheitsgewißheit ist. Diese Gewißheit kommt aber nur dadurch zustande, daß der Heilige Geist dies Wort den Menschen als Gottes Wort in die Herzen hinein spricht. Und der einzigartige Inhalt der Schrift verbürgt die Realität dieser Gewißheit.

Die altlutherische Dogmatik, die es unternahm, die Autorität der Schrift zu begründen, hat es da versehen, als sie ihre eigenen Wege ging, und die Gewißheit um die Kanonizität der Schrift in letzter Linie auf die Autorität der Lehrer der Kirche gründete. Damit hatte sie

den Weg betreten, der zuletzt im Rationalismus ausmündete. Selbst der Pietismus war nicht imstande, diesen Entwicklungsgang aufzuhalten; ebensowenig wie der echte Supranaturalismus, der die Berufung auf die Erfahrung, wie sie der Pietismus betreten, ganz zurücktreten ließ hinter eine geschichtliche Begründung der Offenbarung. Die Frage, auf die nun alles ankommt, ist diese: Entsteht der Glaube durch den Inhalt des Evangeliums, oder durch die formale Vergewisserung um seine Glaubwürdigkeit?

Drei Hauptvertreter der neueren wissenschaftlichen Theologie werden nun noch in dieser Frage um die Begründung der christlichen Wahrheitsgewißheit konsultiert: Frank (Lutheraner); Herrmann (Ritschlianer); Troeltsch (als Sprecher der religionsgeschichtlichen Schule). Frank hat in seinem System der christlichen Gewißheit „die Gewißheit um die Wiedergeburt" zu seinem Ausgangspunkt genommen. Ihmels weist nach, daß diese Position darum nicht haltbar ist, weil diese Gewißheit keine in sich beruhende, also auch nicht der letzte Grund der christlichen Gewißheit sein kann. Herrmann verfehlt es darin, daß er meint, von allem absehen zu müssen, was erst der zum Glauben Erweckte als wirklich anzusehen vermag, wo es sich um den letzten Grund des Glaubens handelt. Nach Herrmann muß Grund und Inhalt des Glaubens scharf auseinander gehalten werden. Nach Ihmels ist solche Unterscheidung ein Unding; und auch „das innere Leben Jesu", auf das sich nach Herrmann in letzter Linie der Glaube gründen soll, ist nach Ihmels eine so diskutable Größe, daß dasselbe unmöglich den festen Grund unserer christlichen Gewißheit bilden kann. — Troeltsch sieht mit der gesamten religionsgeschichtlichen Schule den Grundschaden der bisherigen theologischen Arbeit in ihrer supernaturalen Isolierung des Christentums. Dieses ist, wie alles geschichtlich Gewordene, nur eine relative Größe. Die allgemeine Religionsgeschichte gibt darum auch den Maßstab ab für die Wertbestimmung des Christentums. Aber doch muß auch Troeltsch zugeben, daß die Gewißheit um das Christentum, wie er sie meine, durch eine Ueberschau der Religionen und religiöses Erleben zustande komme. Diese Position kommt aber tatsächlich dem Geständnis gleich, daß eben doch auf rein wissenschaftlichem Wege ein abschließendes Urteil über das Christentum nicht gewonnen werden könne.

Nach diesem Ueberblick gibt Ihmels seine eigene zusammenhängende Darstellung, Seite 214—403. Die Hauptgesichtspunkte, die für dieselbe maßgebend sind, wurden bereits in dem historischen Ueberblick markiert.

Der Punkt soll festgestellt werden, der die christliche Gewißheit trägt. Diese wird nicht an Lehrsätzen gewonnen, sondern gründet sich auf einen Tatbestand; dieser ist unsere Gemeinschaft mit Gott. Es handelt sich also nur um den Nachweis, wie diese Gottesgemeinschaft dem Christen sich verbürgt. Gottesgemeinschaft gibt es aber nur auf Grund von Gottes Offenbarung. Die Gewißheit des Christen wird erst dann unerschütterlich, wenn sie sich, abgesehen von aller Erfahrung, allein auf die objektiven Gottestaten, die seinen Glauben tragen, gründet. In letzter Linie ist es nur eine Gottestat, welche die Gewißheit um die Gottesgemeinschaft begründet, nämlich die gnädige Offenbarung Gottes, wie sie in der Person Christi zum Abschluß gekommen ist. Diese Offenbarung bietet uns die apostolische Verkündigung, wie auch das Bekenntnis der reformatorischen Gemeinden. Die Bürgschaft, daß hier nicht

fromme Täuschung, sondern Wirklichkeit vorliegt, da sich doch fragt, wie eine Tatsache der Vergangenheit Gegenstand gegenwärtiger Erfahrung werden könne, liegt für Ihmels in dem Umstand, daß der eigentliche Inhalt dieser Offenbarung die Liebe Gottes ist, die in der Sendung und Hingabe des Sohnes uns kund wird. Mit der Ueberlieferung, welche die geschichtliche Gottesoffenbarung an uns herangebracht hat, hat es eben eine andere Bewandtnis als mit aller sonstigen Ueberlieferung. Wie sie aus dem Heiligen Geiste stammt, so bringt sie dieser Heilige Geist so an den einzelnen heran, daß jene Offenbarung im strengen Sinn für uns Gegenwart wird. Ueberhaupt muß Gott selbst erst durch dieses Evangelium die Aufnahmebedingungen in den Menschen schaffen. So kommt die Analyse der Entstehung der Glaubensgewißheit zuletzt auf ein Wunder hinaus. „Das ganz bestimmte Evangelium mit seinem ganz bestimmten Inhalt ist es, welches der lebendige Gott so in das Herz hineinspricht, daß der Mensch aufzuhorchen anfängt und die Stimme seines Gottes zu hören beginnt, der mit ihm redet." Dieses Wunder, über das der Christ selber sich keine Rechenschaft geben kann, dient ihm zur festen Begründung seiner Position, denn einerseits dient diese Tatsache ihm fortdauernd zur Bestätigung dafür, wie wenig die von ihm behauptete Gewißheit seine Erfindung ist. Andererseits wird er durch sie stets daran erinnert, wie wenig der Widerspruch derer, welche diese Erfahrung nicht gemacht haben, ihm befremdend sein soll. Wird nämlich das Verständnis des Evangeliums im strengen Sinne erst durch die im Evangelio sich vollziehende Wunderwirkung Gottes vermittelt, dann ist es selbstverständlich, daß nur die, welche diese Wirkung erfahren haben, auch Verständnis dafür besitzen. So ist also die christliche Wahrheitsgewißheit verknüpft mit der Gewißheit um das Wort Gottes.

Aber da, wo der Christ der zentralen christlichen Wahrheit gewiß geworden ist, ist er eben damit auch tatsächlich des zentralen Inhalts der Schrift gewiß geworden. Und auf keinem andern Wege, als dem bisher angedeuteten, wird er nun auch der christlichen Wahrheit, wie der Heiligen Schrift in weiterem Umfang gewiß. Und diese Gewißheit ist keine andere als die, daß die Schrift das spezifische Wort Gottes sei. „Wie das Schriftwort in einzigartigem Sinn aus dem Heiligen Geist stammt, so weist dieser nicht bloß den Christen notwendig in dieses Schriftwort hinein, sondern versiegelt es ihm auch als das von ihm stammende normative Offenbarungszeugnis." Doch gibt Ihmels zu, „daß Gewißheit um den Umfang der Schrift (d. h. um den Umfang des Kanons) bei den einzelnen Christen nur als werdende vorhanden sein kann." Die ganze Frage nach dem Umfang der Schrift tritt für den Glauben erst in zweite Linie. „Die Anschauung, als könne nur ein in seinem Umfang vorher genau abgegrenzter Kanon für uns wirklich Autorität sein, übersieht ebenso die Bedeutung der Schrift wie das Wesen des evangelischen Heilsglaubens." Die Schrift ist eben das Offenbarungswort, durch welches der Gott der Offenbarung sich dem einzelnen zur Gemeinschaft mit sich erbietet, und eben um deswillen ihm jenes Wort in dem Maße vergewissern will, als er auf diese Darbietung Gottes wirklich eingeht. Ohne solches Eingehen soll es nach Gottes Willen kein wirkliches Verständnis um

die seligmachende Wahrheit, und damit auch keine wirkliche Gewißheit um die Schrift geben.

Im weiteren Verlauf erörtert Ihmels dann die Frage nach dem Verhältnis der christlichen Wahrheitsgewißheit zur natürlichen Wahrheitserkenntnis. Ferner kommt in Erwägung die Möglichkeit einer Selbsttäuschung in betreff der christlichen Wahrheitsgewißheit. Da aber die christliche Erfahrung nicht ein Produkt des eigenen Innern ist, so verbürgt eben der Inhalt dieser Erfahrung ihre Allgemeingültigkeit. Das Schlußkapitel erörtert noch die Entstehung der christlichen Wahrheitsgewißheit.

Bei der Lektüre eines solchen Buches drängt sich einem notwendig die Erkenntnis auf, welcher Ihmels im Schlußsatz seines Werkes so schönen Ausdruck gibt, und darin liegt auch der Wert einer solchen Arbeit in einer Zeit, wo führende Geister der theol. Wissenschaft die Autorität des Schriftwortes untergraben: „Wo die Kirche auch in der Gegenwart in dem Selbsterweis des Geistes und der Kraft so das Evangelium von dem um unserer Sünden willen dahingegebenen und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckten Gottessohn predigt, da tut sie das Beste, was sie an ihrem Teile dafür tun kann, daß auch die Gemeinde der Gegenwart zu dem Glaubensbekenntnis, das sie noch sonntäglich spricht, in Wahrheit hinzusetzen lernt: Das ist je gewißlich wahr!" —

Ihmels hat der evangelischen Christenheit mit seiner Arbeit einen großen Dienst getan, indem er uns Schritt für Schritt, mit logischer Konsequenz, auf den Punkt zurückführt, auf dem unser Christenglaube ruht: die Liebe Gottes, wie sie in Christo Jesu erschienen ist; und indem er uns zeigt, wie die Heilige Schrift die authentische Urkunde dieser Gottesoffenbarung an uns ist. — Man kann nur jedem raten, dem die Schrift noch etwas gilt, und der sich über diese Geltung selber möchte Rechenschaft geben: Nimm und lies! G. Brändli.

Vom Verlag von Edwin Runge, Berlin, kam uns zu: Jesus und die modernen Jesusbilder. Von Liz. Hermann Jordan, Prof. in Erlangen. Es ist dies Heft 5/6 der fünften Serie der Bibl. Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Dr. Fr. Kropatscheck, Prof. in Breslau. 115 Seiten. Einzelpreis: Mk. 1.50; Subskriptionspreis 80 Pf.

Verfasser will dem Leser die Frage ins Gewissen schieben, nicht: Wer sagen die Leute, sondern: Wer sagst du, daß des Menschen Sohn sei? Dann freilich zeigt er der Reihe nach die Zerrbilder von Jesu, die in alter bis neuester Zeit von Jesu gemacht wurden. Er handelt vom „Jesus der Schrift", wie ihn die hyperorthodoxe Gläubigkeit konstruiert auf Grund der Verbalinspiration, die auch wir positiv ablehnen. Dann kommt: Der mythische Jesus, der kranke, der veraltete, der buddhistisch-asketische, der soziale Jesus, der sittlich-religiöse Führer Jesus zur Darstellung. Das letzte Kapitel hat nur die Ueberschrift: Jesus. Dieses letzte Kapitel zieht die Summa der ganzen Betrachtung des Buches und zeigt, daß (mit Ausschluß des im 2. Kapitel genannten) allen diesen Jesusbildern **eine** Tendenz zugrunde lag, nämlich die „Jesus immer vom rein menschlichen Standpunkte aus zu würdigen." Und das ist gewiß: War Jesus nur ein Mensch und nicht mehr, so kann er nicht Heiland und Erlöser der Menschen sein, sondern es wird im besten Fall das Moment der Selbsterlösung

in das Christentum eingeführt. Das Christentum kann dann nicht als Erlösungsreligion erfaßt werden; der Glaube an Jesum wird hinfällig.

Nun ist aber durchaus nicht zu leugnen, wie Verfasser nachweist, daß nicht bloß das johanneische Evangelium, sondern auch die Synoptiker uns genug Aussprüche Jesu zeigen, worin sich ein solch übermenschliches Selbstbewußtsein Jesu ausspricht, daß nüchterne Forschung sich zu der Alternative getrieben sieht: Entweder glauben an ihn, als Gottessohn — das ist die religiöse Entscheidung, oder ihn als einen Schwärmer verwerfen, und das ist die Entscheidung des Unglaubens. So weit sind wir mit der Darstellung des geehrten Verfassers vollständig einverstanden.

Eins aber vermissen wir nicht bloß in diesem Buch, sondern in all den Kritiken der Zerrbilder, die in alter und neuer Zeit über die Person Jesu entworfen wurden. Verfasser spricht im 4. Kap. seiner Schrift von psychopathischen Auffassungen, die heutzutage leicht in die wissenschaftliche Beurteilung außergewöhnlicher Männer eingeführt wird. Wir halten dafür, daß alle Zerrbilder von Jesu bis hin zu dem in Nietzsche sich zeigenden satanischen Haß wider das Christentum psychopathisch zu beurteilen sind, und zwar nach dem Kanon: 2. Kor. 4, 4. So lange die Theologie glaubt, die Person des Teufels als Fürst und Gott dieser Welt aus ihrer Weltbetrachtung ausschalten zu können, so lange wird sie mit rationalisierenden Erklärungsversuchen an den so viel Gotteshaß zeigenden Zerrbildern von Jesu herumoperieren, und es nicht begreifen können, wie man zu solchen Verzerrungen des Bildes Jesu kommen kann. Anders aber wird es, wenn wir einen Blick tun in die planmäßigen, systematischen Verfolgungen des heiligen Gottessohnes, ausgeheckt nicht von einem oder vielen einzelnen gottfeindlichen Menschen, sondern ausgeheckt von dem **persönlichen**, wir betonen **persönlichen**, gottfeindlichen Geist, dem Teufel, der als Feldherr und Kriegsoberster seine Schaaren, die Kinder des Unglaubens (Eph. 2, 2; 6, 11. 12) inspiriert und antreibt zu all den listigen und scharfsinnigen Anläufen wider den Heiligen Gottes. „Weil es einen Fürsten der Welt gibt, so ist in dem Streit wider Gott eine Ordnung, eine Leitung, ein wohl überlegter Plan, und es gibt . . . . ein Geheimnis der Bosheit (2. Thess. 2, 7), eine geheimnisvoll, aber klug angelegte Geschichte der Anläufe wider Gottes Reich.“ So schrieb vor Jahren schon der streng wissenschaftliche und doch ernst bibelgläubige Geß, den die Theologie so vornehm ignoriert und ausscheidet aus ihren Forschungen, und der doch in seinem „Dogma von Christi Person und Werk“ uns ein Christusbild entworfen hat, das kein „Moderner“ noch wieder erreicht hat.

Würden unsere modernen Jesusforscher, die auf den theologischen Lehrstühlen sitzen, es sich klar machen, daß aller Unglaube wider Jesum, und jede Tendenz, ihn ins rein menschliche Gebiet herab zu zerren, im letzten Grund eine Wirkung des teuflischen Geistes (1. Joh. 4, 3) ist, sie würden schaudern bei dem Gedanken, daß sie mit ihren Büchern sich zu Werkzeugen des Teufels machen, der nur die eine Tendenz verfolgt: Jesum auszurotten aus dem Menschengeschlecht. O wie wird einst der ewige Richter über diese gelehrten, scharfsinnigen Kritiker urteilen! Ganz anders als die Herren Rezensenten, die alles menschlich begreiflich machen wollen und den Teufelsgeist aus ihrem Kalkül rein ausscheiden als veraltetes Ammenmährchen! So nur, als teuflischer Gotteshaß, erklärt sich die Wut eines Voltaire

(ecrasez l'infame) und eines Nietzsche wider Jesum, den „Schönsten unter den Menschenkindern.“ Das sind Inspirationen des Teufels, wie jedes Buch, das die Tendenz zeigt, Jesum herab zu zerren aus seiner Gotteshöhe.

Das ist unser „unwissenschaftliches“ Glaubensbekenntnis, und unsere Antwort auf die Frage: Wer sagst du, daß des Menschen Sohn sei? Wissenschaftlich beansprucht sie nicht zu sein, aber bibelgläubig im Sinne der besten aller Bekenner Jesu.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kamen folgende Schriften:

„Seelenwanderung.“ Von Th. Traub. Separatabdruck aus: „Der Geisteskampf der Gegenwart“ (Siehe unten). 21 Seiten. Einem degenerierten Christengeschlecht, dem das Evangelium von der Erlösung durch Jesus Christus nicht mehr mundet, setzt die sog. theosophische Gesellschaft die alte heidnische Philosophie der Seelenwanderungslehre neu aufgewärmt vor und imponiert damit dem kindischen Geschlecht unserer Tage als mit einer neuen Weisheit. Sie scheint ja auch mit der Darwinistischen Evolutionslehre so schön zu stimmen. Aber 800 mal geboren werden in immer dieselben Verhältnisse herein, mit je einem Zwischenraum von 1000 bis 1500 Jahren, in jeder Geburt büßen für das, was man in früheren Geburten Gutes oder Böses getan, und doch nicht wissen, wofür und warum man jetzt zu leiden hat: Welch ein herrliches Surrogat für den Glauben an die Erlösung durch Christum und die Hoffnung auf eine einmalige und völlige Erlösung aus dem unerbittlichen Rotationsrad der Natur. in welches der Theosophismus seine Adepten hinein verflicht: Ein Folterrad des Geistes, gegen welches das mittelalterliche Folterrad das reine Kinderspiel ist. Wem's nach dieser Narrenweisheit gelüstet, der greife zu! Sie wird in dieser Broschüre gründlich abgetan.

„Jesus und die Menschen seiner Zeit.“ Bilder aus Jesu Leben für unsere Tage in Beiträgen von Pfr. Barthold, Pfr. Müller, Pfr. Schultz, Pfr. Schumann, Pfr. Steib und Oberpfr. Voigt. Herausgegeben von Paul Cremer. Preis: Mk. 6; geb. Mk. 7.

Wenn Schriften, wie die oben angezeigte „Jesus und die modernen Jesusbilder“, in dem Liebhaber und Freund Jesu das Gefühl des Unmuts und Mißbehagens erwecken, ja ihm schweres Aergernis bereiten, weil sie zeigen, was für geistige Knirpse, was für ein Pygmäengeschlecht heutzutage daran arbeitet, die königlich-göttliche Hoheit Jesu in den Schmutz der eigenen Gemeinheit und Niederträchtigkeit zu ziehen, so wirkt dagegen ein Buch, wie das von Paul Cremer, erfrischend, tröstend, erfreulich. Hat doch schon der Weltprophet Goethe eine Ahnung von der Geisteshöhe Jesu gehabt, sonst hätte er nicht das Wort sagen können: „über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert, wird — der menschliche Geist — nicht hinauskommen.“ Das hat ein Mann gesagt, dem doch das Innerste des Christentums verschlossen blieb. Hier in diesem Buch aber reden Männer, denen die unvergleichliche Größe Jesu von Nazareth das Herz abgewonnen hat, daß sie zeugen müssen von dem Schönsten der Menschenkinder. Den Liebhabern Jesu wird dieses Buch Freude bereiten.

„Altchristliche Sagen über das Leben Jesu und der Apostel.“ Mit einem Anhang: Jüdische Sagen über das Leben Jesu. Auf Grund der apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten, sowie des Talmud u. a., dargestellt von Ludwig Couard. Preis: Mk. 2; geb. Mk. 2.80.

Im Schoß der altchristlichen Kirche sind zahlreiche Sagen entstanden, die den Zweck verfolgen, das von den Evangelien gezeigte Bild unseres Herrn zu ergänzen und zu verklären. Diese Sagen bringt der Verfasser unter Ausscheidung alles spezifisch Theologischen für weitere Kreise zur Darstellung, dazu anhangsweise die auf dem Boden des Judentums erwachsenen Mythen. Möchten diese interessanten Sagen rechte Beachtung finden, sie sind deren ebenso wert, wie die Sagen und Märchen der mannigfachen Völker und Zeiten.

Wir möchten dem vorstehend Gesagten nur beifügen, daß gerade dieses Buch dem Leser einen Maßstab gibt für die Geisteshöhe der Schreiber der (kanonischen) vier Evangelien. Es gibt kaum ein stärkeres Zeugnis dafür, wie sehr der Geist Gottes sie in keuschen Schranken nüchterner Darstellung auch der wunderbarsten Züge im Leben Jesu gehalten hat, als eben diese phantastisch-zauberhaften Märchen, welche bald nach der apostolischen Zeit sich in der Christenheit der ersten Jahrhunderte um die Person Jesu herum verdichteten. Es ist hier derselbe Abstand wie zwischen dem babylonisch-heidnischen Schöpfungsmythus und dem Bericht der Genesis über die Weltschöpfung.

Aus gleichem Verlag kam: Das neue Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis. Von Liz. Theol. Dr. G. Mayer. Band 3: Das Lukasevangelium. Von Liz. Dr. Jul. Böhmer. Preis: Mk. 4; geb. Mk. 4.60. (Einzelpreis: Mk. 4.80; geb. Mk. 5.40).

Das ist ein neuer Band von dem oft genannten Werk: Das Neue Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis. In Verbindung mit Pfr. Aeschbacher, Hofprediger a. D. Ahe, Pfr. Liz. Dr. Böhmer, Pfr. Dr. Busch, Hofprediger a. D. Pfr. Keßler, Liz. Mumm und Pfr. Liz. Dr. Rump. Herausgegeben von Pfr. Liz. Theol. Dr. Gottlob Mayer. Erscheint in 50 Lieferungen von je Mk. 1. Je 2—5 Lieferungen bilden einen Band. Es werden auch einzelne Lieferungen und Bände (zu etwas erhöhten Preisen) abgegeben. Davon sind bisher erschienen: 1. Band. Das Matthäusevangelium. Vom Herausgeber. Mk. 5 (Mk. 6); geb. Mk. 5.60 (Mk. 6.60). 2. Band. Das Markusevangelium. Vom Herausgeber. Mk. 2 (Mk. 2.40); geb. Mk. 2.60 (Mk. 3). 3. Band. Das Lukasevangelium. Von Pfr. Liz. Dr. Böhmer. Mk. 4 (Mk. 4.80); geb. Mk. 4.60 (Mk. 5.40). 5. Band. Die Apostelgeschichte. Von Konf.-Rat u. Hofpred. a. D. Ahe. Mk. 4 (Mk. 4.80); geb. Mk. 4.60 (Mk. 5.40). 6. Band. Der Römerbrief. Vom Herausgeber. Mk. 3 (Mk. 3.60); geb. Mk. 3.60 (Mk. 4.20). 7. Band. Die Korintherbriefe. Vom Herausgeber. Mk. 4 (Mk. 4.80); geb. Mk. 4.60 (Mk. 5.40). 10. Band. Die Thessalonicherbriefe. Vom Herausgeber. Mk. 3 (Mk. 3.60); geb. Mk. 3.60 (Mk. 4.20). 14. Band. Der Hebräer- und Judasbrief. Von Pfr. Liz. Dr. Böhmer. Mk. 2 (Mk. 2.40); geb. Mk. 2.60 (Mk. 3). Die eingeklammerten Preise gelten für den Einzelbezug.

Wir geben an anderer Stelle im redaktionellen Teil eine Probe aus dem Lukasevangelium zu Luk. 17, 1—10.

Hier fügen wir noch bei: Das Lukasevangelium umfaßt 100 Betrachtungen, von welchen wir hier noch einige Ueberschriften geben: Zuverlässige Berichterstattung. — „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria." — Weihnachtsfeier. — Gemeinschaftsbewegung und Orthodoxie. — Jesu weltgeschichtliche Bedeutung. — Die Heidenmission und der Horizont Jesu. — Ein Kapitel aus der Psychophysik. — Kirche und Sozial-

demokratie. — Die Religion der Liebe und Barmherzigkeit. — Christentum und Militär. — Zu früh gestorben. — Frauenrechte und -pflichten. — Paradoxien des Glaubens. — Psychiatrie. — Der Herr über Krankheit und Tod. — Reiseprediger. — Jesus-Aberglaube. — Erblich belastet. — Christliche Weitherzigkeit. — Nationale und konfessionelle Gegensätze. U. s. w.

Ein neuer Band des mit so vielem Beifall aufgenommenen Mayerschen Bibelwerkes, diesmal aus der Feder von Liz. Dr. Böhmer, der bereits einen Band (Hebräer- und Judasbrief) beigesteuert hat. Der „Märk. Bote des Gustav-Adolf-Vereins" schrieb seiner Zeit im Hinblick auf diesen Band: „Der Verfasser tritt uns hier als ein Mann entgegen, der mit einem die religiösen Bewegungen der Gegenwart besonders scharf und weit überschauenden Blick eine ausgezeichnete exegetische Schulung verbindet und der es zugleich versteht, in klarem Fluß der Gedanken, wie religiöser Wärme getragen, die Wahrheiten so vorzutragen, daß man sich dem Eindruck nicht entziehen kann."

Eine großartige Konfession und Apologie des Christentums, die durch ihre religiöse Wärme und klare Gedankenführung für Jesus und sein Wort zu werben wohl imstande ist. Sie erweckt neue Freude an der Schrift und leitet zu erneuter religiöser Verwertung des Gotteswortes.

Konservative Monatsschrift.

Wir selbst haben schon öfters das vorzügliche Bibelwerk herzlich zu empfehlen Veranlassung genommen.

Zeitschriften im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

Der Geisteskampf der Gegenwart, (früher Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart.) Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Liz. Theol. E. Pfennigsdorf. 45. Jahrgang. 1909. (Jan.—Dez.) Monatlich ein Heft von 32—40 Seiten. Preis vierteljährlich Mk. 1.50; mit Porto Mk. 1.65. — Mit „Theol. Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht" zusammen vierteljährlich Mk. 2; mit Porto Mk. 2.30.

Unter diesem modernen Titel führt die älteste apologetische Zeitschrift Deutschlands „Beweis des Glaubens" ihr gesegnetes Dasein weiter. Möge es der vortrefflichen Zeitschrift immer noch besser gelingen, den positiv-christlichen Glauben in unseren kritischen Zeitläuften zu fördern und zu verbreiten. Der Inhalt der vorliegenden Nummern ist ein ausgewählter; das Blatt ist sehr empfehlenswert.

Wir empfehlen diese Zeitschrift wiederholt nachdrücklichst. Kaum ein anderes führt so tief in die Geisteskämpfe unserer Zeit und bietet so reiche Ausrüstung zur Gewinnung des rechten Standpunktes. Sie steht wacker auf dem Plan gegen die Verächter und Bekämpfer der christlichen Weltanschauung und tritt ihnen sowohl im Kleingefecht als auch im großen Kampf mutig und erfolgreich entgegen.

Probenummern liefert der Verlag kostenfrei.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. 15. Jahrgang 1909. (Jan.—Dez.) Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern).

Diese vortreffliche, von Pfarrer Dr. Julius Richter herausgegebene, bei C. Bertelsmann, Gütersloh, erscheinende Missionszeitschrift verdient es, immer wieder empfohlen, verbreitet und — gelesen zu werden. Sie umspannt das ganze Gebiet der evangelischen Mission, berücksichtigt aber selbstverständlich besonders die deutschen und das Gebiet der deutschen Kolonien. Die Darstellungen sind mit frischem Geiste geschrieben und geben anschauliche Bilder von den Menschen und Gegenden, sowie auch von den Arbeiten und Müh-

seligkeiten der Missionare. Der Preis beträgt pro Jahr nur Mk. 3, für direkte Zusendung Mk. 3.60.

Für die Jugend dürfte das mit dieser Zeitschrift verbundene, von Paul Richter geleitete, kleinere Missionsblatt dienen:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Gleichfalls mit Illustrationen monatlich erscheinend zum Preise für Mk. 1; mit Porto für direkte Zusendung Mk. 1.36.

Beide Zeitschriften zusammen Mk. 3.75; mit Porto Mk. 4.35.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probehefte franko (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

Aus dem Inhalt des Oktoberheftes: Deutsche Einheits-Gedanken. Nach der 1900-Jahresfeier im Teutoburger Walde. Von Otto Grund. — Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Von Friedrich Lienhard. — Der wahre Krieg. Ein Vortrag von Oberstleutnant a. D. O. Graewe-Neiße. — Mütter. Von Martha Silber. — Ein Brief. Novelle von L. Andro. — Moderne Revolutionen. Von Otto Corbach. — Toskanische Wanderungen. Zu den Bildern Carlo Böcklins. Von Dr. Karl Storck. — Die Eroberung der Luft. Von Hans Dominik. — Gibt es Ahnungen? Von Georg Meyer (Wurzen). — Deutschlands Befreier. — Verkannte Genies. — Cicero. — Napoleon I. und die Arbeiter. — Wie erzielt man Dummheit am schnellsten und sichersten? — Elternsünden. — Ehescheidungen. — Der moderne Tod. — Die Wunden des nächsten Krieges. — Automobilkultur. — Die Abrüstung in der Tierwelt. — Kunst und Volk. — Marie Antoinette und ihre Pamphletisten. — Das namenlose „Fräulein." — „Unsittliche" Bücher. — Das Glück von Eden Hall. — Die Biedermeierzeit. — Von der Heiligkeit des Kindes. Von Fahrenkrog. — Türmers Tagebuch: Und alles ist Dressur. — Der Politiker Goethe. Von Eduard Engel. — Detlev von Liliencron. Von Karl Storck. — Die bildende Kunst in der protestantischen Kirche. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg. — Vorstadtromantik. Von Joseph Aug. Lux. — Musikalische Herzenswünsche. Von Dr. Karl Storck. — Berliner Kunstgewerbe-Chronik. Von Felix Poppenberg. — Die Inschriften-Stadt. — Muskelkultus. — Sprachverblödung. — Notizbuch. — Kunstbeilagen: 15 farbige Bilder von Carlo Böcklin. Detlev von Liliencron. Edward Mac Dowell. — Notenbeilage: Gesänge nach Gedichten von Detlev von Liliencron: 1. Heidebild. 2. Siciliane. 3. Mittagsschläfchen. Komponiert von O. R. Hübner. 4. Tiefe Sehnsucht. Komponiert von Victor Hansmann. 5. Glückes genug. Komponiert von Georg Vollerthun. AmerikanischeWald-idyllen: Im Herbst. Von Edward Mac Dowell.

„Aus deutscher Dämmerung." Schattenbilder einer Uebergangskultur, das neue, im Mai d. J. zur Ausgabe gelangte Werk des Türmer-Herausgebers, J. E. Freiherr von Grotthuß, ist soeben in 5. Auflage (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Preis geheftet Mk. 3) erschienen, hat also in zwölf Wochen bereits fünftausend Käufer gefunden.

Mit dem 1. Oktober 1909 hat der „Türmer" seinen 12. Jahrgang angetreten. Auch dieses Heft von 176 Seiten, nebst Notenbeilage von 16 Seiten, bietet, wie obige Inhaltsanzeige dartut, wieder eine reiche Mannigfaltigkeit an Artikeln, die tief in das volle Alltagsleben eingreifen. Man überblicke nur die Inhaltsanzeige. Als Kunstbeilagen sind 15 farbige Bilder von Carlo Böcklin eingeheftet, Stimmungsbilder von Florenz und Fiesole und Umgebung in Italien. Und zu ihrem Verständnis schrieb Dr. Karl Storck, der den Künstler begleitete, seinen Aufsatz: Toskanische Wanderungen.

Der „Türmer" ist ein zuverlässiger Führer in vielen öffentlichen Fragen und Angelegenheiten, in denen wir heute, uns ein Urteil zu bilden, genötigt sind. Er ist unsern Lesern bestens empfohlen.

❖ Magazin ❖

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 12. Band. St. Louis, Mo. März 1910.

Die Auslegung von Gal. 3, 19—22.

Von Prof. P. E. Otto.

Zu der berühmten Stelle Gal. 3, 19—22 hat, wie DeWette berichtet, schon Winer mit seiner stupenden Gelehrsamkeit 250 verschiedene Auslegungen angeführt, und es werden inzwischen sicherlich noch mehr dazu gekommen sein. Was das alles für verschiedene Auslegungen sind, das zu wissen geht über die Durchschnittsgelehrsamkeit des amerikanischen Pastors hinaus und scheint auch nicht allzusehr notwendig zu sein. Schwerlich wird man's vermeiden können, bei versuchter Auslegung der Stelle mit einem oder mehreren der 250 Vorgänger zusammenzutreffen, und auf den Vorzug unbedingter Originalität ist von vornherein zu verzichten, aber es ist doch auch nicht die Aufgabe der Auslegung, jedesmal etwas Neues vorzubringen. Uebrigens ist wohl anzunehmen, daß es mit der Verworrenheit der Auslegung doch nicht so schlimm bestellt ist, wie es nach der Aufzählung von 250 Verschiedenheiten scheinen möchte, denn diese 250 sind vielfach nicht wirkliche Verschiedenheiten, sondern nur Nüancierungen ein und desselben Grundgedankens. In Wahrheit ist doch das Verständnis der Stelle der Hauptsache nach nicht in so hoffnungsloses Dunkel gehüllt; es taugen wohl bei der Auslegung Fragen auf, die so oder so beantwortet werden mögen, aber es fehlt doch nicht an sicherem Kriterium, unter den möglichen Beantwortungen die richtige zu zählen, wenn man an der Voraussetzung festhält, daß keine Abschweifung, keine überflüssige Interjektion in der Stelle gefunden werden darf, sondern dieselbe aus dem Gedankengange des ganzen Briefes aufzufassen ist.

Wenn im ganzen Briefe vom Gesetze die Rede ist, so ist darunter selbstverständlich das mosaische Gesetz zu verstehen, und zwar nicht in der Bestimmtheit, wie es Jesus anschaut, wenn er sagt, er sei nicht gekommen, es aufzulösen, sondern zu erfüllen und es solle kein Buchstabe und Tütelchen vom Gesetze hinfallen, nicht als Gesetz des Geistes, der vor dem Bösen warnt und zu allem Guten antreibt, sondern in der Bestimmtheit, wie es die Masse des Volkes Israel und die tonangebende

Partei in ihm auffaßte, als die Verpflichtung zu einer Summe von Leistungen, durch die ein Anrecht auf die Güter des Gottesreiches erworben werde. Daß diese Forderungen, welche die eingedrungenen Gesetzeslehrer an die galatischen Gemeinden stellten, zum Teil über die Forderungen des Pentateuchs hinausgingen und auf „Auffäßen der Aeltesten" fußten, ist wahrscheinlich (cp. 4, 10), aber im Ganzen nimmt der Apostel an, daß diese Lehren auf die Gesetzgebung am Sinai zurückgingen.

Von diesem Gesetze nun ist in entschiedenen Verneinungen die Rede gewesen: es rechtfertigt nicht (2, 16; 3, 11), es erwirkt nicht den Segen, sondern Fluch (3, 10), es macht den ursprünglichen Gottesbund nicht ungültig und die darin enthaltenen Verheißungen nicht unwirksam. (3, 17.) So muß die Frage sich aufwerfen: Τί οὖν ὁ νόμος; was soll denn das Gesetz? Wenn all das vorher Angeführte nicht der Zweck und Erfolg des Gesetzes sein kann, was hat es denn für eine positive Bedeutung? Darauf antwortet die erste Hälfte von V. 19: προςετέθη τῶν παραβάσεων χάριν, es ward hinzugesetzt um der Uebertretungen willen. Wenn der Apostel nicht den aktiven Ausdruck gebraucht: προςέθηκεν αὐτὸν ὁ θεός, G o t t hat es hinzugefügt, so will er natürlich damit die göttliche Urheberschaft, auf die zuletzt alles zurückgeht, nicht bestreiten, aber doch liegt in der Wahl des blos passiven Ausdrucks προςετέθη eine Hindeutung darauf, daß über diese göttliche Urheberschaft noch etwas besonderes, modifizierendes zu sagen ist. Τῶν παραβάσεων Χάριν. Luthers Uebersetzung: „um der Sünde willen" ist nicht genau, und überhaupt läßt sich der Sinn des Ausdrucks im Deutschen nicht in scharfer Bestimmtheit wiedergeben. Zwischen ἁμαρτία und παράβασις zwischen Sünde und Uebertretung ist bekanntlich ein Unterschied. Sünde ist der natürliche Zustand, wie er dem Eintreten des Gesetzes ins Menschenleben vorangeht. (Röm. 5, 13.) Uebertretung dagegen setzt das Vorhandensein eines Gesetzes voraus. (Röm. 4, 15.) Das Gesetz wurde also hinzugesetzt (zu der schon vorhandenen Verheißung) um etwas willen, was vor ihm noch nicht vorhanden war, was durch dasselbe erst hervorgerufen werden sollte. Der Ausdruck: „um der Sünde willen" würde wegen der Doppelbedeutung des präpositionellen Ausdrucks „um willen" eine doppelte Auffassung zulassen; entweder: „mit Rücksicht auf die vorhandene Sünde," d. h. natürlich: um dieselbe zu bekämpfen, zu tilgen, was aber nach Pauli Anschauung ein unerreichbarer Zweck sein würde (cp. 3, 11), oder: „um Sünde hervorzubringen," was aber ein blasphemischer Unsinn wäre. Es ist also nach dem Wortlaute aufzufassen: „um der Uebertretungen willen," d. h. nicht um der v o r h a n d e n e n Uebertretungen willen, um dieselben zu strafen und zu tilgen, denn es waren eben vor dem Gesetze noch keine Uebertretungen da; sondern: um die vorhandenen S ü n d e n, die es aufdeckt und straft, in ihrem Charakter als Uebertretungen hervortreten zu lassen, vergl. Röm. 5, 20: „auf daß die Sünde mächtiger würde."

ἄχρις οὗ τὸ σπέρμα ἔλθῃ, bis der Same käme. Den Samen nennt der Apostel hier Christum, um eben damit auf die schon früher ange=

führte, dem Abraham gegebene Verheißung zurückzuweisen. Dem Gesetze, dem also die Bedeutung einer die Sünde aufdeckenden, sie zur Uebertretung steigernden und demnach das Verlangen nach göttlicher Hilfe erweckenden Macht zugeschrieben war, wird nun zugleich die Bedeutung einer zum Vorübergehen bestimmten Zwischenanstalt zugeschrieben, die ihre Berechtigung verliert, wenn dasjenige, was durch sie nur in unvollkommener Weise erreicht werden konnte, durch einen andern Faktor vollkömmlich erfüllt wird. „Was dem Gesetze unmöglich war, sintemal es durchs Fleisch geschwächt war, das tat Gott und sandte seinen Sohn in der Gleichheit des Fleisches der Sünde und um der Sünde willen, und richtete hin die Sünde im Fleische, auf daß die Gerechtigkeit vom Gesetz in uns erfüllet würde."

Durch Christum ist die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, die durch das Gesetz nur unvollkommen beschrieben werden konnte, in persönlicher Lebendigkeit dargestellt, modern ausgedrückt, das Ideal ist durch ihn realisiert; aber diese Gerechtigkeit stellt sich in ihm nicht nur so dar, daß man sehen kann, wie sie ist, wie sie anders ist als unsere Gerechtigkeit, daß sie also all unsere Gerechtigkeit zu schanden macht und uns als Uebertreter hinstellt, sondern ihre Erhabenheit ist zugleich Herablassung, und was sie nicht als Forderung dem Menschen abverlangen kann, das gibt sie ihm aus Gnaden: Leben. So hat, wo „der Same" eingetreten ist, das Gesetz seine zeitlich beschränkte Berechtigung völlig verloren, und es ist Mißbrauch, wenn ihm eine Rolle zugeschrieben wird, die es nach Gottes Ordnung gar nicht ausüben kann, als könne es jemals die vor Gott geltende Gerechtigkeit im Menschen erzeugen. Das kann eben nur „der Same." Das Gesetz und der Same haben zwei ganz verschiedene Aufgaben und Leistungen, das eine soll die Sünde zur Uebertretung steigern und sie in ihrem Wesen erkennbar machen, der andere soll die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, als allen Menschen zugänglich offenbaren und darbieten. Diese in der Natur der Sache liegende Verschiedenheit der beiderseitigen Aufgaben und Leistungen hätte können mit Gründen der Logik, der Psychologie und Ethik bewiesen werden, der Apostel hätte nachweisen können, wie eine Gesetzeslehre, wie sie damals in Israel getrieben ward, es nimmermehr dazu bringen kann, ein neues Leben in Gerechtigkeit und Liebe im Menschen zu erzeugen; aber nach seiner gewohnten Argumentationsweise sucht er die so wie so feststehende, in der Natur der Sache liegende Wahrheit zu illustrieren durch den Hinweis auf die Darstellungs*form*, die das Alte Testament dem Inhalte gegeben hat. So kehrt er zu dem schon in V. 18 angeschlagenen Gedanken und zu der dort angewendeten Argumentationsweise zurück. Dort hieß es: Gesetz und Verheißung haben miteinander nichts zu tun, denn sie stammen aus weit von einander gelegenen Zeiten; das ist ja keine eigentliche Begründung, denn es wäre ja wohl denkbar, daß das Gesetz nach 430 Jahren gegeben sei, mit Rücksicht auf die im Laufe der Zeit an den Tag getretene Unzureichendheit der früheren Offenbarung. Mit etwa gleichem Rechte könnte heutzutage der Beweis unternommen werden:

Reformation und Union sind unvereinbare Dinge, denn sie liegen 350 Jahre auseinander. Was aber als Beweis, wie Luther zu 4, 25 sagt, „zum Stich zu schwach" ist, das ist eine treffliche Illustration. Diese, man mag sagen, rabbinisierende Argumentationsweise, geistige Wahrheiten zu veranschaulichen an der F o r m der Darstellung in der Schrift setzt nun der Apostel fort: Die Bestimmung des Gesetzes ist eine total andere als die des gottgesendeten Samens, das geht nicht bloß aus der Differenz der Zeit hervor, in der sie beide gesendet sind, sondern auch aus der Verschiedenheit der Art und Weise, wie sie in die Welt getreten sind. Dabei konnte freilich nur die Art und Weise, wie das Gesetz in die Welt getreten, geschildert werden, weil eben diese allein in heiliger Schrift zur Darstellung gekommen ist, das Auftreten des Samens, die Art der Offenbarung Gottes durch Christum, muß dann aus dem Gegensatze erschlossen werden. Die Art und Weise der Offenbarung des Gesetzes wird auf zweierlei Weise charakterisiert; es ist διαταγεὶς δἰ ἀγγέλων, ausgeteilt durch Engel. Der Apostel wendet hier die jedenfalls zu seiner Zeit in der israelitischen Theologie herrschende Vorstellungsweise an (vgl. Apg. 7, 53), von der Beteiligung der Engel am Werke der Gesetzgebung. Ob diese Vorstellung Bezug hatte auf die großartigen Naturerscheinungen, unter denen die Gesetzgebung am Sinai sich vollzog, können wir nicht wissen, doch ist es wahrscheinlich. Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob durch diesen Hinweis auf die Beteiligung der Engel an der Gesetzgebung die Erhabenheit oder die relative Niedrigkeit ihres Ursprungs betont werden solle. Es läßt sich wohl vermuten, daß die Ausbildung dieser Vorstellung an sich dem Bedürfnis entsprungen sein wird, die Erhabenheit des Gesetzes ins Licht zu stellen. Gott ist danach bei der Gesetzgebung gewissermaßen nicht allein erschienen, sondern in Begleitung seines ganzen Hofstaates, in der Fülle seiner Majestät hat er sich bei derselben offenbart. Allein im Zusammenhange unsers Verses ist es doch zweifellos vorzuziehen, in der Erwähnung der Engel einen Hinweis auf den relativ niedrigen Ursprung des Gesetzes zu finden, und als stillschweigend zu ergänzenden Gegensatz hinzuzudenken: in der Offenbarung Gottes in Christo hat's keine Engelvermittelung gegeben, er ist nicht durch Engel vom Himmel herabgetragen, sondern Gott selbst hat ihn gesandt. Im Vergleich zu der Sendung des Sohnes ist die Mitteilung des Gesetzes eine gewissermaßen weniger unmittelbare und darum auch minder herrliche Offenbarung des göttlichen Wesens.

Der andere charakterisierende Zug, durch welchen das Wesen des Gesetzes abmalend beschrieben werden soll, ist der, daß es einem Mittler überantwortet wird, δαταγείς ἐν χειρὶ μεσίτου. Dabei wird uns nun Mose malerisch vorgeführt, wie er, die Gesetztafeln in den Händen tragend, vom Berge herniedersteigt; nicht unmittelbar am Orte der Gottesoffenbarung, nicht durch Gottes Stimme selbst, sondern unten am Berge in Form einer in Stein gegrabenen Schrift, die durch eines Menschen Stimme vorgelesen werden muß, hat das Volk Israel sein Gesetz empfangen, zum Volke selbst reden konnte Gott nicht. Also gehört zur Ge-

setzesoffenbarung notwendig der Gebrauch eines Mittlers, und wenn dies so ist, so ist der Unterschied zwischen der Gottesoffenbarung im Gesetz und der in Christo, der Unterschied zwischen altem und neuem Bunde erwiesen: zum Gesetz gehörte ein Mittler, zur Offenbarung in Christo gehört keiner. Dies besagen die letzten Worte des Verses. Ὁ δὲ μεσίτης ἑνὸς οὐκ ἐστὶν. ϑεὸς δὲ εἷς ἐστιν. Der Mittler aber ist nicht eines Einigen (Mittler), Gott aber ist Einer. Der Genetiv ἑνός, eines Einigen, kann allerdings sprachlich als Neutrum gefaßt werden, dennoch sind die Ausleger, welche darauf verfallen sind, welche also den Gedanken ausgedrückt finden, daß der Mittler mit seinem Gesetze auf eine Vielheit von Lebensverhältnissen Beziehung zu nehmen habe, entschieden auf dem Irrwege. Der Gegensatz: „Gott aber ist Einer" hätte dann nur die Bedeutung einer überflüssigen Interjektion. Der Genetiv ἑνός, eines Einigen, ist vielmehr entschieden als Masculin aufzufassen. Trotz des bestimmten Artikels ὁ δὲ μεσίτης hat Luther dem Sinne nach doch richtig übersetzt:: „ein Mittler aber" u. s. w., denn was hier von dem Mittler gesagt ist, gilt ja allerdings generaliter von allen Mittlern. Dennoch hat die Setzung des bestimmten Artikels ihren Grund, weil eben der Apostel doch keinen andern Mittler im Sinne hat wie eben den Mose. Wir könnten dem Sinne nach richtig übersetzen: „Dieser Mittler aber ist, wie alle Mittler, nicht der Mittler zwischen einer einzigen Person und derselben selbst;" er hat also nichts zu tun auf einem Gebiete, wo es sich nur um die folgerichtige Verbindung zweier Beschlüsse oder Handlungen ein und derselben Person handelt. Solch ein Gebiet liegt hier vor, als die Zeit erfüllt war und es Gott gefiel, seinen Sohn zu senden; zwischen die Verheißung Gottes, dem Abraham gegeben, und zwischen die Erfüllung in Christo hat sich der Mittler Mose mit seinem Gesetze nicht einzudrängen.

Weiter geht die Tragweite unserer Stelle nicht, und es würde zu viel aus derselben geschlossen sein, wenn man die Folgerung aus ihr ziehen würde: im alten Bunde gab es einen Mittler zwischen Gott und dem Volke, im neuen Bunde gibt es keinen Mittler; der Apostel will nur sagen, daß der Gesetzesmittler mit der Erfüllung der Verheißung nichts zutun hat. Eine ausdrückliche Gegenüberstellung der Art und Weise, wie Gott im neuen Bunde sich offenbart, macht also der Apostel nicht, er sagt nicht: bei der Offenbarung in Christo dagegen ist es so und so zugegangen, sondern nur aus dem Gegensatze gegen die Art und Weise, wie die Gesetzesoffenbarung sich vollzog, sind seine Anschauungen hierüber zu entnehmen. Das Gesetz ward überantwortet durch Engel, bei der Offenbarung in Christo betätigt sich Gott selbst unmittelbar: Gott war in Christo. Das andere ist: dort war der Mittler, folglich zwei Parteien, vom Verhalten, von der Würdigkeit der andern Partei war auch das Verhalten Gottes abhängig, daher auch eine doppelte Möglichkeit des Erfolgs, Segen oder Fluch. Hier, in der Offenbarung in Christo, handelt Gott rein aus sich selbst, frei, unabhängig von der Würdigkeit eines andern, allein nach seinem Gnadenwillen.

Ueber die Stellung Jesu Christi in der neuen Sphäre der Erfüllungszeit enthält also unser Vers direkt keine Aussage, er redet nur von dem neuen Verhalten *Gottes*, wie es sich von dem bei der Gesetzesoffenbarung beobachteten unterscheidet. Eine Ergänzung bringt der nächste Vers zunächst in Verbindung mit einem andern Gedanken. Die Entschiedenheit, mit welcher die Einmischung des Gesetzes in die Erfüllung der Verheißung abgewiesen worden ist, könnte den Leser zu dem Schlusse verleiten, daß nach des Apostels Meinung zwischen Gesetz und Verheißung ein Widerstreit bestehe, daß also dem Gesetze ein widergöttlicher Charakter anhafte. Das weist der Apostel mit seinem: „das sei ferne" zurück. Er mochte wohl Ursache zu solcher Zurückweisung haben, denn oft genug wird ihm von hämischen Gegnern der Vorwurf gemacht worden sein, er sei ein Gegner des heiligen Gesetzes. (Vergl. Röm. 7, 7.) Luthers Uebersetzung: „Wenn *aber* ein Gesetz gegeben wäre" u. s. w., läßt den Gedankenzusammenhang nicht recht erkennen. Die besser bezeugte Lesart γὰρ statt δὲ ist auch dem Sinne nach allein berechtigt. Es soll der Grund angegeben werden, auf dem dies „das sei ferne" beruht. Das Gesetz ist so wenig widergöttlich, daß es vielmehr alles enthält, was zur Gerechtigkeit vor Gott führen *könnte*, wenn ihm eben nicht eins fehlte, was es allerdings nicht leisten kann. So sehr der Apostel in eigner trüber Erfahrung und durch Beobachtung an andern gelernt hat, daß dies Gesetz, in welchem er aufgezogen und hingewandelt war, nicht wahrhaft bessernd, sondern segenlos, ja fluchbringend war, so kann er doch mit Entrüstung den Vorwurf zurückweisen, daß er ein Feind des Gesetzes, d. h. doch im Grunde ein sittenloser Mensch sei. Er ist doch eben ein zu guter Gesetzeskenner, um nicht zwischen der Entartung und dem edlen Wesen unterscheiden zu können; das Gesetz ist heilig, recht und gut, auch dies konkret geschichtlich bestimmte mosaische Gesetz, das doch mit manchen Aeußerlichkeiten behaftet ist, es enthält doch ewige Wahrheit, es verlangt ja dem Menschen alles ab, was nur die höchstgespannte Gerechtigkeit Gottes von ihm verlangen kann: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und allem Vermögen;" nur das eine kann es der Natur der Sache nach nicht, es kann nur fordern, nicht geben, was der Mensch nicht hat, Leben kann es nicht geben. Daß aber der Mensch kein Leben hat, daran ist das Gesetz nicht schuld, sondern die Sünde. „Aber die Schrift hat alles zusammen geschlossen unter Sünde." Allerdings hätte der Apostel mit gleichem Recht sagen können: *Gott* hat es alles beschlossen unter Sünde, wohlgemerkt, nicht: unter Uebertretung, das wäre ja allerdings blasphemisch. ἁμαρτία, Zielverfehlung, ist der dem Eintreten des Gesetzes vorangehende Naturzustand, der eben als solcher schließlich auf göttliche Verursachung zurückzuführen ist. Die Meinung Pauli ist wahrlich nicht, daß Gott den *Sündenfall* verursacht hätte, so daß der Mensch berechtigt wäre, die Schuld davon auf Gott abzuwälzen, gleichwie der Dichter die blinde Wut der Schicksalsmächte anklagt: „ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Er-

den.“ Die Wahl des Ausdruckes „συνέκλεισεν, hat zusammengeschlossen,“ weist allerdings darauf hin, daß der Apostel in dem Vorhandensein der Sünde die Aeußerung einer höheren Anordnung erblickt. Bedeutungslos ist dabei wohl auch nicht die Wahl des Neutrums τὰ πάντα, Alles, statt Alle, indem hierdurch die Existenz der ἁμαρτία als eine allgemeine Weltordnung bezeichnet wird, an der mutatis mutandis auch die Kreatur ihren Anteil hat. (Röm. 8, 20.) Aber doch sagt der Apostel nicht: Gott hat beschlossen, sondern: die Schrift hat zusammengeschlossen, weil es ihm ja gar nicht darauf ankommt, etwas über die Ursache der Sünde auszusagen, sondern nur das allgemeine Vorhandensein derselben zu behaupten. Gerechtigkeit vor Gott kann das Gesetz nicht erzeugen, weil es kein Leben hervorrufen kann, und Leben kann es nicht hervorrufen, weil eben keins da ist, denn ἁμαρτία ist eben der Mangel des Lebens aus und in Gott. Das allgemeine Vorhandensein der Sünde aber wird erwiesen durch die Aussage der Schrift. Hier kommt wieder die Argumentationsweise des Apostels in Betracht, wonach er so wie so feststehende Wahrheiten durch die Form der Darstellung in der Schrift zu illustrieren sucht. Daß das wahre Leben in der ganzen Welt nicht zu finden ist, sondern überall Sünde, Eitelkeit, Tod herrscht, hätte er durch eigene Erfahrung bezeugen und durch Appell an das Gewissen der Leser erweisen können, aber das alles wird ihm erspart durch den Verweis an die Schrift; irgend ein Ausspruch der Schrift, der von der allgemeinen Sünde redet: „sie sind allesamt abgewichen, allesamt untüchtig“ u. a., ist vollständig ausreichend, die so wie so feststehende Wahrheit zu belegen.

Und nun kommt schließlich die positive Ergänzung zu der Gegenüberstellung von altem und neuem Bunde, die bisher nur aus dem Gegensatze gegen die Weise der Gesetzesoffenbarung zu erschließen war. Ohne Engelvermittelung, sondern er selbst, ohne Mittler, sondern ungebunden durch das Verhalten einer andern Partei, handelt Gott jetzt in der Erfüllungszeit: „ἵνα ἡ ἐπαγγελία ἐκ πίστεως Ἰησοῦ χριστοῦ δοθῇ τοῖς πιστεύουσιν, auf daß die Verheißung aus dem Glauben Jesu Christi gegeben werde den Glaubenden.“

Darin also erweist sich die selbsteigene, persönliche, unbedingt freie, von keinem menschlichen Zuvorkommen abhängige Betätigung Gottes, daß die Verheißung aus dem Glauben Jesu Christi den Glaubenden gegeben wird. Den Genetiv „Jesu Christi“ können wir im Deutschen nicht mit einfachen Worten übersetzen, ohne den Sinn zu verkürzen. Luther übersetzt: „durch den Glauben an Jesum Christum,“ und das ist ja richtig, aber es erschöpft den Gedanken nicht, und andererseits die Uebersetzung; aus dem Glauben Jesu Christi kann falsche Vorstellung erwecken, als ob der Glaube Jesu ganz dasselbe Ding wäre, wie der der Entartung ausgesetzte menschliche Glaube manchmal ist. Nach dem Sinne des Apostels ist Jesus sowohl Subjekt als Objekt des Glaubens, und daß er dies sein kann, das liegt eben an dem gottmenschlichen Wesen, das nach der Schrift der Glaube hat. Derselbe ist aus Gott, nicht bloß etwas von Gott Gewirktes, sondern eine Selbstmanifestation Gottes,

und er führt zu Gott, macht göttlichen Wesens. In diesem Sinn kann man dann mit Recht sagen, daß auch nach unserer Stelle Jesu die Bedeutung eines Mittlers zugeschrieben wird, und daß demnach die Bezeichnung Jesu als des Mittlers des neuen Testaments (Hebr. 12, 15; 1. Tim. 2, 5) vollständig in der Linie paulinischer Gedanken liegt.

Die Unsterblichkeit der Seele.

Der Waterloo, Ill., Pastoralkonferenz als Referat erstattet und auf Beschluß derselben eingesandt von Pastor Theo. Haas.

In der religiösen Vorstellung der Völker hat von jeher die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele die allergrößte Rolle gespielt, und seit uralten Zeiten haben die tiefsten Geister ihrer Beantwortung die eifrigste Aufmerksamkeit geschenkt. Keine Mythologie übergeht sie, keine Religionsphilosophie läßt sich die Mühe verdrießen, womöglich den Versuch einer wissenschaftlichen Rechtfertigung eines Lebens nach dem Tode zu liefern. Träumte der harte, zähe Indianer von seinen glücklichen, unerschöpflichen Jagdgründen, so schwelgte der mutige, kriegerische Germane im wildesten Schlachtgewühl im Vorgeschmack der Freuden Walhallas, von der er alles erwartete, was er sich ersehnte. Redete der alte Aegypter viel vom Leben nach dem Tode und fand er in seiner Anschauung vom Totengotte Osiris, dem Herrscher des Aalu- oder Hotep-Landes, des Ideallandes ägyptischer Fruchtbarkeit und ägyptischen Freudenlebens, einen befriedigenden Ausdruck seines Unsterblichkeitsglaubens, so brachten als Antwort auf die Frage nach dem Leben nach dem Tode, der grübelnde Brahmane und der mönchische Buddhist teils die Lehre von dem Atman, teils die des bekannteren Nirvāna zur Ausgestaltung. Von Platos monumentalem Dialog über die Seele im Phädo an bis auf Ciceros praktische Briefe und Abhandlungen, von Origenes und Augustin, von Scotus Erigena bis auf Thomas Aquinas und den in seinem unvergleichlichen Gedicht die ganze Theologie und Philosophie seiner Zeit, in ihrer ganz im Dienste der Kirche stehenden Spekulation, wiederspiegelnden Dante, von Leibniz bis auf den Rationalismus, bis auf Kant und Mendelsohn, bis auf die im neueren Idealismus und Spiritismus versuchten Konstruktionen, finden wir die immer wiederkehrenden Beweise des in der menschlichen Seele liegenden, heiligsten Interesses auf die Frage nach dem „großen Wohin“, eine befriedigende Antwort zu erlangen. Denn des Menschen Seele (für uns, nach dem bekannten Ausspruch naturaliter christiana, oder sagen wir auch divina et coelestis) gibt sich nicht mit einer bloßen Befriedigung k ö r p e r l i c h e r Bedürfnisse oder einer möglichst günstigen Ausgestaltung irdischer Lebensbedingungen zufrieden; sie will auch nicht vor dem Tode als dem jenachdem glücklichen oder traurigen E n d e unserer Existenz, oder im besten Falle als vor dem großen Vielleicht (le grand peutêtre) stehen bleiben, sondern sie f o r d e r t ein Leben, dem gegenüber das diesseitige, dem Leiden und dem Zwiespalte unterworfene im allgemeinen nur als

etwas Schattenhaftes, Vorbereitendes oder Minderwertiges erscheint. Die Frage freilich, ob das, was wir wollen und fordern auch wirklich zu haben ist, läßt sich aber allerdings nun nicht mit einer mathematischen, alle zur Zustimmung nötigenden Beweiskraft entscheiden.

Die Heilige Schrift setzt die Unsterblichkeit der Seele voraus. Sie läßt sich deswegen auch niemals besonders darauf ein, sie zu erweisen oder zu rechtfertigen. Jede Religion, die Gott und den Menschen in ihrem gewaltigen Unterschied, aber auch in ihrer aufeinander gerichteten Beziehung erfaßt, wird auch an einer persönlichen Unsterblichkeit festhalten. Die Schrift lehrt überall den großen Unterschied, aber auch die große Aehnlichkeit zwischen Gott und Menschen, und da somit auch das Christentum den Menschen fortwährend als für Gott erschaffen und die Zeit als Vorschule für die Ewigkeit betrachtet, wird es auch stets eine „Jenseitsreligion" bleiben. Hiermit soll allerdings nicht gesagt sein, wie man das nur allzuoft in der Zeit mittelalterlicher Mystik und Asketik ansah, daß das Christentum fast nur Jenseitsreligion sei und daß es, wie man ihm dies besonders oft in unsern jetzigen, oft so vorwiegend irdischen Bestrebungen zugewandten Zeitalter zum Vorwurf macht, den Wert der Zeit und des Diesseits auf das allergrößte Minimum jenem Maximum der Ewigkeit gegenüber reduziere. Denselben Wert, den der Mensch im Verhältnis zu Gott hat, besitzt auch die Zeit im Verhältnis zur Ewigkeit; einmal hier im Erdenleben soll der Mensch für Gott, soll die Zeit, die mir geschenkt, im letzten Grunde für die Ewigkeit sein, und erst dadurch erfüllen sich Mensch und Zeit mit wahrem, bleibenden Wert.

So geht ja auch die Heilige Schrift von der Grundvoraussetzung eines persönlichen Gottes aus und in dem so klaren, einfachen Satz 1. Mose 1, 1, so sehr im Gegensatz zu dem unentwirrbaren Knäuel mythologischer Einkleidungen und Ausschmückungen, philosophischer Dunkelheiten und Spitzfindigkeiten morgenländischer Religionssysteme, erblicken wir ein kräftiges Argument für den göttlichen Charakter des Buches der Bücher. So steht es diesem als selbstverständlich fest, daß es einen Gott gibt, daß dieser Grund der Welt und Bedingung ihres Bestandes und damit auch unser Schöpfer und Erhalter ist. Nur kurz finden wir weiter im Offenbarungszeugnis der Schrift die der Psychologie so rätselhafte Zweiheit von Leib und Seele in der Erzählung von der Erschaffung des Menschen in ihrem Grunde erklärt, und ebenso weist sie im Hinblick auf den Erlöser immer auf den in der Menschheit bestehenden Zwiespalt, auf Sünde und Schuld, auf Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit als auf einfache Tatsachen hin, auf deren psychologische Erklärung sie nicht lange eingehen kann. "Whoever runs may read." Und wie nach dem Ausdruck Geschichte im Leben der Menschheit oftmals durch ein Datum gemacht wird (datum facit), so ist für die apostolische Verkündigung die christliche Kirche durch die Kardinaltatsachen der Auferstehung Christi und der Ausgießung des Heiligen Geistes geworden — und damit schon erklärt.

Wie bemerkt, setzt die Heilige Schrift ein Leben nach dem Tode, als ein allgemein menschliches Bedürfnis, dem eine gewisse Befriedigung entsprechen muß, einfach voraus. Es ist ebenso selbstverständlich wie das, daß es einen Gott gibt, daß uns ein Erlöser geschenkt worden, daß dessen Reich und Wirken sich erstrecken bis zum gewollten Ziele, bis zum Ende der Tage, ja bis in alle Ewigkeit, wenngleich hierbei freilich die Gründe ihrer Lehren und Ansprüche nicht immer dieselben sind und begreiflicherweise sein können.

Die Unsterblichkeitshoffnung gründet sich ja auf das in der Menschheit so mächtige Sehnen und Bedürfnis nach einem die Grenzen der Zeit und des Raumes überdauernden Dasein. Dies Bedürfnis ist aber kein künstlich erzeugtes, dieses Sehnen ist kein bloßes selbstsüchtiges Gefühl, so daß schließlich alle Werte des übersinnlichen Lebens, also auch Gott und Unsterblichkeit, als egoistische Phantasiegebilde nichts anders als Träume wären und bleiben müßten; sondern für dies Bedürfnis ist eine Befriedigung vorhanden, jenem Sehnen entsprechen im Glaubensleben der Menschheit gewisse, sichere Realitäten, die nur der gänzlich verneinen wird, der überhaupt dem Glaubensleben jegliche Existenzberechtigung abspricht. Bei der allgemeinen Unsterblichkeitsahnung setzt nun das Christentum mit seiner ganzen Tiefe ein, und wie es uns dem allgemeinen Glauben an einen bloßen Urheber der Welt gegenüber den persönlichen Schöpfer und V a t e r gibt, so verleiht es dem allgemeinen Unsterblichkeitsglauben, wie er sich in vorchristlicher Zeit, wir möchten sagen, fast nur an Nebelhaftem festhielt, bestimmtere Umrisse, kondensiert es ihn in festere Gestalten und Formen. Die dichterische Phantasie vorchristlicher Zeiten läßt uns in das trübe, düstere Reich der Schatten, in Scheol und Hades mit den Schattengestalten träumerischer Helden und Väter, mit Achilles und Anchises blicken; die ganz vom Christentum durchdrungene Dichtkunst gibt uns die festen, plastischen Gestalten der "Commedia" mit ihrer scharf, ja bis ins schärfste ausgeprägten Individualität. Dort und hier ist Leben, ist Fortdauer — aber welch ein Unterschied zwischen jenem und diesem!

In unserer Zeit ist ja nun auch wiederum viel über die Unsterblichkeit geschrieben worden, und wo man gewöhnt ist, wenn auch nicht gerade vom Lager der Kirche, so doch von seiten einer antikirchlichen Wissenschaft aus, teils altheidnische Deutungen der Lehre repristiniert, teils den Unsterblichkeitsglauben überhaupt verworfen und verspottet zu sehen, werden wir öfters gehalten sein, den c h r i s t l i c h e n B e g r i f f der Lehre und den damit zusammenhängenden Artikel der Auferstehung des Leibes zu verteidigen. Die so oft unter dem Einfluß des Pantheismus oder des Materialismus stehende neuere Wissenschaft hat ja häufig die Werte des alten christlichen Unsterblichkeitsglaubens umgewertet oder gänzlich entwertet, wobei man, wenn man überhaupt noch eine Fortdauer stehen ließ, diese aus dem, was uns die Schrift darinnen in ihrer kompakten, plastischen Weise bietet, derart verflüchtigte, daß aus der Sache selbst nur das Wort, ein bloßer flatus vocis, aus dem Festen ein bloßer

Dunst übrigblieb; oder gewisse Sekten und Parteien **innerhalb** der Kirche haben dem alten Glauben eine sie selbst wohl befriedigende, eine jedenfalls aber auch nüchterner Schriftauslegung widersprechende Auslegung gegeben. Es wird sich daher wohl manchmal auch im praktischen Amtsleben Veranlassung finden, den christlichen Begriff der Unsterblichkeit zu definieren.

Allerdings wird sich hierbei eine kürzere Behandlung der Lehre von der Unsterblichkeit, dieses grundlegenden ἔσχατον, wie es sich beim Eingang ins ganze Gebiet der christlichen Eschatologie findet, wohl mehr auf das „daß", das „Rationale" als auf das „Wie", der Fortdauer nach dem Tode beschränken und somit wohl mehr ein apologetisches als ein dogmatisches Interesse verfolgen.*) Dabei wird aber die Behandlung unsers Gegenstandes keineswegs, wie dies schon oft geltend gemacht wurde, nur der Apologetik oder der Religionsphilosophie zu überweisen sein; sondern wie der Behandlung der christlichen Religion eine Erklärung des Begriffes der Religion überhaupt, wie dem Artikel über Gott als Schöpfer, Erhalter und Vater in Christo einige Seiten über Gott als das "Prius" alles religiösen Lebens und Denkens vorauszuschicken sind, so werden wir auch immer mit Recht in jeder Dogmatik beim Eingang zum geheimnisvollen Gebiet der Eschatologie einige Betrachtungen über den Begriff und das Wesen der Unsterblichkeit zu finden erwarten.

Es ist nun allerdings möglich, den Gedanken der Unsterblichkeit in der verschiedensten Weise auszudrücken. In neuerer Zeit veranstalten zuweilen tonangebende Zeitschriften jene sogenannten "Symposia", in welchen z. B. gewisse Männer der Wissenschaft auf die Bitte der Redaktion hin, ihr Urteil über bestimmte Fragen, wie etwa: „Bedeutung Jesu im zwanzigsten Jahrhundert," „Wert der Mission", „Einfluß des geistlichen Standes auf unsere Zeit", u. s. w. veröffentlichen lassen. Wollten wir nun mehrere Vertreter modernen Geisteslebens um ihre Ansicht über die Unsterblichkeit der Seele fragen, so würden wir die allersonderbarsten Antworten erhalten.

Da begegnet uns zuerst einmal die grob-materialistische Anschauung nach der Façon L. Büchners in „Kraft und Stoff," wie sie uns neulich in einem jüdischen Blatt, in einem Artikel über die Unsterblichkeit der Seele vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, entgegen trat und wie sie innerhalb eines gewissen Reformjudentums populär zu sein scheint. Daraus diene als Probe nur kurz etwa folgendes: „Wenn du willst essen a Zwiebele, so vergiß nicht, daß darin kann stecken a bissel von Ab Abraham (Vater Abraham), von seier Haut und Haar, seier Blut und Ezem (Gebein), oder von Moscheh Hamazilenu (Mose, unser Erretter), oder von einem der großen Nebi-im (Propheten). Sie gehen in dich, in dein Stoff und dein Koách (Kraft), dein Blut und dein Zera (Samen) und so geht es fort bis in Olam wa-ed (immer und ewiglich)." Es ist die alte Lehre der **Ewigkeit** von Kraft und Stoff. — Nicht

*) Von der Konferenz war die Behandlung eines **dogmatischen** Themas aufgetragen worden.

erheblich davon verschieden ist jene Ansicht, die die Unsterblichkeit als eine bloße Fortdauer der Eltern in den Kindern oder der geistigen Größen, gewissermaßen der geistigen Erzeuger in den Nachfolgern und Schülern, den Kindern κατα πνευμα modernster Art, erblicken will. Es gibt eine Menschheit der Zukunft, heißt es da, auf deren Tisch und zu deren Genuß alle vorangegangenen Geschlechter die Summe ihrer Güter und Errungenschaften aufhäuften, um dann in dem immer schönern, edlern, höheren Zielen zustrebenden Werk, sei es der Kultur, sei es einer neuen Religion, verewigt zu werden. Diese oft von einer einseitigen Auffassung des Evolutionsgedanken oder von einem rosigen Optimismus inspirierte Auffassung findet häufig unter einer gewissen Klasse von Gebildeten Anklang und Anhang. „Was wir sind und haben, gehört unsern Kindern; in ihnen werden wir leben." Oder wie schön ist es doch, wenn unsere Namen mit all dem von Kampf und Sieg, das sich an sie knüpft, in (selbstverständlich) liebendem Andenken der Nachwelt bewährt und verherrlicht werden, woraus dann (gleich jenem alten ἀρέτας ἑαυτῷ περιποιεῖσθαι) auch die praktische Konsequenz folgert: Lasset uns so leben, daß wir so unsterblich werden!

Tiefergehend schon ist die Anschauung derjenigen, die unter Annahme eines höchsten, unendlichen Geistes, auf unser Bedürfnis, sowie unsere Verpflichtung hinweisen, den ewigen Inhalt in unsern Geist, das Gottverwandte, aufzunehmen, um dadurch, von den Fesseln der Endlichkeit und Sinnlichkeit befreit, gänzlich in dem Geistigen und Unendlichen aufgehen zu können. Wird dies Aufgehen mit einem Verlust oder einem Erlöschen der eigenen Individualität zusammengehalten, so gerät man in die Unsterblichkeitslehre des Pantheismus, dem eben der Einzelne nur im Allgemeinen existiert, für das er nur einen hier anfangenden, dort aufhörenden Durchgangspunkt bildet. (Hegel: „Das Ich hört in Gott auf, als Seele zu existieren.") Ein gewisser sich an den alten Atman der Brahmanen oder an das unbestimmbare Nirvâna der Buddhisten anlehnender Pantheismus hat in den letzten Jahrzehnten gewisse sogenannte „mystische" oder „theosophische" Gesellschaften (Mrs. Annie Besant u. a.) beeinflußt und angezogen, welche, wie es scheint, nur im Rausche morgenländischer Grübeleien glaubten, der Seele Durst stillen zu können. Da wird geredet von dem „Atman", der Allseele, die, eigentlich nur e i n s ist, a l l e s sein muß. Ihr gegenüber muß es von dir heißen: "tat toam asi," „das bist du," muß es uns als das größte Glück erscheinen, in ihr in wahrer Unsterblichkeit zu versinken, wobei freilich unsere Existenz nur etwa der Welle des großen Weltmeers gleicht, welche sich wohl auch eine zeitlang über die allgemeine Wasserfläche erhebt, die Strahlen der Sonne in sich aufnimmt, ja in wilder Kraft zuweilen wohl auch tobt und braust und schäumt, aber zuletzt doch nur im ganzen verschlungen wird, so daß man ihre Stätte nicht mehr erkennen kann.

Aber auch innerhalb der christlichen Kirche sind von Zeit zu Zeit besondere, jedenfalls nicht schriftgemäße Auffassungen der Unsterblichkeit verfochten worden. Wir meinen hier jene Auffassungen, welche, sei

es von einseitigen anthropologischen, sei es theologischen Voraussetzungen ausgehend, die Unsterblichkeit als nur für einen Teil der Menschheit, für die Guten oder Gläubigen, vorhanden, erklären, oder sie in sich als den Inbegriff aller Güter der Ewigkeit, kurzum als die ewige Seligkeit selbst fassen wollen, an welcher dann zuletzt alle Menschen teilzuhaben bestimmt sind. Erstere ist die Anschauung der Anhänger der sogenannten partikularistischen oder konditionellen Unsterblichkeit, die besonders auch von gewissen amerikanischen und englischen Theologen verteidigt worden ist; letztere die der Anhänger der Wiederbringungslehre.

Daneben finden wir noch endlich die Ansicht der Präexistenzianer, deren Glaube die Ueberzeugung zu Grunde liegt, daß, was Gott einmal vor der Zeit als Einzelseele erschaffen, auch dazu bestimmt sei, sich einer Postexistenz zu erfreuen, und die daher oft, wie einst Origenes, oder wie der bekannte englische Dichter Wm. Wordsworth (in seiner tiefsinnigen Ode: "Intimations on Immortality") ganz im Anschluß an platonische Gedanken das Leibesleben der Menschen gewissermaßen nur als eine kürzere oder längere Kerkerhaft ansehen wollen, von welcher zuletzt der Tod allein die Seele vollständig zu erlösen vermag.

Viel Aufmerksamkeit ist unserer Frage besonders auch von Seiten der neuen Psychologie, so z. B. von dem bekannten T. J. Hudson, sowie des Spiritismus geschenkt worden. Letzterer will ja, wie bekannt, eine Fortdauer nach dem Tode nicht nur als rationell, sondern als unwiderleglich beweisbar hinstellen können und damit imstande sein, dem Materialismus sozusagen die Todeswunde zu versetzen. Der Geist, heißt es da, überdauert nicht nur das Leben des Leibes, sondern kann, wenn auch allerdings nur durch besondere, bevorzugte und empfängliche Individuen, die Medien, mit den Erdenbewohnern in Verbindung treten, und hat schon öfters seine Fortdauer in „unwiderlegbarer Weise" proklamiert.

Die Ansprüche des Spiritismus dürften uns zu den bekannten „Unsterblichkeitsbeweisen" hinüberleiten, die aber wie jene Beweise für die Existenz Gottes eher nur als "Argumenta pro" (man denke hier an das englische "Argument"), also wohl nur als Wahrscheinlichkeitsgründe anzusehen sind, und die deswegen keineswegs Anspruch auf absolute Beweiskraft erheben wollen. Denn es heißt doch nun einmal einzugestehen, ja dem Spiritismus gegenüber sogar geltend zu machen, daß wir inbezug auf ein Leben nach dem Tode im letzten Grunde einem großen "Unknown" und "Unknowable", kurz einem Dunkel gegenüberstehen, welches sich nur dem Auge des Glaubens und der Hoffnung lichtet. Da aber besitzen die „Beweise" immerhin einen relativen Wert, wo nicht von vornherein die Existenz des Unsichtbaren geleugnet wird.

Zum Zweck einer allgemeinen, kurzen Uebersicht könnte man die Unsterblichkeitsbeweise wohl am einfachsten in historische, philo-

sophische und religiöse oder theologische Argumente einteilen, wobei die Reihe der ersteren hauptsächlich auf der Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens bei den Völkern (consensus gentium) und den Weisen (consensus sapientium); die der zweiten auf der Einzigartigkeit, der Ziele und Bedürfnisse des menschlichen Geistes, und die der dritten auf der allgemeinen Natur der Religion und im besondern der christlichen, sowie ihrer Güter und Hoffnungen beruhen würden. Verschiedene andere Einteilungen sind gegeben worden, doch ist seit langem von den Gesichtspunkten des allgemeinen Konsensus, von der Natur des menschlichen Geistes im „pneumatologischen", von den Forderungen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit im „moralischen", von der Zweckmäßigkeit der Weltordnung in „teleologischen" und von der Gemeinschaft des Menschen mit Gott aus im „religiösen" Beweise die Unsterblichkeit erklärt und begründet worden.

Innerhalb der Heiligen Schrift finden wir in Beziehung auf die Vorstellung vom Leben nach dem Tode eine bemerkenswerte Entwicklung, welche von dem schwachen Dämmerschein alttestamentlicher Unsterblichkeitshoffnung fortschreitet bis zum hellen Tageslicht neutestamentlicher, lebendiger Auferstehungsgewißheit auf Grund der Auferstehung Christi, in welcher, man könnte sagen, alle jene oben angeführten Argumente ihre Einheit finden, da sie ja für den christlichen Glauben das historische, philosophische und theologische Argument κατ' ἐξοχήν bilden dürfte. Im alten Bunde erscheint der Einzelne im Leben nach dem Tode zunächst nur als matter Schatten (rapheh), der von jedem andern kaum verschieden erscheint und dem es also an bestimmt ausgeprägter Individualität fehlt. Anders konnte es ja auch da wohl kaum sein, wo der Einzelne vorwiegend nur als Glied eines Gottesvolkes erscheint, dem eine zunächst diesseits zu lösende Aufgabe gestellt ist, wo also das Volk als solches fast alles ist, und wo überdies die Glücksgüter des Israeliten hauptsächlich nur als im diesseits liegend gefaßt wurden. Vom Scheol gilt deswegen zuerst einmal, was z. B. Jes. 38, 18 u. 19 gesagt ist. Hier erscheint das Leben nach dem Tode dem diesseitigen gegenüber als minderwertige Schattenexistenz, die den Frommen sogar mit einer gewissen Furcht und Unruhe zu erfüllen vermag. Sobald aber der Einzelne sich seiner individuellen Bedeutung bewußt wird, nimmt auch für seine Vorstellung das Leben im Jenseits bestimmtere Formen an. (Vergl. Ps. 16, 9 u. ff.) So läßt Hiob (Kap. 19) aus dem dunkelsten Abgrund seiner furchtbarsten Kämpfe die Hoffnung emporblitzen, daß auch nach seinem Tode der gerechte Gott ihm Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen könne, ja in lichten Momenten prophetischen Schauens, vor dem sich die Wolken des Todesdunkels spalten, finden wir sogar (so z. B. Jes. 26, 19; Hesek. 37; Dan. 12) die Ahnung einer Auferstehung ausgesprochen.

Es ist bekannt, daß das alexandrinische, durch Philo mit griechischer Spekulation bekannt und vertraut gewordene Judentum der Lehre von der Unsterblichkeit großes Gewicht beilegte, und zur Zeit des Herrn tra-

ten, wie wir wissen, die Pharisäer nicht nur als Anhänger einer Unsterblichkeit, sondern auch eines Auferstehungsglaubens auf, während auf der andern Seite der Sadducäer diesen Glauben verspottete und bekämpfte. Im Anschluß nun an den Glauben der Pharisäer, und also im Gegensatz zu den Sadducäern, lehrt der Herr (Luk. 20, 27 u. ff.), daß Gott, der Ewige und Lebendige, nicht der Gott von etwas sein könne, das gar nicht mehr existiert, und vor Martha (Joh. 11, 25) erklärt er sich als die Auferstehung und das Leben, in dem und in dessen Geist und Lebensfülle auch dem Gläubigen die Bürgschaft eines neuen, seligen, ewigen Lebens gewährleistet wird. Was aber alle Zeiten erhofft und ersehnt, ist in der so glaubwürdig bezeugten und verbürgten Auferstehung des Herrn erfüllt. Die Fortdauer des Herrn, des Erstlings unter denen, die da schlafen (1. Kor. 15, 20), verbürgt uns auch die Fortdauer unserer Seele. Spricht auch der Zweifel: „es ist unmöglich, kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen," so bekennt der G l a u b e: „Ja, was aller Völker, Väter, Weisen Wunsch und Sehnen war, ist in Christo erfüllt; in ihm und in seinem Leben finden die Möglichkeiten des Geistes ihre schönste Vollendung; in seiner Auferstehung feiern die Ideen der Zweckmäßigkeit, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit ihre höchsten Triumphe und erweist sich die Gemeinschaft mit Gott als selbst auch nicht durch den Tod zerstörbar."

Die Beantwortung der Frage: „Gibt es ein Leben nach dem Tode" werden wir also nicht von der Naturwissenschaft, noch von der Philosophie, noch von dem Spiritismus erbitten. Dessen sind wir uns bewußt, daß der Unsterblichkeitsglaube eben Glaube und nicht Wissen ist, der von unserer ganzen Welt- und Lebensanschauung, die eben eine christliche ist, getragen sein muß. Unsere Erschaffung, Gottes Vorsehung, Christi Kommen, Wirken, Leiden, Sterben, unsere Kämpfe, unser Gebet, und die heiligen Sakramente hätten weder Sinn noch Wert, wenn nicht alles zuletzt abzielte auf ewiges Leben und wir nicht davon überzeugt wären, daß das „aus Gott" und „für Gott" im vollsten Sinne Wahrheit sei.

Da aber nach der Heiligen Schrift jeder Einzelne in Adam nach dem Bilde Gottes als selbstbewußte von Gott zu unterscheidende Persönlichkeit erschaffen ist, so gehört auch die persönliche Unsterblichkeit zur methaphysischen Bestimmung eines j e d e n Menschen. Dies hat zuerst einmal der christliche Begriff der Unsterblichkeit sowohl der Lehre einer bloß unpersönlichen mystischen oder pantheistischen als auch der partikularistischen Unsterblichkeit gegenüber festzuhalten, die Persönlichkeit hat Ewigkeitsbedeutung (not of ephemeral but of perennial value and importance) und nicht der Geist Christi zunächst, sondern die im Erdenkloße wohnende, lebendige Seele ist das Unsterblichmachende. Schaut man allerdings auf die große Masse der Menschheit, oft so geistlos, scheinbar so ganz an die Sinnlichkeit und Vergänglichkeit geschmiedet, so könnte man geneigt sein, sie als eine bloße massa perditionis, ja als massa *annihilationi* subjecta zu bezeichnen. Aber einer nüchternen Betrachtung der Erscheinungen des Seelenlebens, so z. B. auch der

Macht und Unauslöschbarkeit des Gewissens, (so erschütternd geschildert in Aeschylos „Eumeniden" oder Shakespeares „Macbeth"), sowie auch einer schriftgemäßen Exegese gegenüber, wird die Theorie der „Vernichtung" der Gottlosen nicht standhalten können. Ist aber die Unsterblichkeit im allgemeinen zunächst die unverlierbare Bestimmung jedes Menschen, so ist anderseits die Unsterblichkeit im eigentlichen vollsten Sinne als ewiges Leben und ewige Seligkeit keineswegs die erfüllte, früher oder später realisierte Bestimmung jedes Einzelnen. Hiermit tritt der christliche Begriff der Unsterblichkeit im Sinne der Schrift der Unsterblichkeit der Wiederbringungslehre entgegen.

Die Unsterblichkeit ist ja zunächst nur als bloße Fortdauer, oder als Unvergänglichkeit und Unzerstörbarkeit der menschlichen Persönlichkeit zu fassen. In diesem Sinne ist sie freilich, wie gesehen, kein spezifisch christlicher Begriff. Wie wir uns aber schon kein diesseitiges Leben ohne einen bestimmten Inhalt denken können, so wird nun gerade in der Bestimmung des Inhaltes das Christentum seine Eigenartigkeit erweisen. Der Herr hat ja schon dem diesseitigen Leben einen neuen, besonderen Wert verliehen; es soll ein Kampf sein, ein Streben nach dem wahren Gut in Gott, eine fortwährende Uebung in der Selbstverleugnung, ein Absterben zum Zweck der Erlangung des höchsten Wertes. Wer sich darinnen übt, erhält sein Leben und hat Teil an dem wahren und ewigen Leben. Alle andern Menschen allerdings leben und existieren auch, aber da ihr Leben der höchsten Güter in Gott bar ist, besitzt auch die Unsterblichkeit für sie keinen wahren, beseligenden Wert, ja da das Organ der Befriedigung ihrer Lüste, die sinnlich, leibliche Organisation, sowie die Welt und ihre Lust, ihr vitae elementum fehlen, und sich ihre Seele nun nicht mehr in einer Welt des Scheins und der Täuschung, sondern in der vollen, nackten Wahrheit befindet, wird sich ihr die bloße Fortdauer nicht als Gut, sondern als Qual erzeigen. (Vergl. das Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus). Sowohl hier wie dort ist wahres und falsches Leben; entweder dieses oder jenes assimilieren wir schon hier, und schon hier empfängt die Seele ein allgemeines Gepräge, welches dort dann in schärffster Markierung hervortritt. „Hier das Bilden, dort das Gebilde."

Die von gewissen, neueren Psychologen aufgestellte, auf Grund der Beobachtung psychischer Phänomena gewonnene Hypothese vom Dualismus der menschlichen Seele dürfte vielen unter uns bekannt sein. Nur unter Annahme von zwei Bewußtseinsformen (so z. B. Thomas J. Hudson in seinen zahlreichen Werken), des sogenannten Ober- und Unterbewußtseins, oder des objektiven und des subjektiven (oder auch des supraliminal und des subliminal self) glaubt man die so rätselhaften Erscheinungen des Seelenlebens im Hypnotismus und der Telepathie, dem Spiritismus, dem Hellsehen und Hellhören u. s. w. erklären zu können. Es würde uns zu weit führen, auf die wundervollen Tiefen und Möglichkeiten hinzuweisen, die in dem dunkeln Grund des Unterbewußtseins, gleichsam hinter der Schwelle (daher subliminal von sub und

limen, unter der Schwelle) verborgen liegen. Nur so viel: Das Unterbewußtsein besitzt scheinbar gewisse allgemeine, in sie gelegte, unverlierbare Normen oder Gesetze, wie etwa die der Zahl, des Tones u. s. w., welche zuweilen, wie z. B. in den bekannten mathematischen und musikalischen Wunderkindern in schönster, außerordentlicher Blüte zur Erscheinung kommen. Ebenso besitzt es scheinbar eine gewisse "memoria indelebilis", welche die durch Gedanken, Worte und Werke empfangenen Eindrücke aufs sicherste bewahrt, welche dann zuweilen, in gewissen Zuständen in unendlicher Reihe ins Oberbewußtsein treten können. Kurz, auf Grund erschöpfender Tatsachen ist man nicht nur instand gesetzt worden, Licht in die rätselhaften Tiefen des menschlichen Seelenlebens zu werfen, sondern man hat auch von maßgebender Seite den Ansprüchen des Spiritismus gegenüber mit Recht das Schlagwort „Animismus" (natürlich im psychologischen, nicht im religiös-geschichtlichen Sinn) ins Feld rücken dürfen, womit nur in Beziehung auf unsern Gegenstand soviel gesagt sein soll, daß vor der neuen Psychologie der Wert und die Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit geradezu unendlich sind und daß, wenn auch die Unsterblichkeit der Seele nach wie vor unbewiesen bleibt, die Fortdauer derselben, wegen der in ihr liegenden, aber nur selten und niemals rein und voll in dieser Welt zur Geltung kommenden Möglichkeiten und Anlagen mehr als wahrscheinlich erscheint. Zudem werden die im Leibesleben der Seele aufgenommenen und unverlierbaren Eindrücke dieser ein bestimmtes Gepräge geben, welches, sagen wir, je nach der Summe böser oder guter Eindrücke gut oder böse sein und bleiben muß. Das „Wachen und Beten" ist also von der allergrößten Wichtigkeit. Dabei brauchen wir keineswegs den Wert des Glaubens herabzudrücken oder die Wirksamkeit der Gnade zu verneinen. Wer im besten und eigentlichsten Sinne dem „Willen zum Leben" abstirbt und das Gute in Christo erfaßt, ergreift damit auch sein Heil, daß eben der Kardinaleindruck dadurch gewonnen und durch die Schöpfermacht der Gnade gleichsam zum principium novi gemacht, insofern erlösend wirkt, als er alle andern Eindrücke (der Sünde Gestalten) mächtig überwiegt. Auf der andern Seite ergibt sich die Notwendigkeit der Gnade und des Glaubens aus der Erkenntnis, daß auch im besten Falle bei uns die Summe der bösen Eindrücke die der guten weit übertrifft.

Die Unsterblichkeit im eigentlichen oder erfüllten Sinne können wir auch kurz als das ewige Leben oder die ewige Seligkeit bezeichnen. In diesem Sinne ist sie dann nicht nur das allgemein Negative, ein Nichtvergehen, sondern das eigentlichste Positive, die Erfüllung unserer höchsten Bestimmung. Frei vom Leibe des Todes und dessen Einschränkungen findet jetzt die Seele mit ihren Anlagen in ihr die vollste, harmonische Entfaltung. Der Anfang des neuen Lebens liegt schon im Diesseits (Wiedergeburt); sich aber über Tod und Grab hinweg setzend kommt es im neuen Garten zur schönsten Blüte. Eine bloße

Schattenexistenz kann aber das Leben nach dem Tode für den Christen niemals sein, sondern wie wir zu der uns umgebenden Erscheinungswelt nur durch ein dieser Welt entsprungenes leibliches Organ in Beziehung treten können, durch dessen Sinne und Vermögen wir sie in uns aufnehmen, so schließt unsere Fortdauer auch notwendigerweise eine gewisse Leiblichkeit für jene Welt in sich. Damit bekennen wir uns, da überdies nach der Heiligen Schrift sowohl Leib als Seele zum Wesen des Menschen gehören und also im Gegensatz zu jenen einseitigen Pneumatikern, denen wie Sokrates der Leib nur als Kerker galt, zu der sogenannten „Reintegration", womit dann notwendigerweise der christliche Begriff der Unsterblichkeit in den Artikel des Glaubensbekenntnisses: „ich glaube an die Auferstehung des Leibes," übergeht. Der materielle Stoff des **Leibes**, das ὑλικον nach Origenes mag verschwinden, oder wie der Materialismus will, in allerlei Pflanzen- und Tierleben wieder geboren werden; die eigentliche Urgestalt aber, das εἶδος bleibt, und die neue, von Gott und aus den Möglichkeiten und Lebenskräften der Ewigkeitswelt erschaffene Behausung wird in demselben Verhältnis zum irdischen Leibe stehen wie die Pflanze mit der Frucht als Höherem zu dem geringeren, in die Erde gesenkten Samenkorn. (1. Kor. 15, 35 ff.)

Und wie erlangen wir die wahre Unsterblichkeit? Hier heißt es: „Lebe im Nachruhm, im Andenken der Nachwelt;" dort „nimm das Geistige ganz in dich auf." Beides hat seine Berechtigung, ist auf dem Wege zur Unsterblichkeit. Schön ist es, wenn unsere Taten uns nachfahren, schön auch Gefäße des Geistigen zu sein. Aber wir gehen weiter und sagen: Lebe in dem, der allein Unsterblichkeit hat, kultiviere in wahrer Liebe die wahre Persönlichkeit, christliches Charakterleben! Wir schauen auf zum Architypus — zu Christo. Er lebte ganz für Gott, für sein Werk. Sein leibliches Leben gab er hin und, indem er sich zum Tode erniedrigte, ward er zum wahren Leben erhöht, ja seine Erniedrigung war seine größte Erhöhung, welcher der „Name über alle Namen" folgen mußte. So hat das Samenkorn viele Frucht gebracht. Die wahre Persönlichkeit verfährt κατ' ἀναλογίαν Christi. Sie weiß und übt was Lukas 9, 24; 17, 33; Joh. 12, 25 geschrieben steht. Ihr gilt es, die natürlichen, sündlichen Eigenheiten und Schwachheiten zu überwinden und eine neue Grundlage für ein Neues, Geistiges, Ewiges zu gewinnen. Das ist die wahre „Biogenesis", die wahre Befreiung aus dem „Reiche der Endlichkeit", die aber, obgleich unser Tod, doch auch wie alles Leben, alle Freiheit als Gnade und Wunder durch den zu fassen ist, der als der „erlösend erlöste Adam" (Steffensen) aus der Welt zum Vater zurückkehrend, für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben geworden ist. Dies heißt natürlich nicht in falschem Idealismus oder gar in verbittertem Pessimismus den Leib und die Welt an sich verachten; es heißt den der Eitelkeit unterworfenen Leib als Diener eines Höheren erkennen und ihn in seinen Uebergriffen überwinden. (Vergl. Paulus.) The inorganic for the organic, the organic for the rational, the rational for the spiritual.

Dem großen Herzog unserer Seligkeit in ganzer Treue nachfolgend und stets auf ihn glaubensvoll blickend, rufen wir dann endlich hoffnungsvoll im letzten Kampfe aus: "Christe, imperator, *victuri* te salutant," gewiß von ihm die Krone des ewigen Lebens zu erlangen. Und auf die Frage: „Gibt es ein Leben nach dem Tode?" antworten wir mit dem Apostel mit 2. Kor. 5, 1 und mit dem Dichter:

> Tag des Danks! Der Freudentränen Tag!
> Du meines Gottes Tag!
> Wann ich im Grabe, genug geschlummert habe,
> Erweckst du mich!

Was aber die Unsterblichkeitshoffnung für unser praktisch christliches Leben in sich schließt, drücken wir zum Schluß in den herrlichen, tiefsinnigen Worten Hamanns, des „Magus des Nordens", aus:

„Allen Kleinmut eingestellt — zweifle nicht an beßrer Welt! Alle Trägheit eingestellt — wirke für die beßre Welt! Alle Selbstsucht eingestellt — sterbe für die beßre Welt! Das Leben aus dem Gesichtspunkt des Todes, und den Tod aus dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit betrachten, das ist die Summa wahrer Lebensphilosophie."

Immortalism.

Von Pastor Fr. Schär.

Der "Inter Ocean", Chicago, vom 5. September brachte eine Abhandlung über "Immortalism", von Bischof Samuel Fellows, Chicago, Ill. Das Wort selbst wird als eine Prägung des Bischofs bezeichnet, und als die Benennung einer Sache, der bisher ein Fragezeichen angehängt war. Letzteres ist nur insofern korrekt, als hier zwei wichtige Fragen, „Unsterblichkeit" und „Spiritualismus", so miteinander verbunden werden, daß letzterer als eine Bestätigung der ersteren erscheint. Die Kirche hat die Unsterblichkeit der Seele, ihre Fortexistenz nach dem Tode des Leibes, nie geleugnet oder in Frage gestellt, sondern im Gegenteil als den Schwerpunkt des Christenglaubens bezeichnet. 1. Kor. Kaps 15. Dagegen ist es leider wahr, daß sie den Spiritualismus, die Lehre von dem tatsächlichen Verkehr zwischen der materiellen und der Geisterwelt, in jeder Form verwirft, obwohl man vielleicht aus der katholischen Lehre vom Fegfeuer die Brücke konstruieren könnte, welche ihn ermöglicht. Tatsächlich hätte die Kirche im Spiritualismus eine starke Stütze für ihren Unsterblichkeitsglauben, wenn sie ihn nicht törichterweise in Bausch und Bogen als Aberglauben und Betrug erklärt hätte, weil so viel Unfug damit getrieben ist. Aber eine Tatsache wird damit nicht beseitigt, daß man sie leugnet. Und der Kirche steht es am allerwenigsten zu, Dinge hinweg zu erklären, welche in der Bibel nicht etwa als Kuriosa, sondern als selbstverständlich erzählt werden. Von dem persönlichen Verkehr zwischen Gott und einzelnen hervorragenden menschlichen Werkzeugen, wie Abraham und Moses, ganz abgesehen, hat die Heilige Schrift dafür sonstige Beispiele genug, daß die Geisterwelt in

die materielle Welt hereinragt, also der Verkehr zwischen dem Jenseits und Diesseits nicht nur möglich ist, sondern wirklich existiert. Schon die Inspiration ist dafür Zeugnis. Die Plagen Aegyptens, welche in kleinerem Maßstab von den eingeborenen Zauberern nachgemacht wurden, gehören in dies Gebiet. Das Wort: „Daß nicht unter dir gefunden werde, der die Toten frage,“ und die Geschichte der Hexe von Endor, welche eine Zusammenkunft zwischen dem König Saul und dem bereits gestorbenen Propheten Samuel arrangierte, ist ebenfalls ein Beweis für die Möglichkeit dieses Verkehrs. Die Teufelaustreibungen seitens des Herrn, und das Hervorgehen vieler Verstorbenen aus ihren Gräbern in seiner Sterbestunde, beweisen auch etwas in dieser Richtung. Die Worte: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Die Engel sind allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um dererwillen, die ererben sollen die Seligkeit,“ beweisen noch mehr. Der stärkste Beweis aber ist der, daß der Herr Jesus selbst nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern verkehrt hat. Hier einzuwenden, daß dieser Verkehr notwendig war zu weiterer Belehrung seiner Jünger und zur Beglaubigung unserer dereinstigen Auferstehung, involviert schon einen leisen Zweifel, denn solche Belehrung und Beglaubigung ist heute noch so nötig als damals. Um diese Bibelerzählungen kommt man nicht herum. Sie nicht nur bezweifeln, sondern bestreiten, ist nichts weniger, als Gott zum Lügner machen und die Bibel nicht anerkennen als sein Wort.

Die Immortalität der Menschenseele schließt ihren Verkehr mit dem Diesseits nach dem Tode des Leibes nicht aus, sondern ein. Die katholische Lehre vom Fegefeuer, dem Zwischenakt zwischen Tod und Auferstehung, die, soweit es die Sache selbst angeht, durchaus nicht ohne biblische Begründung ist, setzt eine Existenzform voraus, welche als ein Uebergangsstadium zur Vollendung hin anzusehen ist, also nicht mehr materiell, aber auch nicht vollendet geistig ist. Nun gibt es im Menschenleben Daseinszustände, welche so anormal als möglich sind, wo die Schwächung der Materie nicht etwa den Intellekt, sondern die Seele zu ihrer höchstmöglichsten irdischen Offenbarung heran drängt. Da ist es denn leicht verständlich und begreiflich, daß das Unfertige im Jenseits, und die sich lockernde seelische Gebundenheit im Diesseits ein Zueinander, einen solchen Verkehr ermöglicht. Solche Möglichkeiten finden sich im Menschenleben in Zeiten materieller Störungen im Leibesleben, als da sind Krankheit, heftige Gemütsdepressionen und Sterben. Alles was die Seele bindet, ist hier gelockert, und wie überall in Gottes Welt das Gleiche zum Gleichen hinstrebt, zieht es in solchen Zeiten auch die Menschenseele zum Gleichen hin.

Für die bereits abgeschiedene Seele läßt sich der Zug zurück zum Diesseits kaum anders erklären, als aus der Teilnahme, aus der Sorge um das Wohlergehen derer, die ihr im Erdenleben nahegestanden. Es ist, menschlich gedacht, schwer verständlich und annehmbar, daß die Seele während ihres Erdendaseins nur ein gefühlloser Zuschauer beim Er-

leben gewesen ist, und auch im Jenseits absolut unempfindlich gegenüber dem, was ihre Hinterbliebenen anbetrifft. Die Geschichte des reichen Mannes erzählt etwas anderes. Sie zeigt uns, daß der reiche Mann Lazarus zu seinen Brüdern gesandt haben möchte, daß er ihnen bezeugt, damit sie nicht auch kämen an den Ort der Qual. Seine Seele hat also nicht nur die Erinnerung, sondern auch das rein menschliche Gefühl des Mitleids, dazu den Glauben an eine jenseitige Einwirkung auf das Diesseits, welche in hohem Maße zur Verhinderung gewisser diesseitiger Eventualitäten dient.

Eine andere Sache ist es freilich, diesen Verkehr künstlich vermitteln zu wollen, d. h. nach ihrer materiellen Seite hin gestörte und geschwächte Menschen als Medien zu benutzen und sie in einen Zustand zu versetzen, welcher dem Verkehr mit der Geisterwelt günstig ist. Hier kommt der Betrug herein, der vielleicht nicht immer gewollt ist, aber doch stattfindet.

Wir müssen von vornherein festhalten, daß nicht alle Gehirnfunktionen von der Seele kontrolliert werden; das Gehirn also auch absolut selbständig arbeitet. Diese Selbständigkeit des Denkens leidet natürlich, wenn der Leib in einen Traumzustand versetzt wird, wie es bei den Medien der Fall ist. Dann geraten sozusagen die Erinnerungszellen in Fibration, bringen dadurch die Gedächtnistafeln, anstatt sie einzeln hervorzuholen, mit einander in Berührung, und einzelne Teile von Erinnerungsbildern formulieren sich zu einem Bilde, so unsinnig als möglich, das am besten mit einem „Crazy-Quilt" verglichen wird, oder mit der Arbeit vieler durch den Sturm zusammengetosselter Telephondrähte. Das Medium in seinem absolut willenlosen Zustand wird oft der Vermittler solchen Unsinns an die Außenwelt, oder aber auch der Vermittler der ihm von demjenigen imputierten Gedanken, der eine Botschaft aus dem Jenseits erwartet, oder sie durch das Medium für einen andern vermitteln will.

Das e i n e müssen wir bei allem Zugeständnis an den Spiritualismus festhalten, daß der Verkehr zwischen dem Diesseits und Jenseits sich nicht künstlich arrangieren läßt, um der Wissenschaft oder der Unterhaltung zu dienen. So frei, wie der Herr Bischof es erwartet, wird er sich kaum jemals gestalten, es sei denn, daß der Menschen Dichten und Trachten nicht mehr böse von Jugend auf ist, sondern die Richtung himmelwärts einnimmt, und die Toten nicht mehr aus Neugierde fragt, sondern aus dem Bedürfnis, damit dem Kommen seines Reiches zu dienen und der Heiligung seines Namens. Was Gott der Menschheit offenbaren will, offenbart er ihr durch selbstgewählte Mittel. Was Geister uns sagen wollen, sagen sie uns bei ihnen passenden Gelegenheiten. Was Menschen aus dem Jenseits erfahren wollen, darauf müssen sie warten, bis es ihnen wird. Zeit und Ewigkeit, Menschenwelt und Geisterwelt werden nie so ineinander verschwimmen, daß es keine Kluft mehr dazwischen gäbe. Die vorhandene Kluft überbrückt selbst der bergeversetzende Glaube nicht so, daß sie stets passierbar wäre.

Zweck und Methode der Sammlung eines Fonds für unsere Seminarien.

Ein Referat von P. G. Nußmann.

Anmerkung. Dieses Referat wurde in den Monaten März und April 1909 ausgearbeitet. An den statistischen Angaben, die damals vorlagen, ist nichts geändert worden.

„Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen." 2. Kor. 9, 6.

Ein Fond oder Fonds ist ein Kapital, das produktiv angelegt ist und dessen Zinsen dem Zwecke dienen sollen, zu welchem das Kapital gestiftet worden ist. In unserem Falle handelt es sich um einen Fonds für unsere Seminare, also ein Kapital, durch dessen Zinsen unsere Lehranstalten unterstützt werden sollen. Es ergibt sich die Frage, ob es denn auch für Christen recht ist, ein solches Kapital zu sammeln, da doch Christus in unmißverständlicher Weise gesagt hat: „Sammelt euch nicht Schätze" u. s. w., und uns gewarnt hat, daß wir nicht Gott und dem Mammon dienen können. Wir halten an diesen klaren Aussprüchen unverbrüchlich fest und erkennen, daß wir in unserem materialistisch gerichteten Zeitalter diese Wahrheit nicht genug betonen können. Wenn wir nun aber trotzdem von der Sammlung eines Kapitals sprechen, müssen wir unsere Stellung auch rechtfertigen können. „Silber und Gold ist mein," spricht der Herr durch den Propheten Haggai. Die ganze Schöpfung ist des Herrn, der sie gemacht hat. An und für sich ist nichts in der Schöpfung, das verwerflich ist. Es kommt ganz und gar auf die Stellung des Herzens zu den kreatürlichen Dingen an, ob diese ihm zum Fluch oder zum Segen gereichen. Christus drückt das in den Worten aus: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." Werden die Dinge dieser Welt zu unserem Schatz, an den wir unser Herz hängen, dann sind sie unser Mammon und wir Götzendiener. Betrachten wir sie aber nur als Mittel, die uns von Gott gegeben sind, damit wir sie zu unserem und vieler anderer zeitlichem und ewigem Heil gebrauchen, ist unser Herz frei von der Liebe zu denselben, so sind sie uns nicht ungerechter Mammon, sondern Gottes Gabe, die wir mit Danksagung empfangen. Thomas a Kempis drückt unsere Stellung schön in den Worten aus: „Gebrauche das Zeitliche, suche das Ewige," welche Sätze der Referent dadurch in ein Verhältnis zu einander bringen möchte, daß er ihnen die Gestalt gibt: in, mit und unter dem Gebrauch des Zeitlichen suche das Ewige; d. h. in den zeitlichen Erscheinungsformen, in Wort und Sakrament kommt das Ewige zum Ausdruck, — mit, vermittels des Zeitlichen finden wir die Möglichkeit, das Ewige zu erfassen und Ewigkeitsprinzipien im Zeitlichen Ausdruck zu verleihen, — unter dem Zeitlichen bietet uns Gott Ewiges dar, und der, der das Zeitliche im Blick auf das Ewige gebraucht, gebraucht es recht. Der wahre Christ läßt sich nicht etwa knechten von den Gütern dieser Welt und wird ihr Diener, sondern er unterwirft sie dem Dienste der Ewigkeit. So hat einmal jemand gesagt: „Wir können nicht Gott und dem Mammon

dienen, aber wir können Gott mit dem Mammon dienen," wozu der Referent noch die Bedingung hinzufügen möchte: wenn es von Herzen geschieht. Derselbe Gedanke liegt auch in den Gleichnissen von den Pfunden und Talenten. Gott ist der Herr, der die irdischen, der alle Güter verleiht, damit sie zu seiner Ehre angewandt werden. Damit ist nicht gesagt, daß wir auf der Stelle alles hergeben sollen, aber das eine, daß wir beim Gebrauch alles Irdischen das Himmlische im Auge behalten müssen, und das andere, daß wir einen großen Teil unserer Güter direkt in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen haben. Die Kirche leidet großen Mangel, viele Kassen sind leer. Die zunächst liegende Arbeit kann oft nicht getan werden, das Vorwärtsdringen der Kirche wird stark gehemmt. Dabei fehlt es innerhalb der Kirche keineswegs an Gütern, aber die Güter sind nicht dem Dienste Gottes geweiht. Was wir also nötig haben, sind Christen, die einen guten Teil ihrer Besitztümer dem Herrn heiligen, was, wie wir aus 3. Mos. 27 schließen können, schon bei den Kindern Israel geschehen ist. Dabei ist es dem einzelnen Christen überlassen, die Verwaltung des so geweihten Gutes selbst zu übernehmen und das Einkommen dem Reiche Gottes zuzuwenden, oder das Gut der Kirche zur Verwaltung zu übergeben. In ersterem Falle sollte der Christ seiner Kirche davon Mitteilung machen, wie viel sie etwa von ihm erwarten kann, und Vorkehrungen treffen, daß nach seinem Tode das Reich Gottes noch fortwährend der Nutznießung dieses geheiligten Gutes sich erfreuen kann, oder dasselbe der Kirche zur Verwaltung übergeben wird. Ein Fonds wäre demnach für die Kirche ein geheiligtes Gut, das ausschließlich zu Reichsgotteszwecken verwandt werden soll. Dabei darf der Christ nicht vergessen, was der Apostel den Korinthern sagte, als er sie ermahnte, zu einer Beisteuer für die arme Gemeinde in Jerusalem zu sammeln: „Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen."

Zum Beweise dafür, daß der Referent mit seiner Auslegung der Heiligen Schrift in Bezug auf diese Sache sich dem Prinzip nach im Einklang mit dem Bekenntnis der Evangelischen Kirche befindet, sei ihm gestattet, den 16. Artikel der Augsburgischen Konfession, einer unserer Hauptbekenntnisschriften, zu zitieren:

„Von Polizei und weltlichem Regiment wird gelehret, daß alle Obrigkeit in der Welt und geordnete Regiment und Gesetze gute Ordnung von Gott geschaffen und eingesetzt sind, und daß Christen mögen in Obrigkeit-, Fürsten- und Richteramt ohne Sünde sein, nach kaiserlichen und anderen üblichen Rechten Urteil und Recht sprechen, Uebeltäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten, kaufen und verkaufen, aufgelegte Eide tun, Eigenes haben, ehelich sein u. s. w.

Hier werden verdammt die Wiedertäufer, so lehren, daß der obenangezeigten keines christlich ist.

Auch werden diejenigen verdammt, so lehren, daß christliche Voll-

kommenheit sei, Haus und Hof, Weib und Kind leiblich verlassen und sich der vorberührten Stücke äußern, so doch dies allein rechte Vollkommenheit ist, rechte Furcht Gottes und rechter Glaube an Gott. Denn das Evangelium lehret nicht ein äußerlich, zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens und stößt nicht um weltlich Regiment, Polizei und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte als wahrhaftige Ordnung, und in solchen Ständen christliche Liebe und rechte gute Werke, ein jeder nach seinem Beruf, beweise. Derhalben sind die Christen schuldig der Obrigkeit untertan und ihren Geboten gehorsam zu sein in allem, so ohne Sünde geschehen mag. Denn so der Obrigkeit Gebot ohn Sünde nicht geschehen mag, soll man Gott mehr gehorsam sein, denn den Menschen. Act. 5, 29."

Ferner sei auf die Praxis in unserer Kirche hingewiesen. Wir haben eine Kirchbaukasse, für die auf Beschluß der letzten Generalsynode jährlich eine obligatorische Kollekte erhoben wird und die der Synode schon zu großem Segen geworden ist. Wir haben unser Verlagshaus, das einen ergiebigen Fonds repräsentiert, denn ein jährlicher Reingewinn von über $20,000 kommt dem Werke in der Synode zu gute, gar nicht zu reden von dem Segen, den es durch die Verbreitung guter Bücher und Zeitschriften wirkt. Niemand wird im Blick auf diese Tatsachen sagen wollen, daß wir uns Schätze sammeln, die die Motten und der Rost fressen.

Daß wir einen Fonds für unsere Lehranstalten gebrauchen, ist denn auch seit etlichen Jahren von einem ganzen Teil unserer Kirche anerkannt worden, und die Sammlung dafür hat schon im kleinen begonnen. Nach dem letzten Bericht sind bisher $3,986.11 für diesen Zweck eingegangen. Natürlich kommt bei unsern Bedürfnissen eine verhältnismäßig so geringe Summe nicht sehr in Betracht. Darum sollen wir in möglichster Bälde eine große Summe aufbringen, deren Hilfe in allen Zweigen der synodalen Wirksamkeit wirklich fühlbar sein wird. Was bezwecken wir mit einer solchen Summe?

I Zweck der Sammlung eines Fonds für unsere Seminare.

1. Der nächstliegende Zweck, zu welchem wir einen Fonds sammeln wollen, ist die finanzielle Unterstützung unserer bestehenden Anstalten behufs ihres Ausbaus und Aufbaus. Von vorne herein muß betont werden, daß wir in keiner Weise die bisherigen Beiträge und Liebesgaben für unsere Anstalten entbehren können noch entbehren wollen. Im Gegenteil, wir hoffen, daß unsere Glieder durch eine zielbewußte, vom Geiste Gottes getragene Agitation so für unsere Anstalten interessiert sein werden, daß ihre jährlichen Beiträge in der Zukunft höher sein werden, als sie es in der Vergangenheit gewesen sind, sollen sie doch alle fühlen, daß wir nichts umsonst haben wollen, sondern daß jeder Cent ihnen und ihren Kindern und Kindeskindern reiche Zinsen tragen wird. Auch die Gesetzgeber unsrer Union fühlten, daß sie nur weise handelten, wenn sie ihre Schulen zu sichern suchten. So hat die Bundesregierung

zwischen den Jahren 1735 und 1862 (nach „Painter's History of Education") 140 Millionen Acker Land als "land grants" für die Fundierung von Schulen gegeben. Dieses Land wird teilweise im Interesse der Staatsschulen verwaltet, teilweise wurde es verkauft und der Erlös zinsbringend angelegt. Wie viel die Union seitdem an Fundierungsgeldern zu diesem Zweck beiseite gesetzt hat, ist dem Referenten nicht bekannt; jedenfalls ist es kein geringer Betrag. Von einzelnen Staaten sind 63 Millionen Acker Land und große Summen für diesen Zweck bestimmt worden. — Es ist klar, daß wir nicht mit dem Staate konkurrieren können, wohl aber vermögen wir von ihm zu lernen. Wären die Staatsschulen ganz das, was wir von einer Schule erwarten, so könnten wir mit Fug und Recht dem Staate alle Erziehung überlassen. Bei aller sonstigen Tüchtigkeit fehlt den Staatsschulen aber das eine, das wir höher ansetzen als alles andere, der Religionsunterricht.

a. Wir wollen einmal genauer untersuchen, inwiefern unser Proseminar aus- und aufgebaut werden kann. Wie alle wissen, verleiht das Proseminar den in diesem Lande üblichen Titel A. B. (Baccalaureus Artium) nicht, der denen gegeben wird, die einen Kursus in klassischer Bildung durchgemacht haben. Aber das wissen nicht alle, daß von den besten amerikanischen Predigerseminaren die Bedingung gestellt wird, daß ein Kandidat diesen Titel oder eine gleichwertige Bildung haben muß. Das beste, das man dort unseren Studenten, die unser Predigerseminar absolviert haben, darum anbieten kann, ist, daß man ihnen das Privilegium erteilt, in die oberste Klasse einzutreten und dann das Seminar zu absolvieren, während anderer Seminare Absolventen, die den Titel A. B. haben, direkt zum "Post-graduate"-Studium zur Erlangung eines höheren Titels zugelassen werden. Mit anderen Worten, unsere Studenten müssen sich eine Zurücksetzung gefallen lassen. Der Referent weiß, wovon er spricht, denn er hat es selbst durchgemacht.

Inwiefern steht nun aber unser Proseminar hinter anderen Kollegien zurück? Um dieses ermessen zu können, müssen wir uns nach einem Maßstab umsehen. Um diesen Maßstab zu erhalten, schrieb der Referent im letzten Herbst an den Ver. Staaten Kommissär für Erziehungswesen nach Washington und erhielt zur Antwort, daß der Maßstab, der zunächst gelte, der von den Verwaltern der Carnegie-Stiftung aufgestellte "Educational Standard" sei, der auf Seite 453 des "Report of the Commissioner of Education for 1906" (dem letzten zu erhaltenden Bericht) zu finden sei. Daselbst heißt es im Auszuge:

Maßstab für Erziehungswesen.
(Educational Standard.)

Eine Anstalt, die den Anspruch auf den Namen eines Collegs machen will, muß zum mindesten sechs Professoren haben, die ihre ganze Zeit dem Unterricht widmen, und einen Kursus von vier vollen Jahren in den Künsten und Wissenschaften. Der sich zur Aufnahme meldende Kandidat muß nicht nur die Volksschule absolviert, sondern auch nicht weniger als die gewöhnlichen vier Jahre akademischer oder Hochschul-, oder einer gleichwertigen Bildung hinter sich haben.

Damit man verstehe, worin eine akademische oder Hochschulbildung besteht, machen die Beamten der Stiftung von einem System Gebrauch, das gewöhnlich von solchen Behörden angewandt wird, denen die Abhaltung der Eintrittsexamina in die Kollegien obliegt. Nach diesem System werden die Erfordernisse zum Eintritt in ein Kolleg mit dem Ausdruck „Einheit", "Unit" bezeichnet. Als „Einheit" gilt ein Kursus von fünf Stunden per Woche durchs ganze Schuljahr einer Vorbereitungsschule. Für die Zwecke der Stiftung sind die Einheiten jedes Zweiges des akademischen Studiums ebenfalls quantitativ festgestellt, und zwar zu dem Zweck, diesen Zweigen Werte beizumessen in Uebereinstimmung mit der Zeit, die gewöhnlich erforderlich ist, um sich in gebührender Weise in denselben zum Eintritt in ein Kolleg vorzubereiten. So wird Planimetrie, die gewöhnlich fünf Stunden wöchentlich durch das akademische Jahr in einer Vorbereitungsschule gelehrt wird, als eine Einheit gerechnet. Mit anderen Worten: der Wert der Einheit gründet sich auf den wirklichen Teil der geforderten Arbeit und nicht auf die Zeit, die zur Vorbereitung auf die Stunde gesetzt ist.

Allerdings entsteht dann die Schwierigkeit, nach diesem System die Eintrittserfordernisse der verschiedenen Kollegien und Universitäten zu beurteilen. Die große Mehrheit solcher Anstalten nimmt die Zeugnisse „anerkannter" ("approved") Vorbereitungsanstalten an. Dabei geschieht es oft, daß in den Kursen dieser „anerkannten" Schulen ein merklicher Unterschied (discrepancy) zwischen dem Maß der geforderten Arbeit und der Zeit ist, die dieser Arbeit gewidmet wird, wenn man die Sachlage nach der Definition für „Einheit" prüft, wie sie von den Beamten der Stiftung gegeben ist.

Vierzehn Einheiten bilden das geringste Maß von Vorbereitung, das man „vier Jahre akademischer oder Hochschulbildung" nennen kann.

Der Kursus in einem Kolleg besteht gewöhnlich aus zwölf solchen Einheiten, die in vier Jahren durchgearbeitet werden, so daß in jedem Jahr in drei Einheiten, also 15 Stunden per Woche, Unterricht erteilt wird. Ein Hochschulkursus zu 14 und ein Kollegkursus zu 12 Einheiten geben also einen Bildungskursus von 26 Einheiten.

Das Verhältnis des Proseminars zu diesem Maßstab. (Im folgenden ist die fünfte Klasse wegen ihres elementaren Charakters nicht mitgezählt. Religion, Schönschreiben, Turnen, Musik sind als nicht zum regelrechten Kollegekursus gehörend weggelassen.) Dann erhalten wir nach der tabellarischen Uebersicht über den Unterricht (siehe letztes Jahrbuch Seite 21) folgende Zusammenstellung:

	Erstes Halbjahr.	Zweites Halbjahr.
4. Klasse	22 Stunden	25 Stunden
3. Klasse	26 Stunden	29 Stunden
2. Klasse	27 Stunden	30 Stunden
1. Klasse	29 Stunden	30 Stunden
	104 Stunden	114 Stunden

Durchschnitt . . . . . 109 Stunden.

Ein Abiturient des Proseminars hätte demnach während vier Jahren 109 Stunden wöchentlich besucht. Wir können aber, da unser Schuljahr 4—6 Wochen länger dauert als das der meisten amerikanischen Kollegien, getrost statt 109 110 Stunden sagen. Wenn wir diese Summe in Einheiten ausdrücken wollen, brauchen wir sie nur durch fünf dividieren. Wir erhalten dann 22 Einheiten. In Zahlen ausgedrückt, fehlen unserem Abiturienten nur noch vier Einheiten, um ihn auf dieselbe Stufe mit einem solchen eines amerikanischen Kollegs zu bringen. Wenn wir diese Tatsache bedenken, und sie mit der Anerennung vergleichen, die unserem Proseminar von seiten der Staatsuniversität von Illinois zu teil wird, nämlich ein Jahr "advanced credit" in Deutsch, Latein und Griechisch, also nur in drei Einheiten, so sehen wir, daß *nach diesem Maßstab* dem Seminar lange nicht die Anerkennung zu teil wird, die dasselbe bei seiner gediegenen Arbeit verdient.

Auf der letzten Generalsynode wurde beschlossen, den Kursus im Proseminar von vier auf fünf Jahre zu verlängern. In kurzem wird dieser Plan auch durchgeführt sein. Wenn bis jetzt in vier Jahren 22 Einheiten, demnach in einem Jahr fünfeinhalb Einheiten durchgenommen wurden, so wäre es ja verhältnismäßig sehr leicht, im fünften Jahr die noch übrigen Einheiten einzuholen. Wer jedoch den Stundenplan ansieht und beobachtet, daß die Predigerzöglinge von 29—36 Stunden wöchentlich haben, während in anderen Kollegien nur 15 gegeben werden, der wird wohl einsehen, daß wir unsere Studenten überbürden. Ein uralter pädagogischer Grundsatz ist doch der, daß wir durch Tun lernen müssen. Wo aber so viel Unterrichtsstunden gegeben werden, ist es nicht gut möglich, daß der Schüler durch eigenes Suchen und Forschen viel zur Bereicherung seines Wissens erlangt. Gerade um das selbständige Forschen des Schülers um so mehr zu fördern und ihn reifer für seine kommenden Studien zu machen, sollte der Kursus im Proseminar auf sechs Jahre verlängert werden. In den beiden untersten Klassen könnten jährlich je fünf Einheiten, in den vier anderen Klassen jährlich je vier Einheiten durchgearbeitet werden und Hochschul, und Kollegienkursus wären dabei in der wirksamsten Weise mit einander verbunden. — Die neuen Fächer, die noch hinzukommen sollten, wären Geschichte der Philosophie, zum Studium der Dogmengeschichte unerläßlich, — Soziologie, ganz besonders wertvoll für den Prediger der Jetztzeit, der so viel mit sozialen Problemen zu tun hat, — naturwissenschaftliche Fächer wie Geologie und Biologie, — Logik mit analysierenden Uebungen, — Psychologie, ganz besonders in ihrem Verhältnis zur Pädagogik. Würde dieser Plan durchgeführt, so zählte unser Proseminar bald zu den besten Kollegien des Landes.

Es wird wohl die Befürchtung geäußert werden, daß wir bei Verlängerung des Lehrkursus an der Schülerzahl einbüßen. Im Gegenteil, je gründlicher und gediegener die Ausbildung sein wird, desto mehr Schüler werden sich einfinden. Wer nur so geschwinde durch unsere Anstalten hindurchkommen will, der hat gewöhnlich nicht viel Wert für

die Synode. Es ist aber auch gar nicht notwendig, daß die meisten die sechs Jahre im Proseminar durchmachen. In den meisten Fällen wird es möglich sein, daß der Eintretende in seiner Heimat eine Hochschule oder Akademie besuchen kann, in welcher er sich auf die Eintrittsexamina in eine der höheren Klassen vorbereiten kann. Es mag nun aber vorkommen, daß dies nicht geschehen kann, oder daß der Betreffende in dem einen oder anderen Fach, wie z. B. Deutsch, schwach ist. Hier könnte durch Korrespondenzunterricht nachgeholfen werden, von dessen Vorteil auch andere, die nicht ins Seminar eintreten wollen, Gebrauch machen können. Im ganzen sollte der Kursus im Proseminar so eingerichtet werden, daß auch solche ihn mit Freuden nehmen, die sich nicht für das Predigt- oder Lehramt entschieden haben. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß viele von denen, die auf solche Weise eintreten, durch den Einfluß des Geistes im Seminar doch noch zu dem Entschluß kommen, in den Dienst am Worte zu treten. Unter keinen Umständen aber darf der Religionsunterricht, auf den wir stolz sein können, aufgegeben werden. Zudem wäre eine Art Normalkursus, der die Studenten dazu befähigte, sich praktisch in der Sonntagschule zu betätigen, sehr empfehlenswert.

b. Was unser Predigerseminar betrifft, so finden wir wohl nicht viele im Lande, in denen der gegebene Unterricht besser ist, als in dem unsrigen. Damit ist aber nicht gesagt, daß dasselbe an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen ist und nichts mehr zu seiner Entfaltung beigetragen werden kann. Sollen wir doch nach Christi Worten von den Kindern dieser Welt Klugheit lernen. Und einer ihrer Weisheitssprüche ist: "He who would approach perfection can not rest. His best efforts to-day, he must excel to-morrow."

1) Der reguläre Kursus könnte insofern eine Aenderung erfahren, als weniger Unterrichtsstunden gegeben werden und von den Studenten eine größere Menge selbständiger Arbeit verlangt wird. Anstatt Logik und Psychologie, die nach dem neuen Plan in Elmhurst behandelt würden, könnte man Fächer wie Archäologie, Soziologie, soweit sie nicht im Proseminar durchgenommen ist, und das Studium der Psychologie in Beziehung auf religiöse Erlebnisse, und das Studium des Sonntagschulwesens und der Kirchenmusik beifügen.

2) Aus dem regelmäßigen Kursus könnte ein Auszug für solche Studenten gemacht werden, die ohne die genügende Vorbildung zum Studium der Theologie eintreten, auch nicht die Absicht haben, ins Pfarramt einzutreten, wohl aber eine Ausbildung als Evangelisten, Sonntagschulsuperintendenten, oder Führer in Laienkreisen wünschenswert finden.

3) Ein sogenannter "Post-graduate Course", durch den die ins Amt eintretenden Brüder noch immer mit dem Seminar durch Korrespondenzunterricht verbunden sind, den sie mit einem oder zwei Jahren weiteren Studiums am Seminar beenden können, wenn sie sich einen Titel erwerben wollen.

4) Es sollte zur Regel gemacht werden, daß denjenigen, die Extravorträge (lectures) im Seminar halten, für ihre Mühe auch eine an-

gemessene Remuneration zu teil werde. Auch sollten nicht nur aus unserer Synode, sondern auch aus anderen Kirchenkörpern solche eingeladen werden, die auf wissenschaftlichem oder praktischem Gebiete Tüchtiges geleistet haben und darum wohl etwas Gutes zu bieten vermögen. Daß daraus unseren Studenten großer Vorteil erwächst und wir als Synode uns anderen Kirchenkörpern eher nähern, was ja unserem Prinzip entspricht, liegt klar auf der Hand.

c. Pro- und Predigerseminar könnten noch einen guten Teil zu ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit hinzufügen, wenn Sommerkurse, sog. Chautauquas, eingerichtet würden. Beide Seminare sind herrlich gelegen, und würden sich ausgezeichnet für junge Leute aus unseren Gemeinden zum Sommeraufenthalt eignen. Da könnte man das Nützliche mit dem Schönen verbinden und einen Normalkursus, Unterricht im Deutschen, in der Bibelkunde u. s. w. geben, so daß die jungen Leute reicher und fähiger wieder heim in ihre Gemeinden gehen, wo sie das Gehörte und Gelernte auch praktisch verwerten sollen.

d. Selbstverständlich können alle diese Erfordernisse zum Ausbau und Aufbau unserer bereits bestehenden Anstalten nicht mit den gegenwärtigen Kräften und Mitteln erreicht werden. Wir brauchen dann neue Gebäude, neue Einrichtungen, erweiterte Bibliotheken, mehr Professoren u. s. w. Alle angewandten Gelder aber stünden in keinem Verhältnis zu dem Segen, der dann aus beiden Anstalten fließen würde.

2. Ein weiterer Zweck, zu welchem ein Fonds gesammelt werden soll, ist die Gründung und Unterstützung n e u e r Anstalten. Wohin sollen sich diejenigen unter unseren jungen Leuten, die nach einer höheren Bildung streben, wenden? Das Proseminar dient meist zur Heranbildung von Predigern und Lehrern; es bietet nicht alles, was die zuerst Genannten suchen. So bleiben ihnen drei Auswege offen: entweder gehen sie auf eine Staatshochschule, oder in ein interdenominationelles, unabhängiges, oder ein denominationelles Kolleg. Nun muß man im allgemeinen den Staatsschulen das Prädikat sehr tüchtig geben. Neben fromm gläubigen finden wir aber eine ganze Anzahl freisinniger Professoren an ihnen, denen es eine Freude ist, den Glauben in ihren Schülern zu untergraben. Wohl wird in vielen solchen Schulen täglich Andacht gehalten, wohl gibt es Vereine christlicher junger Männer, aber all das wiegt nicht den andern Einfluß auf. Ein Student an einer Staatsanstalt ist, wenn er nicht schon reiferen Alters und festen Charakters ist, sehr gefährdet, in seinem Glauben Schiffbruch zu erleiden. Wer die Sache verfolgen will, studiere nur einmal die Kataloge amerikanischer Predierseminare, um zu erfahren, wie viele aus der Studentenzahl aus Staatsschulen kommen. Unter den 63 Studenten des Western Theological Seminary in Allegheny, Pa., 1906—07 kam nicht einer von einer Staatsuniversität. Aus dem neuesten Yale Divinity Katalog ist zu ersehen, daß aus 96 Studenten vier von einer Staatsuniversität kommen.

Unter interdenominationellen oder unabhängigen Anstalten verstehen wir solche, die weder mit dem Staate noch mit einer Denomination verbunden sind, deren Unterhalt durch private Mittel und Schulgelder bestritten wird. Manche von ihnen mögen in christlichem Sinn und Geist geführt werden. Die Tendenz unter ihnen wie unter manchen andern, die ehemals unter denominationeller Kontrolle standen, ist, den eigentlich christlichen Einfluß zu verringern. Nicht zum mindesten Schuld daran sind der „General Education Board“ und die „Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching“. Der „General Education Board“ verwaltet 43 Millionen, meist von Rockefeller, und verleiht interdenominationellen und denominationellen Anstalten größere Summen unter der Bedingung, daß die betreffende Anstalt eine noch größere Summe aufbringt. Eine weitere Bedingung ist, daß kein Teil vom Einkommen des Fonds für irgendwelchen spezifisch theologischen Unterricht gebraucht werden darf. Die Beamten des Board haben weiter das Recht, jederzeit die Bücher einer Anstalt zu untersuchen und im Falle die Gelder nicht im Sinne des Kontraktes verwandt werden, die ganze beigetragene Summe, die stets separat angelegt sein muß, zurück zu fordern.*) Kein Professor an einer Staats- oder kirchlichen Anstalt erhält aus der Carnegie-Stiftung, die einen Wert von zehn Millionen hat, eine Pension. Man kann sich denken, daß es in dem Belieben dieser beiden Behörden mit ihren Millionen steht, manch ein kleines, schwaches Kolleg einfach an die Wand zu drücken. Daß die Spitze dieses vernichtenden Einflusses auch gegen die Kirchenanstalten gerichtet ist, kann aus einer Rede des Präsidenten der Carnegie-Stiftung, des Dr. Henry S. Pritchett ersehen werden, die am 20. Mai letzten Jahres bei Gelegenheit der Konferenz für Erziehungswesen der südlichen Methodistenkirche in Atlanta vorgelesen wurde, und zwar über das Thema: “Control Denominations should exercise over their Educational Institutions”. Er nahm darin die Stellung ein, daß die Kirche ihren Anstalten Freiheit einräumen solle und zu ihnen in demselben Verhältnis stehen, wie der Vater zu seinem erwachsenen Sohne. Nun fragt es sich, ob wir unsere Söhne und Töchter solchen Anstalten anvertrauen wollen, in denen höchstens etwas von vager Religiosität, aber nichts von entschiedenem Christentum zu finden ist.

Besuchen unsere jungen Leute ein Kolleg einer anderen Kirche, so kommen sie wohl unter christlichen Einfluß, es wird aber auch so an ihnen herumgearbeitet, daß sie für unsere Kirche meist verloren gehen. Will man diese Behauptungen beweisen, so zähle man nur einmal alle diejenigen Glieder in unseren Gemeinden, die in unserem Lande eine höhere Bildung genossen haben.

Wir müssen selbst Anstalten haben. Der Herr der Kirche fordert, daß wir das Pfund, das er uns gegeben, vermehren: „Lehret sie hal-

*) Seitdem sind etliche Aenderungen in Bezug auf die Bedingungen vorgenommen worden. Da dem Schreiber aber keine genaue Kopie derselben vorliegt, so muß er sich des Urteils darüber enthalten.

ten alles, was ich euch befohlen habe." Die Zukunft unserer Kirche ist auf dem Spiele, — wir sind es unsern Kindern schuldig. Welcher Art die neu zu gründenden Anstalten sein werden, hängt meist von den Umständen und Erfordernissen ab. Die Anstalten, die zunächst in Betracht kommen und in denen allen das Hauptgewicht auf Bibelstudium und persönliches Christentum gelegt werden muß, sind:

a. Akademien oder Hochschulen, die in zwei bis drei Jahren auf den Eintritt ins Proseminar vorbereiten. Der Kursus in denselben könnte auch Buchführung, Stenographie, Musik und andere Fächer einschließen, die dem, der nicht in einem Kolleg weiter studieren will, doch solche Bildung geben, daß er sich in geschäftlicher Beziehung wie im Dienste seiner Kirche als guter Haushalter bewährt.

b. Kollegien. Ob wir solche Anstalten direkt gründen können, ist wohl fraglich. Wo Lage und Verhältnisse günstig sind, werden sie wohl aus den Akademien herauswachsen. Wo der Herr uns die Fingerzeige gibt, dürfen wir getrost vorwärts gehen und alles tun, was in unserer Kraft steht, um seine Sache auch durch solche Anstalten zu fördern.

c. Damenseminare. Von den ersten Frauen, die dem Herrn Jesu dienten, bis zu den unsrigen, ist ungemein viel für das Reich Gottes getan worden. Und es könnte noch mehr von ihnen geschehen, wenn wir nur unser Augenmerk mehr darauf richteten, unsere Töchter fähiger zum Dienst im Reiche Gottes zu machen. Neben den wissenschaftlichen und praktischen Fächern, wie sie sich besonders für dieselben eignen, könnten sie noch besonders in Pädagogik, Psychologie des Kindes, Seelsorge, Sonntagschulleitung ausgebildet werden, so daß sie imstande wären, eine Gemeindeschule zu übernehmen oder als Gehilfin des Pastors oder als Gemeindeschwester eine reiche Wirksamkeit auszuüben. Der Referent fühlt, daß gerade diese Sache eine sehr wichtige ist, von der viel für die Zukunft der Synode abhängt.

d. Ein englisches Predigerseminar. Es mag vielleicht manchem zu frühe erscheinen, jetzt schon von einem solchen Projekt zu sprechen. Eine nicht hinwegzuleugnende Tatsache aber ist, daß in vielen Gegenden unseres Landes in unseren deutschen Gemeinden der englischen Sprache Rechnung getragen werden muß. Es wird hoffentlich noch lange Zeit vergehen, bis der Umschwung vollzogen ist. Wir dürfen aber nicht bis dahin warten, um dann ein englisches Seminar zu errichten, denn dann ist es zu spät. Es mag die Zeit nicht mehr ferne liegen, in welcher wir daran denken müssen, ein solches zu gründen, wenn unsere Synode nicht stark in ihrem Wachstum gehemmt werden soll.

e. Ackerbau- oder Industrieschulen. Der Referent braucht diesen Namen eigentlich nur, weil er keinen besseren weiß. Er meint damit nicht Schulen, die für gewöhnlich so bezeichnet werden, in denen nämlich die Zöglinge im Ackerbau oder in einem gewissen Industriezweige unterrichtet werden. Er denkt vielmehr an solche Akademien und Kollegien, die ein Ackerbau- oder Industriedepartement haben, durch welches den Studenten die Möglichkeit geboten wird, durch ihrer Hände

Arbeit sich den Unterhalt und das Schulgeld während der Studienzeit zu verdienen. Der Referent ist davon überzeugt, daß es die Schulen der Zukunft sein werden, in denen des großen deutschen Pädagogen Fröbel Erziehungsgedanken auch für das reifere Alter der Schüler zur Geltung kommen. Gott hat dem Menschen drei Dinge gegeben, damit er die ihm von seinem Herrn verliehenen Pfunde treu verwalte: Hand, Kopf und Herz. In unserer höheren Erziehung kommt die Hand fast gar nicht in Betracht. Die Erziehung ist demnach eine einseitige. Nun ist es aber bis jetzt noch nicht in über allen Zweifel erhabener praktischer Weise bewiesen worden, daß es in der Tat möglich ist, industrielle und wissenschaftliche Bildung so zu verbinden, daß der Student imstande ist, sich vollkommen selbst zu versorgen. Wir müssen daher die Angelegenheit noch weiter prüfen, ehe wir uns zu einer Probe entschließen können.

Es wäre sehr interessant, eine ganze Menge von statistischen Vergleichen anzustellen, wir wollen es aber bei etlichen bewenden lassen. Der Kongregationalistenkirche, der Kirche für Erziehungswesen par excellence, die mit 721,000 Gliedern über 5000 Studenten in ihren Akademien, 15,000 in ihren Kollegien und Universitäten und 400 in ihren acht theologischen Anstalten hat, können wir uns nicht gut zur Seite stellen, da dieselbe eine viel längere Periode des Wachstums hinter sich hat als unsere Kirche. Nehmen wir aber eine Kirche, die deutscher Geburt ist, wie wir, und sieben Jahre jünger, die Missouri-Synode. Diese hat bei 512,795 Gliedern zwei Predigerseminare mit zwölf Professoren und 444 Studenten, zehn Kollegien mit 86 Professoren und 1110 Studenten, sieben Gymnasien oder Akademien, Lehrerseminare u. s. w. mit 37 Professoren und über 786 Studenten. Im ganzen hat die Missouri-Synode 19 Lehranstalten, deren Wert sich auf $1,658,000 beläuft, mit einem Fonds von $24,000, mit 114 Professoren und 2340 Studenten. Die „United Brethren“ sind uns von allen amerikanischen Kirchengemeinschaften in der Größe sehr nahe. Sie zählen 261,309 Glieder und haben 11 Erziehungsanstalten mit 143 Professoren und 2668 Studenten. Unsere Synode hat 256,196 Glieder und besitzt zwei Anstalten mit zwölf Professoren und 198 Studenten (nach letztjähriger Statistik).

3. Der dritte Zweck, zu welchem wir einen Fonds sammeln wollen, betrifft die Anlage der Fundierungsgelder. Wo z. B. so schneidende Not herrscht wie in unserer Inneren Mission, wäre es nicht recht, wenn ein Zweig der synodalen Arbeit Gelder sammelt, um sie in Eisenbahnaktien oder Grundeigentumsspekulationen und ähnliche Sachen zu stecken. Die Gelder könnten der Kirchbaukasse zur Verfügung gestellt und dann zum Bau von Kirchen, Kapellen, Gemeindeschulen, Hospitälern u. s. w. gebraucht werden. Allerdings müßte der Zinsfuß ein wenig höher als in der Kirchbaukasse berechnet werden, etwa 5 Prozent. Ein anderer Teil der Gelder könnte zur Erweiterung unseres Verlagshauses dienen und würde dort viel Gutes schaffen. So wären diese Gelder imstande, durch Anlage sowohl als durch Zinsen unserer Kirche und damit dem Reiche Gottes aufs wirksamste zu dienen.

II. Die Methode der Sammlung eines Fonds.

Was die Methode der Sammlung eines Fonds betrifft, so gibt es wohl keine bessere als die biblische, die Methode des Apostels Paulus. Es war ihm eine Herzenssache gewesen, der armen Gemeinde zu Jerusalem eine große Summe zur Unterstützung zu bringen. Aus dem 8. und 9. Kapitel des 2. Korintherbriefes ersehen wir, in welch taktvoller und würdiger Weise er die Gemeinden auf diese Beisteuer aufmerksam gemacht hat. Und wenn wir Erfolg in unserer Sammlung haben wollen, so müssen wir seinem Beispiel folgen. Zuerst handelt es sich um das Grundmotiv in allem Geben: weil alle gute Gabe von Gott kommt, weil er die beste Gabe, seinen Sohn, gegeben, der arm in diese Welt kam und arm blieb, damit er die Christen in allen Stücken reich machte, darum sollen auch sie geben, in der Wohltat reich sein (8, 27). Ist der Hauptbeweggrund unseres Gebens Liebe zu Gott, so ist das Hauptziel unseres Gebens die tatkräftige Bezeugung unserer Liebe gegen unsere Mitmenschen und in letzter Linie daher eine Verherrlichung Gottes. Der Apostel vergleicht das Geben mit dem Säen, und weist darauf hin, daß die Ernte im Verhältnis zur Aussaat steht, entweder kärglich oder reichlich, und er macht die Sache des Gebens zu einer Herzenssache: 2. Kor. 9, 7: „Ein jeglicher nach dem Vornehmen (oder nach der Wahl) seines Herzens (nicht wie Luther übersetzt hat „nach seiner Willkür"), nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Daß der Apostel nicht ein willkürliches Geben empfiehlt, ist aus der Stelle 1. Kor. 16, 2 ersichtlich, die nach wörtlicher Uebersetzung lautet: „Auf jeglichen ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch, einen Schatz sammelnd, nach seinem Vermögen (oder Wohlstand; — nicht wie Luther „was ihm gut dünkt"), auf daß nicht, wenn ich komme, dann erst die Steuer zu sammeln sei." (Das hier gebrauchte Verb ist nicht εὐδοκέω — gutdünken, sondern εὐοδόω — einen guten Weg bahnen, N. T. einen guten Fortgang haben, das dem Sinne nach mit εὐπσρέω — guten Erfolg haben, Ap. 11, 29, verwandt ist, woselbst es Luther mit „nach dem er vermochte" übersetzt.) Paulus wußte, daß er verhältnismäßig wenig zusammenbrachte, wenn er nur jeweilig bei seinem Kommen an eine Gemeinde eine Kollekte erhöbe. Er ging darum sehr systematisch zu Werke. Lange ehe er kam, empfahl er, daß jedes Glied an jedem ersten Tage der Woche, d. h. eben nach Auszahlung seines Lohnes, einen gewissen von ihm selbst nach seinen Vermögensverhältnissen bestimmten, reichlichen Teil zu Hause beiseite legte und dann darreichte, wann die Gelegenheit gekommen war. Gewiß hat Paulus auf diese Art und Weise viel reichere Ernte gehalten, als es sonst der Fall gewesen wäre. Wäre das aber die einzige Absicht des Apostels Paulus gewesen, so hätte er wohl das Attribut „schlauer Jude" verdient. In diesen kurzen Worten hat er aber den Christen Prinzip und Praxis des neutestamentlichen Gebens vor die Augen gehalten. Als Christ ist es mir zur Pflicht gemacht, jedesmal, ob ich arm oder reich

bin, wenn ich meinen Lohn oder mein Gehalt beziehe oder meinen Profit aus meinem Geschäfte nehme, einen gewissen reichen Teil desselben als Gott gehörig auf die Seite zu tun. Da mein ganzes Leben, alle meine Güter und Kraft, dem Herrn gehören („Ich ermahne euch nun, lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst.“ Röm. 12, 1.—„Unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ Röm. 14, 7. 8. — „Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, und sich selbst für mich dargegeben.“ Gal. 2, 20.), so gilt bei der Einteilung meines Verdienstes oder Profites nicht etwa die gegenwärtig so vielfach herrschende Ansicht: so viel muß ich für mich selbst haben und so viel gebe ich für das Reich Gottes, sondern das Prinzip: wie viel von dem mir anvertrauten Gut darf ich nach Gottes Willen für mich gebrauchen, und wie viel muß ich dem Herrn direkt zum Dienst in seinem Reiche zurückgeben. Ferner bin ich verpflichtet, so viel als möglich mich mit den Nöten und Bedürfnissen im Reiche Gottes bekannt zu machen, damit ich weiß, wo die Gaben am ehesten gebraucht und am besten verwertet werden. Es ist klar, daß wenn diese Prinzipien in der christlichen Kirche gelehrt und, was bedeutend schwieriger ist, geübt werden, unsere Kollekten ganz anderer Art sein werden. Sie werden meist aus größeren Gaben zusammengesetzt sein, die nicht unter dem Eindruck des Augenblicks gegeben sind, sondern als Anteil der dem Herrn gehörigen Güter schon vorher zu dem Zwecke bestimmt waren.

Und nun zur Anwendung auf unseren Fall.

a. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir nicht ernten können, wo wir nicht gesäet haben. Unser Hauptaugenmerk muß darum vorerst darauf gerichtet sein, den Gliedern unserer Kirche unsere Absichten kund zu tun und diese letzteren zu beleuchten und begründen suchen. Dazu müssen wir in ausgiebiger Weise von unseren Synodalblättern Gebrauch machen, die uns zu diesem Zweck wohl gerne ihre Spalten öffnen. Von Zeit zu Zeit müssen fliegende Blätter in alle Gemeinden ausgesandt werden, die auch in solche Familien dringen, in denen unsere Zeitschriften nicht gelesen werden. Hauptinhalt dieser Schriften müssen Aufklärung über die Lehren der Schrift und die von ihr empfohlene Praxis bezüglich des Gebrauchs der Güter dieser Welt für die Christen selbst und zur Ausbreitung des Reiches Gottes, sowie Darlegung unserer Bedürfnisse, bilden. Wir müssen die Brüder bitten, diese Sache zum Gegenstand ihrer Predigten und ihrer Fürbitte zu machen. Es mag ein Jahr, es mag noch länger dauern, bis unsere Gemeinden genügend Licht über diese Angelegenheit erhalten haben und mit der eigentlichen Arbeit des Sammelns angefangen werden kann. Ja auch während der ganzen Zeit der Sammlung darf die Veröffentlichung von angemessenen Artikeln,

die immer wieder neue Belehrung und Ermunterung enthalten, nicht versäumt werden.

b. Die Hauptleitung in dieser ganzen Angelegenheit sollte in den Händen eines Mannes sein, der als geistlicher Leiter wie als Geschäftsführer Tüchtiges zu leisten imstande sein muß, und der seine ganze Zeit und Kraft der Sache widmet. Als Komitee können ihm drei oder fünf Brüder zur Seite stehen, von denen etliche Geschäftsleute sein sollen. Sie zusammen bilden die Zentrale der ganzen Bewegung, von wo aus das ganze Werk unternommen wird. Hier wird dasselbe bis ins kleinste organisiert. Von da aus werden Zirkulare, Formulare u. s. w. ausgeschickt. Hier gehen auch wieder alle Fäden zusammen; durch die Hand der Zentralleitung gehen auch alle auf diese Weise gesammelten Gelder, damit genau Rechenschaft darüber gegeben werden kann.

c. In den verschiedenen Distrikten sollen ähnliche Komiteen bestehen, die der Hauptleitung unterstellt sind und von dort ihre Instruktionen erhalten. Ist es notwendig, so können in einem Distrikt noch verschiedene Subkomiteen gebildet werden.

d. Die Pastoren werden mit allen nötigen Formularen u. s. w. ausgestattet und bringen die Sache in der von der Zentralleitung angeratenen Weise vor ihre Gemeinden. Die Ausführung des Plans in den einzelnen Gemeinden kann entweder der Pastor oder ein reges und interessiertes Gemeindeglied übernehmen. Diese quittieren für die erhaltenen Beiträge und schicken das Geld weiter an den Schatzmeister des Distriktskomitees, das ebenfalls Quittungen ausstellt und den Gesamtbetrag an die Zentrale weiter befördert, von welcher er der Behörde überliefert wird, die von der ehrw. Generalsynode als Verwalterin eingesetzt wird.

e. In bezug auf die Einzahlung der Beiträge sei das Ratensystem empfohlen. Wir würden nicht verlangen, daß ein Glied regelmäßig bei Empfang seines Lohnes oder Profites unsere Kasse bedenkt; wo aber jemand solches tun will, desto besser. Wenn jedes Glied unserer Kirche jährlich für fünf Jahre eine seinen Verhältnissen angemessene, von ihm zu diesem Zwecke geheiligte Summe darreichte, so würde unser Ziel wohl erreicht werden. Wollten von unseren 256,195 Gliedern 200,000 nur einen Dollar jährlich auf fünf Jahre geben, so wäre am Ende dieser Periode eine ganze Million gesammelt. Und nicht nur einzelne Glieder, sondern auch Männer-, Frauen- und Jugendvereine, sowie Sonntagschulen könnten ihr Teil beitragen. Eine feste Regel darin läßt sich aber nicht aufstellen. Selbstverständlich sind größere oder kleinere Einzelgaben in Geld oder andern Gütern (wie z. B. Grundstücke und Gebäude zur Errichtung von Schulen) sehr willkommen. Zur Erlangung solcher Extragaben soll sich der Hauptleiter mit vermögenden und frommen Gliedern unserer Kirche in Verbindung setzen. — Mit welchem Eifer sollten wir an die Sache gehen, wenn wir bedenken, daß es sich um unser kostbarstes Gut, um unsere Kinder handelt, und damit um die Zukunft unserer Kirche.

Nun mag manchen die bange Frage aufgestiegen sein, ob nicht durch solche Extrasammlung unsere übrige Arbeit geschädigt wird. Nach den bisherigen Erfahrungen anderer Kirchenkörper wird das keineswegs der Fall sein. Im Gegenteil. Hören wir, was nach dem „Church Economist" vom September 1902 das einstimmige Urteil derer war, die am Anfang dieses Jahrhunderts in verschiedenen Denominationen englischer Zunge in wenigen Jahren vierzig Millionen Dollars aufbrachten:

„1. Diese 'Twentieth Century Funds' sind nun ungefähr abgeschlossen, und überall war man erfolgreich, so daß entweder das Ziel erreicht oder übertroffen wurde.

2. Die Sammlung dieser besonderen Fonds hat in keiner Weise das Einkommen der Missionsgesellschaften oder Gemeindeorganisationen beeinträchtigt.

3. Der geistliche Gewinn der dargebrachten Opfer ist nach der Ansicht derer, die in der Lage sind, die Sache zu beurteilen, wertvoller als das aufgebrachte Geld."

Gott wolle auch unsere Kirche äußerlich und innerlich aufs reichlichste segnen!

Thesen.

I. 1. Schätze zu sammeln, damit die Motten und der Rost sie fressen, ist nach Christi Gebot verwerflich. Die irdischen Güter sind uns vielmehr dazu gegeben, damit wir sie in Ewigkeitswerte umprägen. Je mehr dies geschieht, desto besser für Gottes Reich.

a. In unserem Falle brauchten wir die vermehrten Einnahmen für neue Gebäude, neue Einrichtungen, erweiterte Bibliotheken, mehr Professoren — zur Besserung unserer bestehenden und Errichtung neuer Anstalten, damit das gesamte Erziehungswesen in unserer Kirche gehoben werde.

b. Die beste Anlage des Kapitals wäre wohl innerhalb der Kirche selbst, für Zwecke der Inneren Mission u. s. w.

2. a. Wir sollten alle Mittel in Bewegung setzen, um unser Proseminar zu einem erstklassigen Kolleg zu machen.

b. Die noch beizufügenden Fächer könnten Geschichte der Philosophie, Psychologie und Logik und wenn möglich Soziologie und naturwissenschaftliche Fächer wie Geologie und Biologie sein.

3. a. Im Predigerseminar könnte die Anzahl der Unterrichtsstunden vermindert werden, um den Studenten mehr Gelegenheit zu selbständigem Studium zu geben. Anstatt Psychologie und Logik könnten Fächer wie Archäologie, Soziologie oder höhere Psychologie und Sonntagschulwesen gegeben werden.

b. Ein "Post-graduate"-Kursus würde vielen der jungen Brüder ein Ansporn zu weiterem Studium und dadurch zum Segen.

4. Die Einrichtung von sog. Instituten würde einen belebenden Einfluß auf viele Sonntagschulen und Jugendvereine ausüben, ganz abgesehen von dem Segen, den sie den einzelnen brächte.

5. a. Die Verhältnisse in unserem Lande machen es uns zur Notwendigkeit, Akademien resp. Kollegien zu gründen und zu unterhalten.

b. Wenn unsere Jungfrauen eine höhere Bildung, die zugleich mit einer praktischen verbunden ist, erhalten, kann es ihnen, ihren Familien, unserer Kirche und unseren Schulen nur zum Segen gereichen.

c. Die Frage bez. der Errichtung eines englischen Predigerseminars und sog. Industrie= und Ackerbauschulen steht gegenwärtig noch offen, sollte aber in den nächsten Jahren zum Gegenstand ernsten Studiums gemacht werden.

II. 1. Die biblische Methode bez. der Sammlung von Geldern ist die beste; zuerst Unterweisung, dann systematische Sammlung.

2. Für unseren Fall ist empfehlenswert:

a. Ein Hauptleiter, dem ein Komitee aus Pastoren und Geschäftsleuten zur Seite steht.

b. Bildung von ähnlichen Komiteen in den Distrikten.

c. Vertretung der Sache in den einzelnen Gemeinden durch den Pastor oder durch ein interessiertes Gemeindeglied.

d. Das Ratensystem, wonach ein Glied während einer bestimmten Reihe von Jahren eine von ihm selbst bestimmte Summe in jährlichen Teilzahlungen gibt. Doch sind uns einzelne und besonders größere Gaben an Geld und Gut ebenso herzlich willkommen.

Die Rechtspflege auf der letzten Generalsynode.

Von Dr. F. Mayer.

Das Komitee, welches in Burlington die Anträge zur Revision der Rechtspflege bearbeitet hat, gibt in einer Art Vorrede an, es habe sich dabei unter anderem von folgendem Grundsatz leiten lassen: „Alle Bestimmungen zu vermeiden, die eine Unmöglichkeit einschließen würden." Dabei beantragt das Komitee, und die Synode beschließt unter No. 6, daß in § 131 der Passus: „unterliegt der Bestätigung der Distriktssynode und" gestrichen werde.

Damit hat in Zukunft ein Distriktsgericht das alleinige Recht, ein Glied der Synode auszuschließen, weder das Ministerium eines Distrikts, noch die Distriktssynode selber hat das Recht, ein Wort dreinzureden.

Es hat dieser Beschluß des Komitees und der Generalsynode den Schreiber dieses um so mehr befremdet, als noch kurz vor Zusammentritt der Generalsynode ein Glied des Komitees in einer Eingabe im „Magazin" ganz richtig behauptete, die Gesetze des Staates Michigan bestimmen, daß nur der Körper ein Recht auf Ausschluß habe, welcher ein Mitglied auch aufnehme. Es sei mir erlaubt, dieses durch Tatsachen zu erhärten.

Im Jahre 1897 wurden in der evang. St. Pauls=Gemeinde zu Detroit von dem Kirchenrat unter Vorsitz des damaligen Pastors Hildner vierundzwanzig Glieder ausgeschlossen. Die Gemeinde ist seit 1872

inkorporiert, ihre Gemeindeordnung ist eingetragen in dem betreffenden Buch des Staatssekretärs im Kapitol zu Lansing. § 3 der Gemeindeordnung lautet: „Wer den Frieden stört, wird ausgeschlossen.“ Das Recht auf Ausschluß überträgt § 7, No. 2 dem Kirchenrat. Der betreffende Passus lautet: „Ist der Prediger betroffen, so soll der Kirchenrat dessen Entlassung bei der Gemeinde beantragen, ist jedoch ein Mitglied betroffen, so kann der Kirchenrat selbständig entscheiden.“ Im vorliegenden Falle hat der Kirchenrat sämtliche streitige Glieder mündlich und zuletzt schriftlich ermahnt und als sie sich nicht fügten, dieselben ausgeschlossen. Die Ausgeschlossenen wandten sich an einen der besten Advokaten, welcher nebenbei auch als Professor an der Universität von Michigan wirkt, der Pastor mit seinem Vorstand engagierte einen ebenso fähigen Rechtsrat, einen früheren Kreisrichter. Beide entschieden einstimmig: Der Kirchenrat hat kein Recht, die Glieder auszuschließen, das ist Sache der Gemeinde. Eure Gemeinde- oder Synodalordnung mag lauten wie sie will, das Staatsgesetz sagt ausdrücklich: Die Macht aufzunehmen und auszuschließen ruht in der ganzen Gemeinde. Man wies hin auf die katholische Kirche u. s. w. und erhielt zur Antwort, diese sei durch spezielle Gesetze inkorporiert, unsere Gemeinden aber stehen unter dem allgemeinen Staatsgesetz. Die Pauls-Gemeinde mußte jene Glieder wieder aufnehmen, und der Pastor war gezwungen, um einer Schadenersatzklage aus dem Wege zu gehen, ihre Namen öffentlich in dem Gottesdienst zu verlesen und zu erklären, daß dieselben Glieder der Gemeinde seien. So geschehen im Mai 1897.

Ein anderer Fall. In Clarenceville, Michigan, besitzen wir die Immanuels-Gemeinde. Gegründet wurde dieselbe seinerzeit durch Pastoren der luth. Michigan-Synode. Unter einem früheren weggelaufenen missourischen Schulmeister, vor welchem der „Lutheraner“ öffentlich gewarnt hatte als einem unsittlichen Menschen, wurde eine Kirche gebaut. Bald danach brachen Streitigkeiten aus, der Mann, ein gewaltiger Autokrat, schloß die Leute aus, einmal elf Männer zusammen. Die Leute, einfache Mecklenburger, murrten zwar, aber fügten sich dem Mandat des Pastors und seines Vorstandes. Sie wandten sich an unsere Synode, eine evangelische Gemeinde wurde organisiert, länger wie zehn Jahre hindurch wurden die evangelischen Gottesdienste abgehalten in einem kleinen englischen Schulhaus gegenüber der luth. Kirche, welche unsere Leute einst erbaut hatten. Die lutherische Gemeinde selber hatte mittlerweile einen missourischen Pastor erhalten. Zehn Jahre hatten diese Zustände gedauert, ich selber bediente nun diese Gemeinde; ohne mein Zutun brach ein Streit aus zwischen beiden Gemeinden. Man ging zu den Advokaten; der gegenwärtige Gouverneur Warner hatte als Nachbar mich befreundet, ebenso sein alter Vater, ein Advokat und reicher Politiker, welcher mehrmals Sprecher war in der Legislatur von Michigan. Beide sagten mir: „Die Kirche gehört Ihrer Gemeinde, Ihre Leute haben sie gebaut; sie sind nachher auf ungesetzliche Weise aus-

geschlossen worden. In keiner Gemeinde und auch in keiner Loge kann ein Komitee ein Glied ausschließen, sondern nur die Körperschaft in Sitzung; hier steht's." Sie holten die Gesetzbücher u. s. w. Es kam zu einem Prozeß vor dem Kreisgericht in Wayne Co. Detroit. Beide Parteien hatten erfahrene Advokaten. Der Richter erklärte, daß der Ausschluß unserer Leute ungültig sei; es müsse eine Gemeindeversammlung stattfinden und dann ein Beschluß von der ganzen Gemeinde angenommen werden. Unsere Seite hatte aber in einer Gemeindeversammlung zwei Drittel Majorität. Darum weigerten sich die Missourier, an derselben teilzunehmen. Sie überließen der evangelischen Partei die Kirche. Wir sind heute noch in ihrem Besitz und Pastor C. A. Stange in Farmington ist Pastor derselben. Auch in diesem Fall bestimmte die Gemeindeordnung, daß der Kirchenrat mit dem Pastor die Macht habe, auszuschließen.

Der Richter sagte in seiner Entscheidung, dieser Passus widerspreche dem klaren Wortlaut des Staatsgesetzes. Und, fügte er hinzu, what the statutes require is not only law, but it is in this case common sense and common sense is always law.

Soll ich noch mehr Fälle anführen? Nur noch einen Fall, welcher von den obigen verschieden ist, aber doch beweist, daß unsere Staatsgerichte nicht das Urteil von kirchlichen Behörden immer anerkennen. In einer luth. Gemeindeversammlung kam es über einen streitigen Fall zu einer Abstimmung. Die Minorität wandte sich an das Gericht und erklärte, die Abstimmung sei ungesetzlich, denn der Pastor und der Lehrer hätten ebenfalls ihre Stimmen abgegeben, obgleich sie keine Glieder seien, denn beide bezahlen keine Beiträge. Der Pastor wies hin auf einen Paragraphen in der Gemeindeordnung, wonach er und der Lehrer stimmberechtigte Glieder ex officio seien. Das Gericht entschied für die Minorität, denn das Gesetz des Staats bestimme, daß nur Mitglied sei, wer einen regelmäßigen Geldbeitrag bezahle u. s. w. Der Pastor, bestimme das Gesetz, könne zwar den Vorsitz führen, wenn die Versammlung ihn dafür erwähle, als Vorsitzender habe er bei Stimmengleichheit das Recht zu entscheiden, aber ein eigentliches Stimmrecht besitze er nicht.

Leicht könnten noch mehr ähnliche Fälle angeführt werden. Ich habe auf der Generalsynode in Rochester auf eine Schrift hingewiesen, welche Prof. Nikum von dem luth. General-Konzil herausgegeben hat, in welcher er sich beschwert, daß ihm, als er noch Pastor in Syracuse, N. Y., war, die Gesetze New Yorks nicht erlaubten, Kirchenzucht zu üben, wie er und seine Gemeinde es wünschten. Wenn ich recht berichtet wurde, so war Prof. Dr. Nikum gerade in der Sitzung als Gast anwesend, in welcher auf der Generalsynode von uns über diese Kontroverse verhandelt wurde. Ich glaube, daß in New York die Gesetze denen Michigans ähnlich sind.

Ich gestehe ehrlich, daß ich seit dem Erscheinen des Protokolls der Generalsynode mir den Kopf zerbreche über den Sinn der Worte: „Das

Komitee hat sich von dem Grundsatz leiten lassen, alle Bestimmungen zu vermeiden, die eine Unmöglichkeit einschließen würden." Ein bedeutender Rechtsgelehrter, welchem ich den Beschluß No. 6, Seite 210 zeigte, lachte: They can not do it! Also doch wohl eine Unmöglichkeit! Ein Bruder weist mich hin auf den Bericht eines Distriktspräses, welcher klar dartut, daß nach Roberts Rules of Order, einer anerkannten Autorität, das Obergericht des Landes das Urteil des obersten Gerichts einer Kirche ohne weiteres anerkenne. Man gebe uns Beispiele, das ewige Generalisieren! Grau Freund, ist alle Theorie! Tatsachen sind hartnäckige Dinge. Mit „anerkannten Autoritäten" läßt sich alles beweisen oder bestreiten. „Anerkannte Autoritäten", Professoren deutscher Universitäten, haben seinerzeit bewiesen, daß es unter dem Aequator in Afrika keine Schneeberge geben könne, und die betreffende Behauptung der Basler Missionare, Dr. Krapf und Rebmann, nur beweise, daß Missionare keine wissenschaftliche Bildung besitzen. Burton, der Entdecker des Tangkanyika, hat bewiesen, daß es keinen Victoria Nyansa geben könne, daß Speke unfähig sei, einen solchen zu entdecken, daß das Land in jener Gegend viel höher sein müsse u. s. w., und die geographische Gesellschaft in London, welche einen David Livingstone ausgeschickt hat, schloß sich eine Zeit lang Burton an. „Der große Koch", „anerkannte Autorität," hat bewiesen, daß die Tuberkulosis eines Tieres nicht auf den Menschen übertragbar ist; dabei sterben Kinder, welche die Milch solcher Kühe trinken, hinweg nach der Ansicht anderer „anerkannter Autoritäten". Als Student habe ich im Courthaus zu Chicago einer Verteidigungsrede in dem berühmten Anarchisten-Prozeß zugehört. Der Mann sagte etwa so: „Gesetzbücher hat der Staatsanwalt herbeigeschleppt die schwere Menge, ich sage Ihnen, ein Eisenbahnwagen wäre zu klein, sie alle zu fassen, um zu beweisen, daß diese Männer schuldig sind. Ich kann doppelt so viele Gesetzbücher herbeibringen, welche ebenso scharf beweisen, daß meine Klienten unschuldig sind." Zu Hannibals Zeit lebte eine „anerkannte Autorität" über Kriegswissenschaft, Phormio in Ephesus. In seiner Verbannung nahm sein Gastfreund den großen Felderrn Hannibal mit sich, damit er diese Autorität höre. Phormio hielt einen glänzenden Vortrag über Angriff, Verteidigung, Schlacht u. s. w. Die Versammlung applaudierte aufs freigebigste. Nur Hannibal schwieg. Da frug ihn der Gastfreund: „Was denkst du von Phormios Weisheit?" Darauf gab der gewaltige Schlachtenmeister die trockene Antwort: „Ich habe viele Narren in meinem Leben gesehen, aber Phormio ist der größte." Anerkannte Autorität!

In einer Schilderung des Kongresses zur Bildung des Kongostaates lese ich in dem Werk eines Staatsmannes Englands: „Die Talente Fürst Bismarcks sind nicht gewönlicher Art. Er beruft sich nie auf Bücher, wie das andere Staatsmänner tun, sondern er holt Rat bei denen, welche fähig sind ihn zu geben. — Die Wörmann und Meier aus Hamburg und Bremen wurden zum Fürsten gerufen. Von diesen erhielt er so umfangreiche Kenntnis von dem westafrikanischen Gebiete,

daß ich behaupten darf, wenige Minister des Auswärtigen haben je ähnliche Kenntnisse besessen." Warum frägt man bei der Abfassung einer Rechtspflege nicht bei Brüdern an, welche mit unsern Staatsgesetzen zu tun hatten; bei solchen, welche in mühevollen Tagen gezwungen waren, mit klopfendem Herzen die Gesetze ihres Staates zu studieren, und die in schlaflosen Nächten dieselben memorierten; bei Brüdern, welche sogar gezwungen waren, vor der Legislatur ihres Staates zu erscheinen und auf die Abfassung der Gesetze einen direkten Einfluß ausübten? Was sagen denn zur Rechtspflege die Brüder, welche in Milwaukee den Kupferprozeß mitmachten?

Uebrigens ist die Streichung des beanstandeten Passus in § 131 nicht nur ein Widerspruch mit den Gesetzen Michigans, sie ist auch nach den Statuten der Synode unkonstitutionell. § 22 der Statuten lautet: „Die Nebengesetze können auf Antrag von wenigstens vier Distrikten verändert werden." Seite 159 und 160 der Distriktsanträge enthalten einen Antrag des Iowa=Distrikts, § 131 in dem Sinne zu ändern, wie es geschehen ist. Also ein Distrikt hat dafür gestimmt. Um niemand Unrecht zu tun, habe ich die Protokolle der Distrikte selber nachgeprüft und finde, daß der Sekretär des Nord=Illinois=Distrikts es nicht der Mühe wert hielt zu berichten, daß auch dieser Distrikt einen dahingehenden Antrag gestellt hat. Das sind aber immer noch nicht vier Distrikte. Oder will man vielleicht behaupten, daß manche Distrikte beschlossen hätten, die Nebengesetze zu verändern und das beziehe sich auch auf den in Frage stehenden Passus? Haben wir auch da „„anerkannte Autoritäten", welche das bestätigen? Wenn ein Staat, oder wenn die Vereinigten Staaten ihre Konstitution ändern, wird da nicht der genaue Wortlaut der Aenderung den Legislaturen oder den Bürgern des Landes zur Einsicht, zur Beratung und zur Abstimmung vorgelegt? Wenn einfach die Generalsynode auf ganz allgemein gehaltene Distriktsbeschlüsse hin, welche oft nur die Gedankenlosigkeit eines Komiteesekretärs beweisen, ganz bestimmte Beschlüsse fassen kann, welche unsere Synodalordnung fundamental umändern, wozu haben wir denn Statuten und Nebengesetze? Ich protestiere gegen Streichung des betreffenden Satzes aus § 131, als ungesetzlich. Wären Distriktsanträge vorgelegen, wie die Statuten das verlangen, dann hätten wir wenigstens Gelegenheit gehabt, unsere Seite vorzutragen; aber so wurde uns nicht einmal Gelegenheit gegeben, auf das Fehlerhafte und Verkehrte der Abänderung hinzuweisen.

Als im Jahre 1889 ich die Synodalstatuten unterschrieb, da garantierten dieselben ihren Mitgliedern, daß sie Glieder der Synode seien, bis eine Distriktssynode anders über sie beschlossen habe. Wann haben die Hälfte der Distrikte, wie die alten Statuten das verlangen, eine Aenderung beschlossen? Wo sind den Distrikten die Nebengesetze, wie sie auf der Generalsynode 1901 zu St. Louis angenommen wurden, vorgelegt worden? Um Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, hat man die Rechtspflege aus den Statuten herausgenommen

und sie in Nebengesetzen untergebracht, welche man leichter verändern konnte. Neueste Lösung des Gordischen Knoten! Damit hat man dem Pastoren das Recht genommen, im schwersten Klagefall, wenn es sich darum handelt, ihm sein Amt, seinem Weib und seinen Kindern ihr Brot hinwegzunehmen, sich vor seinen Brüdern und Amtsgenossen zu verteidigen. Was? Zwei Pastoren sollen das Recht haben, mich um Amt und Brot zu bringen?! Es sind aber doch auch Laien am Distriktsgericht! Ein Distriktspräses, der hoch steht in der Synode, hat geurteilt, die Laien zählen nicht mit; sie stimmen einfach mit den Pastoren. Also zwei Pastoren! In einem Distrikt, welcher etwa 75 Pastoren zählt, waren zwei der drei Richter Glieder von Distriktsbehörden, obgleich § 115 das ausdrücklich verbietet. Sie haben jedenfalls die Nebengesetze nicht gelesen, und in der Hand solcher Richter soll das Schicksal liegen über Amt und Beruf eines Pastors? Die Synodalstatuten, welche ich unterschrieb, lauteten anders. Oder soll es hier auch heißen:

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

Aber es bleibt ja die Appellation an das Obergericht. Ich habe vor den Brüdern, welche in meinem Distrikt das Richteramt inne haben, ebenso vor jedem der einzelnen Richter des Synodalgerichts die höchste Achtung. Es sind lauter rechtschaffene, tüchtige Pastoren. Daß man mit ihren richterlichen Entscheidungen nie recht zufrieden ist, erhöht meine Verehrung vor ihnen; es beweist das nur, daß sie gute Pastoren sind; ein guter Pastor ist ein schlechter Richter. Gott sei Dank.

Jener Richter in Detroit sagte: "Common sense is always law." Als vor Jahren das Obergericht in Sachen des Wisconsin-Distrikts gegen den Synodalpräses entschied, da ließ das Gericht (lauter fähige, tüchtige Synodalpastoren), diese Entscheidung drucken, und sandte an jeden Pastor zwei Exemplare mit der Absicht, er soll eines davon für sich behalten und das andere dem Vorstand der Gemeinde geben. Ein lieber Bruder kam zu mir und sagte: „Meinem Vorstand soll ich das geben? Der würde sagen, was muß das für eine Synode sein, deren oberster Beamter schuldig befunden wurde vom Synodalgericht." Common sense!

Ich spreche nicht gegen eine geordnete Rechtspflege, sondern ich tadle, daß man etlichen Männern das Recht gibt, Pastoren abzusetzen und auszuschließen. Damit, meint man, würden die Distriktskonferenzen viel ruhiger verlaufen; viel Verdruß würde erspart, Kraft und Geld würden besser im Dienst der Synode verwandt. Wir haben acht Jahre der Rechtsordnung hinter uns. Wenn ich in dieser Hinsicht das frühere Verfahren mit dem jetzigen vergleiche, dann kann ich das Wort eines bekannten Schriftstellers nicht unterdrücken: „Madam, Sie wollen den Unterschied zwischen den regelmäßigen Verben und den unregelmäßigen wissen? Der einzige Unterschied ist der, daß ich beim Lernen der irregulären mehr Schläge bekam als bei dem der regulären."

Wie viel Zeit, wie viel Druckerschwärze hat bis jetzt die neue Rechts-

pflege gekostet, wie viel Aerger und Verdruß uns bereitet! Wo ist unser Ruhm? Hat das Distriktsgericht im Weil-Fall, oder das Obergericht im Kupfer-Fall sich damit bedeckt? In den ersten 14 Jahren meiner Synodalgliedschaft hatten wir auf dem Michigan-Distrikte einen Klagefall; der Mann wurde ausgeschlossen. Dann kam die synodale Rechtspflege, seitdem haben wir regelmäßig uns auf den Konferenzen mit dieser Sache beschäftigt. Soll unser Gerichtswesen der Synode nicht noch zum Fallstrick werden, dann ist es nötig, daß unsere Gerichte weniger Autorität erhalten, nicht mehr. Mehr kann man ihnen nach dem Beschluß der letzten Generalsynode überhaupt nicht geben, es wäre denn, daß man ihnen eine Art Unfehlbarkeit verliehe und beschließe, jeder, der ein Rechtsurteil der Gerichte kritisiert, wird in Zukunft ausgeschlossen.

Oder glaubt jemand, daß das Ministerium eines Distrikts nicht die Gründe wissen wolle, weshalb eine Amtsentsetzung von dem Distriktsgericht ausgesprochen wurde? Ist es nicht Tatsache, daß selbst das weltliche Gericht angewiesen ist auf die Unterstützung der gesamten Bürgerschaft, daß sogar das Obergericht der Vereinigten Staaten die öffentliche Meinung des Volkes beachtet? Als vor etlichen Jahren dieses Obergericht den Tarifakt, welchen der Kongreß mit unserer Kolonie, den Pilippinen-Inseln, abgeschlossen hat, für konstitutionell erklärte, da haben viele Historiker und Kenner des Rechts die Köpfe geschüttelt, und das Gutachten des Supremgerichts als einen Bruch mit der Tradition unseres Landes bezeichnet. Auch der bekannte Humorist Mr. Dooly hat die Angelegenheit auf seine Weise behandelt und seine Abhandlung geschlossen mit dem Satz: "In short, Henessey, the Supreme Court has read the election returns." Der Wahlausfall war eben zu Gunsten der Partei gewesen, welches jenes Gesetz befürwortete. Die Zeitungen berichteten, daß Präsident Roosevelt mit besonderem Gusto Doolys Abhandlung gelesen habe.

Manche Klagen, mit welchen sich die Gerichte befassen, hätten nie vor ihr Forum gehört. So die Frage: „Hat ein Pastor außer Diensten das Recht zu amtieren?" welche vor etwa acht Jahren uns hier beschäftigte. Eine rein theologische Frage, wie diese, soll auf der Distriktssynode verhandelt werden. In jedem Distrikt sind Theologen, welche den Unterschied zwischen katholischem und evangelischem Amtsbegriff kennen; aber sie fehlen in manchem Distriktsgericht.

Doch höre ich entgegnen: Es ist jetzt genug kritisiert, aber etwas Besseres hat bis jetzt noch niemand vorgeschlagen. Der alte Modus hat sich doch nicht bewährt! Nun, er hat sich ebenso gut bewährt, wie die alten Statuten. Als diese nicht mehr ausreichten, warf man sie nicht hinweg, sondern man erweiterte dieselben. Ein kleines Kleid für ein Kind, für den Mann ein Gewand, das ihm paßt. Unsere alte Rechtsordnung bestand aus sechs Paragraphen; der Inhalt war gut, er wies den rechten Weg. Auch genügten wenige Paragraphen zu einer Zeit, als die Synode nur wenige Glieder zählte;

als sie größer wurde, hätte man auch die Rechtsordnung erweitern sollen, wie man die übrigen Teile der Statuten den Bedürfnissen entsprechend, erweiterte. Statt dessen strich man das Alte, und ein sonst guter Mann hat in einer unglücklichen Stunde etwas recht Ungeschicktes uns als böse Erbschaft anvertraut. Die Hauptsünde der neuen Rechtspflege liegt in ihrer ganz ungeschickten Vermischung von Distriktsangelegenheit mit der Angelegenheit der Generalsynode. Was weiß man denn von den Zuständen unserer Gemeinde zu Hammond, Ind., in Baltimore oder in Californien? Man kann aber die Akten lesen, man kann, hat jemand geraten, die Zeugen schwören zu lassen? Gott behüte uns vor solcher Verirrung! Was der Nord-Illinois-Distrikt in längstens einem Jahr zum besten unserer synodalen Sache ohne viel Lärm auf seiner Distriktssynode erledigt hätte, recht erledigt hätte, weil jeder Synodale im Distrikt Person und Sache kannte, mußte vor das Obergericht geschleppt werden, und kam zurück, wie es zurückkommen mußte, wenn Leute darein reden, welche im Finstern tappen. Sie konnten nicht anders entscheiden, sonst hätten sie es getan, sie mußten so entscheiden nach dem Grad der Kenntnis oder vielmehr Unkenntnis, welchen Fernstehende hatten.

Gegen den alten Modus hatte man zwei Einwendungen, erstens das Untersuchungskomitee werde vom Präses ernannt und sei darum oft parteiisch, zum andern fehle es an allen Regeln, wonach bei einer Untersuchung verfahren werden solle. Beide Einwände waren begründet. Man kann diesen Uebeln aber doch leicht abhelfen, dadurch daß man in jedem Distrikt ein ständiges Untersuchungskomitee wählt. Dasselbe sollte aus den älteren Pastoren bestehen, deren graues Haupt dem Amt eines Friedensstifters nicht hinderlich sein dürfte, man acceptiere die Paragraphen 128 und 129 der jetzigen Nebengesetze, welche vortreffliche Anweisungen geben, auf welche Weise eine Untersuchung zu führen ist. Diese Richter sollen mit Weisheit und mit der Autorität des Wortes Gottes ermahnen und auch strafen. Gewiß sollen sie das Recht haben, Verweis zu erteilen und auch den Schuldigen zum Tragen der Unkosten zu verurteilen; ebenso, wo es nötig ist, bei den Distriktsbeamten zu beantragen, daß ein Mitglied suspendiert werde bis zur nächsten Distriktssynode. Ferner gebe man den Distriktsbeamten die Macht, einen groben Sünder, also Dieb, Ehebrecher u. s. w. sofort zu suspendieren bis zum Zusammentritt der Distriktssynode. Diese allein hat die Macht, den Ausschluß, endgiltig zu vollziehen. Ein so Ausgeschlossener kann an die Generalsynode, oder, wenn man lieber will, an das Synodalgericht appellieren. Das Synodalgericht hat nur das Recht, entweder die Klage als unbegründet abzuweisen, oder, wenn beim Ausschluß Fehler vorgekommen sind, den Fall an die Distriktssynode zurück zu verweisen. Das Obergericht hat in keinem Falle das Recht auszuschließen, dieses Recht restiert in der Distriktssynode. Ebenso sollte nur ein Ausgeschlossener das Recht haben zu appellieren, und nicht jede Streitigkeit durch eine Appellation in die Länge gezogen wer-

den können. Wird der Distrikt wieder der Richter, dann wird die jetzt bestehende Prozeßsucht schnell abnehmen. Wer sich heute nicht scheut, sich mit dem Distriktsgericht herum zu streiten, der scheut sich dagegen in vielen Fällen, vor dem Ministerium seines Distrikts als Missetäter zu erscheinen.

Das Synodalgericht hat Recht zu sprechen in Sachen, welche die Synodalbeamten und die synodalen Behörden betrifft; außerdem diene es als Appellationsgericht für solche, welche von einer Distriktssynode ausgeschlossen wurden.

Werden dadurch die Streitfälle nicht unnötig in die Länge gezogen? Nun, ich meine, die jetzige Rechtspflege leiste in dieser Beziehung ihr möglichstes. Unter dem früheren Modus hat ein tief Gefallener überhaupt nie appelliert, in anderen Fällen sei man nicht zu voreilig. Das weltliche Recht gibt selbst dem Mörder the benefit of the doubt, und wenigstens zwölf Geschworene, welche er aus Hunderten auswählen darf. Ein Pastor ist doch, so zu sagen, auch ein Mensch, man schlage ihn nicht im ersten Zorn „in der Pfanne tot". „Die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit."

Aber wir wollen allen Zank ferne halten von den Konferenzen, sagt man. Wenn es sich bei einem Bruder um das Amt und seinen Lebensunterhalt handelt, dann ist das Ministerium moralisch gebunden ihn anzuhören. Als Pastor ist es meine Pflicht, Streitigkeiten anzuhören und Friedensstifter zu sein. Angenehm ist das nicht immer, aber nur der Feigling entzieht sich der Pflicht. Ein Distriktsrichter wollte einen Pastor, der in eine schwere Sünde gefallen war, nur auf zwei Jahre vom Amt suspendieren; erst das Eingreifen des Präses, der gar kein Recht dazu hatte nach unserer schönen Rechtspflege, gab dem Richter den Mut für Ausschluß zu stimmen. Besagtem Richter graute vor dem schrecklichen Los, das auf den Gefallenen ohne ein Amt nun wartete. Sein edles Herz macht ihm alle Ehre. Weltliche Richter zittern, wenn sie ein Todesurteil fällen müssen. Darum bestimmten die alten Statuten, daß nur der Distrikt eine so wichtige Sache, wie ein Ausschluß es ist, zu vollziehen hat. Sich dem Unangenehmen entziehen zu wollen und es auf ein Komitee abzuladen, entspricht das der christlichen Ethik?

Niemals habe ich Klage gehört, daß unter dem alten Modus ein Bruder, ohne daß er Gelegenheit hatte, vor dem Ministerium und seinem Distrikte sich zu verteidigen, einfach ausgeschlossen wurde von irgend einem fähigen oder unfähigen Komitee. Dieser neue Modus ist eigentlich alt und sollte veraltet sein. George III. hat ihn angewandt gegen die amerikanischen Kolonisten, als er das Jury-System ihnen raubte; auch die Holländer wissen davon zu erzählen aus der Zeit Ferdinand II. und Herzog Albas in ihrer Behandlung der Ritter vom goldenen Vließ. Aber bei uns war der alte Modus so modern, daß man derartiges damals nicht kannte. Als einst ein begeisterter Schüler von Prof. Pirscher auf unserer Distriktskonferenz der Synode vorwarf, sie hätte an dem Professor ungerecht gehandelt, da erhob sich der gerade

anwesende Synodalpräses Zimmermann und erklärte mit allem Nachdruck: „Unsere Synode hat noch keinem ein Unrecht getan. Ein Untersuchungskomitee mag geirrt haben, aber dann stand dem Verklagten der Weg offen, vor dem Ministerium, seinen Amtsbrüdern, sich zu rechtfertigen, er konnte von da seine Sache noch einmal der Distriktssynode vorlegen, und selbst dann stand ihm der Weg offen an die Generalsynode zu appellieren. Wer behauptet, daß in einem Ministerium und auf einer Distriktssynode nicht genug ehrliche und rechtschaffene Männer sind, welche jederzeit einem Verklagten zum Rechte verhelfen, der sagt eine Unwahrheit!" Das war mannhaft und wahr gesprochen. So war es unter dem alten Modus! Wir lassen ihn uns auch nicht nehmen! Man kann ihn amendieren, erweitern, verbessern; aber die letzte Generalsynode hat gegen die Statuten gehandelt, sie hat widerrechtlich das Recht, einen Verklagten auszuschließen, der einzig zustehenden Körperschaft, der Distriktssynode, genommen und sie einem Komitee übertragen. Sollten die Synodalbeamten diese Handlungsweise trotzdem gut heißen, dann wird man wieder vier Jahre lang auf den Konferenzen weiter räsonieren, eine Masse Briefe und Akten werden unnötig geschrieben, viel Geld wird es kosten, und da und dort werden Leute irre in ihrem Glauben, daß es in unserer Synode noch ein Recht gibt. Mittlerweile leidet unser Werk, es fehlt an Pastoren, an tüchtigen Leuten, die unsere Arbeit treiben, aber wir können dem nicht abhelfen, denn unsere fähigsten Pastoren müssen Akten schreiben und ein Amt verwalten, für das sie nicht ausgebildet worden sind.

Ich hätte zu dem allen schweigen können, denn ich fürchte nicht, je verklagt zu werden, aber es ist meine Synode, meine Kirche, für deren Bestes ich gewirkt habe zur Zeit und zur Unzeit, und da sie im Begriff ist, auf einen Irrweg zu geraten, ist es Pflicht, dieses zu zeigen und zu warnen. Darum dieser Protest.

Bösartiger animalischer Magnetismus.

Man wird an Schillers Wort erinnert: „Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister, Sie liegen wartend unter dünner Decke, Und leise hörend, stürmen sie herauf," wenn man liest, was Lit. Dig. vom 23. Okt. v. J. berichtet über "Projectors of malicious animal magnetism." Der betreffende Aufsatz beginnt mit den Worten: "The occult forces that the world has thought laid to sleep with the banishment of witchcraft are ever lying in wait for resurgence, according to a Yale professor."

In einer späteren Nummer des Lit. Dig. (20. Nov.) kommt das Blatt auf denselben Gegenstand zurück unter der bezeichnenden Ueberschrift: Die neue Teufelei. (The new diabolism!)

Es ist gewiß in der Ordnung, daß wir auch in unserem Blatt von dieser „neuen Teufelei" Notiz nehmen, zumal da dieselbe in der angesehenen und weitverbreiteten Sekte der sog. „Christian Science" aufgetaucht ist. Es ist bekannt, daß die Heiler der Sekte sich still hinsetzen,

ihre Gedanken auf die Person konzentrieren, um deren Heilung sie sich bemühen, mag dieselbe nun persönlich gegenwärtig sein oder auch nicht. Es handelt sich hier offenbar nicht nur um eine möglichste Konzentration der Denkkraft, sondern mehr noch um die der Willenskraft, die nun nach einer ganz bestimmten Richtung, auf ein ganz bestimmtes persönliches Individuum hingelenkt werden soll zum Zweck der Heilung.

Diese Art von „physischer Fernwirkung" ist nicht etwa ein neues Fündlein, das erst die Scientisten aufgebracht haben. In einem schon 1880 von Pastor Joh. Kreyher veröffentlichten Buch: „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens" widmet der Verfasser der magischen Seelenkraft eine Reihe von Kapiteln, die man studieren muß, um zu verstehen, um was es sich hier handelt. Sein 10. Kapitel hat die Ueberschrift: „Psychische Fernwirkung" und umfaßt beinahe 30 Seiten seines Buchs.

In dem betr. Kapitel ist u. a. die Rede von: Ansteckenden Halluzinationen; Faszination; Heilung von Kranken durch psychische Fernwirkung; Wiederbelebung Lebloser. Das Malefizium. Fluch und Segen. Fürbitte. Gnadenwirkungen. Verfasser schreibt in jenen Kapiteln über den geistigen Einfluß, den eine andere Persönlichkeit ausüben kann, Sätze ab, die Dr. Carus in seinem Buch „Lebensmagnetismus" gesagt hat: „Die Krankheiten heilt nicht der Mensch mittelst seines bewußten Geistes, sondern das Göttliche, Unbewußte im Menschen. Dasselbe, was seinen Organismus bildet und täglich in geheimnisvoller Tiefe neu erzeugt, es ist auch das allein Wiederherstellende aus Krankheiten in ihm, und alles, was der empfindsame Menschengeist seit Jahrhunderten erlernt hat, um, wie man sagt, Krankheiten zu heilen, beschränkt sich doch nur auf Beschaffung der zweckmäßigen Mittel, um die Aufgabe des Unbewußten zu erleichtern u. s. w. . . ." Er nennt den „„Mesmerismus" sogar das „Urheilmittel", obwohl er darum doch nicht Universalmittel sei, weil er als Bedingung das Auffinden und Einwirken des irgend einem Kranken völlig adäquaten Magnetiseurs voraussetze, eine Bedingung, die im wirklichen Leben nur so selten erfüllt werde." Heilungen durch Berührung der Kranken durch willenskräftige Personen sind so häufig und so gut bezeugt, daß darüber kaum viel zu sagen ist. Anders dagegen steht es, wenn es sich um psychische Fernwirkung gesunder Personen auf entfernte Kranke handelt. Wir haben freilich solche eklatante Beispiele im Neuen Testament berichtet: Matth. 8, 13; Joh. 4, 50. 51. Allein das gläubige Christengemüt hat sich gewöhnt, diese Heilungen als ausschließliches Privilegium des Menschensohnes zu betrachten, und daher ist der Christ zu starkem Zweifel geneigt, wenn ähnliche Heilungen beansprucht werden von anderen Menschen. Trotz diesem Zweifel steht aber doch die Tatsache fest, daß aus sehr verschiedenen Zeiten und von sehr verschiedenen Seiten Berichte aufrecht erhalten werden, daß Heilungen durch psychische Kraft und auch in die Ferne hin erfolgten, daß es nicht weise wäre, in dieser Sache sich

lediglich vom Zweifel leiten zu lassen und alle diese Berichte als Täuschung und Betrug zu erklären.

Nehmen wir also zunächst nur hypothetisch den Satz an, daß es möglich sei, durch energische Gedanken- und Willenskonzentration und Kontraktion eine psychische Kraft in Aktion zu setzen und diese auf ein bestimmtes Individuum hinzulenken, sei dasselbe gegenwärtig oder abwesend, und daß durch diese psychische Kraft eine Wirkung in dem betreffenden Individuum erzeugt werden kann. Diesen Satz zugestanden (wenn auch nur hypothetisch), so haben wir hier den Schlüssel zu den von den Scientisten beanspruchten Heilwirkungen, und — zu den Teufeleien, die neuerdings in jener Sekte vorgekommen sein sollen nach den Berichten, die Lit. Dig. in den zwei oben erwähnten Heften gebracht hat. Der Unterschied der Wirkung liegt offenbar in dem guten oder bösen Willen des betreffenden Subjekts, von dem die angebliche psychische Fernwirkung ausgeübt wird. Damit aber stehen wir in der Tat wieder vor dem alten Aberglauben der Hexerei und Zauberei, den der Rationalismus glaubte für immer aus der Welt geschafft zu haben. Wir können sagen: Wenn es eine Möglichkeit gewollter und bewußter psychischer Fernwirkung gibt, so wird auch kein rationalistischer Zweifel oder Spott die aus solcher Möglichkeit resultierenden Tatsachen aus der Welt schaffen, und an ihnen wird auch der Aberglaube die Kraft der Wiedererstehung gewinnen und sich breiten Volksschichten mitteilen.

Wir haben absichtlich diese prinzipiellen Darlegungen vorausgehen lassen, ehe wir auf die uns vorliegenden Berichte selbst eingehen. Was nun die Blätter über diese „neue Teufelei" berichtet haben, ist kurz folgendes. Frau Stetson war jahrelang die Leiterin der Anhänger der Sekte der Scientisten in New York. Sie wurde nun aber den vergangenen Sommer angeklagt, in Kirchenzucht genommen und schließlich vom Amt abgesetzt. Die Anklage wurde erhoben von Virgil O. Strickler, dem ersten Leser der Scientisten in New York. Sie lautete auf attempting "mental assassination of her enemies and of preaching the false doctrine of a dual existence."

In dem einen Bericht heißt es: Mrs. Stetson's suspension, resulting in various accusations and denials, has furnished the outside world with admissions from both sides in the controversy *that diabolism exists as an acknowledged element,* though its *practise is forbidden to the faithful.* Also die Möglichkeit und sogar Wirklichkeit der „Teufelei" ist von beiden Seiten zugestanden worden.

Diese „Teufeleien" der Frau Stetson sollen sich gerichtet haben gegen den Hauptberater der Frau Eddy, Archibald McClellan. Gegen ihn soll sich der "malicious animal magnetism" gerichtet haben, und er sei dem Verderben nur dadurch entgangen, daß er noch rechtzeitig Kenntnis bekam von den heimtückischen Angriffen, die aus der Ferne durch psychische Fernwirkung gegen ihn gerichtet waren. Wie diese Angriffe ins Werk gesetzt wurden, wird im Lit. Dig. berichtet wie folgt:

"For hours daily, and if not daily, every few days, Mrs. Stetson, according to Mrs. Gilbert, who in turn received her information from the old practitioner, sat with others of her followers, and by means of thought currents directed at Mr. McClellan in Boston, surely but slowly began his effacement.

"But for the fact that Mr. McClellan learned of attempts on his life, according to Mrs. Gilbert, he could not have withstood the forces. However, he is said to have discovered the plot and brought the charges of 'malicious animal magnetism' against Mrs. Stetson, thereby depriving her of the opportunity to work upon him, thus saving his life.

"According to Mrs. Gilbert the method of electrocution through space by thought waves was for the operators to sit in a darkened room with their eyes closed. Then one of them would say: 'You all know Mr. McClellan. You all know that his place is in the darkness whence he came. If his place is six feet under ground, that is where he should be.'

"'Then,' said Mrs. Gilbert, 'all present would concentrate their minds on the one thought—McClellan, and six feet under ground. The practitioner of whom I speak told me that this was kept up for days. I did not know about it myself, but I have his word for it, and he is an honorable and well-known man in the church.'"

Es scheint also, daß ein ganzes Komplott zusammenwirkte, um den Mann zu töten, den Frau Stetson gern „sechs Fuß unter dem Boden" gehabt hätte. Dadurch aber, daß das beabsichtigte Opfer irgendwie Kenntnis bekam von den heimtückischen Angriffen der Megäre, war er in den Stand gesetzt, jene psychischen Attacken zu paralysieren.

Zu ihrer Verteidigung machte dann Frau Stetson eine Art von Doppelexistenz geltend, wonach ihr eines Ich nichts wisse von dem, was ihr anderes Ich tue, so daß sie mit vollem Recht die Lehren ableugnen könne, deren sie beschuldigt sei. Um wörtlich zu berichten:

Mrs. Stetson has maintained that with a perfectly clear conscience she could deny any act committed by her simply by falling back on what she termed the fourth spiritual dimension, or the "absolute." — Virg. O. Strickler veröffentlichte Tagebuchbruchstücke, die er niederschrieb schon etliche Monate vor der Prozessierung der Frau Stetson. Es heißt da im Bericht:

The diary also contains purported statements of several of Mrs. Stetsons' practitioners of having fallen back on this fourth dimension or mental reservation of Stetsonism in testifying in a lawsuit several years ago. This lawsuit is supposed to have been one over a bequest of $50,000.00 made to Mrs. Stetson by one of her former students.

Frau Stetson ihrerseits scheint Selbstverteidigung zu ihrer Rechtfertigung geltend zu machen. Eine ihrer Helferinnen forestalls public judgment upon these subtle doctrines by saying that: "the question involved in determining the difference between mental malpractise

and mental defense therefrom is a metaphysical one, difficult alike to understand and to make clear to any one not thoroughly conversant with Christian Science."

Auch das Buch der Frau Eddy "Science and Health", die Bibel der Scientisten, die jener Oberpriesterin so viel Geld eingebracht hat, handelt schon Seite 451 und 452 von dieser Materie. Es wird da scheint's schon ein Unterschied gemacht zwischen mental malpractise and indispensable defense or self-protection.. Es wird da geltend gemacht, daß der echte Scientist eine höhere Geisteskraft zur Wirkung bringe und den Kranken heile "by casting out the evil thoughts which produce mental and physical disease. It is the superiority of spiritual power over material sense and is not malpractise. Ueber diese letztere spricht sich das Buch dann aus wie folgt: Mental malpractise is the influence of one so called mortal mind over another, and may be either innocent, ignorant or malicious.

"Innocent malpractise: A mother is often an innocent malpractitioner upon her child. With her own thought filled with the fear of disease or accident, apprehensive of danger for her little one, she produces these impressions upon the child's mind, to be afterward manifested on the body in the form of disease.

"Ignorant mental malpractise is constantly in operation among those who are ignorant of the power of thought and exercise their human wills to obtain that which they desire.

"Malicious mental malpractise is any thought entertained or expressed with intent to govern or injure another.

"True Christian Scientists, admitting but one mind, striving to have no other mind but the mind of Christ, to have one God and to love their neighbor as themselves, can only bless all whom their thoughts rest upon."

Es tut sich hier vor dem materialistischen Menschen wieder einmal ein spiritualistischer Abgrund auf. Und wenn das allgemeine Publikum sich erst klar wird, welche abgründliche Bosheit sich hinter diese okkultistischen Ausdrücke verbergen kann: "Malicious animal magnetism", "mental assassination", "mental self-defense from M. A. M." und was sonst für außerordentliche Lehren und Praktiken da neuerdings ans Licht kamen, dann sollte wahrlich alle Christen ein Grauen ankommen vor einer Religionsgesellschaft, die in solche Abgrundstiefen hinein verwickelt ist.

Wir schließen diesen Bericht über die „neue Teufelei" im Kreise des Scientismus mit einem Zitat aus Paracelsus, das wir dem oben genannten Buch Kreyhers entnehmen (S. 269):

„So ich begehrend bin eines vollkommenen Willens zu schaden einem andern — nun dieser Wille ist ein Geschöpf von mir im Geist, daß mein Geist danach handelt nach meinem Gefallen wider dessen Geist, den ich meine und nicht wider seinen Leib, sondern allein gegen seinen Geist und schädiget denselbigen Geist. Derselbe leidet und duldet im Leib

und im Leib wird's empfunden und ist nit außer dem Leib noch in dem Leib materialistisch. Aber hinwieder, so stehet ein freier Kampf da zwischen den zweien Geistern, welcher überwindet, der trägt's. Daß aber mein Widersacher unterliegt, das ursacht, daß er des Gemüts wider mich nicht also inbrünstig verfaßt ist, als ich wider ihn; wo er aber des Kampfes so hitzig ist in Anzündung des Geistes, alsdann lieg ich unter, so er mehr Hitzigeit wider mich hat. Also ist es möglich, daß mein Geist ohne meines Leibes Hilfe durch mein Schwert einen andern erstech oder verwunde durch mein inbrünstig Begehren. Und lasset euch das kein Scherz sein, ihr Aerzte, ihr wisset die Kraft des Willens nicht im mindesten Teile. Eine solche Wirkung geschieht auch im Vieh und darin viel leichter als im Menschen, denn des Menschen Geist der wehret sich mehr als der Geist des Viehes." So schrieb vor 400 Jahren ein Mann, der durch seinen Tiefblick in okkulistische Geheimnisse schon erkannte, was jetzt durch die magnetischen Experimente der Hypnotiseure und durch malpractises von Scientisten erst zur allgemeinen Kenntnis kommt.

Es seien uns jedoch zum Schluß noch einige erklärende Bemerkungen gestattet. Personen, welche in bewußter Weise psychische Kräfte in Aktion zu setzen suchen oder wirklich imstande sind, es zu tun, mögen in ihrem eigenen Geiste keinerlei Bewußtsein haben von einer verborgenen Verbindung mit der unsichtbaren Geisterwelt. Wiewohl die Reden der Frau Stetson von der sogenannten vierten Dimension anzudeuten scheinen, daß sie sich solchen Zusammenhangs bewußt ist. Das mag sich nun verhalten, wie es will. Uns scheint, daß heilsame und gute Geistesaktionen nur dadurch wirksam werden, daß sie mit dem allgemeinen göttlichen Naturgeist in systematische Verbindung treten, und so in den Stand gesetzt werden, wirklich heilsame Wirkungen zu vollbringen. Denn Gottes immanentes Durchwohnen der Natur müssen wir so real als möglich zu fassen suchen. Die segensreiche Wirkung des gläubigen Gebets für abwesende Personen wird auch hier einige Beleuchtung erfahren.

Umgekehrt, wo böse Willens- und Geistesaktionen ausströmen, können leicht satanische oder dämonische Geisteskräfte sich damit verbinden, ohne daß es dem betreffenden Menschen bewußt wird und können jenen bösen Intentionen zum Sieg verhelfen. Denn der Fürst dieser Welt hat gewiß jetzt noch ebenso sein Werk in den Kindern des Unglaubens, wie zur Zeit des Apostels Paulus. (Epheser 2, 2.) Der befruchtende Umgang mit der Himmelswelt oder mit der Macht der Hölle mag dem Individuum persönlich unbewußt bleiben, er existiert doch und die guten oder bösen Willensaktionen kommen vielleicht nur dadurch zur Vollendung, daß sie eben entweder mit göttlichen oder satanischen Kräften sich füllen — („Alles Begehren wirkt anziehend," auf die Himmelswelt oder die Hölle) — und so instand gesetzt werden, ihre Intention ganz oder teilweise auszuführen. Das schließt nicht aus, daß weiter fortgeschrittene Willensmenschen

wirklich in ein bewußt persönliches Verhältnis treten zur unsichtbaren Welt: der gläubige Christ durch ein ernstes Gebetsleben; der Gottesfeind durch beharrlichen Umgang mit dem Fürsten der Finsternis. — Es erhebt sich aber noch eine Frage: Wie steht das beabsichtigte Opfer jenen guten oder bösen Willensaktionen gegenüber? Ist es ihnen ohne weiteres preisgegeben? Zumal, wenn es nichts weiß von den im Verborgenen wirksamen Kräften? Wir glauben diese Frage ganz getrost mit Nein beantworten zu können und zu müssen. Beabsichtigte gute und heilsame Wirkungen, namentlich wenn sie im Gebet erstrebt werden und vorzugsweise ethische Wirkungen bezwecken wollen, können vereitelt werden durch die Bosheit des Individuums, dem sie gelten oder zu gut kommen sollen. Aber auch umgekehrt: beabsichtigte boshafte Anfälle durch psychische Fernwirkung können vereitelt werden — auch unbewußterweise —, wenn das Opfer ein gläubiges Kind Gottes ist, ein Gebetsleben führt, unter dem Schutz des Höchsten sich befindet (Ps. 91) und keine geheime Verbindung mit zauberischen Teufelskräften unterhält, etwa durch Sympathie, die manche Christen als so ungefährlich betrachten, ohne zu ahnen, in welche satanische Schlingen sie dadurch geraten. Nicht umsonst schreibt Petrus: „Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch." Das kann und soll dem Christen zum Trost und zur Mahnung dienen, daß er nicht abergläubischer Furcht sich hingibt; aber auch nicht zu abergläubischen Mitteln greift, um sich der Wirkungen des Bösen zu erwehren. Die einzige legale und gottgefällige Waffe ist das gläubige Gebet im Namen Jesu, vor welchem alle Macht des Satans weichen muß, wie Luther gesungen hat:

Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Dies und Das.

Folgender Bericht mag für evangelische Frauenvereine, namentlich in großen Städten, wo deren viele sind, ein musterhaftes Vorbild abgeben, *wie solche Vereine segensvoll für weite Kreise wirken können.*

Die Jahresversammlung der Rheinischen Frauenhilfe

fand am 29. und 30. September in Krefeld statt. Die rege Tätigkeit des Vereins ergibt sich aus dem von Past. Arnold erstatteten Jahresbericht, dem wir folgendes entnehmen: Der Provinzialverband der Rheinischen Frauenhilfe umfaßt z. Z. 302 Vereine, gegen 278 im Vorjahre, mit etwa 3350 Mitgliedern. Es gibt kaum ein Gebiet der Wohlfahrtspflege, auf dem nicht der eine oder mehrere dieser Vereine tätig sind. Wir nennen: Privat- und Hauspflege, namentlich für Wöchnerinnen; Anfertigung von Wäsche und Kleidungsstücken für die Armen; nicht nur in den Vereinsversammlungen, sondern da, wo die Mitglieder weitläufig auseinander wohnen, Ausgabe von Arbeit an diese nach Hause. Vielfach auch Ueberweisung solcher Arbeit an bedürftige Näherinnen; Entsendung erholungsbedürftiger Kinder in Bäder und Sommerfrischen.

Entsendung von Mädchen in Haushaltungsschulen. Regelmäßiger Besuch Einsamer und Kranker. Einrichtung einer kleinen Bibliothek, aus der die Einsamen und Kranken Bücher erhalten. Einteilung der ganzen Gemeinde in Bezirke, deren jedem ein Mitglied vorsteht, oder Zuteilung einer kleinen Anzahl von Familien an je ein Mitglied zum Zweck von Besuch und Fürsorge. Waisenfürsorge und Uebernahme von Vormundschaften. Ausleihen von Krankengeräten. Ausstattung von Konfirmanden. Gründung von Fortbildungsschulen, Errichtung und Erhaltung von Kleinkinderschulen. Bau eines eigenen Hauses, in dem sich die Liebesarbeit der Gemeinde konzentriert. Veranstaltung von Ferienspielen, verbunden mit Verabreichung von Milch und Brötchen. Einrichtung eines kurzen fünfstündigen Samariterkursus. Sorge für kirchliche Bedürfnisse in der Gemeinde: Bekleidung von Altar und Kanzel, Beschaffung der Kanzel für eine neue Kirche: Ausschmückung des Gemeindesaals. Arbeit für einzelne Anstalten der Inneren Mission: des Gustav-Adolf-Vereins, die Heidenmission und für die Frauenhilfe im Ausland. Im Winter 1908|09 fand der siebente Ausbildungskursus für freiwillige Helferinnen für die Krankenpflege auf dem Lande statt. Es wurden 33 neue Helferinnen, im ganzen bisher 170, ausgebildet, von denen 30 ausgeschieden sind. Von diesen 30 sind 8 in beruflichen Krankendienst, davon 6 in das Diakonissenhaus zu Kaiserswerth eingetreten. Unter den verbleibenden 140 haben 7 von der Rheinischen Frauenhilfe eine weitere Ausbildung erhalten und sind als Dorfpflegerinnen in den Dienst ihrer Heimatgemeinde getreten. In einem im Mai veranstalteten Fortbildungskursus für Helferinnen früherer Jahrgänge wurden deren 58 in der Desinfektion am Krankenbett ausgebildet und von der Kgl. Prüfungskommission approbiert. — Eine ungemein vielseitige Tätigkeit, die für andere Vereine der Art vorbildlich sein kann. Die Hauptaufgabe der Frauenhilfe wird allerdings u. E. weniger in den Wohlfahrtsbestrebungen als in dem Seelsorge-Dienst an der Gemeinde zu suchen sein.

Ein Seminar für soziale Arbeit.

Der durch die Errichtung eines Freiwilligenjahrs in der Krankenpflege in weiten Kreisen bekannt gewordene Evangelische Diakonieverein in Gummersbach hat ein Seminar für soziale Arbeit eröffnet, in dem sich gebildete evangelische Frauen, die sich der Arbeit in Fürsorge- und Mädchenheimen, in Martha- und Waisenhäusern, als Armen, und Fabrikpflegerinnen, als Gewerbe- und Polizeiassistentin u. s. w. widmen wollen, eine abgeschlossene Berufsbildung für diese soziale Tätigkeit aneignen können. Vorgesehen ist ein neunmonatlicher Kursus, der, abgesehen von einer Entschädigung von 375 Mark für Verpflegung, Wäsche u. a., unentgeltlich erteilt wird. Die Ausgebildeten erhalten nachher durch den Verein eine entsprechende Anstellung. Damit ist dank der Initiative des Evangelischen Diakonievereins in Berlin-Zehlendorf, dessen Tochterverein Gummersbach ist, ein neuer Weg gefunden, um evangelischen Frauen einen sie wirklich befriedigenden Beruf zu erschließen.

Der Verband evang. Arbeiterinnenvereine Deutschlands

hielt in den Tagen vom 17.—19. September in Hannover seine erste Tagung ab. Aus nah und fern waren die Delegierten erschienen, so daß von 13 angeschlossenen Vereinen 12 persönlich vertreten waren und zwar die evangelischen bezw. christlichen Arbeiterinnenvereine in Braunschweig, Dresden, Dessau, Emden, Fürth, Frankfurt, Hamburg, Kassel, Leer, Linden, Wolfenbüttel und Hannover. Ein sehr erfreuliches Ergebnis der Beratungen ist der Anschluß des Verbandes an den Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands und an den Deutsch-Evangelischen Frauenbund, um auch nach außen hin zu beweisen, daß Gesinnungsgemeinschaft die Bestrebungen der drei Verbände eng verbindet.

Der evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer (E. V.)

zu Witzenhausen a. d. Werra verdient die weitestgehende Beachtung aller christlichen und nationalen Kreise. Er hat sich die Pflege evangelischen Deutschtums im Auslande und insonderheit die persönliche Fürsorge für deutsche Auswanderer aller Stände durch Auskunfterteilung, Rat und Hilfe für Auswanderlustige, Auswanderer und Ausgewanderte zum Ziele gesetzt, eine Arbeit, die allerdings auch besonders hohe Anforderungen an die geistigen und materiellen Hilfsmittel des Vereins stellt, die ohne weitgehende Unterstützung kaum zu dauernden Erfolgen führen kann. Der Hauptverein, der in wertvollen Beziehungen zu der deutschen Kolonialschule in Witzenausen steht, hat auf Grund zwölfjähriger Tätigkeit eine umfassende Organisation in die Wege geleitet, die gerade neuerdings um so mehr in Anspruch genommen wird, als sich die Zahl der Auswanderer gegen das Vorjahr reichlich verdoppelte. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Mitglieder 250. Es wäre zu wünschen, daß auch diese Zahl, entsprechend dem großen Arbeitsfeld, zum mindesten sich verdoppeln möchte! Ueber alle einschlägigen Verhältnisse gibt die Geschäftsstelle des Hauptvereins (Pfarrer Griesebach) in Witzenhausen a. d. Werra jederzeit gern nähere Aufklärung.

„Denn in ihm leben, weben und sind wir.“

Apg. 17, 28.

Von Pastor M. Weber.

Nicht durch den Zufall trat die Welt ins Leben,
Auch nicht ein tot Gesetz regieret sie;
Nicht einem Schicksal sind wir preisgegeben,
Noch blindlings überlassen spät und früh.
Es soll als Wort der Wahrheit uns erheben,
Als Wort des Trostes leuchten dir und mir:
„Denn in ihm leben, weben und sind wir!“

Nicht in der Welt und ihrem Lebewesen
Gott als die Weltenseele existiert;
Auch niemals uns, nach pantheistischen Thesen,
Als Menschenseelen aus sich selbst gebiert.
Es kann das Wort, recht mit Bedacht gelesen,
Zu einem Zeugnis dienen mir und dir: —
„Denn in ihm leben, weben und sind wir!“

Nicht unbezeugt hat er sich uns gelassen,
Der da von jeglichem nicht ferne ist;
Er, den die Himmel nimmer mögen fassen,
Das Kleinste und das Schwächste nicht vergißt!
Nie aus dem Herzen wollen wir es lassen
Das Wort, Erquickung bietend dir und mir: —
„Denn in ihm leben, weben und sind wir!“

Nicht im Genusse von nur irdschem Leben
Liegt für den Menschen ja sein höchstes Glück,
Weil ihm ward Edleres von Gott gegeben
Damit zum Edleren er kehr zurück.
Drum mög das Wort als Mahnung uns beleben,
Nie komm es aus dem Sinne mir und dir: —
„Denn in ihm leben, weben und sind wir!“

Nicht durch die Tugend gibt's ein Seligwerden,
Noch Tötung des Gefühls für Freud und Schmerz,
Vernunft ist nicht das Höchste auf der Erden,
Nicht Tugend noch Vernunft führt himmelwärts!
Durch Gnade können wir das Wort verwerten,
Das da den Glauben vorhält dir und mir: —
„Denn in ihm leben, weben und sind wir!“

Nicht mit dem Tode endigt unsre Seele,
Ein dunkles, leeres Nichts sie nicht verschlingt;
Solch Schauerlos sich wohl ein Heide wähle,
Dem keine Kunde der Erlösung klingt.
Nein, was ein Christ zu seinem Erbteil zähle,
Das ist ein Wort der Hoffnung mir und dir: —
„Denn in ihm leben, weben und sind wir!“

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Generalsynode und Religion in den Staatsschulen.

Ueber eine Tagung des Generalkonzils finden wir in „Lehre und Wehre" folgenden interessanten Bericht:

Das Generalkonzil, das im September in Minneapolis tagte, umfaßt folgende Synoden: die Synode von Pennsylvania, das New York Ministerium, die Pittsburgsynode, die Distriktssynode von Ohio, die Chicagosynode, die New York- und New Englandsynode, die Englische Synode des Nordwestens, die Pacificsynode, die Kanadasynode, die Synode von Zentral-Kanada, die Manitobasynode und die Augustanasynode. Zugegen waren 211 Delegaten, gegen 93 vor 25 Jahren. Vertreter der Jowasynode, der Generalsynode, der Isländischen Synode und der Vereinigten Synode des Südens überbrachten die üblichen Grüße. Pastor Pröhl überbrachte die Segenswünsche der Jowasynode, und die deutschen Gottesdienste des Konzils wurden in der iowaschen Kirche abgehalten. In seiner Rede erklärte Pastor Pröhl, die Jowasynode wisse sich mit dem Konzil im Glauben und Bekenntnis völlig eins. Das Konzil beschloß, die Jowasynode aufzufordern, sich an der Heidenmission in Indien zu beteiligen. Der „Herold" schreibt mit Bezug auf den Gottesdienst des Konzils in der iowaschen St. Petrikirche: „Daß wir mit den Jowa-Brüdern in Kanzelgemeinschaft stehen, ist wohl noch niemals so deutlich dokumentiert worden als bei dieser Gelegenheit. Die Kirche, sowie die in der Kirche versammelte Gemeinde war von Jowa, während die, die den Gottesdienst leiteten, vom Generalkonzil waren." Das „Kirchenblatt von Reading bemerkt: „Die Jowasynode weiß sich, obwohl sie dem Konzil nicht gliedlich angehört, dennoch mit diesem im Glauben und Bekenntnis völlig eins. Das war kurz der Inhalt der prächtigen Rede, die der Vertreter der Jowasynode, Pastor Karl Pröhl aus Mendota, in Minneapolis hielt. Es war übrigens die einzige deutsche Rede, die wir auf dem Konzil hörten. Wie eng sich auch das Konzil mit der Jowasynode verbunden weiß, geht u. a. aus dem Beschluß hervor, die Jowasynode aufzufordern, sich an unserer Heidenmission in Indien zu beteiligen und, wenn möglich, einen oder mehrere Missionare auszusenden. Wir mußten wiederholt daran denken, welch eine mächtige Stärkung das Konzil und namentlich das deutsche Element im Konzil durch den förmlichen Anschluß der Jowasynode erfahren würde." Dr. Jacobs berichtete: die Generalsynode habe sich deutlicher ausgesprochen über etliche zweideutige Stellen in ihrer Bekenntnisstellung, womit der Weg gebahnt sei für ein noch völligeres Verständnis mit diesem Körper, **for a still more thorough understanding with this body.** Das Konzil gab keine weitere Erklärung ab über seine jetzige Stellung zur Generalsynode. Das „Kirchenblatt" von Reading schreibt: „Man durfte gespannt sein, wie sich die Versammlung in Minneapolis zur Generalsynode stellen würde. Zu einer endgültigen und definitiven Entscheidung ist es bis jetzt nicht gekommen. Das Konzil hörte mit großem Interesse den ausführlichen Bericht, den Dr. Jacobs vorlegte. Dann wurde dem Vertreter der Generalsynode, Dr. Grau, das Wort gegeben, und mit großem Geschick entledigte dieser sich seiner Aufgabe. Aber von weiteren Beschlüssen glaubte das Konzil absehen zu können." Der Delegatenwechsel zwischen Konzil und Generalsynode hat aber nicht, wie das Blatt der Kanadasynode

behauptete, aufgehört. Laut Dr. Jacobs Empfehlung wird abermals zur Versammlung der Generalsynode in 1911 ein "Official Visitor" gesandt werden. Der Präses der Augustanasynode, Dr. Norelius, stellte die Frage, ob das Konzil nur eine Glaubensgemeinschaft sei oder ein zentraler Verwaltungskörper. Bei der Gründung des Konzils sei nur das erstere beabsichtigt worden, und er wünsche, daß dieser ursprüngliche Charakter wieder hergestellt werden möchte. Die ganze kirchliche Organisation des Konzils müsse umgestaltet werden, weil manche Synoden dem Konzil so lange nicht beitreten würden, als sie fürchten müßten, durch Beitritt ihr Eigentum zu verlieren. Auf der nächsten Versammlung des Konzils soll über diese Frage weiter verhandelt werden. Auch hat das Konzil noch nicht, wie zu erwarten stand, seine Verbindung mit der Allgemeinen Evang.-Luth. Konferenz gelöst, obwohl es den Protest Dr. Schmauks und Dr. Späths gegen die Aufnahme der Vereinslutheraner billigte. Ein Komitee soll diese Angelegenheit erwägen und in zwei Jahren berichten. Die seit 40 Jahren bestehende Mission des Generalkonzils in Indien zählt 20 Missionare, 327 Gehilfen, 14,919 Getaufte, 7521 Kommunionfähige und 2000 Taufbewerber. Für die beiden nächsten Jahre wurden $90,000 bewilligt. Auf Porto Riko hat das Konzil 2 Missionare, 3 Gehilfen, 5 Gemeinden, 8 Sonntagschulen, 232 kommunionfähige Glieder. Für die englische Innere Mission wurden für die beiden nächsten Jahre $120,000 bewilligt. In den Universitätsstädten sollen Missionen ins Leben gerufen werden, um dem Geist des Unglaubens entgegen zu arbeiten. Die gegenwärtig in einzelnen Kreisen des Konzils erscheinenden Privatblätter sollen vereinigt und als offizielles deutsches Organ des Konzils herausgegeben werden. Bis zum Reformationsjubiläum in 1917 beabsichtigt das Konzil zwei Millionen Dollars zu sammeln. Das Angebot der Stadt Vancouver, Wash., von 20 Acker Land und $15,000 zur Errichtung eines Seminars wurde vom Konzil angenommen. Mit dem Seminar in Kropp soll eine offizielle Verbindung hergestellt werden, doch so, daß Kropper Studenten noch ein Jahr in Mount Airy zuzubringen haben. Die vom Konzil ernannte Kropp-Kommission hat sich auch bereits mit Pastor Paulsen verständigt, und das Konzil wird jetzt jährlich $5000 für die Anstalt in Kropp ausgeben, davon $1000 zur Unterstützung von Studenten daselbst. Dr. Schmauk wurde zum viertenmal zum Präsidenten erwählt. Von den Blättern des Konzils wird jetzt gemeldet, daß vom Januar an „Der Deutsche Lutheraner" als Organ des Generalkonzils erscheinen wird an Stelle des „Kirchenblatt" von Reading, des „Lutherischen Herold" und des „Kanada-Kirchenblatt."

Aus diesem Bericht geht hervor, daß die englische Sprache, wie es scheint, bei weitem das Uebergewicht hat bei den Verhandlungen des Generalkonzils über die deutsche Sprache. Kein Wunder, wenn die Deutschen im Konzil eine Vereinigung mit der lutherischen Iowasynode erstreben.

„Aus der Generalsynode" berichtet dasselbe missourische Magazin in einer Weise, die deutlich den scharfen konfessionellen Gegensatz der Missourier gegen die Generalsynode zum Ausdruck bringt:

Aus der Generalsynode. 1. Dem „Lutheran Observer" (S. 1317) zufolge hat die Generalsynode in Richmond auch Beschlüsse zugunsten der Abstinenz gefaßt, in denen der Handel in und der Genuß von Spirituosen bezeichnet wird als "inherently antagonistic to everything truly Christian and American." 2. Den von Gott verbotenen Unionismus macht der „Ob-

ferver" seinen Lesern zur Pflicht. Von der „Laymen's Movement" z. B., die in 75 Städten unseres Landes interdenominationelle Missionsversammlungen abzuhalten begonnen hat, sagt der „Observer" vom 3. Dezember jeder Lutheraner jeder lutherischen Gemeinde in unserm Lande sei **schuldig**, sich an dieser Missionsbewegung zu beteiligen. 3. Dasselbe Blatt schreibt in seiner Nummer vom 19. November: Wie der Wald aus vielen verschiedenen Bäumen bestehe, so das Reich Gottes aus vielen Denominationen. Und jede werde ihren Zweck am besten erfüllen, wenn sie ihre eigenen Fehler korrigiere, statt nach den Mängeln der andern zu suchen. Jedes Glied solle seiner Kirche treu bleiben. Die Denominationen seien verschiedene Regimenter desselben Heeres. Und es sei ein schlechter Soldat, der seine Dienste verteile auf die verschiedenen Regimenter, statt seinem Regimente treu zu bleiben, just so, wie es ein schlechter Ehemann sei, der sein eigen Weib vernachlässige und andern Weibern seine Aufmerksamkeit schenke. Hiernach wären also alle Sekten göttlich berechtigt. Und Papisten, Baptisten u. s. w. wären göttlich gebunden, bei ihrer Kirche zu bleiben, und Lutheraner dürften sie nicht in ihre Gemeinschaft aufnehmen. In der Generalsynode stößt man überall auf viel theologischen Sumpf. 4. Jede Nummer des „Observer" legt Zeugnis ab von dem Unionismus in der Generalsynode. In der Dezembernummer berichtet er von gemeinsamen Erntedankfestgottesdiensten und evangelischen Versammlungen mit den Sekten, ja von einer ganzen Serie von Unionsversammlungen der Generalsynodisten mit Episkopalen, Presbyterianern, Baptisten, Methodisten und andern Sekten in Baltimore. Diese Versammlungen bezeichnet der „Observer" als "one of the hopeful signs of the times, proving that the Church is indeed one," und schreibt: "The churches are coming beautifully near to each other. When Evangelical Christians of all creeds can come together and worship God regardless of denomination, it looks as though the earnest prayer of our Lord was being answered sooner than we had believed." 5. Dr. Albers sagt im „Lutheran Church Work": in Amerika werde den Symbolen tatsächlich der Heiligen Schrift gleiche Autorität beigemessen von vielen, die solche als Nichtlutheraner brandmarkten, die nicht den Buchstaben der Konkordienformel annähmen, obgleich sie aufrichtig die lutherische Lehre festhielten. Dr. Albers nennt die Leute nicht, welche er im Auge hat. Warum? Tatsache ist, daß der „Lutheran Observer" und das „Lutheran Quarterly" die Konkordienformel bekämpft haben. Von Leuten aber, die in Amerika die Symbole der Heiligen Schrift gleichstellen, haben wir keine Kunde. 6. Vom „Lutheran Quarterly" der Generalsynode sagt die „Lutheran World": "The *Quarterly* is not the official organ of any ecclesiastical body, or of any individual, or of any coterie of individuals. It is a medium through which competent writers can find access to intelligent readers." Auch hier zeigt sich der indifferentistische, synkretistische Geist der Generalsynode. Wir halten die Generalsynode verantwortlich für alles, was in ihrer Mitte öffentlich gepredigt oder gedruckt wird. 7. Auf den theologischen Schulen der Generalsynode studieren 91, in Gettysburg 44, in der Hamma Divinity School 26, in der Susquehanna University 10, im Western Theological Seminary 7, im Hartwick Seminary 4. Die Wartburgsynode hat beschlossen, „Hamma Divinity School" in Springfield, O., als ihr Predigerseminar anzuerkennen. Zwar befindet sich in Springfield kein „selbständiges, unabhängiges deutsches Department", wie früher in Atchison, wohl aber ein theologischer Kursus speziell für deutsche Studenten.

Seitdem die deutsche Abteilung des Seminars in Atchison durch Prof. Neves Wegberufung eingegangen ist, sollen deutschländische Studenten ganz in Breklum ausgebildet werden, wofür die Generalsynode $3000.00 hergibt und die Wartburg- und Nebraskasynode noch weitere $2000.00. 8. Der „Observer" schreibt S. 1506: "Nero was not the anti-Christ, nor was any of the popes, not any system such as papacy. He is yet to come...... Before the coming of the great enemy of righteousness there will be a typifying or foreshadowing of this person. Bothe the Scriptures and present indications point to Christian Science as the foreshadowing of the anti-Christ." Das Unheil, welches die aberwitzigen Eddyiten anrichten, ist ein Tropfen im Meer, verglichen mit der Verführung des römischen Antichristen in aller Welt. Aber von indifferentistischen Lutheranern kann man kein Verständnis erwarten für das „Geheimnis der Bosheit." 9. Von der Religion schreibt der „Observer" S. 1507: "It rationalizes, regulates, and rewards man......Christianity, for example, declares, first, that man is a servant of God; secondly, that he must, as such servant, observe such and such rules of conduct, and thirdly, that the purpose of all is to glorify God and enjoy Him forever." In dieser Definition findet sich vom spezifisch Christlichen nichts. 10. Auf der Versammlung der Nebraska-synode hielt Dr. Neve einen Vortrag über die Frage: „Warum sollte ein Christ nicht Glied der Loge sein?" und die Synode stimmte ihm zu. In derselben Generalsynode sind aber nicht bloß die englischen Gemeinden von Logen durchseucht, sondern auch viele ihrer Pastoren sind Logenglieder. Selbst die konservative „Lutheran World" bemerkt darum auch nur, daß der Vortrag „interessant und instruktiv" war. 11. "One who does not use manuscript is preferred," so heißt es in einer Bekanntmachung der Gemeinde in Elderton, Pa., die durch den „Observer" einen Pastor sucht. Aber lesen wirklich immer noch so viele englische Pastoren der Generalsynode ihre Predigt ab, daß eine Bemerkung, wie die obige, nicht als Beleidigung des Ministeriums empfunden wird?"

Wir erinnern uns hier, welch ein Geschrei sich in lutherischen Blättern erhob, als bei der lutherischen Pastoralkonferenz in Washington, D. C., auf Aufforderung von Dr. Butler, unser Pastor P. A. Menzel ein Referat verlas über das Thema: "Why should not the General Synod and the German Evangelical Synod of North America unite?" Das „Magazin" brachte im Maiheft vor. Jahres,Seite 223—225 einen Bericht darüber.

Aus vorstehendem Bericht aus Lehre und Wehre scheint sich zu ergeben, daß die lutherische Exklusivität doch nicht die Generalsynode ganz und gar beherrscht, ja, daß man mit Kirchen, die mehr den amerikanisch-englischen Typus zeigen, viel lieber zusammen geht, als mit einer Kirche, die den deutschen Charakter der evangelischen Kirche zu wahren sucht.

Wir finden übrigens in vorstehendem Bericht die zu Punkt 8—11 gemachten Bemerkungen des Berichterstatters völlig zutreffend, wenn wir auch das Papsttum noch nicht als die letzte Gestalt des Antichristentums ansehen.

Religionsunterricht in Staatsschulen.

Im Januarheft dieses Jahres haben wir von S. 28 an ein Referat gebracht über diesen Gegenstand, welches die heillosen Folgen für unser Land und Volk hervorhebt, welche die absolute Trennung von Staat und Religion, resp. die absolute Gleichgiltigkeit des Staats gegen die Religion nach sich zieht. Man muß mutwillig die Augen schließen, um die traurigen Folgen

nicht zu sehen, und man muß hoffnungslos verrannt sein in das Prinzip absoluter Trennung von Kirche und Staat, wenn man sich jedem Vorschlag widersetzt, der geeignet ist, einen Weg zu zeigen, wie diesem heillosen Zustand der religiösen Verwilderung unseres Volks entgegengearbeitet werden kann und soll. Daß streng konfessionelle Kirchen sich bemühen, ihren Kindern in Gemeindeschulen eine gute religiöse Erziehung zu geben, ist ja anzuerkennen. Obgleich wir hier die Bemerkung machen müssen, daß die streng lutherische Erziehung eine ebenso engherzig bigottische und fanatische ist wie die katholische, denn die Kinder werden in dem Glauben erzogen, daß nur ihr Luthertum das rechte Christentum sei und daß sie sich versündigen, wenn sie an andere evangelische Kirchen sich anschließen oder da zum Abendmahl gehen. Sie haben dasselbe Interesse wie die Katholiken, eine allgemeine Religionsbildung zu fürchten, und gar die 10 Gebote im Wortlaut der Bibel in der Volksschule lernen zu lassen. Da lernen ja die lutherischen Kinder die Gebote ganz anders, als sie in ihrem Katechismus stehen! Hat doch ein Lutheraner mir einmal ins Gesicht hinein behauptet, so stehen die Gebote nicht in seiner Bibel, wie wir sie im Katechismus haben. So sehen wir denn eine unheilige Dreieinigkeit: jüdischen Christushaß, römischen Evangeliumshaß und lutherischen Unionshaß im Bunde, um gemeinsam zu kämpfen gegen einen staatlich geordneten Religionsunterricht der Kinder unseres Landes. Lieber soll die größte Mehrzahl der Kinder unseres Landes in religiösem Agnostizismus und Nihilismus versumpfen und das sittlich-religiöse Leben unseres Volkes vollends untergehen, wenn nur das Prinzip gerettet wird: absolute Trennung der Kirche und des Staats. Diese Gedanken wurden bei uns angeregt durch den nachfolgenden Bericht aus demselben missourischen Blatt: „Lehre und Wehre":

Religionsunterricht in den Staatsschulen. Richter Großcup von der United States Circuit Court, der zur lutherischen Generalsynode gehört, sagte in Chicago von den öffentlichen Schulen unseres Landes: "The only blot in the American public schools is the exclusion of spirituality as one of the great facts of the world. The law admits Darwin, admits science, and admits all facts except the supreme fact that religion is the fundamental influence in all movements of mankind. As long as America turns its back on religion and the existence of God, — the perfect message given by Jesus Christ, — it is excluding the most powerful influence for good, both spiritual and civil, that the world has at its command." Großcup hat recht, daß es, was wahre Erziehung betrifft, mit religionslosen Schulen nichts ist. Er hätte auch hinzufügen sollen, daß es ein Mißbrauch der Staatsgewalt sei, wenn in Staatsschulen der Darwinismus und ähnliche Irrlehren vorgetragen werden. Er irrt sich aber, wenn er meint, daß ein christlicher Religionsunterricht in die öffentlichen Schulen eingeführt werden kann, ohne die von unserm Lande verbürgte Religionsfreiheit und Gleichheit zu zerstören. Auch gibt er sich einem Wahn hin, wenn er meint, die Kirchen könnten sich gar wohl darüber einigen, was mit ihrer Zustimmung von der christlichen Religion in Staatsschulen gelehrt werden solle. Schon die Unitarier würden alle spezifisch christlichen Lehren streichen. Und wo blieben die Juden und die Freigeister, die doch auch Bürger unseres Landes sind? Leugnen doch selbst Eliot und andere hervorragende Männer unseres Landes die Persönlichkeit Gottes! Großcup glaubt, daß er als guter amerikanischer Bürger und Protestant rede, wenn er den Mangel des Religionsunterrichts als "the only blot" in unsern öffentlichen Schulen bezeichnet.

Aber was er hier als "blot" bezeichnet, ist in Wahrheit eine lutherische Lehre und die edelste Perle in unserer Landesverfassung, die Staat und Kirche geschieden haben will. Seinen Vorwurf hätte Großcup an eine andere Adresse richten sollen: nicht an den Staat, der hier unschuldig ist, sondern an die Kirche und die christlichen Eltern, denen Gott den Befehl gegeben hat, für die christliche Erziehung ihrer Jugend Sorge zu tragen. Damit hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch könnte sich ein Lutheraner mit nichts Geringerem zufrieden geben als echt lutherischem Unterricht. Wer behauptet, daß irgend ein Religionsunterricht in den Staatsschulen besser ist als gar keiner, ist indifferentistisch und arbeitet den Papisten in die Hände. Denn ist irgend ein Religionsunterricht in den Staatsschulen gar keinem vorzuziehen, so ist auch der katholische besser als gar keiner. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Papisten mit diesem Argumente den Bürgern unseres Landes aufwarten und imponieren werden."

Missouri irrt sich doch ganz gewaltig, wenn es meint, es sei „eine echt lutherische Lehre," wenn die Trennung von Kirche und Staat so absolut durchgeführt wird, daß einfach ein neues Heidenvolk in unserem Lande aufwächst, das von Gott und Gottes Wort und Geboten und von der Erlösung durch Christum nichts weiß. Was würde Luther zu dieser Stellungnahme seiner Nachbeter sagen? Wäre er auch ein solch fanatischer Prinzipienreiter? Mag die Welt zu grunde gehen, wenn nur das Prinzip gerettet wird! Pastor Breitenbach hat in dem von uns publizierten Referat einen Weg angedeutet, wie der Staat mitwirken und mithelfen kann, um unserer Jugend wieder die Grundlehren des Christentums beizubringen. Paulus schreibt: „Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott." Das heißt also: der Staat hat seine Existenzberechtigung und seine Autorität von Gott. Ein Staat also, der beharrlich sich indifferent zeigt in bezug auf die religiöse Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts, verleugnet damit die Autorität, von der er seine Existenz hat, er entgründet sich selbst, untergräbt seine eigene Autorität und begeht ein Majestätsverbrechen gegen seinen eigenen Herrn. N. B. Der Staat als solcher soll nicht selbst die Religion lehren, aber er soll feste Stunden im Lehrplan der Schule einstellen für den Religionsunterricht der Kinder, und er soll von den einzelnen Kirchen kategorisch fordern, daß ihre Pastoren oder andere autorisierte Personen in den vom Staat frei gegebenen Stunden den Religionsunterricht ihrer Kirche erteilen. Tut er das, so erfüllt er seine Pflicht und die Verantwortung fällt auf die Kirche, wenn sie nicht ihr Möglichstes tut, den Unterricht regelmäßig zu erteilen.

"The best of the worlds classics." Unter diesem Titel offerierte die rührige Verlagshandlung Funk & Wagnalls in New York kürzlich zu recht billigem Vorzugspreise von $1.00 zehn Bändchen, die eine Anthologie von allen möglichen alten und neuen Klassikern darbieten. Wir verschafften uns das Werk um des billigen Preises willen. Als Editoren sind genannt: Henry Cabot Lodge, Editor in Chief, und Francis W. Halsey, Associate Editor. Wir erwähnen hier das Werk nicht, um für dasselbe Propaganda zu machen. Es mag für manche Familie belehrend und unterhaltend sein. Sondern wir müssen unserer Empörung und Entrüstung Ausdruck geben über das, was die Herren als Auslese aus Luthers Schriften in ihre Sammlung aufgenommen haben. Es ist eine Schmach und Schande für die Editoren, daß sie von Luther, dem Deutschesten der Deutschen und dem größten Deutschen in religiöser Beziehung, nichts Besseres zu bieten wußten als —

man höre und staune — einen Auszug aus seinen Tischreden. Einen Abschnitt, in welchem die schwache Seite Luthers, sein Hexenaberglaube, den er mit seiner Zeit teilte, zum Ausdruck kommt! Einen Abschnitt, den Luther nicht selbst geschrieben hat, das wagen diese Herren als Probe der Literatur Luthers dem amerikanischen Volk darzubieten. Schmach über solche Deutschenhasser, die den größten Sohn Deutschlands so beschimpfen, indem sie Dinge als Probe seiner Geistesleistungen publizieren, die er selbst gar nicht geschrieben hat! — Haben denn die Herren gar keine Kenntnis von den Orgien, die der Aberglaube in den schändlichen Hexenprozessen feierte, die in Neu-England grassierten mehr als hundert Jahre nach Luther?

Dr. Eliots Rede über „Die neue Religion."

Im Juli l. J. hielt Dr. Eliot, der Expräsident der Harvard Universität, zum Schluß der Sommerschule der Theologie eine Ansprache, die, als sie in die Tagespresse überging, bedeutendes Aufsehen erregte und teils ernstlichen Widerspruch, teils auch Zustimmung gefunden hat. Dr. Eliot ist bekanntlich Unitarier und so ist natürlich auch die Rede von allgemeinen unitarischen Redensarten durchzogen. Doch um unseren Lesern die Möglichkeit zu bieten, sich selbst ein Urteil über seine Rede zu bilden, wollen wir sie im englischen Wortlaut abdrucken, wie sie uns vorliegt. Sie lautet:

"You have been studying this year," he said, "about changed views of religion and increased knowledge, new ideas of God as seen along many lines; you have learned that social progress has been modified and that energy is being conserved.

"From these and other indications you must believe that religion is not fixed, but fluent, and that it changes from century to century. Such, indeed, has been the case. The progress in the nineteenth century far outstripped that of similar periods, and it is fair to assume that the progress of the twentieth century will bring about what I call the new religion. First, I shall tell you what this new religion will not be, and second, what it will be.

"The new religion will not be based upon authority, either spiritual or temporal; the present generation is ready to be led, but not driven. As a rule, the older Christian churches have relied on authority.

"But there is now a tendency toward liberty and progress and, among educated men this feeling is irresistible. In the new religion there will be no personification of natural objects; there will be no deification of remarkable human beings, and the faith will not be racial or tribal. The new religion will not afford safety primarily to the individual; it will think first of the common good and will not teach that character can be changed quickly.

"The new religion will not think of God as a large and glorified man or as a king or a patriarch. It will not deal chiefly with sorrow and death, but with joy and life. It will believe in no malignant powers, and it will attack quickly all forms of evil.

"Now let us consider the positive elements of this coming religion. A new thought of God will be its characteristic. The twentieth century religion accepts literally St. Paul's statement: 'In Him we live and move and have our being.' This new religion will be thoroughly monotheistic.

"God will be so imminent that no intermediary will be needed. For every man God will be a multiplication of infinities. The humane and

worthy idea of God then will be the central thought of the new religion. This religion rejects the idea that man is an alien or a fallen being, who is hopelessly wicked. It finds such beliefs inconsistent with a worthy idea of God. Man has always attributed to man a spirit associated with but independent of the body.

"So the new religion will take account of all righteous persons—it will be a religion of 'all saints'; it will reverence the teachers of liberty and righteousness, and will respect all great and lovely human beings. It will have no place for obscure dogmas or mystery. It will comprehend only persons of good will, for, after all, they alone are civilized.

"It will admit no sacraments, except natural, hallowed customs, and it will deal with natural interpretations of such rites. Its priests will strive to improve social and industrial conditions.

"The new religion will laud God's love and will not teach condemnation for the mass of mankind. Based on the two great commandments of loving God and one's neighbor, the new religion will teach that he is best who loves best and serves best, and the greatest service will be to increase the stock of good will. One of the greatest evils today is that people work with hearts full of ill will to the work and the employer.

"There are now various fraternal bodies which to many persons take the place of a church. If they are working for good they are helpful factors; again, different bodies of people, such as Spiritualists and Christian Scientists, have set up new cults. There are already many signs of extensive co-operation, democracy, individualism, idealism, a tendency to welcome the new, and preventative medicine. Finally, I believe the new religion will make Christ's revelation seem more wonderful than ever to us."

Diese Sprache Dr. Eliots erinnert ganz und gar an das rationalistische Phrasengeklingel der Aufklärung, es ist die Sprache eines Mannes, der offenbar der Meinung ist: Tugend ist Wissen, der Weise und nur der Weise ist tugendhaft. Bei diesen Herren ist es zum Dogma geworden, daß die Menschen, welche mit Weisheit genährt sind und im Licht der Aufklärung wandeln gelernt haben, eben damit selbstverständlich auch das Gute tun, weil sie gar nicht anders können. — Da hat doch Friedrich der Große von Preußen die Menschen besser gekannt, der in derb-drastischer Weise einem Lobredner der Menschen das Wort zurief: „Er kennt die imfame Rasse noch nicht." Und Wellington sagte: „Wissen allein macht nur schlaue Teufel."

Dr. Eliot will nur noch die Religion der Gottes- und Menschenliebe als Zukunftsreligion gelten lassen, die Lehren von Sünde und Erlösung und von Erneuerung des gefallenen Sünders durch die Gnade Gottes werden von ihm als mysteriöse Dogmen ausgeschaltet. Wir setzen diesem oberflächlich-rationalistischen Phrasengesäusel entgegen, was Dr. Jul. Böhmer in seinem Lukasevangelium*) Seite 102 schreibt.

„Es ist seit dem Beginn der Aufklärung Brauch geworden, die Liebe- und Barmherzigkeitsübung an stelle des göttlichen Wortes, der christlichen Dogmen und der Predigt zu setzen und geradeheraus die Heilige Schrift, die reine Lehre und ihre Verkündigung entweder für gleichgültig oder für überflüssig zu erklären. Man tut ordentlich beglückt bei dem Gedanken, daß das

*) Man sehe Januarheft 1910 Seite 37 und 78.

Christentum in Wahrheit erst als Religion der Liebe und Barmherzigkeit seine Segenskräfte entfalten und seinen Weltberuf im großen ausüben werde. Ja man ist so weit gegangen, daß jenes Wort einer deutschen Fürstin als typisch gelten muß, die, nachdem sie eine ganze Reihe von Wohltätigkeitsanstalten ins Leben gerufen, sie ihrem Hofprediger mit der charakteristischen Bemerkung vorzeigte: „Das alles ist ohne Christus und die Kirche entstanden." Die Törin war in einem schweren Irrtum befangen, indem sie vergessen hatte, daß die Sonnenstrahlen ihren Ausgangspunkt und Ursprung nirgendwo sonst als in der Sonne selbst haben können." In gleicher Torheit befinden sich rationalistische Schwärmer, die von einer neuen Religion träumen, in welcher die allgemeine Menschenliebe das Grundprinzip sein soll, aus der aber der einzige echte Quell dieser Liebe ausgeschieden ist: Die in Christo Jesu geoffenbarte Gottesliebe, die die Sünder rettet aus ihrem tiefen Fall und sie zur Höhe der Gotteskindschaft heranzieht durch die törichte Predigt von dem Gekreuzigten, die ja auch diesen hochmütigen Gelehrten Torheit und Aergernis ist."

Wehe, wenn es der rationalistischen Theologie gelänge, der Menschheit die Geistessonne, das Licht der Welt, zu verdunkeln, dann würde sich's bald zeigen, was ihre Träume von allgemeiner Menschenliebe sind: schillernde Seifenblasen, die in der rauhen Weltluft jämmerlich platzen und zu nichte werden.

Treffende Bemerkungen wurden in der englischen Presse über diese blutlose „Neue Religion" gemacht. Einer meinte: „Kein Märtyrer wird bereit sein, sein Blut zu lassen als Samen für diese neue Religion — Kirche ist's ja wohl nicht." Ein anderer trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt:

Dr. Eliot declares that the new religion will not offer consolation to the weary spirit though he believes that it will reduce the need of consolation. There is a singular incapacity to appreciate the deepest needs of the human heart in such a remark. The need of consolation can never be reduced while man is moved by his sympathies and his affections more powerfully than by his reason. 'Not all the preaching since Adam,' it may be, 'has made death other than death.' Yet if it were not for the hope of immortality, if Jesus Christ had not risen from the dead, the terror of death would be greater than it is. A comparison of the pagan and the Christian attitude on this point is sufficiently illuminating.

Worte des Heilandes wie Matth. 11, 28—30 haben für Dr. Eliot und seine Sinnesgenossen keine Bedeutung; er gehört eben auch nicht zu denen, die im 25. V. genannt sind.

Eine merkwürdige Versammlung fand, wie die täglichen Zeitungen berichten, an einem Sonntagabend in dem Judentempel des Rabbiners Krauskopf in Philadelphia statt. Juden, Quäker, Unitarier, Universalisten, Baptisten, Methodisten, Presbyterianer und — Lutheraner waren dort versammelt, um die zwischen ihnen bestehende brüderliche Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen. Als Vertreter der Lutheraner war Pastor Dr. Delk von der Generalsynode erschienen, der seine Freude darüber aussprach, daß die in früheren Zeiten zwischen Juden und Christen bestehende Feindschaft aufgehört habe. Denselben Gedanken führte dann auch Dr. Krauskopf, der übrigens ein Reformjude ist, in seiner Ansprache aus: die Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Formen der verschiedenen religiösen Sekten mögen weit auseinander gehen, da die einen sie aus dem Orient empfangen haben, die andern aus dem Occident, die einen aus hebräischen Quellen, die

andern von den Griechen und Römern, aber das Ziel ist doch bei allen dasselbe, und es macht wenig aus, auf welchem Wege man das Ziel zu erreichen sucht. — Wie ein christlicher Prediger und nun gar ein lutherischer Pastor mit einem Reformjuden gemeinschaftliche Sache machen kann, geht über unsern Horizont. W. Bl.

Ob sie wohl mit einander das Lied sangen: „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Hottentott?" — Auch unser Präsident Taft scheint recht verschwommene religiöse Ideen zu haben. Man kann ja freilich es wünschenswert finden, daß auch unsere Staatsmänner zu der Erkenntnis kommen, daß unser Volk wieder zur Religion zurückgeführt werden muß. Nur darf es eben nicht eine verschwommene, rückgratlose Allerweltsreligion sein, sondern sie muß festen Grund fassen auf dem ewigen Fundament (1. Kor. 3, 11) und auf dem Felsen, von dem Matth. 16, 16—18 die Rede ist. Ein Religionsgebäude, das nicht auf diesem Felsen ruht, wird von den plätschernden Wogen der Zeitströmung fortgewaschen (Matth. 7, 25—27).

Ausland.

Ein Spiegelbild der herzlosen Zivilisation und Unkultur

gibt „Türmer" unter folgender Ueberschrift:

Ehrlose Väter.

Wenn ein roher Mensch ein Tier aussetzt, daß es verkommt, schreibt die „V. V.-Ztg.", so wird er mit Recht bestraft. „Aber ein Vater darf sein hilfloses Kind aussetzen und dem größten Elend preisgeben, ohne daß ihm strafrechtlich ein Haar gekrümmt werden kann. Voraussetzung ist, daß jenes Kind unehelich ist. Aber tatsächlich handelt ein Vater, der sein uneheliches Kind lediglich der Sorge der Mutter überläßt, vielfach kaum anders als ein Verkommener, der ein menschliches Wesen hilflos aussetzt. Das Kind geht nur langsamer zugrunde, als wenn es etwa im Winter an eine einsame Straße gelegt würde.

Will man das bestreiten? Woher stammt die ungeheure Sterblichkeit der unehelichen Kinder? Ist es etwa ein Naturgesetz, daß diese Sterblichkeit fast doppelt so groß ist wie jene der ehelichen? Allgemein ist bekannt, daß die unglückliche Mutter meistens nicht einmal voll erwerbsfähig ist. Sie besitzt selten die Mittel, die Kosten einer guten Pflege des Kindes zu tragen, sie ist aber auch selten in der Lage, das Neugeborene bei sich zu behalten. So wird es gegen geringes Entgelt zu Fremden gegeben, und wenn es hier nicht besonders liebevolle Herzen findet, so geht es zugrunde, denn meistens richtet sich die Pflege nach der Höhe des Kostgeldes.

Die große Sterblichkeit der Unehelichen hat etwas Erschütterndes, aber wir werden durch diese Tragik nicht erschüttert. Der Vorgang ist alltäglich. Die meisten unserer Kulturmenschen stehen stumpf dabei, sie lesen die grausamen Ziffern, sie wissen, daß die Mutter des unehelichen Wesens krampfhaft sich müht, die Kosten einer besseren Pflege zu tragen, sie vernehmen wohl auch hin und wieder, daß selbst die arme Pflegefamilie ihr Brot mit den Hungernden bricht; aber kein Schrei der Empörung wird laut nach dem pflichtvergessenen Vater des Kindes.

In Deutschland (der „frommen Kinderstube"! D. T.) werden jährlich etwa 180,000 uneheliche Kinder geboren. Man rechnet sicher nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß 60,000 dieser Kinder lediglich auf die Hilfe

der Mutter oder öffentliche Hilfe angewiesen sind, daß die unnatürlichen Väter sich ihrer Unterstützungspflicht entziehen.

Die ungeheure Ehrlosigkeit solcher Pflichtvergessenheit wird von uns viel zu wenig begriffen. Fast mitleidslos und empfindungslos geht auch der heutige Bildungsmensch noch immer an dieser grausamen Tatsache vorüber. Unsere Moral hat in dieser Beziehung einen doppelten Boden. Wir verdammen das gefallene Weib, lassen ihr Kind verelenden und tasten den Mann nicht an. Es macht ihn nicht ehrlos, ein Mädchen mit einem Kinde sitzen zu lassen und sich der Unterstützungspflicht zu entziehen.. Viel ehrloser ist es nach mancher Leute Begriff, für ein harmloses Wort nicht sofort blutige Genugtuung zu fordern. Und wenn wir mit der Mutter kein Mitleid haben, so sollten wir doch um des Kindes willen Erbarmen fühlen.

Ein entwickelteres Rechtsgefühl sollte den Mann auch strafrechtlich zur Verantwortung ziehen, wenn bewiesen werden kann, daß durch seine Pflichtverletzung die Mutter oder das Kind zugrunde gingen. Eine derartige Forderung macht auch der unsagbar traurige Fall rege, der sich kürzlich vor dem Dresdener Geschworenengericht abspielte .... Die Mutter eines unehelichen Kindes, ein sonst gut beleumundetes Dienstmädchen, hatte ihre gesamten Ersparnisse für die Pflege des Kindes geopfert. Als sie die Mittel nicht mehr erschwingen konnte, tauchte in ihr der verbrecherische Gedanke auf, das Kind zu ermorden. Mit Hilfe einer Freundin führte sie die Tat aus. Die Mutter wurde zum Tode, die Freundin zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Unwillkürlich sucht man den Vater des Kindes auf der Anklagebank. Er hat die Mutter nicht unterstützt, weil er schon ein anderes Mädchen unglücklich gemacht hat und ihm Alimente zahlen mußte. Diesem gewissenlosen Menschen, dem indirekt die grausame Ermordung seines Kindes, ein Todesurteil und die langjährige Freiheitsstrafe der Helferin am Verbrechen zur Last fallen, wird gesetzlich nichts geschehen können. Er ist sogar ein Vorgesetzter, und er wird nicht aus dieser Stellung entfernt. Die Verführte erleidet vielleicht den schmachvollen Tod durch Henkershand, der Verführer behält alle Ehren seines Standes! Ist das nicht eine Moral, die zum Himmel schreit, ist es da zuviel gesagt, wenn von sozialethischer Stumpfheit gesprochen wird?

Die geringste Unehrlichkeit hat unverweigerlich die schimpfliche Entlassung aus einer amtlichen Stellung zur Folge, die größte Gewissenlosigkeit gegen ein unerfahrenes Weib und das eigene uneheliche Kind trägt in den meisten Fällen weder gesellschaftliche noch fühlbare rechtliche Folgen. Das ist ethische Unkultur, die durch keine ästhetische Bildung oder anderweite soziale Fürsorge zugedeckt werden kann.

Im künftigen Strafrecht sollte man es als Kriminalverbrechen betrachten, ein Mädchen zu verführen und mit dem Kinde sitzen zu lassen."

Zur Lage der Evang. Landeskirche in Baden.

Der Kampf des Liberalismus gegen den Gebrauch des Apostolischen Glaubensbekenntnisses im Gottesdienst und bei der Taufe der Kinder spitzt sich in Baden immer schärfer zu. Um genauere Einsicht zu gewinnen in den jetzigen kirchenrechtlichen Stand dieser Kontroverse, erbaten wir uns von einem befreundeten badischen Pfarrer einige Auskunft. Wir geben nachstehend die Antwort des betreffenden Herrn, (wofür wir ihm zu Dank verpflichtet sind), wörtlich wieder:

„Was unsere badische kirchliche Lage betrifft, so erlaube ich mir folgen-

des Ihnen darüber mitzuteilen: Unsere badische Landeskirche hat als Bekenntnisgrundlage das Apostolische Glaubensbekenntnis und die Augsburgische Konfession, „insofern und insoweit sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmen." Diese Bekenntnisgrundlage ist in der Praxis schon lange nicht mehr als bindende Norm vorhanden, insofern wir zu allen Zeiten viele Pfarrer hatten und auch Laien, welche nicht auf diesem Grunde standen, trotzdem aber Angehörige, ja Lehrer der Kirche waren und blieben.

Dieser für die Kirche immerhin traurige und schädliche Zustand war so lange noch zu ertragen, als diese dem biblischen und väterlichen Bekenntnis entfremdeten Kreise nicht die Gleichberechtigung in der Kirche verlangten. Neuerdings nun traten sie immer offener mit diesem Verlangen hervor. Schon auf der vorletzten Generalsynode wurde der Antrag gestellt, das Apostolische Glaubensbekenntnis in seinem Charakter als bindendes Bekenntnis aufzuheben. Damals wurde aber hauptsächlich durch die energische Stellungnahme unseres alten und geliebten Großherzogs Friedrich dieser Antrag unterdrückt. In der letzten Generalsynode handelte es sich nun um eine Neuregelung der Agende, und da stellte die liberale Partei der Synode den Antrag, in der neuen Agende ein Taufformular ohne Apostol. Glaubensbekenntnis aufzustellen. Dieser Antrag wurde mit Majorität angenommen. Er ist damit allerdings noch keineswegs giltiges Gesetz. Es muß jetzt zunächst der Oberkirchenrat sich noch entscheiden, ob er diesem Beschluß Folge geben will, und dann muß der Großherzog ihn bestätigen; weiter muß dann der Agendenentwurf mit Formularen ohne Apostolikum allen Synoden des Landes vorgelegt werden und dann noch einmal vor die Generalsynode. So ist noch ein weiter Weg, bis der angenommene Antrag zur Wirklichkeit wird, und es ist auch anzunehmen, daß er besonders an unserm Großherzog zerscheitern wird. Aber ernst, sehr ernst ist die Lage doch; es ist eine Majorität vorhanden, welche eine Kirche ohne bindendes Bekenntnis will, eine Kirche, in welcher ja und nein, Bekenntnis und Leugnung neben einander gleichberechtigt sein wollen, erstrebt. Daß damit die Zertrümmerung der Kirche gegeben wäre, ist jedem Einsichtigen klar. Es handelt sich ja auch bei dem ganzen Streit im letzten Grunde gar nicht um das Apostol. Glaubensbekenntnis, sondern um die Bibel als Gottes Wort, um den Heiland als Gottes Sohn, um seinen Kreuzestod als die Versöhnung, um seine Auferstehung als das wahrhaftige Leben und um seine ewige Königsherrlichkeit; Offenbarungs-Religion und natürliche Entwicklungs-Religion, Bibelglaube und moderne Philosopheme stehen hier wider einander. Sollte der Antrag der Generalsynodal-Majorität durchgehen, dann wäre für unsere badische Heimatkirche die allerernsteste Stunde gekommen.

Eine *sichtbare* Kirche, als Miterbauerin des Reiches Gottes auf Erden, ist ohne gemeinsame Bekenntnisnorm nicht zu denken. Wohl ist das Bekenntnis ja etwas menschliches. Die gläubige Gemeinde, die unsichtbare Kirche braucht keine äußerlich gesetzliche Norm, sie steht, geboren aus dem *einen* Geiste, auch in allen Jahrhunderten und allen Zeiten in *einem* Bekenntnis. Aber jede sichtbare Kirche braucht ein gemeinsames Bekenntnis und eine Arbeitsgrundlage, denn ein Haus, das mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen; sie braucht eine Sturmes- und Kampfesfahne, ein Panier, unter dem sie kämpft. Darum hat auch Gott seiner sichtbaren Kirche auf Erden gleich in den ersten Jahrhunderten ein Glaubens- und Taufbekenntnis gegeben. Daß wir gerade auf diesem beharren, ist nicht eigensin-

nige Rückständigkeit, sondern ruht auf der Ueberzeugung, daß schlichter und gewaltiger, einfacher und großartiger, biblischer und offenbarungsmäßiger der christliche Glaube gar nicht zusammengestellt werden kann, als in diesem Bekenntnis. Es enthält nur die großen Tatsachen der Gottesoffenbarung wie Diamanten aneinander gereiht, und den Weg, in denselben selig zu werden mit seinem wuchtigen: „Ich glaube, ich glaube, ich glaube." Nur die Leugnung der Gottestaten führt zum Gegensatz gegen dies Bekenntnis, und darum fällt der Kampf um dies Bekenntnis mit dem Kampf um die unveräußerlichen Grundlagen alles Christentums zusammen. Der herrliche Christus ist es, der Ewige, gestern, heute und in Ewigkeit, der schon im ersten Artikel, möchte man sagen, in des Vaters Schoß sitzt (Ich glaube an Gott den Vater) und der im zweiten Artikel von den Ewigkeiten durch die Geisteszeugung in die Zeit tritt, hinab bis an das Kreuz geht, hinauf auf den Thron sich schwingt und von dort aus sein Reich baut, bis daß er kommt. — Der ist es, den man nicht will, und der eben ist es, den wir wollen, den wir lieben, in dem wir leben, selig sind und herrlich werden, und um dessentwillen allein wir auch zäh und fest stehen zum Apostol. Glaubensbekenntnis. Das ist so etwas aus unserm badischen Heimatlande und aus einem badischen Herzen heraus."

Die römisch-katholische Kirche Frankreichs befindet sich bekanntlich in neuerer Zeit in großer Bedrängnis. Das rücksichtslose und gewalttätige Vorgehen der Staatsbehörden gegen sie und ihre Einrichtungen und Vertreter schadet ihr in mancherlei Weise. So sinkt z. B. die Zahl der Priester ganz bedeutend. Das Seminar in Autun hatte vor zehn Jahren 120 Kandidaten, jetzt hat es 55, in Anjouleme sank ihre Zahl von 90 auf 45, in Toulouse von 120 auf 75, in fünf anderen Diözesen zählte man nur 5—6 Theologie-Kandidaten. Dagegen ist es erfreulich, von einer evangelischen Bewegung innerhalb der Kirche zu hören. In Paris tagte kürzlich ein Evangeliumbund, dessen Losung ist: Wir müssen zurück zum Evangelium! In dem Bericht, den der Bund den Zeitungen zugeschickt hat, heißt es: „Warum sollen wir Katholiken nicht den alten, in Vergessenheit geratenen Gebrauch des Gebets in der Familie wieder aufnehmen, an das sich das Lesen einiger Bibelverse schlösse? Warum sollte das Evangelium nicht in den Schulen, im Katechismus-Unterricht, in den Vereinen und Lehrkursen gelesen werden? Wäre es nicht nützlich, wenn allgemein das Sonnags-Evangelium mit kurzer Erklärung in allen Sonntagsmessen gelesen würde, besonders in den ziemlich häufigen Messen, die ohne Predigt stattfinden? Warum hat das erste Buch der Welt nicht unter den Preisen, die den Schulkindern gegeben werden, einen Ehrenplatz? Kurz, wenn man die evangelischen Lehren den Seelen und gewissermaßen dem Blut der kommenden Geschlechter eingeben will, wenn man dem Verstand den Glauben nahe bringen will und die Liebe Christi ins Herz geben, so darf man sie nicht mit albernen Andachtsübungen und sentimentalen Spielereien sättigen, sondern mit dem Evangelium selbst, dem unverkürzten Evangelium. Das ist das Buch des Lebens, es kann allein Lebendiges schaffen." Das klingt ja ganz evangelisch. Was werden aber die Bischöfe und was wird der Papst dazu sagen? Wbl.

Am Grabe einer katholischen Bibelgesellschaft.

Unter dieser Aufschrift gibt die „Wartburg" von No. 43 v. J. einen Bericht über die kurzen Lebensschicksale einer Bibelgesellschaft, die sich in Rom

konstituiert hatte unter dem Namen: "Pia societa di San Girolama per la diffusione del santi Vangeli" — „Fromme Gesellschaft des heiligen Hieronymus zur Verbreitung der heiligen Evangelien."

Diese Gesellschaft hat in den wenigen Jahren ihres Bestehens fleißig und gut gearbeitet. Sie hat nahezu eine Million Exemplare der Evangelien und der Apostelgeschichte in einer mustergiltigen, modern italienischen Uebersetzung und in vorzüglicher Ausstattung aus der Presse und — was mehr heißen will — dank ihrer trefflichen Organisation auch unter das Volk gebracht. Wir Evangelische waren beim Erscheinen dieser Evangeliumsausgabe besonders angenehm berührt von dem Geiste inniger Frömmigkeit, der durch die Uebersetzung weht, von dem fast evangelischen Sinne, in dem die unter dem Texte da und dort vorkommenden Anmerkungen gehalten sind, und von dem versöhnlichen Charakter, der in der Vorrede zu Worte kommt, wo von uns die Rede ist, als „unseren von uns getrennten protestantischen Brüdern." Diese mit so großen Hoffnungen ins Leben getretene Gesellschaft, auch von protestantischer Seite mit aufrichtiger Freude begrüßt, der päpstlicher Segen und Ablaßgnade gleich in der Wiege dargebracht worden waren, ist vom Papste wieder aufgelöst worden. Unheimlich still war es schon lange gewesen, kein Mensch redet mehr von der Hieronymus-Gesellschaft, seit ihre Arbeiten zum Stillstand gekommen waren, ohne über die Evangelien und die Apostelgeschichte hinausgekommen zu sein. Die Herausgabe des Römerbriefes konnte angeblich wegen Mangel an Mitteln nicht erfolgen und dann hieß es bald darauf, die Gesellschaft habe nie an die Herausgabe anderer biblischer Bücher als nur der Evangelien gedacht, das liege ja auch schon in ihrem Namen: Gesellschaft zur Verbreitung der Evangelien, und wenn sie sich auf die Evangelien beschränken wolle, dann könne ihr doch gewiß niemand zumuten, auch die Apostelbriefe herauszugeben.

Im Juni 1907 fing schon das Ende an. Damals wurden der Gesellschaft so ziemlich alle Geschäfte aus den Händen genommen und alles, was sie anging, einer besondern päpstlichen Kommission übertragen; dieselbe bestand aus dem stellvertretenden Staatssekretär des Vatikans, Monsignore della Chiesa als Vorsitzenden, zwei Beamten der vatikanischen Bibliothek, Bartolomeo Nogara und Giovanni Mercati, und dem Direktor der vatikanischen Druckerei, Giovanni Pasquale Scotti. Letzterem wurde auch die Verwaltung der „Masse" anvertraut, d. h. der noch vorhandene Vorrat an Evangelien, etwa 250,000 Stück, wurde in einer Abteilung der vatikanischen Druckerei untergebracht, und soll verkauft werden, so lange der Vorrat reicht. Wenn das dann geschehen ist, dann wird auch das letzte, was an die Hieronymus-Gesellschaft erinnert, der Geschichte angehören. Im Herbst 1908 wurde der Papst dann von den Jesuiten gedrängt, zum letzten entscheidenden Schlage gegen die Gesellschaft auszuholen. In privater Audienz wurden ihre Leiter durch Ermahnen, Bitten und Zureden bewogen, ihre Aemter niederzulegen. Damit war aber die Gesellschaft selbst aus dem Leim gegangen.

Man versucht freilich im Vatikan, die Sache zu vertuschen und die Auflösung wird offiziell geleugnet. Aber die Tatsache steht fest. Den Jesuiten, die in allen Machtfragen im Vatikan zu entscheiden haben, war diese Gesellschaft ein Dorn im Auge. Daher sagt die „Wartburg" weiter:

Wollen wir eine Antwort haben auf die Frage, weshalb die Hieronymus-Gesellschaft aufgelöst worden ist, so müssen wir uns in allererster Linie vergegenwärtigen, daß wir es in dieser Gesellschaft und ihrer Arbeit mit Le-

bensäußerungen jener aufrichtig frommen, religiös gesinnten Richtung im italienischen Klerus zu tun haben, die in stetem Kampfe liegt mit der mächtigen, im Vatikan tonangebenden Jesuitenpartei. Denn diese hat ja mehr die äußere Machtentfaltung des Papsttums und der römischen Kirche im Auge, als das Kommen des Reiches Gottes. Die Auflösung der Hieronymus-Gesellschaft ist nichts anderes als eine Episode in diesem Kampfe und stellt einen Sieg der Jesuitenpartei dar. Diese mit dem Kardinal Respighi an der Spitze hatte, wie im vergangenen Herbst ein angesehener Prälat einem Mitarbeiter der „Gazetta di Torino" mitteilte, geschworen, dafür zu sorgen, daß die Evangelienausgabe der Hieronymus-Gesellschaft verboten und erstere selbst aufgelöst werde, weil das bloße Lesen der Evangelien Anregung zum Protestantismus gebe. Wie ich von gut unterrichteter Seite erfahre, hat man im Vatikan in der Tat feststellen müssen, daß die Verbreitung der Evangelien der Evangelisationsarbeit der Protestanten in Italien Vorschub geleistet hat. Man beschloß daher, der weiteren Verbreitung der Evangelien ein Ziel zu setzen dadurch, daß man die Gesellschaft selbst aufhob. Es ist eigentlich logisch richtig, daß die Kirche so handelt. Sie weiß es sehr wohl, daß sie nicht im Evangelium, sondern in Menschensatzungen ihre Hauptwurzel hat, und daß ihre Lehre, verglichen mit derjenigen des Evangeliums, als widersprechend der letzteren erfunden werden würde; will sie das aber verhindern, so gibt es nur einen Weg für sie, die Unfehlbare, sie muß das Evangelium bei Seite zu setzen suchen.

Es ist für uns Evangelische, fährt die „Wartburg" fort, und besonders für diejenigen unter uns, die, wie Schreiber dieses, in der römischen Kirche aufgewachsen sind, ergreifend wehmütig, zu sehen, wie alle besseren Regungen innerhalb des Katholizismus brutal niedergetreten werden, und nur der starre Formalismus und die Herrschsucht triumphieren. Es ist aber auch gut so, denn manch einem, der noch hoffte, eine Erneuerung der römischen Kirche zu erleben, werden dadurch die Augen aufgetan. Uns kann es nur recht sein, wenn Rom durch Vorgänge, wie die Auflösung der Hieronymus-Gesellschaft uns zeigt, daß die Arbeit der Ausbreitung des Evangeliums eben doch von uns getan werden muß, weil die Kirche die Hände davon lassen will. Rom ist unverbesserlich, weil es unfehlbar ist. Es kann sich nicht biegen — wohlan, so möge es brechen! Und brechen, stürzen wird es, ob es dem Volke das Evangelium gibt oder nicht, gerade durch die Macht dieses Evangeliums. „Los von Rom!" und „Hin zum Evangelium!"

Ja, ja: „Wir heilen Babel, aber sie *will* nicht heil werden! So lasset sie fahren!" Jer. 51, 9.

Literatur.

Im eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., erschien Traktat No. 5:

„*Warum soll eine evangelische Gemeinde sich der Synode anschließen?*"

In drei Zwiegesprächen werden die törichten Vorurteile, die in den Gemeinden gegen den Anschluß bestehen, ans Licht gezogen und gründlich widerlegt, so daß jeder, der nur will, sich überzeugen kann, daß die Gründe nicht stichhaltig sind, die gegen den Anschluß an die Synode geltend gemacht

werden. Der Traktat sollte in den Gemeinden, die sich noch nicht angeschlossen haben, reichliche Verbreitung finden.

Der Kalender pro 1910 kam zu spät, um noch in Literatur des Januarheftes zu erscheinen; für jetzt post festum noch etwas zu sagen, erscheint uns überflüssig.

Ferner erschien: Vorbereitungskursus für Sonntagsschullehrer. III. Preis: 25 Cts. Das Buch gibt Normallektionen über die Bücher des Neuen Testaments nebst Anhang von Tabellen und Karten. Mit weißem Papier durchschossen für Notizen. Ein vorzügliches Hilfsbuch zur Selbstbelehrung für den Sonntagsschullehrer, der sein Amt mit Fleiß und Treue ausrichten und sich recht darauf vorbereiten will.

Von der evang.-luth. St. Johannes-Gemeinde zu Dayton, Ohio, J. G. Müller, Past., kam uns zu:

"Educational Classes". Dasselbe besteht in der Hauptsache aus höchst interessanten und instruktiven Bildern. Voranstehend wird in der "Introduction" in englischer Sprache eine Erklärung des Büchleins gegeben. Die Gemeinde hatte das Unglück, daß am 30. April 1899 ihre Kirche abbrannte. Aber was damals als Unglück erschien, erweist sich nun nach zehn Jahren als ein Glück für die Gemeinde. Das Unglück erweckte den Geist christlicher Dienstwilligkeit, der sich mit großem Eifer daran machte, nicht nur die Kirche neu zu bauen, sondern in Verbindung mit der Kirche neue Einrichtungen zu treffen, die sich als ein Segen für die Jugend und für die ganze Gemeinde erwiesen haben und täglich mehr erweisen. Statt nämlich bloß Klubs und Vereine zur Unterhaltung und Vergnügung der Jugend einzurichten, wurden Lehrklassen verschiedenster Art für die jungen Leute, Jünglinge und Jungfrauen eingerichtet, in welchen in den Abendstunden ihnen Gelegenheit geboten wurde, sich allerlei nützliche Kenntnisse, artistische und praktische, brauchbar für das Leben, zu erwerben. Von diesen Lehrklassen nun bringt das Büchlein "Educational Classes" vortreffliche Bilder, die ohne Worterklärung einfach im Bilde zeigen, was gelehrt, gelernt und erreicht wird. Voran stehen sechs Bilder, zwei welche die alte Kirche und dieselbe im Brand zeigen; und vier zeigen die neue Kirche von außen und innen. Dann folgen zwanzig Bilder mit folgenden Unterschriften: Class in first steps of sewing for little girls;.....in instruction on sewing machine for little girls; dressmaking; power sewing machine class; married womens' sewing class; fancy work class; millinery class; cooking class; boys and choral class; class in instrumental music for boys; class in the rudiments of music; choral class; class in clay modeling; class in basketry; mechanical drawing class; class in common branches; class in pyrography; class in book-keeping; class in stenography; art class. Es folgen: The pupils at lunch and library and reading room.

Nun folgen noch 16 Ausstellungsbilder, welche uns im Bilde zeigen, was in den Klassen gearbeitet und erreicht wurde im Nähen, im Kochen, im Kleidermachen, in feinen Stickereien u. dergl., im Korbflechten, im Zeichnen, in Buchführung und Stenographie, in Pyrographie u. dergl. Wir glauben, die evang.-luth. St. Johannes-Gemeinde hat da ein ausgezeichnetes Vorbild gegeben, das man namentlich den Stadtgemeinden zur Nacheiferung bestens empfehlen kann. Solche Fortbildungsklassen haben gewiß großen Segen für die Gemeinde und ihre einzelnen Glieder, sie bilden einen Ver-

bindungskitt für Glieder und Gemeinde und bewahren vor viel Torheiten und unnützem Tand, auf welchen sonst die freien Abende verwendet werden, und werden für das ganze Leben der Unterrichteten segensreiche Folgen nach sich ziehen.

Von Richard Mühlmanns Verlag in Halle a. S. kam uns zu: „Abendmahls-Büchlein" oder Selbstbetrachtungen für evangelische Kommunikanten, nebst Anhang zum Konfirmationstage. Von Pastor J. L. Müller in Mettmann. Der Preis des Buches in Leinwand mit Goldtitel ist 75 Pf., bei Bezug von mindestens 25 Exemplaren ermäßigt sich der Preis auf 60 Pf., bei mindestens 100 Ex. auf 50 Pf. Die Ausgabe auf Velinpapier mit Goldschnitt kostet 2 Mark.

Das Buch erscheint in 33. Auflage. Beigedruckt sind ihm drei Vorreden: eine von Dr. Dryander, Generalsuperintendent der Kurmark zur 26. Auflage, und eine von Dr. Nieden, Generalsuperintendent der Rheinprovinz, zur 8. Auflage. In beiden bezeugen die betr. Herren den Segen, den das Büchlein schon seit langen Jahren gestiftet hat. Im Vorwort zur 5. Auflage spricht der Verfasser selbst sich aus über den Zweck, den er bei diesem Büchlein im Auge hatte. Es will Anleitung geben, nicht belehren und predigen; sondern den Bedürftigen gleichsam bei der Hand nehmen und in die rechte Sammlung und Stimmung hineinführen. Ueber konfessionelle Streitigkeiten und sektirerische Absonderung spricht Verfasser sich aus wie folgt: Wir müssen es tief beklagen, wenn das heilige Abendmahl, welches vom Herrn gegeben ist, um in der Verkündigung seines Todes die Seinen zu einigen, durch menschliche Einseitigkeit wieder zum Anlaß der Ausschließung und Trennung unter den Gläubigen gemacht wird. Nicht, daß es eine reformierte und eine lutherische Auffassung des Sakraments und seiner Bedeutung gibt, ist der eigentliche Schade, sondern daß man, über der Verschiedenheit in der beiderseitigen Erklärung, das Gemeinsame und die Hauptsache vergessen kann. Wir sind dessen in dem Herrn gewiß: wer zum heiligen Abendmahl kommt, — mag er dabei lutherische oder calvinische Begriffe mitbringen, — als gebeugter und der Gnade bedürftiger Sünder sein Heil in Jesu Versöhnungstod sucht, an ihn als den Grund unserer Gerechtigkeit vor Gott glaubt, und seiner Lebenskraft und Lebensgemeinschaft im Abendmahlsgenuß teilhaftig zu werden begehrt, den wird der Herr, der das Mahl bereitet und die Gäste dazu geladen hat, als willkommenen Tischgenossen erkennen und segnen mit seinen Gaben. Darnach, und nur darnach sollte man vor allem in seiner Kirche fragen.

Nicht minder ist es betrübend, wenn hie und da einzelne Häuflein von der kirchlichen Abendmahlsfeier der Gemeine sich trennen und in sektirerischer Weise es für sich begehen. Sie scheiden dadurch sich selbst aus von der öffentlichen und lauten Verkündigung des Todes Jesu, und zugleich kündigen sie allen in der Kirche stehenden lebendigen Gliedern Christi damit die heiligste Tischgenossenschaft und Gemeinschaft auf und richten Zertrennung und Aergernis an.

Möchte doch dies erkannt, und durch des Herrn Gnade das heilige Abendmahl, mehr als bisher, der Sammel- und Einigungspunkt der Gläubigen an allen Orten werden! Getrostes und entschiedenes Zeugnis gegen allen unwürdigen Genuß, aber daneben liebende Handreichung für alle heilsbegierigen Seelen tut dazu Not. Letztere namentlich wünscht auch dies Büchlein ferner darzubieten, welches des Herrn Segen weiterhin gnädig begleiten

wolle, wie er bisher an so vielen Seelen aus allen Ständen und den verschiedensten innern und äußern Lebensverhältnissen es reichlich gesegnet hat. Das Büchlein ist besonders geeignet als Geschenk für alt und jung, namentlich für Konfirmanden gebraucht zu werden.

Aus gleichem Verlag kam:

„Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht." Von Geh. Kirchenrat Superint. Dr. O. Pank. Ein Jahrgang Predigten. 1910. Preis: 8 Mk.; geb. 9 Mk.

Das Buch gibt ein Bild des Verfassers und 71 Predigten über alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Die Texte sind frei gewählt aus den Evangelien und Episteln, auch etliche aus dem Alten Testament. Die Predigten selbst bieten Altes und Neues aus dem Predigtschatz des hochgeehrten Verfassers. Gleich voran steht eine Antrittspredigt vom Sonntag Jubilate 1882 in Leipzig. Anlaß der Ausgabe dieses Jahrgangs war das 25jährige Jubiläum des Verfassers als Leipziger Superintendent und Pfarrer zu St. Thomä, das Verfasser am 23. Mai 1909 feiern durfte. — Von Dr. Pank sind schon andere Bände ausgegangen: „Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes"- in 12. Auflage; und „Das Evangelium Matthäi", in 83 Predigten und Homilien, 5. Auflage, 2 Bände. Das ist eine Abteilung des großen Evangelienwerks, an welchem sich die berühmten Prediger Dr. E. Dryander (Markus), Dr. E. Frommel (Lukas), Dr. R. Kögel (Johannes) mit je 2 Bänden beteiligt haben. Das vorliegende neue Predigtwerk tritt den genannten Büchern würdig an die Seite und ist ebenso wie sie „eine Fundgrube", die uns im besten Sinne gläubige und im besten Sinne moderne, d. h. Zeitpredigten darbietet.

Ergreifend und anscheinend anstreifend an das große Aergernis im sächsischen Königshaus ist seine Predigt über das alte Nathanswort: „Du bist der Mann!" In ihr wird den scharfen Zungen und Federn, die gleich über anderer Sünden richtend herfahren, das Gewissen geschärft.

Im Jubiläumsjahre der 400jährigen Geburt Luthers hielt Dr. Pank am 7. Sonntag nach Trinitatis 1883 eine Predigt über Matth. 16, 13—19, in welcher er an das geschichtliche Ereignis anknüpfte: Luthers erste Predigt in Leipzig am 29. Juni 1519 über Matth. 16, gehalten bei Gelegenheit der Disputation in Leipzig zwischen Dr. Eck und Dr. Karlstadt, resp. Luther, die noch im Druck vorliegt. Panks Predigt trägt die Ueberschrift: St. Petrus und St. Peter. Als Inhaltsangabe überschreibt er seinen Text: Ein dreifaches, hochbedeutsames Bekenntnis. 1) Ein Bekenntnis von St. Petrus. 2) Ein Bekenntnis zu St. Petrus. 3) Ein Bekenntnis wider St. Petrus. Das ist eine echte Reformationspredigt. Das Buch empfiehlt sich selbst und bedarf unserseits keine weitere Empfehlung.

Von dem Verfasser, Dr. Augustus Schultze, kam uns zu:

Christian Doctrine and Systematic Theology. For sale by the author and at the Moravian book store, Bethlehem, Pa., 279 pages, cloth $2.00, postpaid; to ministers it is offered at $1.75.

Pastor Jak. Schöttle in Scranton, Pa., ist gleichfalls bereit, den Verkauf zu vermitteln. — Das Buch könnte eigentlich ein Kompendium der Dogmatik genannt werden, da es in sehr prägnanter Kürze, in sechs Hauptteilen und 50 Kapiteln mit entsprechenden Unterabteilungen das ganze, ungeheure

Material unterbringt, das eine Dogmatik zu behandeln hat. Verfasser ist Präsident des Herrnhuter College und Theologischen Seminars in Bethlehem, Pa., ein ehemaliger Studiengenosse unseres entschlafenen Synodalgliedes, Dr. Paul L. Menzel, der bei uns in hoher Achtung stand.

Die Brüdergemeine steht unserer Kirche hinsichtlich des Bekenntnisses und im praktischen Christenleben ja sehr nahe; und so ist auch dieses Buch gewiß sehr geeignet für Pastoren unserer Kirche, als ein englisches Hilfs- und Lehrmittel zu dienen, wie kaum ein anderes in englischer Sprache erschienenes Buch. Für solche, die auch den Jugend- und Konfirmandenunterricht in englischer Sprache zu geben haben, empfiehlt sich dieses Buch ganz besonders wegen seiner prägnanten Kürze. Ein am Schluß angefügter „Index of Subjects“ ermöglicht es, schnell irgend einen Gegenstand auszufinden und über irgend eine Person, Denomination oder Sekte, die in der Kirche Bedeutung gewonnen hat, kurze Auskunft zu finden. Wir teilen noch ein Urteil mit, das ein Bischof der „Reformed Episcopal Church“ über das Buch geäußert hat, und können mit diesem Urteil uns völlig einverstanden erklären. Er schreibt:

"The book, so faithful to the teaching of God's word, while so scholarly and complete and yet simple and popular in presentation, may worthily take its place as the text book in any seminary in which evangelical truth is incalcated."

Ein anders Urteil ist folgendes:

"Here is a book that will do a world of good. If all who have it or intend getting it give it that close reading that it deserves, its effect on the life of the individual and of the Church will be great and lasting. It offers in wealth of material and in its clearness of arrangement a contribution to the important subjects it treats of, for the like of which we look elsewhere in vain. Open the book anywhere or consult the index, either at random or in search of what you actually want, and you will be rewarded with a mass of straight-forward statements and an array of argument and authority that is splendidly satisfying. There is nothing artificial, and yet there is consummate system. There is a depth of insight and a wideness of vision; there is culture and erudition that is marvelous and commanding.—*Bishop M. W. Leibert, D.D., New York City.*

So empfehlen wir unseren in englischer Sprache arbeitenden Brüdern dieses Buch mit voller Freudigkeit und wünschen ihm eine recht weite Verbreitung in unserer Synode.

Vom Verlag von A. Deichert, Nachf. (Geo. Böhme), in Leipzig, kam uns zu:

„Hymnologisches Hilfslexikon von Pastor E. Brederek, Breklum. 164 Seiten. Preis: 2.70 Mk. broch.; 3.50 Mk. geb.

Das ist ein ganz eigenartiges Buch, das wohl hauptsächlich nur von solchen wird benützt werden, die sich eingehend mit dem Schatz deutscher Kirchenlieder beschäftigen, sei es zur eigenen, genauen Kenntnisnahme, sei es zum Zweck der Bearbeitung eines Gesangbuchs. Um den Lesern einen Begriff zu geben, was das Buch bietet, müssen wir eine Inhaltsangabe hersetzen. Verfasser benennt die Abschnitte mit dem Wort Abteilung:

I. Lieder gleichen Anfangs.
II. Lieder mit verändertem Anfang.
III. Lieder über biblische Texte.
IV. Gleichnamige Liederdichter.
V. Sonstiges. — Nachträge und Berichtigungen.

In Abteilung I. stehen sämtliche Lieder, von denen je zwei oder mehr die gleiche Anfangszeile haben, d. h. es steht immer nur die Anfangszeile und der Name des Dichters. Wer nun ein Interesse hat, auszufinden, in welchem Buch das Lied zu finden sein mag, muß die Vorrede beiziehen, wo Verfasser die von ihm benutzten Quellen nennt. Es ist erstaunlich, wie viele Lieder ähnlichen Anfang haben, weshalb man sich leicht irren kann über manche Lieder; hier will Verfasser dem Irrtum wehren. Die Lieder folgen in alphabetischer Ordnung. Auch Abteilung IV. sucht Irrtümer zu berichtigen bezüglich gleichnamiger oder ähnlich benannter Liederdichter.

Wäre das Buch unserm Gesangbuch-Komitee zur Verfügung gestanden, als es sich um Umarbeitung des Gesangbuches handelte, so hätte ihm dieses Buch ohne Zweifel gute Dienste leisten können.

Aus gleichem Verlag kam:

„Nietzsche." Von R. G. Grützmacher. 197 Seiten. Preis: 3.80 Mk.; eleg. geb. 4.80 Mk.

Verfasser nennt das Buch: Ein akademisches Publikum. Es enthält 12 akademische Vorlesungen über Nietzsche. Die 4 ersten befassen sich mit den Quellen und dem Lebenslauf Nietzsches, einschließlich seiner Krankheit und Tod. Dann folgen Vorlesungen, in welchen behandelt wird: Die ästhetische Form seiner Werke. Seine Stellung zur Kunst; zur Wissenschaft; zum Leben; zur Freundschaft; zur Ehe; zur sozialen Welt; zu Nation und Staat. Dann seine Kritik der geltenden Moral und Religion. Die letzten drei zeigen den fertigen Nietzsche: Nietzsche und das Christentum. Der Wille zur Macht. Der Uebermensch. Der neue „Gott." Die Wiederkunft aller Dinge.

Vielleicht fragen manche Leser, die einen gerechten Abscheu vor Nietzsche haben: Lohnt es sich überhaupt, über diesen Menschen ein so ausführliches Buch zu verfassen, es anzuschaffen und zu lesen? Wir antworten: Wäre Nietzsche nur von der gewöhnlichen Sorte moderner Rationalisten und Ungläubigen, so wäre es in der Tat kaum der Mühe wert, so viele Mühe und Zeit an ihn zu wenden. Nietzsche aber macht eine Ausnahme: In ihm kocht und siedet der Geist des Abgrunds; er hat alle Halbheit abgeworfen und ist ein ganz bewußter und dezidierter Gottes- und Christushasser. Wer Nietzsches Leben und Werke recht verstehen will, auch seinen traurigen Ausgang, der sollte folgende Abschnitte resp. Paragraphen in Culmanns Ethik (2. Auflage) lesen: Seite 428, unten, Fußnote, wo C. sagt: „Der Charakter des Antichrists wartet noch seines Dichters. Die Dichter der Gegenwart scheinen nicht das Zeug dazu zu haben." Wir glauben, in Nietzsche ist eine bedeutende Etappe erreicht zur Zeichnung dieses Charakters. Vergl. ferner Culman § 106, 109 (S. 437 unten.) § 136. Besonders der letztgenannte Paragraph beschreibt den Hochmutsgeist des ἀντίθεος, der den wahren Gott als nicht seiend machen möchte, und weil ihm das nicht gelingt, so artet der Gotteshaß in eine Art Theophobie aus. Der Hochmut wird als Geistesexpansion charakterisiert, die zu innerer Hohlheit und Lehre führt. „Die Folge davon ist eine völlige Diabolisierung der Per-

son, Freude über jedes Verbrechen. . . . . Jede Sünde desselben äußert sich hier als Lästerung, als bewußte Verhöhnung jedes göttlichen und menschlichen Gesetzes. Oft auch stürzt das Individuum auf dieser Stufe in Wahnsinn und verrückte Dummheit, weil es zu schwach ist, diese beständige innere Anstrengung zu ertragen."

Wie sehr diese Charakteristik schon auf Nietzsche paßt, zeigt seine Lust an den menschlichen Ungeheuern, die als Gewalt- und Blutmenschen in der Geschichte bekannt sind und ihrem Hochmut ganze Hekatomben ihrer Mitmenschen geopfert haben. Seine rohnaturalistische Auffassung vom Uebermenschen zeigt sich im Zarathustra, wo Nietzsche Wollust, Herrschsucht, Selbstsucht preist, die er hauptsächlich als Eigenschaften des Uebermenschen denkt. Sein Uebermensch ist nichts anderes (nach Gr.) „als der rohste Natur- und der gesunkenste Kulturmensch, eine durch und durch amoralische Erscheinung, — auch alles andere als ein neuer Wert, sondern in der Tat nichts anderes als rohe und verderbte Natur, wie sie stets existierte."

Daneben geht bei ihm freilich das Bestreben, den Uebermenschen aus dieser Stufe natürlicher Roheit und Versunkenheit zu heben. Er soll durch Evolution sich noch veredeln, und etwas bessere Manieren annehmen. Aber da ist das letzte Ziel des Uebermenschen: Die Selbstvergottung. Der Uebermensch wird da zum „vicarius Christi, in grausamer Parodie, der denen, die zu ihm kommen, das Abendmahl austeilt" u. s. w. . . . „Der alte Gott ist gestorben, der neue liegt in den Windeln."

Kurz: es ist der bewußte Geist des Antichristentums, der in Nietzsche sich ausspricht. Und aus diesem Grund ist es jedem gebildeten Christen anzuraten, sich Dr. Grützmachers Buch anzuschaffen, um sich hier ein Urteil bilden zu können über Nietzsche, den papierenen Antichristen, der glücklicherweise zu ohnmächtiger Wut verurteilt war, und die verbrecherischen Instinkte seines „Uebermenschen" nicht in Taten umsetzen durfte.

Wir gedenken auf Grund des vorliegenden Buches später, wo möglich, eine ausführlichere Arbeit über Nietzsche zu bringen, raten aber zu eigenem Studium dieses Buches, das Nietzsche volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen bestrebt ist, ohne Verleugnung der positiv-christlichen Stellung des Verfassers.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu:

„Praktisches Christentum." Vorträge aus der Inneren Mission. Von Pastor Dr. Theodor Schäfer, Direktor der Diakonissenanstalt in Altona. V. Folge. Preis: 1.80 Mk.; geb. 2.40 Mk. (Band I—V kosten je 2.40 Mk.; geb. 3 Mk.)

Inhalt: Neue Wege der Diakonissensache — Arbeitswünsche für das Marthahaus. — Die Bekanntschaft des Lehrers mit der Inneren Mission. — Wo stehen wir (in der Krüppelfürsorge)? — Krüppelfürsorge. — Gottesgedanken in der Geschichte des Damen-Vereins. — Tüchtige Schwestern. — Wichern, ein Mann des alten Glaubens. — Einige Striche zum Bilde Stöckers als eines Mannes der Inneren Mission.

Der verdiente Kenner der Inneren Mission bietet in dieser 5. Folge seiner Vorträge wiederum treffliche, fein gezeichnete Bilder aus Lehre und Leben der Inneren Mission, denen mit vollem Recht, wie den vorhergehenden, an der Stirne geschrieben steht: „Praktisches Christentum."

Sämtliche Vorträge sind Griffe ins Volle und aus dem Vollen, von

großer Frische und Lebendigkeit, kräftig und kernhaft. Möchte auch der neue Band weite Verbreitung finden.

Diese Vorträge sind hochinteressant, denn sie führen in das praktische Leben der Inneren Mission hinein und geben Winke und Anregung, in wievielerlei Diensten einzelne, von der Liebe Christi erfüllte Personen und ganze Vereine, die von ihnen sich leiten lassen, sich segensreich betätigen können für Gottes Reich und das Wohl ihrer Mitmenschen. — Auffallend ist uns, daß Verfasser meint, nur das konfessionell gefärbte Christentum könne konkretes Christentum sein (S. 89). Man merkt ihm den Löheschen Einfluß an, von dem er sich beherrschen läßt. Wir möchten wissen, welcher Konfession Petrus, Jakobus, Johannes oder Paulus angehörten? Oder ob ihr Christentum nur ein undefinierbares Abstraktum war, oder nur eine flaue und laue Religiosität blieb. Gibt es wirklich kein lebendiges, praktisches, echt evangelisches Christentum ohne spezifisch konfessionelle Färbung?

„Die apostolischen Sendschreiben" nach ihrem Gedankengange dargestellt. Von Pastor Liz. Georg Stosch. II. Band: „Die beiden Briefe an die Korinther. 2.50 Mk.; geb. 3 Mk. (I. Band: Jakobi-, Thessalonicher- und Galaterbrief. 2. Mk.; geb. 2.50 Mk.)

Nicht Einzelauslegung der apostolischen Sendschreiben, weder gelehrte, noch bibelstundenartige, will das Werk geben, sondern in das Ganze ihrer Gedankengänge will es einführen. Auch der vorliegende neue Band verdient viele Leser. Solche, die in den Nöten des Tages bei dem schöpferischen Sinne des Wortes Gottes Zuflucht suchen, und solche, die sich nicht genügen lassen an rein erbaulichen Betrachtungen über dasselbe, sondern in den ursprünglichen Sinn näher eindringen möchten, können sich den tiefgegründeten und packenden Ausführungen des bekannten und wegen seiner religiösen Wärme geschätzten Verfassers freudig anvertrauen.

„Das alte deutsche Leichenmahl" in seiner Art und Entartung. Von D. D. Albert Freybe. Preis: 1.20 Mk.; geb. 1.80 Mk.

Eine Monographie über die Geschichte des Leichenmahls war bisher noch nicht vorhanden. Der bekannte Verfasser hat es unternommen, der modernen Zeit, die das Leichenmahl zumeist als widernatürliche Roheit betrachtet, die geschichtlich begründete Kunde von seiner ursprünglichen Bedeutung nicht ganz verloren gehen zu lassen und zu zeigen, welche soziale Bedeutung es oft auch noch jetzt bewahrt hat.

Unsere Zeit wendet viel Fleiß und Kosten daran, um aus alten Gräbern in Aegypten und Babel Nachrichten aus den alten Zeiten fremder Völker ans Licht zu ziehen. Daneben wird die Kunde des eigenen Volks, seiner Sitten, Rechte und Gebräuche sträflich vernachlässigt. Und aus der Unkenntnis der alten Sitten erwächst dann einerseits ungerechte Verurteilung und Vernachlässigung der noch vorhandenen Reste alter Volkssitten, andererseits Verwilderung und Verrohung derselben, Verkehrung in Mißbräuche aller Art. Verfasser zeigt, wie die Totenmahlzeiten im Altertum wurzeln in dem echt deutschen Familienzusammenhang und dem deutschen Rechte. Es ist Aufgabe der Kirche, solche Sitten geschichtlich zu erforschen, zu verstehen und so viel wie möglich zu erhalten und zu veredeln. — Es ist eine sehr belehrende Studie über ein weit abgelegenes, unbekanntes Gebiet deutschen Volkslebens.

Vom gleichen Verlag kamen nachfolgende vier Hefte aus dem Werk:

„Für Gottes Wort und Luthers Lehr!" Biblische Volksbücher. In Verbindung mit zahlreichen namhaften Theologen herausgegeben von Pfarrer Liz. Theol. Dr. Joh. Rump. Preis der Serie von 10 Heften 6 Mk. Jedes Heft auch einzeln käuflich.

„Die Bibel — das Wort Gottes." Von Liz. Dr. Oskar Bensow, Dozent an der Universität Upsala. Eine Darstellung und Verteidigung der bleibenden Wahrheit der lutherischen Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift. (2. Reihe, 7. Heft). Preis: 60 Pf.

Was der geehrte Verfasser dieser Schrift sagt, findet unsere bereitwillige Zustimmung. Doch glauben wir, daß das Vorwort von Dr. Geß zu seinem letzten Buch: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel" viel zutreffender zur Sache redet als der Verfasser. Geß sagt mit Recht, daß eine Ausrüstung vom Geiste Gottes dazu gehört, auch auf Seiten der Leser, um zu beurteilen, was in der Bibel auf Geistesinspiration zurückzuführen ist, und was von dieser Urheberschaft aus zu nehmen ist. Verfasser obiger Schrift redet auch davon. Aber er führt nur neutestamentliche Stellen an. Geß aber geht darin weiter und sagt: Erzählungen wie die der Schandtat von Gibeon, Notizen wie die über den Viehbestand der aus Babel Zurückgekehrten, — und solche Stoffe sind im Alten Testament sehr zahlreich — beziehen sich so völlig auf unsere Fleischeswelt und haben mit Gottes Vorbereiten des geistlichen Heils einen so losen Zusammenhang, daß für einen geradsinnigen Menschen kein Anlaß vorhanden ist, den Geist Gottes für deren Urheberschaft in Anspruch zu nehmen.

Passend redet Dr. Aug. Schultze in seinem Buch "Christian Doctrine and Systematic Theology" Seite 17 von dynamischer Inspiration der Schreiber der Bücher; und Geß betont, daß man dem Irrtum entgegen zu arbeiten habe, als wäre die Inspiration zum Zweck des Schreibens geschehen. — So bleibt immer noch viel Irrtum abzuwehren von der vom Glauben postulierten Inspirationslehre. — Warum sich streiten um die Sätze: „Die Bibel ist Gottes Wort" und „die Bibel enthält Gottes Wort?" Das sind, wie Dr. Schutze mit Recht sagt (S. 18), fruchtlose Diskussionen, Zank um Worte. Wem durch Gottes Geist das Herz berührt und erschlossen wird, der lernt die rechten Distinktionen bei dem Inhalt der Bibel von selbst machen und lernt unterscheiden, was wesentlich zum Seelenheil mitwirkt und was damit in keinem oder nur sehr entferntem Zusammenhang steht. Mit andern sich zu streiten über die Dignität der einzelnen Schriften, Kapitel oder Verse — das mag man denen überlassen, die dazu Lust haben.

„Die Bibelversorgung Deutschlands seit der Reformation." Von Liz. Ernst Breest, Sekretär der Preuß. Haupt-Bibelgesellschaft. (2. Reihe, 8. Heft.) Preis: 80 Pf.

Der interessante Stoff wird in folgenden Abschnitten 1) von Luther bis A. H. Francke, 2) die Casteinsche Bibelanstalt und das 18. Jahrhundert, 3) die „Christentumsgesellschaft" und die Vorläufer deutscher Bibelgesellschaften, 4) die deutschen Bibelgesellschaften behandelt. Angaben über die Buchhändler-Ausgaben und illustrierte Bibeln des 19. Jahrhunderts, sowie eine Uebersicht über katholische Ausgaben beschließen die dankenswerte Arbeit. Man sieht hier, wie viel Arbeit getan wurde, um die Bibel unter das Volk zu bringen.

„Heilige Stätten im Lande der Bibel" als Gottes Zeugen in Geschichte und Gegenwart gewürdigt. Von Liz. Dr. Julius Böhmer. (2. Reihe, 9. Heft.) Preis: 1.20 Mk.

Der bekannte Verfasser hat unlängst das Heilige Land bereist und dabei auch die Stätten berührt, welche mehr abseits liegen und doch für das Verständnis der biblischen Geschichte ihren Wert haben. Ueberall zeichnet er kurz und farbenreich den gegenwärtigen Bestand, auf dessen Hintergrund er jedesmal die biblische und kirchengeschichtliche Vergangenheit aufleuchten läßt.

Behandelt werden: Emmaus, die Wüste, Anathoth, Silo, Sichem, Samaria, Nazareth, Tabor, Genezareth, Cäsarea Philippi, der Jordan, Jericho. Verfasser geht den Spuren der Geschichte und der Männer nach, die mit diesen Namen verknüpft sind, und fügt volkstümliche Betrachtungen und Anmerkungen dazu, die dem Heft einen erbaulichen Charakter verleihen. Es ist recht interessant zu lesen.

„Einst und jetzt im Heiligen Lande." Streiflichter zur biblischen Geschichte aus der Gegenwart des Heiligen Landes. Von Pastor O. Eberhard. (2. Reihe, 10. Heft.) Preis 80 Pf.

Palästina, das Heimatland der Bibel, das ist der Grundgedanke der in diesem Buche vereinigten Skizzen. Das Buch will nicht die Spreu der Tagesliteratur über Palästina vermehren, sondern ruht trotz seines losen Gewandes auf der Grundlage ernster wissenschaftlicher Studien. Im Unterschied vom vorigen Heft werden hier nicht „heilige Stätten" vorgeführt, sondern Land und Leute, Sitten, Gebräuche, das Leben in Freude und in Trauer, Häuser, Gräber, Fruchtbarkeit des Landes, öffentliche Sicherheit u. dergl. werden besprochen, und das alles dient zu besserem Verständnis mancher biblischer Stellen und Erzählungen.

Das Deutsche Evangelische Archäologische Institut in Jerusalem gibt Anlaß und Anleitung zu solcher systematischer und wissenschaftlicher Erforschung des Heiligen Landes, und wird von manchen deutschen Theologen dankbar benützt, um sich praktische Kenntnisse zu erwerben.

„Der Geisteskampf der Gegenwart" (früher Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart). Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Liz. Theol. E. Pfennigsdorf. Monatlich ein Heft. Preis vierteljährlich 1.50 Mark.

Unter E. Pfennigsdorfs Redaktion hat sich der Leserkreis der altbewährten Zeitschrift vervierfacht: Der beste Beweis für die Gediegenheit des Inhalts und die Richtigkeit ihres Zieles. Die Zeitschrift stellt das gesamte Geistesleben in Wissenschaft, Kunst, Philosophie und Religion unter das Licht des christlichen Glaubens, um so den Modernen das Verständnis des Christentums und den Christen das Verständnis des modernen Geisteslebens zu vermitteln. Die Eigenart und selbständige Begründung des Glaubens kommt dabei zu klarem Ausdruck. Die Zeitschrift bietet daher das beste Rüstzeug im Kampf um die Weltanschauung und ist allen, die nach einem festen Standpunkt ringen, dringend zu empfehlen.

„Mir scheint es übertrieben, wenn man die heutige Fremdheit gegen den Christenglauben nur als Willensabneigung beurteilt. Es ist doch wohl zu beachten, daß viele innerlich noch gern zum Christentum ständen, meinten sie nicht: die moderne Wissenschaft wehre ihnen. Solche mögen in erster Linie zu der Zeitschrift greifen. Unsere Aktiven sollten sie sich nicht für

ihre Bibliotheken oder ihre Lesezirkel entgehen lassen. Die Herren Konphilister aber darf ich darauf aufmerksam machen, daß mir der „Geisteskampf der Gegenwart“ in seiner Mannigfaltigkeit, der Knappheit und Gemeinverständlichkeit seiner Artikel ein sehr wertvolles Hilfsmittel in der Weltanschauungsnot unserer Frauen und Töchter zu sein scheint. . . .“

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Studiendirektor J. Jordan. 32. Jahrgang 1909. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten.“ Jährlich 12 Hefte. Preis: 3 Mk.; mit Porto 3.60 Mk.

„Die Evangelischen Missionen.“ Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Julius Richter. 15. Jahrgang. 1909. (Jan.—Dez.). Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern). Preis: 3 Mk.; mit Porto 3.60 Mk. Probehefte gratis.

„Saat und Ernte“ auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Paul Richter. 11. Jahrgang 1909. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern). Preis: 1 Mk.; mit Porto 1.36 Mk. (In Partien billiger). Mit „Die Evangelischen Missionen“ zusammen 3.75 Mk.; mit Porto 4.35 Mk.

Aus dem Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart:

„Der Türmer.“ Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probehefte franko.

Aus dem Inhalt des Dezemberheftes: Selig! Ein Weihnachtsgesang von Karl Engelhard. — Stille Nacht! Heilige Nacht! Von J. Illig. — Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Von Friedrich Lienhard. (Fortsetzung.) — Schützet die Kinder! Von Marie Sprengel. — Michel, der Riese, und Lütke, der Zwerg. Märchen von Rudolph Vogel. — Noble Passion. Von F. Freimund. — Schiller, wie sie ihn sehen. — Nationalökonomische Tendenzprofessuren. Von Dr. Richard Bahr. — Eine Katastrophe auf dem Mars? — Märtyrerinnen? — Das älteste Datum der Weltgeschichte. — Wir ganz Jungen. Von C. M., Stud. Theol. — Türmers Tagebuch: Erbfreundliches. Die Unbezahlbaren. Auf dem toten Strang. — Abraham a Sancte Clara. Von Prof. Dr. Bertsche. — Kosthappen aus Abraham a Sancta Claras Schriften. — Eine neue Evangelienharmonie. Von Karl Engelhard. — Vom weihnachtlichen Büchertisch. — Die Wandgemälde Hugo Vogels im Hamburgischen Rathaus. Von Curt Bauer. — Weihnachtsgaben vom Kunstmarkt. — Zwei oberbayrische Weihnachtslieder. Von Georg Queri. — Musikalische Festgeschenke. — Das französische Theater „in freier Luft.“ Von Marie Luise Becker. — Berliner Theater. Von Felix Poppenberg. — Der Klingelbeutel. — Notizbuch. — Kunstbeilagen: Hans Thoma: Die Verkündigung an die Hirten. Die Geburt Christi. Die heiligen drei Könige. Hugo Vogel: Hamburger Hafen. Urlandschaft. Heidnische Vorzeit. Christliches Zeitalter. Alt-Hamburg. — Notenbeilage: Weihnachts-Idylle. Von Walter Niemann. Adventslied für gemischten Chor. Von Ed. Ebel.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 12. Band. St. Louis, Mo. Mai 1910.

Jesus der Mittler.

1. Tim. 2, 5.

Von Prof. Pastor E. Otto.

Die Unterscheidung zwischen einem ewigen, unwandelbaren Kerne der Wahrheit und einer dem Wechsel unterworfenen Form des Ausdrucks für dieselbe ist wohl so alt, als das Denken über die Wahrheit selbst. Die Wandelbarkeit dieser Form ist einerseits in normaler Weise bedingt durch die im Fortschritte der Zeit sich erweiternde und sich korrigierende Welterkenntnis der Menschheit, andererseits abnorm durch die sündige Neigung des Menschen, die sich ihm bezeugende Wahrheit nach den Forderungen seiner fleischlichen Natur entstellend umzudeuten (Eph. 4, 22; Röm. 8, 3). Die Berechtigung zu solcher Unterscheidung ist selbstverständlich, Christus selbst hat sie der alttestamentlichen Offenbarung gegenüber angewendet, indem er einerseits dem kleinsten Tütelchen des Gesetzes eine unverbrüchliche Geltung verbürgt hat, und andrerseits Satzungen und Anschauungen, die nach dem Urteil seiner Zeitgenossen unmittelbar auf der geoffenbarten Wahrheit basierten, in Tat und Wort widersprochen hat. Diese Unterscheidung aber ist eine subjektive Tat des Menschen und wird, wo sie nicht in bloßer Nachbeterei geübt wird, von jedem Einzelnen in besonderer, durch seine individuelle Beschaffenheit bedingter Weise vollzogen, und kann bei Mitteilung an die Oeffentlichkeit nie auf unbedingte allgemeine Zustimmung rechnen, sondern wird, so untadelig sie auch geübt wird, doch Widerspruch hervorrufen, wie wiederum das Beispiel Jesu zeigt, und sie scheint demnach oft als eine Quelle des Unfriedens die Harmonie des geistigen Zusammenlebens zu stören. Dem Streben nach solcher Unterscheidung tritt daher naturgemäß eine andere Richtung entgegen, die davon nichts wissen will, sondern in einer historisch fixierten Form den unwandelbaren Kern zum ebenso unwandelbaren ewig gültigen Ausdruck gebracht sehen will, so daß mit der Rüttelung an der Form oder der Modifizierung derselben auch die ganze Wahrheit als preisgegeben erscheint.

Je und dann hat diese Richtung in der Kirche sich dominierend geltend gemacht. Die katholische Kirche hat in ihrem Tridentinum sich

solche ewig gültige Form der Wahrheit geschaffen; wer die ewige Wahrheit haben will, hier hat er sie, so gefaßt und nicht anders muß er sie annehmen, sonst hat er sie nicht. Die evangelische Kirche hatte der imposanten Autorität und Machtfülle der römischen Kirche gegenüber nichts anderes, worauf sie sich stützen und wohinter sie sich schützen konnte, als das Wort Gottes in der Heiligen Schrift, und sie glaubte sich zu der vollständigen Identifizierung von Gottes Wort und kanonischer Schrift versteigen zu müssen, wie sie in der Inspirationslehre vorliegt. Gottes Wort und ewige Wahrheit sind natürlich identisch, und hier ist Gottes Wort, hier ist nicht Göttliches und Menschliches zu unterscheiden, sondern alles ist göttlich; wer hier Kern und Schale scheiden will, der zerreißt die Wahrheit und verwirft sie. Auch hier lag das Verlangen vor, für die göttliche Wahrheit, die sich dem Glauben darbietet, und die nicht vollständig ergriffen wird, wenn sie bloß von der Erkenntnis angeeignet und nicht in innerer Lebenserfahrung empfunden ist, einen greifbar fixierten Ausdruck zu besitzen, auf den die forschende Erkenntnis für die Beantwortung all ihrer Fragen nach dem Hergang der Dinge in Natur und Geschichte gleichsam als auf ein Gesetzbuch hingewiesen sei.

Andere noch fühlen das Bedürfnis, nicht bloß an der Schrift selbst solchen allumfassenden und das Einzelnste beleuchtenden Ausdruck der Wahrheit zur Hand zu haben, sondern auch für die immerhin noch der Subjektivität und somit dem Irrtum ausgesetzte Auslegung derselben eine unwandelbar feststehende Norm zu besitzen, und finden im Gewirr der Meinungen dieser Zeit den „Glauben" nirgends anders gesichert, als hinter den schützenden Mauern des lutherischen Bekenntnisses, resp. der lutherischen oder auch der reformierten Bekenntnisschriften u. s. w. Seit den Zeiten der Aufklärung und des Rationalismus, deren Nachwirkungen sich keiner von uns entziehen kann, so wenig er sich dessen bewußt sein und so sehr er dagegen protestieren mag, ist die Unterscheidung zwischen dem idealen Inhalte der christlichen Wahrheit und den jeweilig für denselben gefundenen Ausdrücken für die Mehrzahl unserer Zeitgenossen unentbehrlich geworden, und das Recht jeder Gegenwart, den ewigen Inhalt der Wahrheit in der ihrer eignen Erkenntnisstufe angemessenen Weise zum Ausdruck gebracht zu sehn, wird von Repristinationsversuchen vergeblich bestritten werden. Die Folge der letzteren kann nur eine Entfremdung der Zeitgenossenschaft von der kirchlich verkündigten Wahrheit oder eine äußerliche Abfindung mit derselben sein.

Der Philosoph H. Lotze in seinem Mikrokosmus sucht in dem Abschnitte über „das religiöse Leben" eine solche Unterscheidung zwischen Inhalt der christlichen Wahrheit und Form der Offenbarung derselben zu geben. Daß er die Darstellung des ersteren der Lehre Jesu selbst entnimmt, ist ja gewiß recht, und es wird gegen seine Darstellung wenig einzuwenden sein; man kann dieselbe unvollständig finden, aber sie zeugt nicht nur von einer korrekten Kenntnis des Gegenstandes, wie man sie vom Philosophen erwarten darf, so daß er nicht, wie wohl mancher andere, vom Christentume redet wie der Blinde von der Farbe, sondern

sie zeugt auch von persönlicher christlicher Lebenserfahrung. Nur in flüchtiger Zusammendrängung kann hier seine Darstellung skizziert werden:

„Während die heidnischen Religionen mit kosmologischen Vorstellungen belastet sind, die Götter „zu viel in der Natur zu tun haben," ist für das Christentum die Naturwelt nicht der eigentliche Gegenstand des religiösen Nachdenkens, die Welt ist ja ihm auch ein Schauplatz und Spiegel des göttlichen Wirkens und Wesens, aber die eigentliche Richtung des christlichen Sinnens geht nicht auf die Naturwelt, sondern auf Gott selbst, das Christentum ist eine geistlich sittliche Religion. Das Judentum ist zwar auch eine sittliche Religion, es fordert Heiligkeit der Gesinnung, aber es mißt doch dem äußeren in der Welt sich bewegenden Handeln, dem Werk, eine zu große Bedeutung zu und kann das Heiligkeitsideal, das es anstrebt, nicht anders auffassen als im Zustandekommen einer äußerlich sichtbaren, in Gesetzeswerken sich vollziehenden Gesellschaftsverfassung. Das Christentum hat keine besonderen sozialen Theorien, seine sittlichen Forderungen gehen nicht zunächst auf die Herstellung bestimmter, eventuell mit äußeren Machtmitteln zu erreichender allgemeiner Zustände, sondern sie richten sich zunächst an die Persönlichkeit jedes Einzelnen, an den innersten Kern derselben, das Herz, das soll der Tempel des heiligen Gottes werden, und von da aus, von der Umwandelung des innersten Wesens jedes Einzelnen aus, wird die in Freiheit sich vollziehende Neugestaltung auch der allgemeinen sozialen Verhältnisse erwartet. Liegt nun diesem allen eine entschiedene Höherschätzung der übersinnlichen, der inneren, geistigen, sittlichen Welt gegenüber der äußeren zu Grunde, so würde die Erwartung doch getäuscht werden, wenn man in den Lehren Jesu besonders eingehende metaphysische Belehrungen über den Charakter dieser übersinnlichen Welt und ihre Entwickelung suchen wollte; ja, wohl zeigt sich sowohl in der Erfahrung des einzelnen Christen wie in der Geschichte der Gesamtheit, daß die Aufnahme der Lehren Jesu in das innere Leben auch von einer Klarheit zur andern führt, aber eine eigentliche metaphysische Belehrung zur Beantwortung der Fragen über die Beschaffenheit der jenseitigen Welt bietet die Lehre Jesu nicht, sie ist einfach und schlicht, bereichert das Wissen nicht durch eine Menge einzelner Erkenntnisse, regelt das Leben nicht durch eine Menge äußerer Vorschriften, setzt aber den inneren Menschen in eine Lebensverfassung, die ihn der Güter des ewigen Lebens teilhaftig macht."

Nach dieser, wie wir meinen, im ganzen zu billigenden, ja schönen Darstellung der Lehre Jesu als des eigentlichen Inhaltes der christlichen Wahrheit, die hier nur annähernd wiedergegeben ist, fährt aber der Philosoph fort:

„Die herzlich freudige Zuversicht zur Wahrheit dieser Lehren, die demütige Unterwerfung aller eignen Kraft unter die Gnade Gottes, das Bewußtsein nicht nur der natürlichen Unvollkommenheit, die ihren Sinn in der Ordnung der Welt hat, sondern die Sündhaftigkeit, die immer

ist und nie sein sollte, das Bekenntnis der Unzulänglichkeit alles eigenen Verdienstes, und die Hoffnung der Erlösung von allem Uebel durch die Liebe Gottes, die niemand verdienen und doch jeder erwerben kann: diese Verfassung des inneren Menschen haben zu allen Zeiten viele für den berechtigenden Grund angesehen, sich nach dem Namen Christi zu nennen. — Die christliche Kirche hat anders geurteilt. Sie hat das Recht auf diesen Namen an einen Glauben geknüpft, der nicht nur die Lehre, sondern auch den ganzen Zusammenhang des geschichtlichen Hergangs bekennt, durch den sie als Offenbarung in die Welt gekommen. Nicht die Lehre enthalte für sich allein schon den Keim einer Erlösung, die jedem Gemüte sich in jedem Augenblicke erneuern könne, vielmehr ein Mal, durch eine Tat, die nicht der irdischen, sondern der allgemeinen göttlichen Weltgeschichte angehöre, sei die Erlösung vollzogen worden, und ihr Gewinn falle, freilich nicht ohne die lebendige Aneignung der Lehre, aber auch nicht durch sie allein, sondern nur durch den Glauben an die Mittelschaft Jesu Christi den zukünftigen Geschlechtern zu. Die sittlichen Lehren des Christentums haben keine andere Anfeindung erfahren als diejenige, welche Bosheit und Unverstand von jeher jeglicher Religion entgegengebracht haben, und die beste Bildung der neuen Welt beruht, mit Bewußtsein oder unbewußt oder mit Widerwillen, auf ihnen. Die Forderung dagegen, die segenbringende Kraft derselben durch den Glauben an die heilige Geschichte zu verdienen, hat die wachsenden Widerstände erfahren, die der Gegenwart den Vorwurf zunehmender Irreligiosität zuziehen."

Was hier gesagt ist, das ist, man mag sagen leider, wahr; abgesehen von der etwas übelwollenden Insinuation, daß die christliche Kirche die Forderung aufstelle, die segenbringende Kraft der sittlichen Lehren des Christentums durch den Glauben an die heilige Geschichte zu „verdienen", wüßten wir nicht, welchem der obigen Sätze wir ein Nein entgegensetzen müßten. Denn so weit können wir nicht gehen, wie wohl manche tun, daß wir jeden Widerstand gegen die kirchlich verkündigte Lehre und daraus sich ergebende Fernhaltung von kirchlicher Gemeinschaft für Ausfluß von Bosheit und Unverstand erklären möchten. Im ganzen wird man sagen müssen, es ist so. Mag bei den Unkirchlichen auch vielfach Selbstüberhebung und Weltsinn eine Rolle spielen, so liegt dies eben an der allgemeinen Verkehrtheit menschlicher Natur, auch bei uns ist nicht immer alles, wie es sollte, und wir haben kein Recht, allen, ohne Unterschied, die sich in die kirchliche Lehre nicht finden können, zuzurufen: es ist nicht wahr, daß ihr euch nicht finden könnt, ihr wollt bloß nicht. Und dennoch, so sehr wir die Richtigkeit der Lotzeschen Sätze anerkennen müssen, können wir den Konsequenzen seiner Behauptungen nicht folgen, sondern wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen, sind wir gebunden an Pauli Wort: „Ich halte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne Christum, den Gekreuzigten," und: „Wehe mir, wenn ich dies Evangelium nicht predigte." Denn die Gedankengänge Lotzes laufen doch schließlich auf nichts anderes hinaus, als auf

die Forderung eines Christentums eventuell auch ohne Christus. Lotze zählte ja sich gewiß zu den vielen, die ihr Anrecht auf den Christennamen auf jene von ihm geschilderte Verfassung des inneren Menschen zu gründen begehren, aber manche schriftmäßig bezeugte Fakte, die jungfräuliche Geburt, manche Wunder, die leibliche Auferstehung und die leibliche Himmelfahrt, sowie manche aus Schriftaussagen abgeleitete kirchlich sanktionierte Theorien kann er nicht acceptieren, und er sagt zur Kirche: wenn ihr das alles zu den Requisiten eines Christen rechnet, dann gehöre ich nicht zur Kirche, und wenn nach eurer Ansicht die Kirche eben die Gesamtheit der Christen ist, so will ich lieber kein Christ heißen, als den Namen durch einen Glauben verdienen, den ich eben nicht glauben kann. Lotze ist ein zu guter Historiker, um nicht zu wissen, daß die von ihm geschilderte Verfassung des inneren Menschen erst durch Jesum der Menschheit möglich geworden ist, und er ist sicherlich weit davon entfernt, der Person Jesu den Zoll des Dankes dafür zu versagen, aber schließlich, wenn man ein geistiges Gut, eine Wahrheit, erfassen gelernt hat, ist es doch relativ gleichgültig, wer der ursprüngliche Erfinder dieser Wahrheit gewesen ist. Wenn ich die Einsicht in die mathematische Wahrheit gewonnen habe, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summa der Kathedenquadrate ist, oder wie der Satz in seiner Verallgemeinerung lauten mag, so kann ich wohl den Pythagoras bewundern und mich in seine Begeisterung hinein versetzen, als er sein εὕρηκα ausgesprochen; aber schließlich kann es mich doch am Besitz dieser Erkenntnis nicht irre machen, wenn eine historische Kritik nachweisen sollte, daß es einen Pythagoras überhaupt nie gegeben habe. So kann, auf die religiösen Fragen übertragen, es für den von Lotze vertretenen Standpunkt schließlich relativ gleichgültig sein, ob ich auf die Frage: was dünket dich von Christo? eine Antwort zu geben weiß oder nicht, wenn ich nur jene Verfassung des inneren Menschen besitze, die nach dem Zeugnisse der Geschichte auf den Einfluß Jesu auf's geistige Leben der Menschheit zurückzuführen ist; ist das Ziel erreicht, so ist der Weg, auf dem man zu demselben gelangt ist, bedeutungslos, man könnte auch auf einem andern dazu gelangt sein. Jesus selber hat nicht gesagt: ich bin das Ziel, sondern ich bin der Weg.

Das sind unter etlichen die Konsequenzen der Lotzeschen Gedankengänge, und ihnen gegenüber hat die Kirche an dem ihr anvertrauten Zeugnisse festzuhalten. Jesus hat nicht gesagt: ich bin ein Weg, sondern ich bin d e r Weg, und niemand kommt zum Vater, denn durch mich.

Vorausgesetzt, daß jene geschilderte Verfassung des inneren Menschen das wahre Christentum ist, und daß keine minderwertige Beschaffenheit diesen Namen verdient, dann ist es doch eine pure und darum müßige Abstraktion, wenn der Rationalismus in seinen verschiedenen Nüanzierungen behauptet, wir hätten zu dieser inneren christlichen Verfassung kommen können, auch wenn Jesus nicht gewesen wäre, oder wenn er etwas anderes gewesen wäre, als wie sein Bild in der Schrift uns vor Augen gestellt ist, das ist ein Operieren mit einem Wenn; es i s t

eben dies Wenn nicht eingetreten, es **ist** der Einfluß des Heiligen, des Gekreuzigten und zum ewigen Leben Auferstandenen gewesen, durch welchen jene Verfassung des inneren Lebens der Menschheit ermöglicht worden ist, es **ist** des Vaters Wohlgefallen gewesen, daß in ihm die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnen sollte, und wie er bisher der Schöpfer des neuen Lebens der Menschheit gewesen ist, so wird er's immerdar bleiben, es **ist** in keinem Andern Heil. Wir bestreiten nicht, daß auch ein frommer Israelit oder Muhamedaner oder Hindu eine ähnliche innere Verfassung besitzen könne, das ist eben die Wirkung des Gottesgeistes, der in Christo war, und es stimmt mit dem Worte Jesu selbst, daß viele kommen werden — vom Morgen und vom Abend; aber man müßte blind gegen die Lehre der Geschichte sein, um zu verkennen, daß der eigentliche Heimatboden für die Entstehung jener inneren Lebensverfassung die christliche Gemeinschaft ist.

Ein hochstehender Geistlicher der deutschländischen Kirche, Generalsuperintendent Th. Kaftan in Kiel, hat kürzlich ein Schriftchen veröffentlicht über „die Mittlerschaft Jesu Christi," die ihm von vielen Seiten stark verdacht worden ist. In demselben stellt er das Schriftwort 1. Tim. 2, V. 5 gewissermaßen als Panier und Leitstern hin, unter dessen Weisung die christliche Verkündigung vornehmlich in den gegenwärtigen geistigen Kämpfen und Nöten sich zu stellen habe: „es ist **ein** Gott, und ein Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat zum Lösegeld für alle." Mit Recht nennt er dasselbe nicht einen vereinzelten Spruch, sondern ein Wort, das Grundgedanken der Schrift, Grundgedanken des Christenglaubens machtvoll zusammenschließt. Das Schriftchen hat eine doppelte Frontstellung, einmal gegen die, so da draußen sind, gegen die Gegner des Glaubens an die Gottessohnschaft Christi. Die Bezeichnung Christi als Sohn Gottes hat doch einen bildlichen Charakter, und schon damit beginnt für viele der Anstoß, daß sie sich nicht die Mühe geben, die notwendige Deutung des Bildes zu vollziehen; sie sagen frisch weg: wie kann denn der liebe Gott einen Sohn haben, wie ein Mensch einen Sohn hat, das ist ja Unsinn. Aber es ist ja zu gestehen, daß auch der Versuch der Deutung des Bildes auch in seiner einfältig populärsten Form, wie sie der lutherische und unser evangelischer Katechismus bieten: „Jesus Chrstus wahrhaftiger Gott **und** wahrhaftiger Mensch," dem Denker keine Lösung, sondern nur ein Rätsel selbst darbietet. Licht und hell, wird mancher sagen, tritt mir das Bild Jesu in seiner edlen Menschlichkeit entgegen, wie es die Schrift vorführt, wie es die Maler darstellen in den mannigfaltigsten Situationen seines Lebens, wie er die Kinder segnet, wie er der Sünderin vergibt, wie er vor Pilatus sein Königsrecht in Anspruch nimmt, wie er am Kreuze leidet, das alles ist anziehend für jedes menschliche Gemüt, aber die Kirche lehrt, Jesus soll noch etwas anderes sein als ein solcher **wahrhaftiger** Mensch, und zwar soll er dies andere vor allererst sein, wahrhaftiger Gott in Ewigkeit geboren und darum doch, wie ich im Katechismus vom Wesen Gottes gelernt habe,

allgegenwärtig, allwissend, allmächtig, das verwirrt mir die Einheit und Klarheit des Bildes, das ich von Jesu habe, und darum lasse ich dies Zweierlei in Eins fallen und deute mir das Bild von der Sohnschaft Gottes nach meiner Weise einfach dahin: Jesus war ein edler Mensch.

Diesen Gegnern der Gottessohnschaft Jesu will Kaftan begegnen auf einem Boden, der mehr des Gemeinsamen bietet. Die Konsequenz ihres Gedankens muß ja sein, daß dasjenige, was wir, sozusagen, als das eigentlichste Wesen Gottes bezeichnen, die heilige Liebe, nicht in Christo und darum nirgends in der Welt realisiert worden sei und in Ewigkeit bloß ein schöner Gedanke bleiben werde, daß in Wahrheit Gott nicht die Welt mit ihm selber versöhnt habe. Deswegen stellt Kaftan den Spruch von dem einigen Mittler zwischen Gott und Menschen in die Mitte zwischen sich und seinen Gegner, um an ihm gewissermaßen eine Basis zur Verständigung mit jenen zu gewinnen.

Was war und was ist Jesus Christus in der religiösen Geschichte der Menschheit? Das ist die Frage, deren Beantwortung gemeinsam mit jenen gesucht werden kann; vielleicht, daß von da aus auch helleres Licht fällt auf seine Person. Er versucht, diese Frage auf dreifache Weise zu beantworten: Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und Menschen zum ersten dadurch, daß durch und in ihm die Gotteserkenntnis in ihrer Reinheit und Fülle erschlossen ist. Matth. 11, 27. Aber zum andern, sozusagen, unser Interesse an Gott ist nicht nur ein intellektuelles, unsere Seele verlanget nach Gott, Jesus Christus ist der Mittler unserer Gemeinschaft mit Gott, indem er sich selbst, sein Leben bis zum Tode am Kreuz, für alle gegeben und die Scheidewand des Gesetzes, die den Sünder von der Liebe Gottes trennt, hinweggeräumt hat. Und drittens, Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, indem allein durch ihn die Gottesherrschaft zunächst in den einzelnen Seelen und von da aus in der gesamten Völkerwelt wahrhaft durchgesetzt ward und wird, weil, um es mit Lotzes Worten zu sagen, die beste Bildung der neuen Welt, allerdings nicht bloß, wie dieser sagt, auf den sittlichen Lehren des Christentums, sondern auf Christo selbst, auf dem von ihm ausgehenden persönlichen Einflusse auf die Menschheit beruht.

Hat man es nun Kaftan verdacht, daß er sich mit den Gegnern zu sehr auf einen gemeinsamen Boden gestellt, indem er darauf verzichtet, „die Vollziehung der Erlösung auf eine nicht der irdischen, sondern der allgemeinen, göttlichen Weltgeschichte angehörige Tat“ (Lotze) zu gründen, sondern sich darauf beschränkt, allein von dem in der Menschengeschichte nachweisbaren Einflusse der Person Christi zu reden, so hat wohl der zweite Teil seiner Ausführungen durch seine Form noch größeren Anstoß erregt. Hatte der erste Teil es mit den Gegnern des Glaubens an die Gottessohnschaft zu tun und beleuchtete die Kämpfe, welche dieser Glaube vornehmlich in der Gegenwart zu bestehen hat, so ist die Frontstellung des zweiten Teiles gegen die Anhänger dieses Glaubens gewendet und handelt von den christologischen Nöten, für die

Abstellung gesucht werden muß. Geben wir, wenigstens bruchstückweise, seine eigenen Worte: „Im Leben der gläubigen Christen gehen vielfach zwei Strömungen nebeneinander her. Die eine ist die des Vaterglaubens, wie der erste Artikel ihn geprägt hat, wie sie in Luthers herrlicher Erklärung des ersten Gebotes sich entfaltet, wie sie in vielen unserer herrlichsten Lieder sich ausspricht, von denen statt vieler nur eins genannt werden mag: Befiehl du deine Wege. In dem allen ist von Christus nicht ausdrücklich die Rede, er tritt in den Hintergrund. Die andere Strömung ist die des Christusglaubens, hier ist Er der Eine, an dem wir hangen. Eine Fülle unserer schönsten Lieder ist durch diese Frömmigkeit geprägt. Eigenartig ausgestaltet tritt sie uns entgegen in der alten Brüdergemeinde, aber nicht bloß in ihr. Hier ist von dem Vatergott weiter nicht die Rede, er tritt in den Hintergrund. Diese zwei Strömungen gehen neben einander in derselben Menschenseele. Manche stört das nicht, sie leben in dieser und in jener, ohne dies als eine Zwiespaltigkeit zu empfinden. Andere spüren sie, ohne daß sie sich darüber Gedanken machen, aber es gibt auch solche, die bewußt darunter leiden, die besinnlichen Leute, die nicht anders können, als auch ihr Glaubensleben zum Gegenstand der Reflexion zu machen. Diese Zwiespältigkeit muß überwunden werden."

Hier bietet nun der biblische Begriff des Mittlers den Weg aus der Irrung, und Kaftan ruft den Gläubigen unverhohlen zu: wir müssen uns darüber klar werden und uns klar darüber aussprechen, wie wir's meinen, was wir an Christo haben: Christus ist unser Mittler, aber er ist nicht Gott. Wir beten zu ihm, aber indem wir zu ihm beten, beten wir zu dem Gott, der in ihm war, wir erwarten alles Heil von ihm, aber wir erwarten es durch ihn von Gott. Obwohl nun Kaftan nichts anderes als Selbstverständliches meint, so ist doch zu erwarten, daß das derb herausgesagte Wort: „Christus ist nicht Gott," Befremden, auf manchen Seiten Anstoß, auf noch andern Zetergeschrei hervorrufen wird. Wie stimmt das mit unserm Bekenntnisse: „wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren," wie mit Thomas' begeistertem Ausrufe: „Mein Herr und mein Gott," wie mit Pauli Lobpreis: „aus den Vätern kommt her Christus nach dem Fleisch, der da ist über alle, Gott, gelobt in Ewigkeit."?*)

Das sind eben, wie Kaftan sagt, christologische Nöte, in denen wir stehen, und aus denen wir Ausweg suchen müssen. Mit Recht, u. E., lehnt Kaftan die Berufung auf die Trinitätslehre ab. Wir könnten ja unsern Gegnern und unsern Freunden sagen: wenn wir uns an Chri-

*) Anmerkung: Andere mögen ja die Instanz dieser Stelle (Römer 9, 5) fallen lassen; wir halten die oben gegebene Uebersetzung und Interpunktion für die allein dem Gedankengange des Verses entsprechende, und die neuerlich empfohlene, gefällig sich darbietende Remedur, der ganzen Schwierigkeit durch eine leichte Textkorrektur zu entgehen und statt ὁ ὢν zu lesen ὢν ὁ oder vielmehr mit Weglassung der Spiritus und der Accente: statt "ο ων–ων ο" halten wir für eine verunglückte Korrektur, mag sie auch wirklich von einer früheren Handschrift verübt worden sein.

stum wenden als an unsern Gott, so meinen wir ja nicht damit, daß er Gott der Vater sei, sondern er ist eben Gott der Sohn; er ist ja nicht, wie Zinzendorf mit höchst verunglücktem Ausdrucke gesagt haben soll, für uns Gott der Vater, und der liebe Gott gewissermaßen ein Großvater, sondern es gibt ein Geheimnis im göttlichen Wesen, vermöge dessen Christus Gott und doch nicht der Gott (ὁ θεός) sein kann. So sehr anzuerkennen ist, daß die Trinitätslehre im reinen Interesse des Monotheismus ausgebildet worden ist, so bietet sie doch in den christologischen Kämpfen mit den Gegnern keine Basis der Verständigung und in den christologischen Nöten der Glaubenden nur eine theoretische Beruhigung, eine Verschiebung des Dilemma in das Gebiet des Unfaßbaren, das auch dem Offenbarungsgläubigen ein geheimnisvolles Dunkel bleibt.

Wenn wir am Eingange von einer berechtigten und notwendigen Unterscheidung zwischen einem unwandelbaren Kerne der Wahrheit und einer dem Wechsel unterworfenen Form des Ausdrucks für dieselbe geredet haben, so ist die Konsequenz davon die, daß wir in den Diskussionen über dieselbe anerkennen müssen, daß auch unsere Gegner die Wahrheit haben, das Rechte meinen können, wenn auch der Ausdruck, den sie derselben geben, von dem unsrigen differiert. Die Glaubenswahrheiten sind nicht wie die mathematischen, die nur intellektuell Schritt für Schritt durch Folgerungen zur Gewißheit gebracht werden, sondern sie werden intuitiv angeeignet. Wenn zwei Menschen ein Gemälde, eine Landschaft betrachten, und sie stehen zehn Schritte auseinander, so gestaltet sich das Bild in einem jeden etwas modifiziert; da darf doch nicht der eine zum andern sagen: du siehst das nicht, oder siehst es ganz falsch, nur von meinem Standorte aus wird es recht gesehen.

Wir knüpfen an an das Wort des Galaterbriefes 3, 22: Das Gesetz ist nicht wider Gottes Verheißung, so wenig, daß ihm nichts dazu fehlt, Gerechtigkeit zu verschaffen, als daß es nicht lebendig machen kann, daran aber ist es selber nicht schuld, sondern daran ist die Sünde schuld, unter die nach der Schrift alles verfallen ist, auf daß die Verheißung gegeben werde durch den Glauben Christi den Glaubenden. Christus ist der Mittler zwischen Gott und Menschen, weil er den Glauben, das gottmenschliche Leben, in die Welt gebracht hat.

Die sozialen Aufgaben der Kirche.

Von Pastor G. Fr. Schütze.

Von allen sogenannten „Fragen" der Gegenwart ist unbedingt die brennendste die soziale. Viel wird darüber geredet und geschrieben, aber sehr oft ohne das nötige Verständnis. Was ist nämlich die soziale Frage? Das Wort „sozial" bedeutet zunächst alles, was sich auf die Gesellschaft bezieht. So kann man auch bei Tieren, die in Rudeln leben, von sozialen Trieben und Tätigkeiten reden. Die Biene z. B. und die Ameise sind eminent soziale Tiere. In menschlicher Beziehung haben wir uns nun gewöhnt, unter sozial alles das zu verstehen, was sich

auf die menschliche Gesellschaftsordnung bezieht, oder durch dieselbe bedingt ist. So kann man reden von den sozialen Gefahren der Großstadt. Wird aber sozial mit Aufgaben, Zielen, Bestrebungen gebraucht, so versteht man darunter „a l l e s, w a s a u f d i e V e r b e s s e r u n g d e r b e s t e h e n d e n m e n s c h l i c h e n G e s e l l s c h a f t s o r d n u n g h i n z i e l t". In diesem Sinne wollen wir es denn auch in folgendem Aufsatz gebrauchen.

Es entsteht also die Frage: Hat die Kirche, das Reich Gottes in dieser Welt, die Aufgabe zur Verbesserung der bestehenden Verhältnisse beizutragen? Und wenn diese Frage bejaht wird, welches sind die Aufgaben, welche die Kirche studieren, befürworten, fördern und eventuell selbst in die Hand nehmen muß?

Es ist ja nun wohl ganz klar, daß es in dem angegebenen Sinne keine sozialistischere Lehre je gegeben hat, als das Christentum. Nehmen wir z. B. nur ein Kapitel der Bergpredigt (Matth. 5), so wird uns das ja einleuchten. Vers 21—26 z. B., in Jesu Sinn durchgeführt, würde sofort die Abschaffung aller Gerichtsbarkeit zur unmittelbaren Folge haben können, V. 27—32 weiter würde die soziale Nachtseite der Städte, die Prostitution, sofort beseitigen, u. s. w.

Aber die sozialistischen Tendenzen des Christentums sind niemals Selbstzweck, niemals um ihrer selbst willen aufgestellt, und das aus zwei Gründen. Einmal nämlich, weil der Endzweck des Christentums das Reich Gottes ist und nicht die Erde (Matth. 6, 33; 16, 26); zum andern aber, weil alle soziale Verbesserungen sich nur ergeben aus der Liebe zu dem Nächsten, also eine sekundäre Konsequenz der christlichen Lehre, wenn auch von eminenter Wichtigkeit, aber doch eben nur sekundär dem großen Hauptziel gegenüber sind.

Es schien eine Zeitlang, als ob in der urchristlichen Gemeinde der Sozialismus das Uebergewicht über das Evangelium gewinnen sollte, indem die kommunistische Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten die Apostel und ihre Zeit über Gebühr in Anspruch nahm. Doch erkannten die Apostel, daß ihre Hauptaufgabe nicht sozial war (Act. 6, 2), und wendeten diese Gefahr noch glücklich ab.

Auch Paulus wollte absolut kein Sozialreformer sein. Die Emanzipation der Sklaven, gewiß eine bedeutende soziale Aufgabe, fand in Paulus keinen Agitator. Vielmehr rät er in 1. Kor. 7, 21 b den Sklaven, auch wenn sie Gelegenheit haben, die Freiheit zu erlangen, doch lieber im Sklavenstand zu verharren (vgl. Bachmann in Zahns Kommentar z. N. T. Bd. 7, S. 287 ff.). Luther hat hier ganz entschieden falsch übersetzt.

Auch die sozial so bedeutende Forderung des A. T. nach einem Ruhetag in der Woche findet im N. T. nirgends Unterstützung.

Wir dürfen also aus dem Gesagten wohl folgende Schlüsse ziehen:

1. Das N. T. ist voll von sozialen Gedanken.
2. Diese sind jedoch nicht Selbstzweck.
3. Sie müssen vor dem Evangelium zurücktreten,

4. Haben aber als logische Konsequenzen des Evangeliums ihr völliges Recht.

Demgemäß behaupten wir auch:

Die Kirche ist und muß sozial sein, jedoch nicht um der sozialen Ideen willen, sondern um der Erfüllung willen des einzigen Gebotes Jesu, das er uns Joh. 13, 34 gab, der Nächstenliebe.

Soweit ist unsere Aufgabe verhältnismäßig einfach zu lösen gewesen. Bedeutend schwieriger aber wird sie, wenn wir uns nun fragen: Welches sind denn die sozialen Aufgaben der Kirche und zwar gerade in unserer Zeit? Um darüber vernünftig mitreden zu können, müssen wir uns das soziale Zeitbild klar und vorurteilslos vor Augen halten. Es ist dazu nötig die Geschichte der sozialen Entwicklung unserer Zeit uns kurz darzulegen.

Gleich beim Eintritt der germanischen Völkerschaften in den Bereich der christlichen Kultur, finden wir zwei bevorrechtete Stände, die sich auch bis in den Beginn der neuesten Zeit als solche erhalten haben, den Großgrundbesitzer und den Priester. Jener wurde repräsentiert durch den Adel in all seinen Verzweigungen vom Römischen Kaiser deutscher Nation bis herab zum Krautjunker und Heckenbaron, der auf dürftiger Scholle nur kümmerlich ein standesgemäßes, d. h. nichtstuerisches Leben führte. Neben diesem stand als die andere privilegierte Klasse das katholische Priestertum. Alles andre waren entweder von Anfang her, oder wurden im Lauf der Zeit dazu herabgedrückt, Leibeigene und Hörige. Beide bevorrechtete Klassen aber, Adel wie Klerisei, waren in sozialökonomischer Beziehung Konsumenten, niemals Produzenten. Für den Adel kam es daher, daß Krieg und Jagd seine einzigen Beschäftigungen waren, wodurch keine wirtschaftliche Vermehrung des Volksreichtums geschaffen wurde. Der Klerus aber wurde dadurch noch besonders zu einer sozialpolitischen Gefahr, daß alle Güter, die in seinen Besitz gelangten, damit dem öffentlichen Verkehr entzogen waren, oder, wie man sagt, in die „tote Hand" kamen.

Da war es eine soziale Tat ersten Ranges, daß Heinrich I. den Bürgerstand schuf, indem er die widerstrebenden Deutschen in die Ummauerung der Stadtwälle zwang. Um sie damit auszusöhnen, wurden den Städtern mancherlei Privilegien verliehen, wodurch das Bürgertum allmählich zu wachsendem Wohlstand gelangte. Sie machten demgemäß dem Adel auch das Regiment immer mehr streitig, wie das die Kämpfe der Zünfte der Handwerker gegen die „ratsverwandten Geschlechter" beweisen. Gegen den katholischen Klerus trat im Gefolge der Reformation die Ländergier der Herren und Fürsten auf, die im Verein mit dem Zeitalter der Aufklärung mit den Prätensionen des Klerus als eines eigenen Standes gründlich aufräumten.

Der dritte Stand, Handel, Ackerbau und Gewerbe, der als der einzige, Nationalreichtum hervorbringende, mit seinem Schweiß die Drohnen der beiden ersten Stände mästen mußte, wurde endlich der

Rechtlosigkeit überdrüssig. Mirabeaus Essay: Qu'est ce que c'est le tiers état? (Was ist der dritte Stand?) erschien als ein Sturmsignal der französischen Revolution, die das Endergebnis hatte, daß der dritte Stand, das Bürgertum, als gleichberechtigt mit den beiden ersten erschien. Seitdem waren theoretisch alle Menschen gleichberechtigt.

Sieht man jedoch die Entwicklung der Verhältnisse seither genauer an, so finden wir den Adel, seiner Privilegien beraubt, gezwungen im Heeres- und Verwaltungsdienst einen Unterschlupf zu suchen. Er blieb also nur Konsument des Nationalwohlstandes und wurde nicht Produzent. Die Geistlichkeit — wohlgemerkt: die katholische, denn die protestantische hat von jeher zum Bürgertum gezählt — war besonders in den letzten Zeiten und zwar am meisten in den produktiv am tätigsten Ländern, den protestantischen, machtlos. So verschoben sich die Verhältnisse immer mehr zu Gunsten des Bürgertums, so daß es jetzt tatsächlich der erste Stand ist.

Ganz anders nun liegen die Verhältnisse in unsern Vereinigten Staaten. Was drüben der Bürger sich lange und schwer erkämpfen mußte, legte hier einem jeden ein gütiges Geschick gleich bei der Geburt unserer Nation als Patengeschenk in die Wiege. Demgemäß wurde auch unser Land lange nicht in dem Maße von sozialen Bewegungen berührt wie die älteren Kulturländer.

Erst die letzte Phase der sozialen Entwicklung hat die Ver. Staaten mächtig in ihren Strom hineingezogen; ja man behauptet wohl nicht mit Unrecht, daß sie die Geburtsstätte derselben seien. Solange nämlich die Ver. Staaten ein in der Hauptsache Ackerbau treibendes Land waren, fand der Sozialismus in den mehr oder minder patriarchalischen Verhältnissen keinen Raum. Die neuste Phase des Sozialismus, die wirtschaftliche, setzte vielmehr erst dann ein, als durch die Erfindungen der modernen Technik die riesigen Fabrikanlagen entstanden, durch welche nun einerseits wahnsinnig große Vermögen angehäuft, andrerseits aber viele kleine Existenzen, besonders in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande ruiniert wurden. Der Dorfhandwerker, der Kleingewerbshandel wurden einfach verdrängt. Diese Männer nun, aus ihrem, wenn auch bescheidenen, so doch sicheren Brot verdrängt, die weiter nichts mehr haben, als eine gesunde Natur, ein Paar arbeitsharte Fäuste und den berechtigten Anspruch auf ein menschenwürdiges Dasein, sie sind der vierte Stand, der Arbeiter, der Proletarier. Sie sehen, wie durch ihrer Hände Schwielen der Unternehmer sich bereichert, während sie selbst, nach wie vor arm wie Hiob, mit dem möglichst kärglichen Lohn abgefunden werden. So sind im sozialen Leben die zwei Faktoren unversöhnliche Gegner geworden, die von Natur auf einander angewiesen sind, Kapital und Arbeit. Das Kapital kann die Arbeit nicht entbehren zur Ausführung seiner Ideen und Bedienung seiner Maschinen, und die Arbeit sieht scheel, daß die geistige Arbeit des Unternehmers mit Recht so viel mehr einträgt als ihre körperliche, während doch die Arbeit ohne die Möglichkeit zur Arbeit, die das Kapital bietet, verhungern muß.

Die Freunde und Mitarbeiter sein sollten, sind Gegner geworden, unerbittliche und unversöhnliche Gegner, die wir in ihren schärfsten Gegensätzen als „Trusts" und „Unionen" bezeichnen.

Soweit hat sich in der Jetztzeit die soziale Frage zu einem Kampf zwischen Arm und Reich zugespitzt und ist, wie schon Stöcker richtig erkannt hat, zur Magenfrage geworden. Und darin liegt eine große Gefahr, wie uns ein Blick in die Weltgeschichte lehrt; denn diese wiederholt sich jeweilig, und gibt es nichts absolut Neues unter der Sonne.

Wir treiben denselben Verhältnissen zu, wie sie im Rom der Cäsaren sich fanden: Auf der einen Seite finden sich kolossale Millionenvermögen und auf der anderen nur Bettler. Der Prellblock aber dazwischen, der den Zusammenstoß verhindern konnte, ein gesundes und starkes Bürgertum fehlte. Es wäre schon damals zu einer furchtbaren Revolution gekommen, wenn nicht die Germanen der Völkerwanderung diesem unnatürlichen Zustand durch die Eroberung ein Ende gemacht hätten. Und so geht es jetzt wieder. Die Riesenvermögen werden immer größer (sechs Männer z. B. kontrollieren das ganze Eisenbahngeschäft der Ver. Staaten), und die wirklich produzierenden Klassen werden immer ärmer. Es herrscht zwar große Prosperität im Lande, aber die sie herbeigeführt haben, genießen ihren Segen nicht. Tarif und Trust heißen die beiden großen Blutsauger des Volks. So treiben wir allmählich aber unaufhaltsam auf den großen (sit venia verbo) Kladderadatsch hin. Und wenn uns dann nicht die Mongolen den Gefallen tun, die ganze verrottete Weltordnung in Stücke zu schlagen, dann sind wir reif für die große Revolution, die an furchtbarer Grausamkeit alles Erlebte weit hinter sich zurücklassen wird; denn handelte es sich in der Revolution des dritten Standes doch in der Hauptsache um ideelle Fragen, so wird es sich in der Revolution des vierten Standes, wie wir schon oben feststellten, um eine sehr reelle Frage, die Magenfrage, handeln. Und der hungernde Mensch ist eine Bestie.

Mag diese Schilderung (und Gott gebe es) in ihren Konsequenzen eine düstere Phantasmagorie sein; wer sehen will, der kann jedenfalls sehen, daß heutzutage eine schier unüberbrückbare Kluft zwischen Reich und Arm klafft. Diese zu schließen, oder wenigstens zu überbrücken, das ist der Hauptpunkt der modernen sozialen Frage.

Soll in diesen Kampf die Kirche eingreifen? Darf sie es? Kann sie es? An Bemühungen, sie in diesen materiellen Kampf hineinzuziehen, fehlt es nicht. Mammon möchte auch die Kirche vor seinen Wagen spannen, damit die Elenden in den Himmel, das Patrimonium der Enterbten, blickend das Knurren ihres Magens vergessen. Andrerseits möchte der Proletarismus gern in der Kirche eine Kampfgenossin zum Umsturz werben; oder, wo er daran verzweifelt, erklärt er die Kirche für treulos gegen ihren proletarischen Ursprung und deshalb für unnütz, verderblich oder im besten Fall für Privatsache. Nun wie soll die Kirche in diesem Kampf stehen?

Wir haben behauptet, daß die Kirche sozial sei im besten Sinn des

Wortes, d. h. also auf Verbesserung der Weltordnung hinstrebend. Um das aber sein zu können, muß sie einen klaren Blick behalten und sich keine gefärbte Parteibrille aufsetzen lassen. Dem Reichen muß sie immer wieder vorhalten: Sammelt euch nicht Schätze (Matth. 6, 19); denn es hilft nichts, wenn man die ganze Welt gewinnt (Matth. 16, 26), weil eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel kommt (Matth. 19, 24). Dem Armen muß sie sagen: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein (Matth. 4, 4); darum wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen (1. Tim. 6, 8); die Gottseligkeit hat die Verheißung auch des jetzigen Lebens (1. Tim. 4, 8); darum trachte nach dem Reich Gottes am ersten (Matth. 6, 33). Den Reichen muß die Kirche strafen: Der Arbeiter ist seiner Speise wert (Luk. 10, 4), und den Armen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist (Matth. 22, 21).

Um alles in der Welt aber darf sich die Kirche nicht in den Parteikampf hineinziehen lassen, sondern muß stets bedenken, der Sozialismus ist in der Kirche stets nur sekundär, die Hauptsache ist das Evangelium (Luk. 12, 14; Act. 6, 2). Diese Proposition scheint wohl allen Lesern des Magazins als absolut unanfechtbar, weil wir eben Diener des Evangeliums sind. Es sind aber auch andere Richtungen vorhanden. Vor mir liegt z. B. eine Broschüre: Schwarz gegen Weiß. Da heißt es Seite 111: „Die Mission muß sich unbedingt der Forderung unterwerfen, daß sie in geschickter Weise die christliche Lehre von der Gleichheit der Menschen vor Gott mit dem Prinzip der Superiorität der weißen Rasse zu vereinigen weiß." Da haben wir den krassen Atheismus, auch Mammonismus genannt, der die Kirche gnädigst dulden will, so lange sie ihm eben gehorsamst und alleruntertänigst in die Hände arbeitet. Zu dieser Sorte Menschen gehört auch der famose Elbert Hubbard, der Begründer und Leiter der Roycrofters, der in seinem Blatt „The Philistine" die Forderung aufstellt: Churches should be changed into Current Event Clubs. The ministers should not preach on Adam, but on Macadam. They should point out not the importance of the good road to heaven, but of the good roads in their county.

Leider gibt es denn auch Christen, die sich durch solchen Unsinn verführen lassen, das nachzubeten. So ist z. B. W. D. Hoard, Exgouverneur von Wisconsin, in seiner Zeitung dafür eingetreten, daß die Kirche, weil sie vom Staat Steuerfreiheit genieße, ihn dafür durch soziale Dienste entschädigen solle durch Vorträge über: "electric light plants, sewer systems, ventilation of the houses, etc." Das ist bei einem christlichen Grundcharakter, den ich dem Herrn Hoard durchaus nicht absprechen will, doch eine sehr engherzige Beurteilung und Auffassung der Aufgabe der Kirche. Aber man darf sich darüber nicht wundern, da in Kreisen der englisch redenden Kirche ja der modernste Auswuchs des Kirchenbegriffs in der Institutional Church entstanden ist. Vor mir liegen zwei Nummern des angesehensten englischen theologischen Ma-

gazins, der „Homiletic Review". In der November=Nummer 1908 finde ich eine Predigt von Präsident J. C. Ketler, D. D., L. L. D., über Matth. 4, 23, in welcher er die Verwirklichung des Reiches als eines Organismus hier auf Erden fordert. Die Rechtfertigung und Erlösung soll wohl gepredigt werden, aber die Aufgaben der Kirche gehen viel weiter. Der Mensch soll nicht allein werden "righteous before God, but also righteous before men." Es ist nicht genug, daß man sagt: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, sondern auch: ich will zu meinem Bruder gehen. Das Grundprinzip des sozialen Evangeliums ist die Liebe, u. s. w.

Wenn man aber diese an sich schönen und richtigen Gedanken auf die Spitze treibt, so ergibt sich das Zerrbild einer Kirche, die eben nur zur geringeren Hälfte Evangeliumsverkündigerin ist, hauptsächlich aber Kindergarten nebst Cradle Roll und Home Department, Sparbank, Nähverein, Kochschule, Turnverein, Debattierklub, Vortragshalle, Speisesaal, Theater u. s. w. ist. Interessant möchte es sein, den Grundriß einer solchen Anstalt zu sehen, oder einen Fremden hindurchzuführen. Man würde viele herrlich und komfortabel ausgestattete Räume finden mit einem ganzen Heer von freundlich lächelnden Angestellten, und in einer Ecke auch irgendwo ein kleines Zimmerchen mit ein paar alten Weiblein drin. „Was ist denn das?" „O das ist das Mutterhaus unserer großen Anstalt, die ursprüngliche Kirche, die wir noch als Reliquie aufbewahren zum Andenken an die Zeit, wo die Leute es noch nicht so herrlich weit gebracht hatten und mit Paulus hielten, daß sie nichts wüßten, ohne den gekreuzigten Christum." Diese Zeichnung mag eine bittere Karrikatur noch sein, aber die Gefahr ist da, daß sie Wahrheit wird, wie wenn ein edler Obstbaum Wurzelschößlinge treibt; die müssen entfernt werden, sonst überwuchern, ersticken sie den Hauptstamm und entziehen ihm die nötige Lebenskraft. Jedenfalls aber möchte man der Institutional Church zurufen: Martha, Martha! u. s. w. Luk. 10, 41 f.

Welches sind denn nun die berechtigten Aufgaben der Kirche in sozialer Beziehung? Da müssen wir nun unterscheiden zwischen Aufgaben 1) der Wohlfahrtspflege und 2) der Wohltätigkeitspflege, und zwar verstehen wir das so, daß unter Wohlfahrtspflege alle die Bestrebungen einbegriffen sind, durch welche verhütet werden soll, daß das einzelne Individuum oder auch ganze Gesellschaftsklassen entweder der Wohltätigkeit anheimfallen oder auch eine Gefahr für den Staat werden, indem sie sich gegen ihn wenden. Pastor Jul. Werner in Frankfurt a. M. hat diese beiden Seiten der kirchlich=sozialen Arbeit zusammengefaßt unter dem Namen: „öffentliche" Mission.

Unter Wohltätigkeitspflege verstehen wir aber das gesamte Gebiet der Inneren Mission, natürlich nicht im Sinne unserer Synode als Gründung und Unterstützung neuer Gemeinden, sondern wie es draußen gebraucht wird und besonders von dem sel. Hofprediger Dr. A. Stöcker betrieben wurde. Hierher würde zählen Armenpflege, Krankenpflege, männliche und weibliche Diakonie, Magdalenenasyle, Gefange=

nenpflege, das blaue Kreuz gegen die Trunksucht, das weiße gegen die Unzucht, Emigrantenmission und vieles andere mehr. Natürlich sind die Grenzen zwischen diesen beiden Gruppen nicht scharf, sondern schwimmend und fließend. Z. B. Emigrantenmission und Fürsorge für entlassene Strafgefangene könnte man eben so wohl zur ersten als zur andern Gruppe rechnen.

Und noch eine Unterscheidung müssen wir machen, nämlich zwischen solchen Zielen und Bestrebungen, welche die Kirche kennen und befürworten muß, ohne selbst aktiven Anteil daran zu nehmen, und solchen, die die Kirche als solche selbst tätig in Angriff nehmen kann, soll und muß. — — —

Stellen wir also zunächst die Frage: Welche sozialen Bestrebungen muß die Kirche kennen? so ist die Antwort ja ganz einfach: Alle; denn sonst ist sie nicht imstande ein kompetentes Urteil abzugeben. Sonst muß der Prediger ein höhnisches: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" stillschweigend hinnehmen. Eine nicht nur oberflächliche, sondern auch tiefer gehende Kenntnis der weltbewegenden sozialen Fragen, sollte nicht nur dem Prediger, sondern jedem gebildeten Christen eigen sein. Also die erste Forderung an die soziale Mitarbeit der Kirche lautet:

Studiert die sozialen Verhältnisse des Landes, aber nicht allein vom Schreibtisch des Studierzimmers aus, sondern hinein in das Leben des Arbeiters. Lernt ihn kennen und verstehen in seinen wirtschaftlichen Sorgen und Nöten! Das wird uns auch s e l b e r für unsre geistliche, d. h. seelsorgerliche Tätigkeit auf und unter der Kanzel zu gute kommen. Wenn wir den kleinen Mann in seinen Sorgen und Ideen verstehen gelernt haben, dann werden wir uns auch ihm anzupassen wissen und nicht über die Köpfe hinwegpredigen. Andrerseits aber wird der Arbeiter auch dem Pastor, der ihn in weltlichen Beziehungen wohl zu beraten weiß, auch williger in Angelegenheiten seiner Seele begegnen. Ich weiß sehr wohl, daß es die Forderung gibt, daß bei jedem Besuch des Pastors „ein Heiligtum im Hause zurückbleiben" soll. Aber sozial klug ist das nicht. Der Heiland hat das nicht so gemacht, so dürfen wir auch wohl einmal mit unseren Leuten von anderen Rindern reden, als denen des Usa vor der Bundeslade, und anderen Schweinen als denen der Gergesener. Jedes Ding hat eben seine Zeit.

Welche sozialen Fragen aber hat die Kirche zu befürworten, gewissermaßen in ihr Programm aufzunehmen? Das wird jedesmal darauf ankommen, aus welchem Geist die betreffende Bewegung geboren ist. Die soziale Pflicht des Christentums hat ihre Wurzel in Mark. 12, 31. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, das muß die treibende Kraft von allem sozialen Tun sein. Damit richtet sich denn auch von selbst die Teilnahme der Kirche an einem großen Zweig der sozialen Bewegung, nämlich der politischen. Da ist es besonders die sozialdemokratische Partei mit ihrer Programmforderung: „Religion ist Privatsache," gegen welche die Kirche energisch Front zu machen hat; denn in Wahrheit hat die sozialistische Partei für das Christentum

nichts als glühenden Haß, wie folgender Ausschnitt aus der „New Yorker Volkszeitung“ ganz unverblümt ausspricht:

„Sozialismus und Gottesglauben — wie er von dem Christenglauben gelehrt wird, vertragen sich nicht, können sich nicht vertragen: schließen sich geradezu aus. Der Sozialismus bekommt erst Sinn, wenn er sich als gottesleugnerisch hinstellt, wenn er erklärt, wir brauchen die sogenannte Hilfe Gottes nicht, weil wir imstande sind, uns selbst zu helfen. Erst der Mensch, der nicht mehr glaubt, fängt an zu fühlen, daß er etwas kann. Der Arbeiter, der sich auf seinen Gott verläßt und der in seinem Gemüt annimmt, daß alles, was Gott tut, wohlgetan ist — wie kann dieser revolutionäre Kraft entwickeln, um die nach seinem christlichen Glauben von Gott eingesetzte Obrigkeit und von Gott gutgeheißene Gesellschaftsordnung umzustürzen? So lange er glaubt, wird er eine wahrhaft revolutionäre Auffassung der Dinge nicht haben können.“

Noch ein Beispiel statt tausender sei gestattet, das berüchtigte „Eisenbahn-Vaterunser“, das am 13. April 1907 in einem süddeutschen Blatt „Der Volksfreund“ erschien und so lautet: Unsere Väter, die Ihr seid in Karlsruhe, geschätzt und geachtet werden Eure Namen; zu uns komme ein Scherflein aus den reichen Einnahmen; Euer guter Wille geschehe auf Erden und soll Vergeltung finden im Himmel; gebt uns unser wohlverdientes, immer teurer werdendes, tägliches Brot und vergebt uns, wenn wir bereits schon haben machen müssen Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern, und führt uns nicht in Versuchung, sondern erlöst uns von den bösen Rechnungssorgen; denn Euer ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit, wenn auch nicht in Ewigkeit! (Vgl. Zeitfr. d. christl. Volkslebens, Bd. 32, Heft 6, S. 30.)

Gegen diese Art des Sozialismus hat die Kirche natürlich Stellung zu nehmen. Das ist sie ihrer primären Aufgabe, der Predigt des Evangeliums, schuldig. Da hör ich aber die vorwurfsvolle Frage: Soll die Kirche denn Politik treiben? Politik treiben? Nein, gewiß nicht, sie soll das Evangelium treiben; aber sie soll es so treiben, daß das Salz der Erde und Licht der Welt auch das irdische Leben ganz durchdringt. Sie soll mit einem Worte nicht immer predigen: Wie selig die Ruhe bei Jesus im Licht, sondern auch: Land, Land, Land, höre des Herren Wort! Bedeutend schwieriger ist nun die Frage: „Soll sich der Pastor an der Politik beteiligen?“ Soweit es sich darum handelt, ob er als Staatsbürger seine eigene politische Meinung haben und auch am Stimmkasten vertreten soll, ist die Antwort: Ja, vgl. Jer. 29, 7. Soll er aber als Politiker auf der Bierbank kannegießern? Ganz gewiß nicht. Und doch meine ich, die „öffentliche Mission“ der Kirche macht es je auch dem Pastor zur Pflicht, öffentlich aufzutreten und der sozialistischen Gefahr entgegenzutreten. Freilich nicht jeder hat dazu die Kenntnisse, die Beredsamkeit, die Schlagfertigkeit in der Debatte. Es geht uns dabei ähnlich, wie wenn wir uns mit den Sektierern auf eine Debatte ein-

lassen. Diese Leute sind auf ihr speziales Bekenntnis so eingedrillt, daß es nur einem, der aus denselben Punkten ein Spezialstudium gemacht hat, gelingt, die Schwächen der Position zu erkennen, wo er den Gegenangriff erfolgreich einsetzen kann. So geht es auch mit der Sozialdemokratie. Gib dem Teufel sein Recht, pflegt man zu sagen, und so muß man es der Sozialdemokratie lassen, daß sie ihre Rekruten vorzüglich instruiert, ehe sie dieselben ins Gefecht läßt. Ganz einfache Arbeitsmänner, welche der Pastor an Bildung und Kenntnis tausendfach überragt, sind imstande, denselben mit statistischen Zahlen, Zitaten u. s. w. so zu überfluten, daß er einfach die Waffen strecken muß. Oder aber gesetzt den Fall, der Pastor ist durch Wissen und Schlagfertigkeit seinem Gegner ebenbürtig, so ist eine solche sozialdemokratische Versammlung unter so strammer Parteidisziplin, daß der Gegner auf einen Wink hin einfach totgeschrien wird. Und damit schadet man seiner Sache mehr, als man nützt; denn ein solcher wirklicher, oder auch nur erbrüllter Sieg wird sofort weidlich ausgeschlachtet. Ich würde also keinem Amtsbruder raten, sich in die Arena der politischen Redeschlacht zu begeben, zumal wenn er sich des mehr oder minder fremden englischen Idioms bedienen muß. Und doch hat es auch schon Pastoren gegeben, die allein und ohne Unterstützung sich in sozialdemokratische Versammlungen gewagt und große Erfolge erzielt haben, wie z. B. der schon oben erwähnte sel. Hofprediger Dr. A. Stöcker. In der Vorrede zu seinem Buch „Christlich-sozial“ kann man aus dem Munde eines Sozialdemokraten lesen, welchen Eindruck sein erstes kühnes Auftreten in jener berühmten „Eiskellerversammlung“ in Berlin machte. Von jenem Tage an datiert in Deutschland eine Bewegung, die eine christlich-nationale Arbeiterpartei zur Folge hat.

Eine solche Partei gibt es nun hier in den Ver. Staaten nicht; es wäre aber zu bedenken, ob nicht eine solche zu erstreben und zu befürworten wäre. Wie die Verhältnisse nun leider einmal stehen, sind die hiesigen Arbeiterkreise, in den Gewerkschaften, Unions, organisiert, ziemlich stark vom sozialistischen Geist angegriffen. Dem sollte man Organisationen entgegenstellen können, die vor die sozialen Tendenzen die Forderung stellte: Mit und für Gott! Das würde nun zwar grade in unserm Lande auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, wegen der unzähligen verschiedenen Denominationen, aber unmöglich wäre es nicht. Worauf es zunächst ankommt, ist den Arbeiterstand wieder mit Vertrauen zur Kirche zu erfüllen und nähere Verbindung mit dem Arbeiterstand als solchem zu suchen. Die presbyterianische Kirche hat in dieser Richtung schon einen Schritt getan, indem sie ein „Kirche- und Arbeiter-Department“ unter der Leitung von Rev. Chas. Stelzle organisierte (vgl. The Outlook 8. 8. '08, Christl. Apol. 2. 9. '08). Dieser berichtet, daß im letzten Jahr fast jeder Sonntagnachmittag durch Reden und Ansprachen an Arbeitervereine besetzt gewesen sei, und habe er nur in wenigen Fällen vor weniger als 1000, öfter vor 2000—3000, ja einmal vor 10,000 Arbeitern gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bibel und ihre Autorität für den Glauben.

Nachfolgender Aufsatz erschien im Korrspondenzblatt für die Evang. Konferenz in Baden, der Rheinpfalz und die kirchl.-positive Vereinigung im Großherzogtum Hessen, und wurde von befreundeter Seite uns zugeschickt. Der Abdruck erfolgt mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion.

Dies Thema betrifft eine Frage von aktuellem Interesse, das bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Autorität der Bibel, auf der das Christentum, zumal das evangelische Christentum, ruht, ist vielfach erschüttert. Die Schuld daran trägt teilweise die Kritik. Zwar braucht die Kritik an und für sich den Glauben an die Bibel nicht zu erschüttern, wohl aber tut dies eine pietätlose, hämische Kritik; und leider ist die Wissenschaft hiervon nicht immer freizusprechen. Dazu kommt, daß der ausgesprochene Unglaube und die offene Feindschaft gegen das Christentum sich mit Vorliebe und in völlig gewissenloser Weise der Waffen bedient, die die Kritik liefert. Die Hauptschuld indessen trägt die naturalistische Lebens- und Weltauffassung unserer Zeit, die den lebendigen, persönlichen Gott und darum auch jede Gottesoffenbarung leugnet und die Bibel deshalb auf eine Linie stellt etwa mit dem Koran oder den Veden. Auf der andern Seite sucht man bisweilen den Glauben an die Bibel mit Gründen zu stützen, gegen die sich ein einfacher Wahrheitssinn sträubt. So ist die Stellung vieler Christen heutzutage der Bibel gegenüber ungewiß und schwankend. Einerseits kommen sie von der Bibel nicht los, weil sie ihre Gotteskraft zu deutlich spüren, andererseits können sie sich doch nicht verschließen gegen so manchen Einwand, der gegen die hergebrachte Art, die Bibel zu verteidigen, erhoben wird. Nun kann man ja gewiß auch bei einer wissenschaftlich unklaren Stellung zur Heiligen Schrift dennoch im Glauben an den Herrn Jesum stehen. Aber auf die Glaubensfreudigkeit wird eine solche Stellung doch von Einfluß sein. Es ist deshalb eine Forderung der Zeit an die Theologie, eine klare, haltbare Stellung zur Bibel zu schaffen. Diesem Zweck soll auch unser heutiges Referat dienen.

I.

Wir beantworten zuerst die Frage: Was ist die Bibel? Als was gibt sie sich? Die Theologie antwortet hierauf: Die Bibel ist die Urkunde von der Selbstoffenbarung des lebendigen Gottes an die Menschheit. So viel ich weiß, hat diese Auffassung zuerst Karl Imanuel Nietzsch vertreten; sie hat sich so ziemlich überall in der Wissenschaft durchgesetzt; mit gutem Grund, denn sie wird dem Wesen der Heiligen Schrift gerecht. In der Tat ist die Bibel mehr als das vornehmste Erbauungsbuch der Christen; sie verhält sich zu der Legion der christlichen Erbauungsbücher, wie der Quell zu den Wellen, die fort und fort aus ihm hervorsprudeln. Sie ist auch mehr als ein Handbuch der christlichen Glaubens- oder Sittenlehre, oder als ein Fundort für Beweisstellen für beide. Sie ist auch mehr als eine Geschichte des Volkes Israel und der

ersten Christengemeinde. Die Geschichte, von der sie Kunde gibt, unterscheidet sich von jeder andern Geschichte dadurch, daß in ihr ein Handeln und Eingreifen Gottes stattfindet, wie sonst nirgends, ein Eingreifen Gottes, durch das sich sein Wesen und sein Wille der Menschheit offenbart, so daß auch die späteren Geschlechter auf Grund dieser Offenbarung den Mut gewinnen, mit diesem Gott in Gemeinschaft zu treten.

Auf der andern Seite aber ist die Bibel auch nicht die göttliche Offenbarung selbst, wie die alten Dogmatiker behaupten. Bei ihnen wurde, wie Kahnis sagt, die Offenbarung von der Bibel absorbiert. Es fehlte ihnen völlig das Interesse, zwischen der Offenbarung selbst und ihrer Fixierung in der Heiligen Schrift zu unterscheiden. Ihnen kam es nur darauf an, die natürliche und übernatürliche Offenbarung auseinander zu halten. Dabei fiel natürlich die Heilige Schrift auf Seite der letzteren, so sehr, daß sie Schrift und übernatürliche Offenbarung völlig gleich setzten, doch damit sind sie zweifellos im Unrecht. Denn die Offenbarung Gottes ist ein Ding für sich; sie ist jedenfalls das Primäre und die Heilige Schrift das Sekundäre.

Alle diese unrichtigen Auffassungen werden vermieden, wenn man in der Heiligen Schrift die Urkunde der göttlichen Offenbarung sieht. Es könnte zwar scheinen, als ob diese Bezeichnung eigentlich nur für die geschichtlichen und prophetischen Bücher zutreffe, nicht dagegen auf Bücher, wie etwa die Psalmen, oder die Briefe. Sofern indes diese Schriften gewissermaßen der erste ungetrübte Reflex der göttlichen Offenbarung sind, dürfen wir auch in ihnen Urkunden derselben sehen. Man hat ferner das Wort Urkunde nicht ganz genau gefunden. Sieffert z. B. schlägt vor, man möge lieber sagen, die Schrift biete uns ein Spiegelbild der göttlichen Offenbarung; er erinnert an das Wort Pauli: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort. In der Tat darf der Ausdruck „Urkunde" nicht gepreßt werden im Sinn einer protokollarischen Urkunde. Was damit gesagt sein will, ist klar: Die Bibel ist der schriftliche Niederschlag der göttlichen Offenbarung, der diese selbst wiederum der Nachwelt überliefert.

Vorausgesetzt ist hierbei, daß der Begriff der Offenbarung im hergebrachten kirchlichen Sinn gebraucht wird.

Es ist nicht unnötig daran zu erinnern. Man hat nämlich neuerdings dem Begriff eine andere, durchaus subjektive Wendung gegeben. Man nennt Offenbarung „das innere Ueberwältigtwerden der Seele von Gott, ihr mystisches Innewerden Gottes," und sagt: „alle und jede Religion beruht auf Offenbarung." Wir dagegen verstehen unter Offenbarung die Selbstbezeugung Gottes, seiner Friedensgedanken und seines Heilswillens an die Welt, auf dem Boden des alten und neuen Bundes. Sie vollzog sich in mancherlei Heilstaten, wie etwa die Ausführung Israels aus Aegypten, die Rückführung aus Babel, eng verbunden mit dem deutenden Wort der von Gottes Geist erleuchteten Propheten. Sie hat ihren Höhepunkt erreicht in Christus, dessen Person, dessen Reden, Wirken, Sterben und Auferstehen erst die vollkommene, unüberbietbare Of-

fenbarung der heiligen Liebe ist, die Gottes Wesen ausmacht. Und von dieser Gottesoffenbarung gibt uns die Heilige Schrift Kunde und Zeugnis. Das macht ihre einzigartige Stellung aus. Gewiß ist sie auch in anderer Beziehung ein unvergleichliches Buch in der Weltliteratur. Sie stellt, wie Kähler sagt, die Entfaltung der Menschheit nach ihrer Länge und Breite dar. Aber was sie zum Buch der Bücher, zum Buch der Menschheit macht, das ist der Offenbarungsgehalt, der sich durch sie hindurchzieht, gleich einer Goldader, bald stärker, bald schwächer, bald offen zu Tage tretend, bald in der Tiefe ruhend.

II.

Aber das ist nun die zweite wichtige Frage: Was berechtigt uns, diesem Buch die Autorität eines Gotteswortes zuzuschreiben? Sind die alten Dogmatiker im Recht, wenn sie sagen, solche Autorität könne der Bibel nur dann zugesprochen werden, wenn sie auf eine völlig einzigartige, durchaus übernatürliche Art und Weise entstanden sei?

Der Gedankengang der alten Dogmatik ist etwa folgender: Soll die Heilige Schrift das Fundament unseres Glaubens sein, so muß sie durchaus unfehlbar sein, darf in keinem Wort den geringsten Irrtum enthalten. Soll sie aber unfehlbar sein, so kann sie nicht auf gewöhnlichem Wege als das Werk fehlbarer Menschen zustande gekommen sein, sondern sie muß direkt zurückgehen auf Gott selbst, sie muß ihren Verfassern durchaus und wortwörtlich von seinem Geist eingegeben sein.

Die Wurzeln dieser Anschauung, die aller Erfahrung über schriftstellerische Tätigkeit widerspricht, führen weit zurück. Sie liegen in der Zeit des nachexilischen Judentums, in der Zeit der Makkabäerkämpfe. Die Thora, das Gesetz Gottes, wie es in den fünf Büchern Moses fixiert ist, war es, wofür das Volk damals in heldenmütigem Kampf blutete. Auf ihre strenge Beobachtung konzentrierte sich bekanntlich das religiöse Interesse des nachexilischen Judentums. So bildete sich zunächst die Anschauung, die Thora sei Mose von Gott selbst diktiert worden. „Wer da sagt, daß Moses auch nur einen Vers aus eigenem Wissen geschrieben habe, der ist ein Lügner und Verächter des Wortes Gottes," lesen wir bei den Schriftgelehrten. Ja, man ging zu der Vorstellung weiter, Gott habe das Gesetzbuch eigenhändig geschrieben und es dem Moses fertig übergeben. Diese Anschauungen wurden nach und nach von der Thora auch auf die Schriften der Propheten und auf das Alte Testament überhaupt übertragen. Das alexandrinische Judentum, besonders Philo, ein Zeitgenosse Jesu, suchte dann die Inspirationstheorie wissenschaftlich zu begründen. Er verwertete hierbei die Anschauungen griechischer Philosophen, besonders der Platoniker über die mania, die Ekstase der Gottbegeisterten.

Wie die Bacchanten oder die Orakelsänger, so sagt man, ja wie jeder echte Dichter nicht bei vernünftigem Bewußtsein redet und dichtet, sondern ergriffen und besessen durch Gottes Geist, so auch die biblischen Schriftsteller bei der Abfassung ihrer Schriften. Wie die Harfe in der Hand

des Harfners, seien sie völlig passiv, ja bewußtlos unter der Einwirkung des göttlichen Geistes gestanden. Diese Anschauung wurde aufgenommen, zwar noch nicht von den apostolischen Vätern, noch weniger von den Schriftstellern des Neuen Testaments, wohl aber von den Apologeten des zweiten Jahrhunderts, z. B. von Justin, und wurde nach und nach auch auf die neutestamentlichen Schriften ausgedehnt. Die montanistische ekstatische Bewegung hatte dann zwar zur Folge, daß die Kirche gegen alle Ekstase auf religiösem Gebiete argwöhnisch wurde und auch hinsichtlich der biblischen Schriftsteller von einer solchen nichts mehr wissen wollte. Aber die Ausdrücke von einem Diktat des göttlichen Geistes, kurz die mechanische Auffassung von der göttlichen Inspiration behielt man während des Mittelalters bei. Zwar blieb den großen Kirchenvätern, Augustin und Origenes, die menschliche Selbsttätigkeit nicht verborgen, und sie reden ganz unbefangen davon. Aber sie machten keinen Versuch, das Nebeneinander des göttlichen und menschlichen Faktors wissenschaftlich zu begreifen. Luthers Stellung zu der Frage läßt sich so bezeichnen, daß ihm einerseits durchaus feststeht: In der Heiligen Schrift redet Gottes Geist. „Sie ist, sagt er, das Buch von Gott, dem Heiligen Geist, seiner Kirche gegeben." Aber daneben erkennt er klar und deutlich die menschliche Seite der Bibel und nimmt darum eine freie Stellung zu ihr ein, freier als man gewöhnlich für möglich hält. Wir werden später noch davon reden; es ist nicht unnötig, schon hier darauf hinzuweisen, weil die Vertreter der alten Inspirationstheorie sich meist der Täuschung hingeben, Luthers Anschauung sei die ihrige. Das ist durchaus nicht der Fall. Seine Anschauung war nie und nimmer die von einer wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift. Eine Theorie darüber, wie die Heilige Schrift zustande gekommen sei, finden wir bei Luther überhaupt nicht. Aehnlich steht es in den kirchlichen Bekenntnisschriften, auch ihnen ist die Bibel die lautere Quelle der göttlichen Wahrheit, aber eine Lehre über die Inspiration enthalten sie nicht. Ebensowenig geben sie ein Verzeichnis der Bücher, die für echt anzusehen seien; sie lassen also hierin der Kritik freien Raum.

Erst im 17. Jahrhundert führte die Polemik gegen Rom und gegen die Synkretisten zur Ausbildung der Theorie, die man gewöhnlich als Inspirationstheorie bezeichnet, Calov, Hollaz, Quenstädt sind ihre Väter. Nun wird behauptet und scharfsinnig ausgeführt, daß wenn man sich genau ausdrücken wolle, Gott allein der Verfasser der Heiligen Schrift zu nennen sei. Die Apostel und Propheten dürfe man nur in uneigentlichem Sinn so heißen. Denn sie seien nur die Schreiber, ja nur der Griffel und Schreibstift des Heiligen Geistes gewesen. Derselbe habe ihnen nicht nur die Dinge, worüber sie schrieben, sondern auch die Worte, ja sogar, was das Alte Testament betrifft, die Vokalisation eingegeben, daher sei auch die Heilige Schrift frei von allem und jedem Irrtum. Ob sich's um dogmatische oder moralische oder historische oder geographische Fragen handle, nirgends finde sich ein Fehler, oder auch nur ein lapsus memoriae (Gedächtnisfehler). Auch sei darum ihr Stil

durchaus klassisch und frei von Barbarismen oder Solöcismen. Auf solche Weise allein glaubten die alten Dogmatiker den evangelischen Standpunkt gegen die Feinde von rechts wie von links, gegen Rom wie gegen die Schwarmgeister und später gegen die Rationalisten wahren zu können.

Allein gegen ihre Theorie protestiert die Wirklichkeit, protestiert die Bibel selbst. Zunächst einmal ist unwiderleglich klar, daß keiner der heiligen Schriftsteller sich dessen bewußt war, das passive Werkzeug des Heiligen Geistes zu sein. Das hätten sie doch fühlen müssen; denn sie hätten alle eigentliche Reflexion und eigene Tätigkeit bei ihrem Schriftstellern zurückdrängen müssen, und das kann doch nicht geschehen, ohne daß man sich dessen bewußt wird. Dagegen lassen sie überall klar und schlicht erkennen, daß sie in geistig selbsttätiger Arbeit ihre Bücher geschrieben haben. Sie nennen unbefangen die Quellen, aus denen sie geschöpft haben, und wo sie dieselben nicht nennen, können wir sie noch einfach erkennen und unterscheiden. Sie reden ohne Rückhalt über die Art und Weise ihrer schriftstellerischen Arbeit, so z. B. Lukas am Anfang seines Evangeliums. Sie berichten von dem zeitgeschichtlichen Zweck und Anlaß ihrer Schriften. Ein Paulus gesteht gelegentlich, daß er sich vielleicht in einem Punkt geirrt habe (1. Kor. 1, 16). „Ob ich sonst jemand getauft habe,“ schreibt er, „das weiß ich nicht.“ Er unterscheidet in seinen Briefen zwischen dem, was er kraft eigener Autorität den Gemeinden befiehlt, und dem, was sie als des Herrn Gebot aufnehmen sollen (z. B. 1. Kor. 7, 25). Wie wäre das alles möglich, wenn er sich nur als den Griffel des Heiligen Geistes gewußt hätte? Es begegnen uns weiter unter den Verfassern der Heiligen Schriften die verschiedensten Individualitäten: schwungreiche Poeten und nüchterne Verstandesmenschen, Dialektiker und behagliche Erzähler, Optimisten und Pessimisten. Nicht nur in Ausdrucksweise, Wortschatz und allgemeiner Bildung, sondern auch in ihrem Glaubensinteresse, in der Höhenlage ihrer sittlichen Anschauung, in ihrer Theologie sehen wir allerlei Nüancierungen (Abstufungen). Jedes Handbuch der biblischen Theologie Alten oder Neuen Testaments lehrt uns dies. Die alten Dogmatiker meinten zwar, ihre Theorie trotzdem aufrecht halten zu können; sie sagten: der Heilige Geist habe sich eben der Individualität des einzelnen Schriftstellers angepaßt: aber man hat mit Recht dagegen bemerkt, daß sich doch sonst der Diktierende nicht der Individualität des Schreibers anpaßt. Und solche Anpassung müßte doch ihre Grenze haben. Können wir glauben, der Heilige Geist habe Verwünschungen diktiert, wie sie in den Rache-Psalmen vorkommen, oder das Hohelied, oder den ganzen Inhalt des Predigers Salomonis? Sollen wir annehmen, er habe Worte des Alten Testamnts, die von den Septuaginta falsch übersetzt waren, auch in dieser falschen Uebersetzung zitiert? oder er habe dieselben Ereignisse dem einen Schriftsteller so, dem andern anders diktiert? Im Blick auf alle diese Dinge muß man, meine ich, sagen: Die Theorie von der wortwörtlichen Eingebung der Bibel ist eine Vergewaltigung der vorliegen-

den Wirklichkeit, unternommen zu einem vermeintlich guten Zweck, zur Begründung des Glaubens. Aber der Zweck heiligt auch hier nicht das Mittel. Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit; man kann katholischer sein als der Papst; so kann man sich auch einbilden, die Sache Gottes und seiner Gemeinde durch selbstgemachte Theorien fester zu gründen, als er selbst es getan hat, in der von ihm gegebenen Wirklichkeit.

Der Eindruck, den die Bibel auf den Leser macht, wird immer das Hauptargument gegen die Lehre von der wörtlichen Inspiration bleiben. Wer die Bibel nimmt, wie sie sich gibt, kommt nie und nimmer auf diese Theorie. Aber es sprechen auch noch andere gewichtige Gründe dagegen. Ich darf einige anführen.

1. Diese Lehre legt ein schweres Joch auf die Gläubigen. Sie legt ihnen nämlich die Pflicht auf, den ganzen Inhalt der Bibel von Anfang bis zu Ende als unumstößliche Gottesoffenbarung hinzunehmen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Annahme, „die Bibel ist Gottes Wort," und zwischen der Aufrichtung der strengen Inspirationstheorie. Ein Geist, der davon durchdrungen ist, in der Bibel Gottes Wort zu haben, wird doch ganz von selbst einen Unterschied machen zwischen dem, worin sein Glaube Nahrung findet, und dem, worin er sie nicht findet. Das letztere wird er auf sich beruhen lassen. Wird dagegen bewußt die strenge Inspirationslehre aufgerichtet, gewissermaßen als Schibboleth (Kennzeichen) der Rechtsgläubigkeit, so wird für den gesamten Inhalt der Bibel die Glaubenspflicht proklamiert. Als vor etwa 15 Jahren in den Kreisen der Baseler Missionsfreunde durch eine Schrift von Pfarrer Kinzler ein Streit über die Stellung zur Bibel ausbrach, da machte ein edler Laie, Dr. Christ in Basel, gerade auf diesen Punkt aufmerksam. „Stellt die teuere Bibel," schrieb er, „nicht unter ein Tabu (d. i. eine Art Bann), sonst hindert ihr deren gesegneten Gebrauch. Ich lege auf euer Gewissen jeden, den ihr mit diesem Inspirationsbegriff abschreckt und ärgert."

2. Die Inspirationstheorie raubt ganzen Partien der Bibel die psychologische Wahrheit. Wir haben in der Heiligen Schrift unendlich viele Stellen, in denen das persönliche Glaubensleben, die Kämpfe und Nöte des Herzens, aber auch der Glaubenssieg und der Glaubenstrutz, ergreifend zum Ausdruck kommt. Wir haben solche Zeugnisse vor allem bei den Propheten, in den Psalmen, in den Briefen der Apostel. Und gerade sie sind besonders geeignet, im Leser Glauben zu wecken und zu stärken. Wenn nun aber der Heilige Geist der alleinige Verfasser der Bibel ist, so verlieren alle diese Stellen ihren Persönlichkeitswert. Von den Psalmen sagt Luther: „Hier siehst du den Heiligen ins Herz." Aber nach der strengen Inspirationslehre ist das weit gefehlt. Nicht den Heiligen sehen wir ins Herz; haben wir doch in ihren Worten nur das Diktat des Heiligen Geistes vor uns. Die Theorie enthält, wie Rothe richtig sagt, in diesem Stück eine Art Doketismus (Scheinlehre) in sich. Freilich wird kein Bibelleser, auch wenn er der überzeugteste Anhänger

der Inspirationslehre ist, solchen Stellen gegenüber an ihr festhalten. Wenn er vor einem Wort steht, wie: „Wenn ich nur dich habe", oder: „Ich habe Lust abzuscheiden," oder: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben u. s. w.", so denkt er nicht daran, in den Reden nur das Sprachrohr des Heiligen Geistes zu sehen, sondern er nimmt diese Worte als das, was sie sind, als eigenste Bekenntnisse der heiligen Männer, und freut sich, daß Gott solch persönliches Glaubensleben schaffen kann in den Seinen.

3. Die Inspirationstheorie beruht auf einer Anschauung vom Wirken des Heiligen Geistes, die einfach unterchristlich ist; denn es handelt sich bei ihr um eine durchaus mechanische, geradezu magische Einwirkung des Geistes. Sie verrät hier ihren Ursprung aus heidnischen Ideen. Die Glaubensstellung, die sittliche Qualität des Schriftstellers kommt nicht in Betracht. Aber eine solche Einwirkung des Heiligen Geistes gibt es für unsern Christenglauben nicht. Er kennt nur ein solches Wirken des Geistes, das durch die freie Tat des Glaubens vermittelt ist und sich in freier, sittlicher Betätigung beweist.

4. Ueberhaupt liegt der Theorie eine Auffassung des Christentums zu Grunde, die nicht evangelisch ist. Nach ihr besteht das Christentum wesentlich in einer Summe von Lehren, einem umfassenden Lehrgesetz; und der Glaube besteht in der unbedingten Zustimmung dazu. Das paßt trefflich zu der katholischen Auffassung, aber nimmermehr zu der evangelischen, wonach der Glaube das freie Vertrauen des Herzens zu Gott ist, ein Vertrauen, das Gottes heilige Liebe ihm abgewonnen hat. Häring sagt mit Recht, „daß die alten protestantischen Dogmatiker zwar in der Glaubenslehre selbst den evangelischen Heilsglauben im Anschluß an die reformatorische Erfahrung richtig darstellen, daß sie dagegen in den Prolegomena zur Dogmatik, wo sie von der Offenbarung und Heiligen Schrift handeln, durchaus auf den vorreformatischen, scholastischen Standpunkt zurückfallen."

Und doch erreichen sie ihren Zweck nicht. Ein unfehlbares, alle Glaubensfragen widerspruchslos entscheidendes Glaubenstribunal, wie es die katholische Kirche im Papsttum zu besitzen wähnt, vermag auch die Inspirationslehre aus der Bibel nicht zu machen. Schon Tholuck hat darauf hingewiesen, daß sie schon an der einen Tatsache scheitert, daß der Text der Bibel mit seinen 50,000 verschiedenen Lesarten gar nicht zweifellos sicher vorliegt, so daß jedenfalls unsere Bibel nicht wörtlich inspiriert sein könne. Und er setzt hinzu: „Was hülfe uns auch ein unfehlbarer Text ohne eine unfehlbare Uebersetzung, und eine unfehlbare Uebersetzung ohne eine unfehlbare Auslegung."

So ist denn die Theorie von der wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift in der heutigen Theologie auf der ganzen Linie aufgegeben. Ich darf einige Ansprüche anführen. Stöcker sagt:*) „So lange er denken

*) Siehe dieses und die andern Zitate größtenteils in der trefflich orientierenden Schrift von Gensich: Der Kampf um die Bibel im 19. Jahrhundert.

könne, habe er nie jene alte, sondern die freiere Inspirationslehre gehabt und im Unterricht gelehrt. Es war, sagt er, ein schlimmer Fehler, daß man bei der Begründung der evangelischen Theologie im 16. und 17. Jahrhundert sich auf die wörtliche Inspiration gestützt und die fromme Laienwelt bis heute in diesem Glauben gelassen hat. Man hätte, wie Jesus und die Apostel, die Heilige Schrift als Wort Gottes brauchen können, ohne über ihre absolute Irrtumslosigkeit ein Dogma aufzustellen, das dem forschenden Geist, wie dem einfältigen Wahrheitssinn nicht Stand hält. In weiser Erkenntnis haben die Reformatoren solche Aufstellungen in den Bekenntnisschriften vermieden."

Cremer warnt ernstlich davor, an den kleinen, dünnen Nagel der buchstäblichen Richtigkeit in allen Dingen die große Wahrheit dessen zu hängen, was eigentlicher Zweck und Inhalt der Heiligen Schrift ist. Kähler legt in seiner Schrift: „Unser Streit um die Bibel", eindringlich dar, daß die alte Inspirationslehre nicht zu dem gehöre, wofür die Verehrer der Bibel streiten dürfen. Sie ist, zeigt er, nicht die Lehre des Neuen Testaments, sie hat nicht einmal in der Zeit, als sie unbestritten galt, das geleistet, was sie sollte, nämlich den Streit auf dem Gebiet des Glaubens durch einfache Berufung auf die unfehlbare Bibel unmöglich zu machen; denn zur unfehlbaren Bibel gehört unfehlbare Auslegung, und die haben nur die Katholiken." Frank spricht es offenbar aus, daß die alte Inspirationstheorie als abgetan zu betrachten sei. Gegenüber der auch in protestantischem Kreise vorkommenden Meinung, als müsse Gott der Kirche, damit sie nicht irre, ein für allemal ein fertiges, heiliges Buch gegeben haben, das sie nur aufzuschlagen brauche, um das jeweilige Erforderliche zu finden, führt Frank aus, „können wir nicht umhin, bemerklich zu machen, daß es die Weise des geistlichen Kosmos nicht ist, in solch handfester, grobsinnlicher Weise sich zu vergegenwärtigen. Wer dergleichen begehrt, mag die katholischen Gaukeleien der Unfehlbarkeit als warnendes Beispiel sich vorhalten."

Wenn also die Lehre von der wörtlichen Eingebung abgelehnt werden muß, so fragt es sich: Könnte das, was sie leisten sollte, nicht durch eine verbesserte Inspirationstheorie geleistet werden? Daß eine Verbesserung der Inspirationslehre notwendig und möglich ist, das ist außer Zweifel. Schon Schleiermacher hat an Stelle der Verbalinspiration die Personalinspiration gesetzt. Er wies darauf hin, daß man doch nicht glauben könne, die Apostel seien bei der mündlichen Verkündigung des Evangeliums weniger vom Heiligen Geist beeinflußt gewesen als bei der Abfassung ihrer Schriften; oder es sei etwa Lukas, als er die Reden des Paulus in der Apostelgeschichte niederschrieb, unmittelbarer unter dem Einfluß des Heiligen Geistes gestanden, als Paulus selbst beim mündlichen Vortrag dieser Reden. Man dürfe also nicht sprechen von einer besonderen Inspiration der Apostel zum Zweck ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, sondern nur von einer solchen Inspiration, die ihnen für ihr Leben und Wirken überhaupt, für ihre mündliche, wie schriftliche Tätigkeit zuteil geworden sei. Das sind ohne Zweifel richtige Gedanken

und sie haben sich auch in der Theologie aller Richtungen durchgesetzt. Und dennoch ist es unmöglich, die Autorität der Heiligen Schrift darauf zu gründen. Ich darf das vielleicht an den Aufstellungen eines Vertreters dieser Anschauung nachweisen; ich meine die Anschauungen, die Geß in seinem Werk: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel" ausgesprochen hat. Die Heilige Schrift, sagt Geß, enthalte zweifellos Abschnitte, bei denen von einer Inspiration gar nicht die Rede sein könne: Erzählungen, wie die Bluttat von Gibea, (Richter 19), Notizen, wie die über den Viehbestand der aus Babel zurückgekehrten Juden (Neh. 7), beziehen sich so völlig auf unser Fleischesleben und haben mit der göttlichen Vorbereitung des Heils einen so losen Zusammenhang, daß für einen geradsinnigen Menschen kein Anlaß besteht, den Geist Gottes für ihre Urheberschaft in Anspruch zu nehmen, ja daß ihre Gleichstellung mit Jesaia 53 oder Römer 8 etwas Empörendes hat. In Büchern wie der Prediger Salomonis, Chronika ist gar nichts, in den Büchern Richter und Samuelis nur zum Teil etwas von Inspiration zu merken. Auch im Neuen Testament, sagt Geß, sei dem Jakobus- und Judasbrief keine sonderliche Ausrüstung mit dem Zeugengeist zuzuschreiben.. Auch das, was die Synoptiker schreiben, gehe auf Inspiration nur mittelbar zurück, sofern es aus der urapostolischen Missionspredigt fließe. Es müsse also jedes Schriftstück der Bibel auf sein Inspiriertsein oder Nichtinspiriertsein untersucht werden, eine Aufgabe, die freilich nur durch einen geistlichen Sinn gelöst werden könne, der aus der Wiedergeburt erwachse und durch Gebet zu erlangen sei." So gewiß diese Gedanken viel Richtiges enthalten, so klar ist auch, daß auf diesem Wege eine sichere Autorität der Bibel für den Glauben nicht begründet werden kann. Denn es müßte erst die Frage befriedigend gelöst werden: „Welche Bücher und Verfasser sind denn nun als inspiriert anzusehen?" Und diese Frage wird je nach der Individualität vom einen so, vom andern anders beantwortet werden. Kurz, die Anschauung von der persönlichen Inspiration ist zweifellos richtig — an ihrem Ort. Und an ihrem Ort werden wir noch einmal darauf zurückkommen. Aber sie reicht nicht aus, die Autorität der Bibel für den schlichten Glauben zu begründen; denn sie macht den Glauben abhängig von den Aussprüchen der Wissenschaft.*)

An denselben Gründen scheitert ein dritter Versuch, nämlich der, den Richard Rothe unternommen. Er hat zu unserer Frage ausgezeichnete Aufsätze geschrieben, die zusammengefaßt sind unter dem Titel: Zur

*) Diese Darstellung wird Geß nicht gerecht. Seine Stellung zu einzelnen Schriften mag eine zu freie sein für manches Gewissen. Im Wesentlichen kommt aber auch Geß auf das hinaus, was Verfasser obigen Aufsatzes unter III. ausführt, nämlich auf die Erfahrungen des Herzens, die die Menschen machen, die sich der Wirkung des Wortes und Geistes hingeben. — Eine objektiv allgemein geltende Theorie wird sich darauf nicht gründen lassen, sondern es wird nur der Weg gezeigt, wie der gewissenhafte, nach Wahrheit suchende Mensch zu einer inneren Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit der Schrift kommen kann. Wer diesen Weg nicht gehen will, dem nützt auch die richtigste Inspirationstheorie nichts. (D. R.)

Dogmatik. Er widerlegt darin die alte Inspirationstheorie schlagend und überzeugend, sodann gibt er seine eigenen Anschauungen von Offenbarung und Inspiration. Die göttliche Offenbarung, sagt er, zerfällt immer in zwei Akte, erstens in die göttliche Heilstat, die er Manifestation nennt, und zweitens in die eigentliche Inspiration, das ist die innere Erleuchtung einzelner Menschen, durch die sie befähigt wurden, Gottes Heilstat nun auch zu erkennen und richtig zu deuten. Beides zusammen nun, die göttlichen Heilstaten und ihre richtige Deutung, enthält die Heilige Schrift; sie ist die Urkunde der göttlichen Offenbarung. Und darauf, daß sie allein uns zuverlässigen Bericht von Gottes Offenbarung gibt, darauf ruht ihre Autorität. Nun wäre die Sache sehr einfach, wenn die Bibel sonst nichts enthielte als solche Kunde von Gottes Offenbarung. Aber Rothe selbst sagt, daß sie daneben vieles nicht Offenbarungsmäßige enthalte, und das sei eben die Aufgabe der Theologie, beides von einander zu scheiden. Also auch hier wird wieder die Autorität der Bibel abhängig gemacht von der Entscheidung der Wissenschaft und damit aufs Ungewisse gesetzt.

(Schluß folgt.)

Unser neues Pensionssystem.

Von Pastor G. Fr. Schütze.

Durch den Beschluß der ehrw. Generalsynode von Burlington haben wir nunmehr eine synodale Invaliden-, Witwen- und Waisen-Versicherung auf geschäftsmäßiger Basis, die nun seit dem 1. Februar in Kraft ist. Es ist ja wohl allgemein bekannt, wie die Vorlage zustande kam. Ein Majoritäts- und Minoritätsbericht standen sich schroff gegenüber, und ein jeder war seiner Meinung gewiß. In elfter Stunde kam es dann endlich zu einem Kompromiß, den nunmehr gültigen Instruktionen. Daß diese nun nicht etwas Vollkommenes bieten und bieten können, ist ja aus ihrem Ursprung leicht erklärlich. Man bedenke, ein Kompromiß, dazu noch in der Eile der parlamentarischen Sitzungen hergestellt, kann keine von beiden Seiten ganz befriedigen, sondern nur einen zeitweiligen "modus vivendi" bieten, bis sich etwas Besseres findet.

Darum sind diese Instruktionen auch einer vernünftigen Kritik unterworfen, und wird die ehrw. Zentralbehörde gewiß alle begründete Bedenken und Vorschläge sorglichst prüfen, um der nächsten Generalsynode die nötigen Verbesserungsvorschläge machen zu können. Freilich Kritiken, wie in Fausts Osterspaziergang: „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister", sind leicht, aber man sollte auch Besseres vorzuschlagen haben. Wird man nun fragen: „Ja, was hast du denn vorzuschlagen?", so muß ich in aller Bescheidenheit antworten: Ob es besser ist, was ich zu sagen habe, weiß ich nicht. Aber als Mitglied unsrer Distriktsbehörde habe ich etliche Erfahrungen gesammelt und gesehen, wo die Maschine noch nicht recht arbeitet, und das möchte ich nur zur allgemeinen Kenntnis bringen, damit die bevorstehenden Konferenzen, die sicher auch diese hochwichtige Angelegenheit besprechen werden, etwas

mehr Aufklärung gewinnen. So wäre es auch dringend zu wünschen, wenn alle Distriktsbehörden auf ihren resp. Konferenzen ihre Erfahrungen und Ansichten aussprächen; denn nur so kommt der wahre Wille der Gesamtsynode zu tage.

Zunächst nun muß ich es allen Kritiken entgegen aussprechen, daß nach meiner unumstößlichen Ansicht unser neues System eine gewaltige Verbesserung bedeutet, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal den Gemeinden gegenüber. Im Jahre 1905 zahlten wir noch nur $3.00, und jetzt in 1910 bezahlen wir $20.00. Das ist eine Steigerung von 666%, gewiß ein ganz bedeutender Steuerzuschlag, den wir uns selbst aufgelegt haben. Damit haben wir aber das Recht gewonnen, vor die Gemeinden hinzutreten und auch sie an ihre Pflicht zu mahnen. Vorher konnte man dem Einwand: Sorgt doch für euch selbst und bettelt nicht! nichts recht Stichhaltiges entgegenstellen, jetzt aber können wir mit gutem Gewissen sagen, wie Philipp II. im Don Carlos: „Ich habe meine Schuldigkeit getan. Tun Sie die Ihre!"

Zum andern aber bedeutet dieser neue Modus auch für uns selbst einen sehr großen finanziellen Fortschritt. Wir bezahlen $20.00 und empfangen dafür eine jährliche Unterstützung, — nein, nicht Unterstützung, sondern Leibrente von mindestens $100, und unsere Witwen von mindestens $80, und im besten Falle von $240 bezw. $160. Rechnen wir nur einen Zinsfuß von 3%, so bedeutet das ein gesichertes Einkommen von wenigstens $3000 bis $8000. Und nun bitte ich das Exempel zu machen: In welcher Lebensversicherung-Gesellschaft kann man $3000 für eine jährliche Zahlung von $20 bekommen? Nirgends! Freilich wir bekommen nicht das Kapital in die Hand, sondern nur die Interessen. Aber das ist sehr gut, denn wie mancher geschäftsunerfahrene Bruder würde, verlockt durch versprochene hohe Zinsen, sein Kapital gar bald in Goldminen, Kaffee und Gummiplantagen verloren haben!

Oder rechnen wir anders: Also du bekommst bis an dein seliges Ende wenigstens $100, nach deinem Tode deine Frau jährlich wenigstens $80, und nach deren Tode jedes deiner Kinder jährlich $100, bis sie 16 Jahre alt sind. Wo in aller Welt, sage ich, kannst du so billig das kaufen? Antwort: Nirgends!

Nun aber zu den Einwendungen: $100 sind doch für den Invaliden, der doch krank ist, Arznei, stärkende Nahrung gebraucht, lange nicht genug! Zugegeben. Aber was haben wir unter dem alten Regime gehabt? Mehr sicher auch nicht, sondern weniger, und das wenige auch nicht sicher, sondern abhängig von der Gnade der Gemeinden, je nachdem diese reich oder karg steuerten. Jetzt aber haben wir $100 sicher, und wo das nicht hinreicht, kann aus den Liebesgaben darauf getan werden. Freilich $100 ist wenig, aber die $20 sind schon manchem Bruder hart, und ohne noch weitere Erhöhung der Beiträge können auch keine höheren Pensionen gezahlt werden. Nach meinem persönlichen Dafürhalten, wollte ich lieber $50 das Jahr mir vom Mund abdarben, wenn die Pensionen dafür erhöht werden. Wenn ich nicht irre, wird in Deutschland

den jungen Pastoren für eine Reihe von Jahren (wie lange, weiß ich nicht!) grade 25%, d. h. ein Viertel ihres Gehaltes für den Altersversorgungsfonds abgezogen. Bei einem Durchschnitt von $600 Pfarrgehalt sind aber $20 nur 3⅓%, also wie wenig!

So weit, so gut. Kommen wir nun zu wirklich begründeten Einwendungen. Da ist zunächst I, 8 der Instruktionen:

Da heißt es: Die Zahl der Dienstjahre wird gerechnet von der Zeit des Eintritts in den aktiven Dienst der Synode, vorausgesetzt, daß auch von dieser Zeit an die Beiträge bezahlt worden sind. Diesen doch so klaren Satz verstehen nun so viele Brüder nicht. Die Glieder anderer Distriktsbehörden werden diese Erfahrung auch gemacht haben, daß sie Briefe bekommen, wie den: „Ich trat in den Dienst der Synode 1880, aufgenommen 1882, bezahlt seit 1882, folglich beginnt mit dem 1. Februar 1910 mein 31. Dienstjahr, folglich habe ich nur $15 zu zahlen.“ Das ist aber nicht der Fall, sondern gemäß dieser Voraussetzung fängt die Dienstzeit des betreffenden Bruders erst 1882 an, folglich hat derselbe noch zwei Jahre lang $20 zu zahlen, wenn er nicht nach III, 4 „etwaige Rückstände,“ also in diesem Falle für 1880 und 1881 nachzahlt.

Die Distriktsbehörde kann und darf da keine Ausnahmen machen; die Buchstaben der Instruktionen sind darin zu klar. Wer darüber mit seiner Distriktsbehörde zürnt, der soll sich gefälligst klar machen, daß die Brüder der Distrikts- und Zentralbehörde in diesem Falle nur die Beamten einer Lebensversicherung sind. Wo aber wollte eine Versicherung hinkommen, die ihren Mitgliedern freistellt, ob, wann und was sie zahlen wollen?

Eine wirkliche, und nicht nur eingebildete Härte liegt aber in dem Satz des § 1, 8: „Dient einer aus irgend einer Ursache länger als zwei Jahre auf Probe, so soll seine Unterstützungsberechtigung von der Zeit seiner Aufnahme in die Synode datieren.“ Ich muß gestehen, daß mir dieser Satz eine schreiende Ungerechtigkeit zu enthalten scheint. Im Wisconsin-Distrikt sind z. B. nicht weniger als vier Pastoren, die länger als zwei Jahre auf Probe gedient haben, dann aber doch Synodalglieder wurden, und z. B. einer nun schon über 40 Jahre als solcher dient. Praktisch ist das ja in diesem Falle ganz einerlei, da der liebe Bruder ja doch schon die höchste Stufe erreicht hat. Aber das ist nicht immer der Fall. Da ist ein anderer Bruder, der fünf Jahre auf Probe gedient hat, dann 29 Jahre Synodalglied war und dann invalide wurde. Dem Bruder werden durch diesen Satz jährlich $40 genommen; mit welchem Anschein der Gerechtigkeit auch nur, ist mir unklar. Wenn nach III, 4 es andern Brüdern, die nur zwei Jahre auf Probe gedient haben, es freigestellt wird, für diese zwei Jahre nachträglich $6 zu zahlen, und damit ihre Pensionsberechtigung so viel zurück zu datieren, warum soll dem andern Bruder, der fünf Jahre gedient hat, dies Recht entzogen werden? Er hat die fünf Jahre bezahlt, so hat er Anspruch, sich die $15 zurückzahlen zu lassen, aber ein anderer, der mit ihm gleichzeitig eintrat,

hat $40 jährlich mehr zu verzehren, und das ist ungerecht. Man mag mir einwenden: Wer länger als zwei Jahre auf Probe dienen muß, ist, wie Roosevelt sagt, ein undesirable citizen. Ja, warum nimmt man ihn denn doch auf? Die Tatsache, daß der Bruder dann doch aufgenommen ist, zeigt doch, daß er für unsere Synode brauchbar war. Warum ihn denn so unberechtigt strafen? Weiter, selbst wenn solch ein Bruder in seinen ersten Jahren sich nicht so betrug, daß man die Freudigkeit hatte ihn aufzunehmen, muß dafür an seiner Witwe noch Rache geübt werden? Wir haben solche Brüder, die mit Weib und Kind in den Dienst der Synode traten und länger als zwei Jahre dienten. Warum die unschuldigen Frauen und Kinder strafen, indem man sie gegen andere zurücksetzt? Sollte irgend jemand den Mut haben, das als gerecht zu verteidigen, den beneide ich nicht darum.

Sehen wir dann auch noch zu: Woran liegt es in den meisten Fällen, wenn ein Bruder nicht gleich aufgenommen wird, so werden wir in zehn Fällen neunmal finden: Er war ein Ausländer, der frisch ins Land kam und sich nicht gleich in des Landes Sitten zu finden wußte. Würde da unsere Synode nicht den gewiß ungerechten Vorwurf des Nativismus auf sich ziehen, wenn sie eine solche Diskriminierung zu Ungunsten der Ausländer bestehen ließe? Aber: Strafe muß sein! Nun gut! Dann mein Vorschlag: Man amendiere den letzten Satz von I, 8 so, daß er lautet: „Dient einer aus irgend einer Ursache länger als zwei Jahre auf Probe, so soll seine Unterstützungsberechtigung von der Zeit seiner Aufnahme in die Synode datieren, wenn er nicht den jetzt gültigen Beitrag von $20 pro Jahr für die Zeit seines Dienstes vor der Aufnahme nachzahlt." Ich meine, eine der vielen Vorlagen vor der Generalsynode hätte eine diesbezügliche Klausel gehabt und tut es mir sehr leid, daß diese in den endgültigen Beschlüssen keine Aufnahme fand.

Ein weiterer Punkt, der in den Instruktionen unberührt ist, aber in der Praxis unvorhergesehene Schwierigkeiten ergab, ist die Frage: Wie ist es mit temporär Invaliden zu halten?

Was ist überhaupt als temporäre Invalidität anzuerkennen? Wenn z. B. ein Bruder in 25jähriger Amtstätigkeit im ganzen neun Monate krank war und diese Krankheitszeit verteilt sich auf fünf verschiedene Jahre, wo der betreffende Bruder unter dem Schutze seiner Invalidität keine Beiträge zahlte, sollen ihm die fünf Jahresbeiträge geschenkt oder nach III, 4 nachgefordert werden? Ein anderes, eben so hypothetisches Beispiel. Gesetzt den Fall: Ein Bruder fühlt sich in seiner Gemeinde nicht mehr sattelfest, da wird ein kleiner Katarrh als Brustentzündung ausgegeben, um sich einen ehrenvollen Abgang zu sichern. Man wird schleunigst invalide, um nun in Muße abzuwarten, bis sich ein zusagender Posten auftut. Auf der nächsten Konferenz erscheint man dann wieder als gesunder Pastor an einer neuen Gemeinde, aber seinen Beitrag bezahlt man nicht; denn man war ja mehrere Monate invalide. Difficile est satiram non scribere. Solche Ansprüche sind einfach nicht nur unbegründet, sondern schamlos frivol. Man ver-

stehe mich: Ich rede von Hypothesen, die aber sehr leicht Wirklichkeit werden können, und dagegen muß die Synode die zahlenden Brüder schützen. Man vergesse nicht: die Synode ist einfach ins Lebensversicherungsgeschäft gegangen, deren Direktoren die Zentralbehörde, und deren Agenten die Distriktsbehörden sind. Da darf auch nicht von der christlichen Liebe die Rede sein. Wer auf Liebe Anspruch macht, soll auch so viel Bruderliebe üben, daß er nicht ohne Not sich seinen schuldigen Beiträgen entzieht. Es ist so heiß nach geschäftlicher Basis verlangt: Nun wohl, nun haben wir sie, nun laßt uns auch geschäftsmäßig verfahren. Hüten wir uns, daß wir nicht in unser Geschäft uns das weibliche Gespenst der Liebe hineinspuken lassen. Im Geschäft ist kein Platz für Liebe. Wer Liebe begehrt, für den sind nach II, 3 Anm. die Liebesgaben da, aber im neuen Modus muß mit der Gerechtigkeit auch Strenge verbunden sein. In einer weltlichen Versicherung heißt es seine Prämien zahlen, ob krank oder nicht, und zwar auf den Tag zahlen, sonst verfällt die Police. Dementsprechend muß es bei uns heißen: Bist du gesund, zahlst du; bist du krank, empfängst du. Ein drittes gibt es nicht. Kehren wir den letzten Satz aber um, dann heißt es: Hast du nicht empfangen, so warst du nicht krank genug, um invalide zu sein, warst du aber nicht invalide, so warst du gesund, also: Bitte! Stellen wir endlich diese Frage sub speculo aeternitatis, obwohl das nicht geschäftsmäßig ist, wenn nach schwerer Krankheit man wieder arbeitsfähig ist, sollte man da nicht gern ein so geringes Dankopfer geben, wie $3.00 oder $5.00 es sind, auch wenn man nicht gerade nach dem Buchstaben gezwungen werden kann? Ist die Gesundheit nicht $3.00 wert? Oder hat man denn nicht schließlich auch von sechs oder neun Monaten Gehalt die $3.00 abstoßen können?

Darum sollte die Synode, um sich vor unberechtigten Ansprüchen zu schützen, ein Minimum von Zeit setzen, das man wirklich arbeitsunfähig war, um Invalidenansprüche erheben zu können. Natürlich wird dieses Minimum von Zeit unter dem neuen Modus erheblich kleiner sein müssen, als wo es sich um alte Fälle handelt; denn man kann wohl nicht fähig sein, alle drei Monate $5.00 zu zahlen, während in zwölf Monaten jeder $3.00 zahlen kann.

Dies sind so einige Erfahrungen und Gedanken zur Pensionsregelung. Andere mögen andere Erfahrungen und Ansichten haben. Aber das Magazin soll ja auch dem brüderlichen Gedankenaustausch dienen über Dinge, die die Synode angehen. Und, wenn etwas, geht dies die Synode an.

Evangelische — nicht Unierte.

Wir haben schon früher einmal die Bemerkung gemacht, daß die lutherischen Brüder uns beharrlich den Namen verweigern, der uns offiziell und rechtmäßig zukommt, den Namen E v a n g e l i s c h, und statt dessen uns stets nur die U n i e r t e n nennen. Wir haben aber guten

Grund und Recht, uns die Evangelischen zu nennen, denn unsere ganze Richtung ist ganz und gar evangelisch. Das will sagen, wir halten uns an das Evangelium, als die einzige Quelle aller christlichen Heilserkenntnis und Heilslehre. Das Evangelium aber weiß nichts von Union zwischen lutherisch und reformiert, aus dem einfachen Grunde, weil der Lebensstrom des Evangeliums damals noch nicht in verschiedene Flußläufe geteilt war, sondern es war ein einheitlicher Strom zur Zeit, da die Apostel und Evangelisten ihr mündliches und schriftliches Zeugnis von Jesu Christo abgaben.

Das Evangelium der Apostel weiß von Union zwischen Gott und den Menschen, die zu stande gekommen ist durch den Versöhnungstod Jesu Christi am Kreuz (Eph. 2, 16—18; 2. Kor. 5, 18—21); und es weiß von Union zwischen Gläubigen aus den Juden und Gläubigen aus den Heiden (Eph. 2, 12—15), und zwar auf Grund derselben Versöhnungstat Jesu Christi, die durch den Glauben an ihn allen Menschen gleichermaßen zu gut kommt. Es weiß davon, daß Jesus Christus das Haupt ist seines Leibes, und daß der Leib Christi aus vielen Gliedern besteht, die sehr verschiedene Gaben und Kräfte und Erkenntnis empfangen haben von dem einen Geist Jesu Christi (1. Kor. 12), die aber trotz dieser individuellen Verschiedenheit doch eine organische Einheit bilden (1. Kor. 12, 12—27); und von diesen vielen Gliedern sagt Paulus (Gal. 3, 28): „Ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Das Evangelium weiß von sehr verschieden begabten Dienern Jesu Christi (1. Kor. 3, 5. 22), die jeder in seiner Weise ganz verschieden die Botschaft des Evangeliums verkündigt haben. Es weiß von einem Kephas, Jakobus, Judas, von Johannes und Paulus: Jeder hat in seiner Weise das Evangelium verkündigt; es weiß von Apollo, von Barnabas und Silas, die wieder von der Weise Pauli wohl abwichen, aber es weiß von keiner Union zwischen diesen Dienern Christi, und warum nicht? Weil sie nicht sich getrennt haben, sondern trotz der Verschiedenheit der Gaben, der Kräfte, der Erkenntnis die Einheit in Christo Jesu unverrückt festhielten. Sie alle schöpften aus dem einen Lebensstrom, der im Evangelium Jesu Christi sich für die in Sünde erstorbene Menschheit eröffnet hat. Da war's nicht nötig, diese Männer Unierte zu nennen, sie waren eins in Christo und haben gar nicht daran gedacht, sich entzweien zu wollen um der Lehre willen. Diese Einheit aber war fest begründet in dem gemeinsamen Glauben, daß Jesus von Nazareth sei Christus, der von Gott gesandte, im Fleisch erschienene Sohn Gottes und der Heiland der Menschen. Das war das feste, gemeinsame Fundament der Einheit. (1. Kor. 3, 11). Wer von diesem Glaubensgrund abwich, der allerdings schied sich selbst aus aus der Glaubens- und Geisteseinheit und wurde nicht mehr anerkannt als ein berechtigtes Glied am Leibe Jesu Christi. (1. Kor. 16, 22; 1. Joh. 4, 1—3; 2. Joh. V. 7, 10. 11.). Zwischen solchen also gab's keine Union, sondern nur einen bewußten und gewollten Ge-

gensatz, der auf keine Weise aufzuheben war als dadurch, daß der Ungläubige zu dem Glauben an den Heiland bekehrt ward; wie das in dem Motto unserer Zeitschrift ausgedrückt ist.

Ein Lebensstrom war es, ungeteilt in verschiedene Arme, aus dem alle gleichmäßig schöpften. Und so lange der einheitliche Glaubensgrund anerkannt wurde, und so lange das unverfälschte Evangelium, das vom Herrn Jesus Christus handelte, als Glaubensgrund anerkannt und angenommen wurde, so lange erkannten sich die gläubigen Christen an als Einer in Christo: Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu. (Gal. 3, 26). „Ein Leib und ein Geist, einerlei Hoffnung des Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller." (Eph. 4, 4—6): Das war die breite Basis der Einheit. Keinem fiel es ein, dem andern den Brudernamen abzusprechen, die Bruderhand zu versagen, die Gotteskindschaft abzusprechen, ihm die Anklage ins Gesicht zu schleudern: Ihr habt einen andern Geist als wir! Das Evangelium war und blieb Quelle und Grund der Einheit.

Und auf diese erste und einheitliche Quelle der christlichen Gemeinschaft gehen wir zurück, indem wir uns verpflichtet haben in unserem Bekenntnisparagraphen, die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments als das Wort Gottes und als die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens anzuerkennen. Wir schöpfen aus dem ersten, einheitlichen Urquell der göttlichen Wahrheit, der die wahre Einheit der Gläubigen in Christo konstituiert und festhält. — Nun ist ja durch leidige Streitigkeiten über die evangelische Auffassung der christlichen Heilslehre eine traurige Zerspaltung eingetreten innerhalb der evangelischen Christenheit.

Die Lostrennung von der römischen Kirche war unvermeidlich, weil man dort eben die evangelische Auffassung und Verkündigung der Heilslehre nicht leiden mochte und bis heute nicht leiden kann; und weil man die Christen zu unmündigen Papstknechten und Geisteigenen der römischen Priesterschaft machte und noch macht. — Anders aber stand es bei der evangelischen Richtung der Christenheit: Lutheraner wie Reformierte standen und stehen bis heute auf dem oben bezeichneten gemeinsamen Glaubensgrund, der die organische Einheit des Leibes Christi zur Zeit der Apostel begründete. Die verschiedene Erkenntnis der leitenden Männer zur Zeit der Reformation fand in einzelnen Lehrstücken der christlichen Wahrheit verschiedenen Ausdruck. Beide Teile aber gingen zurück auf eine und dieselbe Quelle: Das Evangelium von Jesu Christo. Es lag gar kein Grund vor, der zur Trennung hätte führen müssen und zwar zu solcher Trennung, die dem andern die Bruderhand, die Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft verweigerte. So lange beide Teile auf demselben Glaubensgrund standen, hätten sie auch in Liebe sich vertragen können und sollen. Daß es zu solch kläglicher Entzweiung kam, ist aufs tiefste zu beklagen; es lag in der Schwachheit der menschlichen Werkzeuge, die

zu der großartigen Weitherzigkeit des echten, unverfälschten Evangeliums Jesu Christi sich noch nicht aufzuschwingen vermochten.

Seit jener Zeit sind aber 3½—4 Jahrhunderte verflossen. Die Christen haben Erfahrungen gemacht und ihre Erkenntnis ist erweitert worden. Vor allem hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß lediglich unsere religiöse Herzensstellung zu Jesu, dem Heiland der Sünder, das Ausschlaggebende im Christentum ist. Ihn als seinen Herrn erkennen und verehren, durch ihn sich lehren und zu Gott führen lassen, das Leben aus ihm, durch seinen Geist empfangen, das sind die wesentlichen Grundelemente des christlichen Glaubens. Die Aussprache und Ausprägung der Lehre aber in den verschiedenen Lehrtypen hat mit der Seele Seligkeit absolut nichts zu tun! Diese Lehrtypen stellen bloß dar, welche Gedanken die Verfasser der alten Bekenntnisschriften über die göttlichen Geheimnisse sich gemacht haben. Diese verschiedenen Gedankenformen begründen aber keinen Unterschied in der Stellung der gläubigen Seele zu Gott und dem Heiland Jesus Christus; d. h. sie geben keinen Grund, daß der eine Christ Gott angenehmer ist, weil er lutherisch denkt und glaubt als der andere, der reformiert denkt und glaubt, oder umgekehrt. Auch hier gilt: Sie sind alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu! Und es ist darum Sünde und schweres Unrecht, wenn die Einen den Andern die Bruderhand und brüderliche Gemeinschaft verweigern. Daß diese Sünde der Entzweiung so lange die evangelisch gesinnten Christen in feindliche Heerlager spalten durfte, ist bitter zu beklagen, denn dadurch ist der Sache des Herrn Jesu großer Schaden entstanden. Wir unsernteils wollen dieser kläglichen Zerrissenheit ein Ende machen, indem wir einfach auf die evangelische Urquelle der christlichen Heilswahrheit zurückgehen und die theologische Ausprägung der Heilswahrheit dem in Gottes Wort befangenen Gewissen des Einzelnen anheimstellen. Indem wir das tun, bedienen wir uns einfach derselben Freiheit, die Luther vor dem Reichstag zu Worms beanspruchte, als er jede andere menschliche Autorität und Lehrmeinung energisch abwies und sich einzig und allein auf das Wort Gottes berief, aus welchem er seine Lehre ableitete und begründete. Er konnte aber nicht sich als die schlechthinige Lehrautorität für alle künftige Zeiten erklären. Denn damit hätte er sich gerade derselben Verirrung schuldig gemacht, von welcher er so energisch sich lossagte vor Kaiser und Reich.

Welch schweres Unrecht begehen doch die Brüder, die unermüdlich wiederholen: Der Unionismus verleugnet die Wahrheit! Beide Lehrtypen sind geflossen aus der einen Quelle, beide haben dieselben Grundwahrheiten als einheitlichen festen Glaubensgrund. Warum soll es nicht möglich sein, daß Christen sich gegenseitig als Brüder in Christo anerkennen, die so im Glauben an den Sünderheiland eins sind? Warum sollen sie nicht verschiedenartige Erkenntnis als gleichberechtigt anerkennen, und nur die praktische Einheit der Liebes- und Arbeits- und Kirchengemeinschaft pflegen? Das Ziel, alle zu einer Erkenntnis des Sohnes Gottes hinzuführen (Eph. 4, 13), hat ja der Hl. Geist seiner Kirche

gesteckt; und er ist's, der die Christen zu solcher Einheit hinführt, nicht zu einer papierenen, die zwangsweise durch Verpflichtung auf Bekenntnisformeln herbeigeführt wird. Sondern das ist wahre, echte Geisteseinheit und -gemeinschaft, wo man in der Liebe Christi verbunden ist zur organischen Verbundenheit des Leibes Christi, in welchem der Lebensgeist Jesu Christi ungehindert wirken kann.

Das Evangelium ist die einzige Quelle der Wahrheit und die einzige, die Gewissen verpflichtende Autorität in Sachen der christlichen Heilserkenntnis. Und auf diesem Evangelium stehen wir, aus diesem schöpfen wir; aus diesem begründen wir unsere evangelische Lehre und weisen jeden als Verleumder zurück, der uns beschuldigt, daß wir die Wahrheit verleugnen dadurch, daß wir als **Evangelische** uns einzig auf das Evangelium stellen.

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

1. Joh. 5, 4.

Referat erstattet bei der Pastoralkonferenz in Newton, Kans., von Pastor G. Wullschleger.

Zum Ausgangspunkt unsers Referates und zur ausführlichen Behandlung stellen wir das Wort voran, welches der Apostel Johannes in seiner ersten Epistel, im 5. Kapitel, in der zweiten Hälfte des vierten Verses anführt: „*Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.*" Es ist dieses Wort ein Kampfeswort und ein Siegeswort zugleich und bezeichnet treffend die christliche Religion als eine Religion des Kampfes und des Sieges. In der Tat! Wo das Christentum mit seiner Glaubensmacht hinkömmt und sich offenbart, da erweist es sich zunächst nicht friedebringend, sondern Unruhe, Kampf und Streit hervorrufend. Das entstammt seiner ihm inne wohnenden, erregenden und belebenden Kraft, die aufstöbert und aufdeckt was verborgen ist, Licht in die Finsternis hineinbringt, die Nacht tageshell erleuchtet, den Todesfrieden stört und in die Grabesruhe Leben hineinträgt. Es ist dem Sonnenstrahle gleich, der in eine langverschlossene Kammer hineinscheint und mit seinem Lichte Aufruhr, Unruhe, Bewegung und Flucht unter die Liebhaber der Finsternis und Unordnung hineinbringt. So muß vor dem Lichte des Evangeliums, den Sonnenstrahlen der christlichen Religion alle Finsternis, und was die Finsternis liebt, weichen, und solches geht nicht ohne Erregung und bitteren Kampf ab. Dabei ist dem Christentum der Sieg gewiß verheißen, mannigfach schon gegeben, so daß wir dem vollendeten Siege mit voller Gewißheit entgegensehen dürfen. Jedoch nicht ohne Kampf, auch für die Zukunft nicht. Sind uns doch gerade auf das Ende dieser Weltzeit großartige Katastrophen geweissagt, die einen fürchterlichen Kampf des Christentums in sich schließen, bevor ihm der endgültige und ewig dauernde Sieg zuteil wird. Daß das Christentum eine solche Kampfesnatur in sich trägt, hat uns unser Heiland selbst gesagt in den Worten Matth. 10, 24:

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ So redet auch der Apostel Paulus in fast allen seinen Sendschreiben von dem Kampfe des Glaubens, den ein jeder Christ auszufechten hat; redet von Streitern Jesu Christo, von Kämpfen bis ans Ende, von der Ausdauer und vom endlichen Siege. Ihm schließt sich Johannes an, der Apostel der Liebe, der in seinen Briefen auch von solchem Kampfe redet, besonders im zweiten Kapitel seines ersten Briefes, wo er alte und junge Christen zu diesem Kampfe auffordert und ihnen Kraft und Gewißheit des Ueberwindens zuspricht. Sie standen ja, unser Heiland selbst, und die Apostel mitten drin in diesem Kampfe, haben ihn auszufechten und fochten ihn aus mit der überzeugenden Gewißheit des endlichen Sieges, der ihnen auch in ihrem Teile geworden ist. Und gerade die Zeit der anhebenden heidnischen Christenverfolgungen, welchen die Apostel und ihre Christengemeinden zusehends ausgesetzt wurden, war wohl geeignet, vom bevorstehenden Kampfe und endlichen Siege des Christentums und seiner Bekenner zu sprechen. Ein solches Wort ist nun auch unser Wort aus dem fünften Kapitel des ersten Johannesbriefes mit den ihm voranstehenden und ihm nachfolgenden Worten, da dem Glauben die Ueberwindungskraft zugesprochen wird. Der Feind, der zu bekämpfen ist, ist die Welt, wobei wir zu bedenken haben, was unter der „Welt“ zu verstehen ist, und weshalb wir die Welt zu bekämpfen haben. Die Waffe, womit wir die Welt bekämpfen sollen, ist der Glaube, wobei wir uns klar werden müssen, welches dieser Glaube, und wie er anzuwenden ist. Der Zweck und das Ziel dieses Kampfes ist die Ueberwindung der Welt und der vollständige Sieg über dieselbe, wobei wir zu lernen haben, worinnen diese Ueberwindung besteht und wie gewiß sie uns zu teil wird.

Wenden wir unsern Blick zunächst auf den zu überwindenden Feind, die Welt! Von ihr sagt Jesus: „Die Welt hasset mich, und die Welt hasset euch,“ Joh. 15, 18. 19; und: „in der Welt habt ihr Angst.“ Joh. 16, 33. Und Johannes in seiner ersten Epistel 2, 15 sagt: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist: denn alles was in der Welt ist, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt;“ und 3, 13: „Verwundert euch nicht, meine Brüder, daß euch die Welt hasset.“ Sollen wir gegen einen Feind ankämpfen, so müssen wir denselben erst recht kennen lernen, damit wir im Kampfe keine Luftstreiche ausführen. Deshalb müssen wir uns bewußt werden, wer diese „Welt“ ist, die uns Jesus und die Apostel als den zu bekämpfenden Feind hinstellt. Daß es nicht die kreatürliche Welt an und für sich ist, wie sie von Gott erschaffen und für „gut“ erklärt wurde, ist leicht verständlich. Hat uns doch Gott in diese geschaffene Welt hineingesetzt, daß wir sie uns untertan machen und sie beherrschen sollen, und hat so viel wunderbare Mächte und Kräfte in dieselbe gelegt, damit der Mensch sie heben und verwerten kann und sie gebrauchen soll und darf zur Glückseligkeit dieses Lebens im guten und edlen Sinne derselben. Darum sagt der Apostel Paulus: „Alle

Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird." (1. Tim. 4, 4.) Und der Heiland selbst hat sich der Kräfte dieser Welt bedient und sie in seinen Dienst gestellt. So darf auch der Christ sich des Guten und Schönen, des Nützlichen und Edlen in dieser Welt freuen, es lieben und sich desselben bedienen. Die Welt, gegen welche der Christ sich zum täglichen Kampfe rüsten muß, ist die von Gott abgefallene, sündige Welt, die sich mehr oder weniger bewußt von Gott lossagt und in den Dienst der Sünde gestellt hat. In wieweit die kreatürliche Welt hier in Betracht kommt, ergibt sich aus ihren Beziehungen zur Sünde, oder besser gesagt, aus dem Einflusse, den die Sünde auf die kreatürliche Welt ausgeübt hat. Wir kennen das Wort Pauli (Röm. 8, 19 u. ff.), von dem ängstlichen Harren der Kreatur und ihrer Unterwerfung unter die Eitelkeit, das uns anzeigt, wie auch die Weltschöpfung durch die Sünde in Mitleidenschaft gezogen und von derselben angesteckt wurde. Insofern nun diese Naturwelt in den Dienst der Sünde gestellt und derselben untertan wurde, gilt auch sie dem Christen als eine feindliche Macht, da er das , was sündig in und an ihr ist, bekämpfen und überwinden muß. Fragen wir nach dem Grunde, so liegt dieser darinnen, daß die von der Sünde infizierte Welt auch einen verderbenden, von Gott abziehenden Einfluß auf den Menschen ausübt, und weil diese Welt, der Vergänglichkeit unterworfen, den Menschen, der sich zu sehr mit ihr einläßt, in die Vergänglichkeit und Eitelkeit herunterzieht. (cf. 1. Joh. 2, 17.) Darum mahnt der Apostel 1. Kor. 7, 31: Die dieser Welt brauchen, daß sie derselben nicht mißbrauchen, denn das Wesen dieser Welt vergehet." Wir haben aber nicht nur diese von der Sünde beeinflußte und beherrschte „Naturwelt" als Feindin gegen uns. Es bezeichnet das Wort „Welt" auch das, was Johannes in seiner ersten Epistel 2, 17 nennt: „Die Lust dieser Welt", oder im vorhergehenden Verse detailliert: als „Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens."

Es ist das eigentliche Wesen, der durch die Sünde verderbten Welt, gegen welches der Christ ankämpfen muß, als gegen einen seiner ärgsten Feinde, der ihn von Gott ableiten will. Denn die Lust dieser Welt mit ihrem ganzen Wesen ist nicht gerichtet zu Gott hin, sondern zur Sünde und zur Mißachtung und zum Abfall von Gott. Wir verspüren es an uns selbst, sobald und so oft wir uns der Welt und ihrer Lust hingeben und einen Pakt mit dem Wesen dieser Welt schließen, wie sehr es uns von Gott abzieht, unserer Glaubensstellung schadet und sie beeinträchtigt und wie sehr deshalb die Apostel im Recht sind, wenn sie uns warnen: Habt nicht lieb die Welt; stellet euch nicht dieser Welt gleich; wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein. Darum muß der Christ gegen dieses Weltwesen, den daraus entspringenden Weltsinn und die Weltlust entschieden Stellung nehmen, da sie ihn am meisten schwächen in seiner Glaubensstellung und matt machen in dem ihm verordneten Kampfe. Deshalb auch die Erfahrung, daß so viele

Christen schwach und matt in ihrem Glauben sind, weil sie gar nicht oder nur schwach ankämpfen gegen das Weltwesen, den Weltsinn und die Weltlust, und immer suchen zu vermitteln zwischen Gott und Welt. Bei den einen charakterisiert sich dieser Weltsinn in Geldliebe, bei andern in Liebe zu sinnlichen Dingen, bei dritten in Liebe zu irdischem Ruhm und Ehre u. s. w. Es gehören dazu die sündlichen Gewohnheiten und Sitten (der eitle Wandel nach väterlicher Weise, davon Petrus spricht), wodurch man so leicht zum Bösen gereizt werden kann. „Es sind Dinge (sagt Rambach treffend), welche die Wollust reizen, wie Schönheit, üppige Kleider, sinnliche Musik, theatralische Schauspiele und Aufzüge, Tänze und Gesellschaften, feine Speisen und Getränke, Gastmahle, Schmausereien; Dinge, die den Hochmut reizen, wie Lob, Ruhm, Ehrentitel von Menschen; Dinge, die den Geiz regieren, wie Gold und Silber, Geschmeide und Edelsteine, prächtige Einrichtung in Häusern und Gerätschaften. Die ganze Welt ist ein Jahrmarkt der Eitelkeit, wo auch die an sich guten Gaben Gottes dem Menschen zum Fallstrick werden können, wenn er mit unordentlicher Lust auf dieselben hineinfällt."

Wir haben ferner unter der Welt als „Feindin" die Welt „in uns selbst," in unserm eigenen Herzen zu verstehen. Der sündige Mensch wird in diese sündige Welt hineingeboren und bringt mit sich eine Welt voll Sünde in seinem Herzen. „Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust, Die widerspenst'g wird, Je mehr du Lieb's ihr tust." Dieses Wort Rückert's behält seine volle Wahrheit, und darum darf der Christ, ob der äußern Sinnen und Sündenwelt, die sich ihm entgegenstellt, die innere Sündenwelt nicht vergessen, die sich in seinem eigenen Herzen eingenistet und breit gemacht hat. Ja gegen diese Welt in seinem Innern hat er um so mehr zu kämpfen, als es ein Kampf gegen sein eigenes Ich ist, den er zu führen hat.

Um den zu bekämpfenden Feind aber voll und ganz kennen und würdigen zu können, haben wir uns noch mit der Welt zu beschäftigen in ihrer *persönlichen* Bedeutung. In dieser Bedeutung umfaßt sie alle die Menschen, die noch die Welt lieb haben und Gott feindlich gesinnt sind. Es gehören dazu die „leichtsinnigen" Weltmenschen, die vorgeben, Christen zu sein und Christo nachzufolgen, die aber nur den Schein der Gottseligkeit haben und deren Kraft an sich selbst verleugnen; ferner die „gleichgültigen" Weltmenschen, die nur für diese Welt leben, nach Gott und seinem Wort nichts fragen und in Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit gegen ihr Seelenheil dahinleben bis zu ihrem Tode; ebenso die „wissentlichen und geflissentlichen" Weltmenschen, die mit vollem Bewußtsein und frei gewähltem Willen der Welt und der Sünde dienen, von Gott absolut nichts wissen wollen, ihm von vornherein feindlich gegenüberstehen oder ihn leugnen und sich als Werkzeuge des Satans benützen lassen. Der Oberherr dieser „persönlichen Sündenwelt" ist der „Fürst dieser Welt," Satanas, der sich diese Oberherrschaft und den Titel widerrechtlich angemaßt (Matth. 4, 9; Luk. 4, 6) und dem die Langmut und Weisheit Gottes solches zugelassen hat (Offb. Joh. 12,

9 u. 12). Diesem „Fürsten der Welt" ist nach Gottes Zulassung die ganze von Gott abgewandte Welt untertänig und steht also in Feindschaft wider Gott und wider alles göttliche Wesen, wie wider alle, die Gott angehören, an ihn glauben und seine Kinder werden wollen. Von dieser Welt sagt unser Heiland: sie hasset mich und euch; ihr seid nicht von der Welt; ich habe euch aus dieser Welt heraus erwählet; in der Welt habt ihr Angst u. s. w. Und die Apostel sagen von ihr: wir sind ein Schauspiel und ein Fluch der Welt geworden; die ganze Welt liegt im Argen; dieser Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. In diese Welt nun sind wir hineingesetzt, nicht daß uns Gott aus dieser Welt nähme (Joh. 17, 15), oder daß wir die Welt räumten (1. Kor. 5, 10), sondern um ein Licht der Welt zu werden (Matth. 5, 14), um uns derselben nicht gleich zu stellen (Röm. 12, 2), um sie nicht zu lieben (Joh. 2, 15), ihre vergängliche Lust zu fliehen (2. Petri 1, 14), uns von derselben unbefleckt zu erhalten (Jak. 1, 27) und gottselig darinnen zu leben (Tit. 2, 12). In diese Welt sendet uns Jesus zu einem Zeugnis über sie (Mark. 6, 11; 13, 9), wie Schafe mitten unter die Wölfe (Matthäus 10, 16), zu einem Kampfe wider dieselbe und der in ihr wohnenden Sünde (Hebr. 12, 1—4; Eph. 6, 12 ff.) und zur Ueberwindung derselben durch die Kraft des Evangeliums.

So kennen wir den Feind, gegen den wir anzukämpfen haben. Und wir werden seine Macht nicht u n t e r schätzen, so wenig wir im Blick auf uns selbst unsere Kraft ü b e r schätzen werden. Auf der einen Seite die von der Sünde angesteckte und durchseuchte, in die Eitelkeit und Vergänglichkeit mit hineingerissene Naturwelt und ihre Reizungen zur sinnlichen Lust, irdischen Begierden und Genuß; dann die von Gott abgefallene, der Sünde zugewandte Menschenwelt, die sich wohlgefällt im leichtsinnigen, gleichgiltigen und bewußt vorsätzlichen Dienst der Sünde und der Welt, und die sich stellt unter die Botmäßigkeit des „Fürsten dieser Welt," welcher diese ganze Heeresmacht aufbietet zum Kampfe gegen die Streiterschar Gottes und Jesu Christi, und der den Haß der Welt gegen alles Göttliche und Christliche schürt und auflodern läßt. — Auf der andern Seite der schwache Mensch, selbst von der Sünde befleckt und in Sünden geboren, mit einem von Natur bösen Herzen von Jugend auf, preisgegeben dieser sündigen Welt und ihren Angriffen, Reizen und Lockungen, zu schwach, um selbst bei besserer Erkenntnis und beim besten Willen sich von der Welt und der Sünde los zu machen und sich auf die Seite Gottes und Jesu Christi zu stellen, unfähig sich selbst zu helfen, zu bewahren und zu retten vor dem Verderben dieser Welt! Wie wird dieser ungleiche Kampf anders ausfallen als mit der schmählichsten Niederlage des Menschen, wenn demselben keine Hilfe zuteil wird? — Da vernehmen wir das Ermunterungs- und Siegeswort: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!"

Die Hilfe wird dem Menschen zu teil in der Waffe und dem K a m p f e s m i t t e l, womit ihm der Sieg über die Welt verheißen und gewiß wird. Dieses Mittel ist „d e r G l a u b e", „u n s e r" Glaube!

Sehen wir uns diese „unfehlbare" Waffe an. Was ist das für ein Glaube, dem so gewiß der Sieg verheißen ist? Es geben uns dafür die vor- und nachfolgenden Worte des Apostels, die unser Thema umkleiden, genügende Auskunft. Johannes sagt: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt!" und: „Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?" Demnach ist nur d e m Glauben der Sieg verheißen, der aus Gott geboren ist und der da glaubet an Jesum Christum, den Sohn Gottes! Jeder andere Glaube, ob er sich noch sehr in christliches Gewand hülle, mit christlichen Ideen sich umgebe und schmücke und noch so schön und hoch von Gott und Jesu Christo spreche, hat keine weltüberwindende Kraft in sich. Nur der Glaube, der aus Gott geboren ist, überwindet die Welt! Aber nur der Glaube ist aus Gott geboren, der glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, und der da glaubt, daß Jesus sei der Christ, d. h. der Welt Heiland (1. Joh. 5, 1). Der Mensch hat ja in sich selbst und in seinem natürlichen Zustande keine Kraft zur Weltüberwindung. Er kann wohl in einzelnen Fällen die ärgsten Sündenauswüchse seines Herzens einigermaßen beherrschen, sie etwas zügln und verbergen, niemals jedoch wird er über seine Sünden vollständig Herr werden und sie überwinden. Solches zu vollbringen ist der Mensch zu sehr zur Sünde geneigt und dem Bösen zugewandt. Es bedarf hierzu eines Stärkeren, der Neugeburt aus Gott, der Geburt von oben her; cf. Joh. 3, das Gespräch mit Nicodemus. Da, wo diese Neugeburt stattgefunden hat, der Mensch sich von sich selbst und seiner Kraft weggewendet hat, von der Welt und ihren Mitteln, von der Sünde und deren Dienst nichts mehr wissen will, und sich hingewendet hat zu Gottes Gnade, Erbarmen und Hilfe, zu seiner Liebe und Kraft, da kann der Mensch auf Sieg und Ueberwindung der Welt hoffen. Und erst, wenn der Mensch in seinem Herzen mit seinem bisherigen Sündenwesen und der Weltliebe gebrochen hat, oder wenigstens ernstlich im Sinne hat, es zu tun, und sein Herz zu Gott hinwendet, daß es durch dessen Geist erneut und wiedergeboren werde, dann wird ihm die Kraft zu teil, die Welt zu überwinden. Alle sonstigen Versuche sind nutzlos, schwächen und ermatten die geistige und sittliche Kraft des Menschen und bringen ihn zuletzt zur Verzweiflung oder zur Gleichgültigkeit und zur Verstockung. Solche Neugeburt aus Gott, das Abkehren von der Welt und der Sünde und die Rückkehr zu Gott, kann nur bewerkstelligt werden durch den Glauben an Christum, den Weltheiland und den Sohn Gottes. Denn in ihm erhalten wir den Geist Gottes, und der Geist Gottes ist es, der die Neugeburt in uns vollbringt. So müssen wir glauben an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, der um unsertwillen auf die Erde kam, unser Heiland und Erlöser zu werden aus der Sünde, dem Sündendienst und dem Sündensold, der uns erworben hat durch sein heiliges, teures Blut und es uns versiegelt hat in seinem Geist, den er uns verleiht, daß wir als Gottes Kinder in dieser Welt wandeln und die Welt mit ihren Lüsten und Begierden überwinden.

Es ist also der Glaube, der die Welt überwindet, der Glaube an Gottes Vaterliebe, der sich unser erbarmt hat und zur Rettung aus unserer Sündennot seinen eingebornen Sohn, den Geliebten, in die Welt gesandt hat, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; es ist der Glaube an die Versöhnungstat Jesu Christi, des Sohnes Gottes, der sich selbst für uns hingegeben hat und aufgeopfert in seinem eigenen Blute am Kreuzesstamme, zur Vergebung unserer Sünden, zur Versöhnung mit Gott, zur Rechtfertigung vor Gott, zur Heiligung im göttlichen Leben und zur Ueberwindung alles dessen, was Welt heißt; der Glaube, daß Jesus Christus uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung (1. Kor. 1, 30); es ist der Glaube an die Belebungs- und Heiligungskraft des Heiligen Geistes, der dem wiedergeborenen Menschen von Gott durch Jesum Christum vermittelt wird, der ihm das Zeugnis der Gotteskindschaft gibt und ihn, als Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht (2. Tim. 1, 7) zu einem Wandel in der Gottseligkeit befähigt, zum Ausharren in der Liebe und Treue gegen Gott, im Kampf gegen die Welt und zum endlichen, vollständigen Ueberwinden. Das ist der Glaube, dem der Sieg über die Welt zugesprochen und verheißen ist.

Es darf aber dieser Glaube, wenn er seine Siegeskraft bewähren soll, nicht nur ein historischer, angelernter oder Kopfglaube sein, sondern er muß dem Menschen zum bewußten Eigentum und Besitztum geworden sein, er muß Erfahrungsglaube werden, wenn er seine weltüberwindende Kraft offenbaren soll. Der Mensch muß sagen können: unser Glaube, mein Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Es muß der Glaube in des Menschen Herzen leben und wirken, so daß er ihm zur persönlichen Ueberzeugung und Erfahrung geworden ist, und er von Herzensgrund mit einem Petrus sprechen kann: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes;" oder mit Johannes: „Das da von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben, und unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens (und das Leben ist erschienen und wir haben gesehen und zeugen und verkünden euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen), was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch. 1. Joh. 1, 1—3. Solange die Kirche Jesu Christi auf Erden, seine Gemeinde, diesen Glauben bewahrt und festhält, darf sie sich getrost verlassen auf die Ueberwindungskraft ihres Glaubens und den endlichen Sieg erwarten. Wo, insofern und insoweit sie davon abfällt, verliert sie in eben dem Maße die Kraft des Glaubens und die Gewißheit des Sieges. Solang der Christ an diesem persönlichen Glauben festhält, kann er sich auch der Kraft desselben und des Sieges getrösten über alles, was Welt und Sünde heißt, in welcher Gestalt sie sich an ihn herannahen mögen. Er kann den guten Kampf des Glaubens kämpfen, sich leiden als ein

guter Streiter Jesu Christi und am Ende seines Erdenlebens mit Paulus jubeln: „Ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit,“ und er wird als Ueberwinder gekrönt mit der unvergänglichen Lebenskrone! Wo ein Christ jedoch von diesem Glauben abweicht, da verliert er auch seine Zuversicht und die Gewißheit des endlichen Sieges und ist in steter Gefahr, alles wieder zu verlieren.

Haben wir im Glauben die siegreiche Waffe gefunden, wo wir den Kampf gegen die Welt aufnehmen und bestehen können, so sollen wir dieselbe nun auch in allen Gelegenheiten des Kampfes tatsächlich und täglich anwenden, und zwar mit aller Vorsicht eines behutsamen und tapferen Kämpfers. Was hälfe dem Krieger die beste Waffe, wenn er sie im Kampfe gegen den Feind nicht gebrauchte? Was hilft dem Christen die Gewißheit und der Besitz der weltüberwindenden Kraft des Glaubens, wenn er dieselbe in seinem täglichen Kampfe nicht benützt? Deshalb werden wir nun auch durch das Wort unsers Heilandes und der Apostel unermüdlich aufgefordert, uns dieser siegreichen Waffe fleißig und ununterbrochen zu bedienen, um damit den Sieg zu erhalten und mit dem Ueberwinderlohn gekrönt zu werden. So muß der Christ die Waffe des Glaubens anwenden, wenn Sündhaftigkeit, Schwachheit und Mangelhaftigkeit ihn niederdrücken und verzagt machen wollen, wenn begangene Fehltritte und Sünden ihn quälen, wenn Versuchung von innen oder außen, von oben oder von unten her an ihn heranstürmt, wenn Kleinglaube, Zweifel, Unglaube und Aberglaube sich an ihn heranschleichen, wenn Lust und Freude dieser Welt, sinnliche Vergnügungen und Ergötzungen, Liebe zur Welt und zu irdischen Dingen ihn suchen gefangen zu nehmen, wenn irgend etwas an ihn herankömmt, das ihn aus dem richtigen Verhältnis zu Gott weg und zur Sünde hinleiten möchte. In all diesen Fällen muß er die Waffe des Glaubens benützen, damit er die hinterlistigen Angriffe des Satans zurückweisen und überwinden kann.

Die Ueberwindung, der Sieg ist uns gewiß! Jedem, der die Waffe des Glaubens benützt und richtig führt, gilt das Siegeswort Johannes: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Nur sollen wir wissen, worinnen die Ueberwindung der Welt besteht! Sie kann für unser irdisches Leben nicht darinnen bestehen, daß wir die Welt aus der Welt heraustreiben könnten, eher müßten dann wir die Welt räumen. So meinten einst die frommen Einsiedler und Mönche für sich die Welt besiegen und überwinden zu können, indem sie sich aus dem Geräusche der Welt in die Einsamkeit der Wälder und Einöden und hinter Klostermauern zurückzogen, und sind dabei der Welt doch nicht entflohen und haben sie nicht überwunden. Die Ueberwindung der Welt besteht für den Christen vielmehr darinnen, daß er durch den Glauben gänzlich los wird von der Welt mit ihren Lüsten und ihren Freuden, ihren Sorgen und Mühen, ihren Begierden, Verlockungen und Versuchungen, daß er auch in seinem Innern die Welt überwunden hat und

dieselbe keinen bleibenden Raum mehr in ihm findet. Der Glaube wohnt im Herzen und durch den Glauben Christus; wo aber Christus im Herzen Einzug gehalten hat, da ist für die Welt keine Stätte mehr vorhanden. Im Glauben wandelt der Christ durch die Welt, darum kann ihn dieselbe mit ihren Schätzen nicht mehr reizen und locken, denn er hat himmlische Güter und einen ewigen Schatz, nach welchen sein Auge ausschaut und begehrt. Im Glauben ist er erlöst aus der Sünde und dem ewigen Verderben, versöhnt mit Gott, ein Kind Gottes und Erbe der ewigen Seligkeit, so hat er kein Verständnis, keine Lust und keine Liebe mehr zur Sünde, und weiß sich nicht mehr gebunden an die Welt und ihren Sinn. Der Glaube richtet seinen Blick zur ewigen Heimat und Seligkeit, und so wandelt er als Fremdling und Pilgrim durch diese Welt, wissend, daß er ein Bürger ist mit den Heiligen und Gottes Hausgenosse. Stößt ihm in seinem Pilgerleben etwas zu, macht ihm etwas Unruhe und Beschwerden, drohen ihm allerlei Gefahren, so bleibt er doch getrost in seinem Glauben, Lieben und Hoffen und spricht mit Paulus: „Wer mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn? In dem allem überwinden wir weit, durch den, der uns geliebet hat, Jesum Christum!“

Und e i n s weiß der Christ! Er selbst, an sich, ist es nicht, der die Welt überwindet, sondern allein sein Glaube! Und dieser Glaube muß nicht „erst“ die Welt überwinden, sondern er h a t sie bereits überwunden: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden h a t! Hätten wir erst immer wieder aufs neue zu erproben, ob unser Glaube wirklich der Sieg sei, der die Welt überwindet, so wäre unsere Siegesgewißheit noch nicht vollkommen, sie wäre stets untermischt mit einem gewissen Zweifel und einer gelinden Bangigkeit, ob uns die Waffe gegen den gefährlichen Feind, den wir zu bekämpfen haben, nicht einmal den Dienst versage und wir wären in derselben Lage, wie die stets zum Krieg bereiten und sich rüstenden politischen Friedensmächte Europas, die ihre immer erneuten Geldforderungen zur bessern Kriegsbereitschaft damit begründen, daß sie mit den konkurrierenden Nachbarmächten Schritt halten, ja sie überflügeln müssen, wenn sie bei eintretendem Kriegsfalle auf Sieg rechnen wollen. Solche Aengstlichkeit und Ungewißheit, solchen Zweifel an dem Erfolg seiner Waffe braucht ein Christ nicht zu haben. Wo sich solches doch vorfindet, liegt die Ursache nicht in der Waffe, sondern in dem Träger der Waffe, der sie nicht richtig zu handhaben weiß, oder ihren Gebrauch längere Zeit vernachlässigt hat, sie nicht blank und rein hielt und nicht stets in Bereitschaft hatte, damit loszuschlagen. Wir haben ein erprobtes Kampfesmittel, das sich noch immer bewährt hat und sich bewähren wird bis ans Ende; eine Waffe, damit wir den Sieg bereits in Händen haben, die Schlacht gewonnen, bevor wir sie begonnen; die Welt überwunden, bevor sie uns wirklich schaden kann. Es kommt der Fürst dieser Welt, aber er hat nichts an mir! Dieses Wort unsers Heilandes dürfen wir auch für uns anwenden. Nicht aber wir sind es, sondern Gottes Gnade, die in uns ist und sich in

Christo Jesu geoffenbart hat. Christus hat den Sieg für uns errungen! Er hat die Welt überwunden. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ So ruft uns Jesus zu und wir dürfen antworten: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum!“

Die entschwundene Festzeit, das heilige Geheimnis des Karfreitags, das uns mit Beugung und Anbetung erfüllt und uns unters Kreuze treibt zur Selbsterkenntnis und völligen Sinnesänderung und Umkehr zu Gott; die frohe Siegesbotschaft des Ostertages, das leere Grab, in das wir blicken, der Auferstandene, der sich uns offenbart, die Lebenskräfte, die uns in ihm und durch ihn zu teil werden, die unser Herz erfüllen mit Freude und Dank und Lobpreis Gottes und unsers Heilandes; sie verkünden uns laut und deutlich, machen es uns felsenfest und gewiß: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Unser Heiland Jesus Christus, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, hat den Sieg für uns erstritten und gewonnen, als er starb auf Golgatha, als er die Hülle des Grabes brach und auferstanden ist als der Erstling und der Fürst der Auferstehung! Sein Sieg ist unser Sieg! Und wir dürfen uns diesen Sieg aneignen und ihn ausnützen, im Glauben an unsern Siegesfürsten kämpfen, und wissen, alle Welt ist bereits überwunden durch unseres Glaubens Inhalt, Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit! Die Apostel bezeugens, die in Glaubensfreudigkeit und Siegesgewißheit Juden und Heiden das Evangelium vom Reich verkündeten und Gott lobten und dankten, daß sie würdig waren, um des Namens Jesu willen Schmach leiden zu dürfen, und die bereit waren, nicht allein sich binden zu lassen, sondern auch zu sterben um des Namens willen des Herrn Jesu! Die Blutzeugen der ersten Jahrhunderte, die Märtyrergemeinde aller bisherigen Zeiten bis zur Gegenwart verkünden es jubelnd und frohlockend, daß ihnen in Christo allezeit Sieg gegeben sei. Die Kirche Jesu Christi auf Erden, seine Kreuzgemeinde hier unten, die Ausbreitung des Evangeliums unter allen Völkern, besonders seit dem letzten Jahrhundert, die äußere Machtstellung, welche das Christentum sich errungen hat, sie reden laut und deutlich nur die eine Sprache: Der Sieg ist unser, die Welt ist überwunden, in Christo ist Heil und Sieg und der Glaube an ihn ist Weltüberwindung. Und die einzelnen christlichen Persönlichkeiten und Charaktere, wie sie sich zu jeder Zeit vorgefunden haben, die hellleuchtenden Sterne des Glaubens, wie die unscheinbar brennenden Glaubenslichter schlichter, einfältiger Christen, sie stimmen mit ein in den Ruhm der christlichen Kirche und das Siegeswort des Apostels: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! — Wenn uns aber auf die Letztzeit dieses Aeons noch gewaltige Stürme und Angriffe auf das Christentum und unsern Glauben vorausgesagt sind, so daß es scheint, als ob wirklich dieses Mal dem Glauben der Sieg verloren gehe, fürchten wir uns doch nicht: dieselbe Offenbarung, die uns von diesen letzten, bösen Zeiten berichtet, sie verkündet uns auch die Zeit,

da es endgültig heißt: „Nun ist das Heil, und die Kraft, und das Reich, und die Macht unsers Gottes und seines Christus geworden; weil der Verkläger unserer Brüder verworfen ist, der sie verklaget Tag und Nacht vor Gott. Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses; und haben ihr Leben nicht geliebt bis an den Tod!" Offb. Joh. 12, 10 ff. Und: „Halleluja! Heil und Preis, Ehre und Kraft, sei Gott unserm Herrn! Halleluja! Denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen. Laßt uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen und sein Weib hat sich bereitet." Offb. 19, 1. 6. 7. Und es wird sich so voll und ganz bewahrheiten: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!

Wir aber, als Diener am göttlichen Worte, als Verkündiger des Evangeliums in unsern Gemeinden, als Hirten und Seelsorger der uns anvertrauten Heerden, haben es an uns selbst zu bewähren und andern es zu bezeugen: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Oft stehen wir selbst in Gefahr, nicht mehr recht an die Ueberwindungskraft und die Siegesmacht dieses Wortes zu glauben. In den Festzeiten und besonders gehobenen Tagen unsers Lebens können wir uns wohl zu solcher Glaubenshöhe aufschwingen und einstimmen in das Triumphgeschrei der gläubigen Gemeinde: Der Sieg ist unser und unseres Christus! Aber steigen wir wieder von Taborshöhen herab in das Tal des täglichen Lebens, in Kampf und Streit dieser Zeit und Welt, da wir unsere Glaubenskraft und Siegeszuversicht bewähren sollen, wie bald haben wir da lahme Flügel, ist unser Glaube schwach geworden und gleicht einer verrosteten Waffe, so daß wir seufzen: wo ist Sieg und Weltüberwindung? Aber wenn wir an uns selbst zweifeln, so wollen wir nicht zweifeln an Gottes Wort und unseres Heilandes Zusage! Scheint es Niederlagen zu geben und der Sieg uns in weite Ferne gerückt, so wollen wir im Kampf aushalten und im Glauben beharren, unser Vertrauen nicht wegwerfen, sondern es festhalten: das Reich muß uns doch bleiben; der Sieg ist doch unseres Christus und unser! Im Glauben wollen wir durch alle Hindernisse, Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, die unserer in unserm Beruf und Arbeit warten, durchkämpfen, auch durch alle Versuchungen, Anfechtungen und Anläufe des Satans, womit er uns den Sieg des Glaubens streitig machen will, damit wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten. Dann werden wir uns dieses endlichen Sieges freuen dürfen und getrost warten auf die Zeit, da es auch für uns gilt: Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe, und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl! Offb. 3, 21. Und wir werden auch unsere Gemeinden mit immer neuer Freudigkeit zu solcher Glaubenszuversicht und Siegesgewißheit emporziehen können und es ihnen bezeugen: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!

Orgelweihe-Predigt, gehalten am Sonntage Lätare 1906 zu Elgin, Ill.

Von † Pastor H. Schmidt.

Text: Psalm 95, 1 u. 2.

Exordium. Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, bei der Einweihung eurer neuen schönen Kirche, besonders der darin aufgestellten neuen Orgel das weihende Wort zu reden. — Die Orgel ὄργανον, das Werkzeug, das „Instrument", ist ein sehr altes Musikinstrument, schon vor Christi Geburt erfunden. Sie war zuerst Wasserorgel; es ist nicht bekannt, wann sie zur „Windorgel", ὄργανον πνευματικόν, umgestaltet wurde. Im Jahre 757 erhielt Karl der Große von Constantin Michael eine Orgel zum Geschenk, die im Dom zu Aachen aufgestellt wurde; das erste Beispiel der Verwendung der Orgel zum Kirchendienst, d. i. Gottesdienst. Besonders die lutherische Kirche verstand es, den Wert der Orgel zur Ausschmückung ihrer Gottesdienste zu würdigen, während die katholische und die reformierte Kirche sich mehr ablehnend gegen dieselbe verhielten; in die sixtinische Kapelle hat sie keinen Eingang gefunden. Die vollendete Technik unserer Zeit hat die Orgel im eminenten Sinne zum Kunstwerk umgeschaffen; wenn wir uns vergegenwärtigen, daß zur Zeit Karls des Großen die Tasten der Orgel mit den Fäusten geschlagen und mit den Ellbogen niedergedrückt werden mußten, so mag das im Einklang stehen mit dem Gesang der damaligen Zeit. — Karl der Große, so erzählt uns die Geschichte, vergleicht den Gesang seiner Deutschen mit dem Gepolter eines schwerbeladenen Wagens, der auf einem Knüppeldamm einherfährt. — Heute dagegen wird unser Herz entzückt, wenn die Hand des Meisters dem Instrument die Töne entlockt, so daß die köstlichen Harmonieen gleich einem Strome hervorquellen und in unsern Ohren und Herzen erklingen wie himmlische Musik. — Die Orgel ist darum das einzige Instrument, das nach seiner ganzen Anlage und seinem Ausbau für den Dienst der Kirche geschaffen ist. In ihr vereinen sich alle Instrumente; aus ihr erklingt der Wohllaut der menschlichen Stimme, der Posaune gewaltiger Ton, der Geige schmeichelnde Laute, der Flöte perlende Tonwelle, der Trompete Geschmetter. Sie führt uns, wenn wir das Gotteshaus betreten, in das Heiligtum der Anbetung; sie leitet und begleitet unsern Gesang und macht unsern Mund fröhlich mit einzustimmen im höheren Chor in das Lied der feiernden Gemeinde; sie entläßt uns und leitet uns wieder hinaus in das feindliche Leben mit dem lockenden Mahnruf: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme." So ist sie das Einzige, die Königin der Instrumente, die ihre Harmonieen verbindet mit dem göttlichen Wort und als himmlisches Werkzeug uns das Evangelium mit der Gewalt der Töne predigt. — Die Harmonie der ewigen Liebe, der ewigen, seligen Erbarmung Gottes! — So kommt denn herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken und jauchzen dem Gott unsers Heils; laßt uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen!

Thema: Die Bedeutung der neuen Orgel im Dienst der Gemeinde.

1. Sie soll die Herzen erheben zum Dienste Gottes!
2. Sie soll den Mund der Gemeinde auftun zum Lobe Gottes!
3. Sie soll die Hände der Gemeinde treiben zum Werke Gottes!

* * *

1. Sie soll die Hände erheben zum Dienste Gottes.

Die Orgel an sich hat kein Herz; es sind nur die auf und nieder wogenden Luftsäulen, die die Töne erzeugen und die Orgel beseelen; aber ihre Töne, ihr harmonischer Klang soll die Herzen der feiernden Gemeinde emporheben aus dem Alltäglichen, Nichtigen, Eiteln, empor zu Gott und seinem Dienst, der die Musik, als die höchste Kunst, als Himmelsgabe uns geschenkt. — Wir zollen alle Anerkennung der Malerei, die herrliche Gemälde täuschend naturgetreu auf die Leinwand zaubert und die auch in den Dienst des Heiligen sich gestellt, aber schöner, herrlicher, zum Herzen sprechender ist ein Tongemälde eines Meisters wie Sebastian Bach oder Händel. — Die Bildhauerei ist eine edle Kunst, die es versteht, den kalten, harten Marmor zu beseelen, aber gewaltiger, überwältigender ist ein Oratorium, ein musikalisches Monument, das in seinen Klangfiguren die handelnden Personen zu uns reden läßt durch die Macht der Töne! — Rhetorik und Poesie nehmen Geist und Herz gefangen, aber Rhetorik und Poesie verlieren an Gewalt, wenn Wort und Ton, Rede und Klang mit einander sich vereinen zum schönsten Bündnis, und erst die Musik verleiht verklärend der Rhetorik und Poesie die rechte Weihe! — Wir sagen darum mit Abraham a Santa Clara: „Sei du mir tausendmal willkommen, meine göttliche, löbliche, liebliche, künstliche, vornehme und angenehme Musika. Andere sind zwar freie Künste, du aber bist eine freie, fröhliche Kunst. Du bist eine Gabe vom Himmel, du bist ein Pflaster für die Melancholie, du bist eine Versöhnung der Gemüter, du bist ein Sporn der Andacht, du bist ein Kleinod der Kirchen, du bist eine Arbeit der Engel, du bist eine Unterhaltung des Alters, du bist eine Freude der Jugend!"

Möge darum die neue Orgel das Werkzeug sein, da durch ihre Töne die Herzen der feiernden Gemeinde emporgehoben werden zum obern Heiligtum in die ewige Harmonie der Sphären, zum Throne Gottes, mit einzustimmen im heiligen Schmuck in das hohe Lied des Lammes, das da erschallt aus dem Munde der himmlische Heerscharen.

2. Sie soll den Mund der Gemeinde auftun zum Lobe Gottes!

Die Orgel hat keinen Mund, an und für sich ist sie stumm; nur wenn die Luftsäulen in ihr zum Schwingen gebracht werden, erklingt der Wohllaut des Tones; aber sie soll das Werkzeug sein, daß, wenn die Herzen erhoben und begeistert worden sind, auch der Mund des Menschen sich öffne, einzustimmen mit fröhlichem, begeistertem Schall in das evangelische Kirchenlied, dem großen Schatz unserer Kirche. — In unse-

rer Zeit gibt es viele mundfaule Christen, die trotzig dann ihren Mund verschließen, wenn er sich auftun sollte zum Lobe Gottes; möchte darum die neue Orgel auch den sonst mundfaulen Christen den Mund auftun zum Lobe Gottes, damit auch sie nicht mehr trotzig widerstreben, sondern begeistert einstimmen beim Gottesdienst in das Lied der feiernden Gemeinde. In den deutschen Kreisen unsers Landes macht man lobenswerte Anstrengungen, die schönen deutschen Volkslieder auch den künftigen Generationen zu erhalten. Möchte die neue Orgel dir, liebe Gemeinde, und deinen Nachkommen das Kirchenlied, den großen Schatz der Reformation, erhalten und überliefern helfen. Der heutige Sonntag Lätare mahnt uns, daß wir in der heiligen Passionszeit stehen und dem Auferstehungsfeste entgegeneilen. — Es wird demnach die Bestimmung eurer neuen Orgel sein, die Passion des Herrn in ihren Klängen zu feiern, bis das „Christ ist erstanden von der Marter alle" im Jubellaut erklingen wird. Das große „Passionale" werden euch ihre Klänge zum Herzen führen, dann werdet ihr um so fröhlicher und seliger euren Mund auftun zum Lob und Preis seines heiligen Namens.

3. Sie soll die Hände der Gemeinde regen zum Werke Gottes!

Die Hände haben sich schon geregt und ansehnliche Opfer gebracht, dafür zeugt der imposante Bau eures Gotteshauses, eine Zierde dieser Stadt und unserer Kirche; aber sollte nun damit alles getan sein, ist nichts zu tun übrig geblieben? — In Gottes Reich und der Arbeit für sein Reich gibt es keinen Stillstand, das Wort wächst uns unter den Händen. Eure Hände rege und willig zu machen zum Werke Gottes, dazu möge eure neue Orgel mithelfen als eine treue, unermüdliche Magd. Jeden Sonntag soll sie euch vorsingen: „Auf, auf, mein Geist, ermüde nicht, dich von der Macht der Finsternis zu reißen!" — Wenn eure neue Orgel so ihre Bestimmung erfüllt, dann wird sie ein Segen für die Gemeinde sein, dann sind die Opfer nicht umsonst gebracht. — In unserer Zeit macht man oft die Erfahrung, daß, wenn die Leute auch die Kirche vor der Tür haben, so gehen sie doch nicht hinein. Wenn ihnen das Evangelium mit Menschen und mit Engelzungen gepredigt wird, sie hören doch nicht darauf. Wenn die Gottesdienste verherrlicht werden durch die schönsten Chorgesänge, und das schönste Orgelspiel die Kirchenräume durchflutet, die Leute finden doch keinen Geschmack daran und haben keine Anerkennung dafür. Darum, liebe, feiernde Gemeinde, die du heute deine schöne, neue Kirche mit diesem Meisterwerk, der neuen Orgel, zum Dienst des dreieinigen Gottes geweiht, laß dir diese deine Orgel dienen, die Herzen zu erheben zum Dienste Gottes, den Mund aufzutun zum Lobe Gottes, und die Hände zu regen zum Werke Gottes! So kommt denn herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken und jauchzen dem Gott unsers Heils; laßt uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen! Amen.

Dies und Das.

Ins Stammbuch berühmter Heiliger

sollten solche Worte geschrieben werden, wie sie die „Philadelphia" u. a. schreibt: Es gibt ein verwerfliches Besser-sein-wollen, vor dem wir uns recht hüten wollen. Das ist der geistliche Hochmut. Da dünkt man sich besser und schaut auf andere verächtlich herab. Wir sind bevorzugt, aber wir wollen uns nicht vorzüglicher halten. Wenn wir besser geworden sind, ist es ja nur unverdiente Gnade und Barmherzigkeit. Wir verdanken es nicht uns, sondern dem, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte. Wir sind von Natur um kein Haar besser, wir haben dasselbe verderbte, und zu allem Bösen fähige Herz wie die übrigen. Wir sind in gewisser Beziehung sogar viel schlechter als die Weltmenschen, denn wir erkennen unsere Verderbtheit, während die Welt in blinder Selbstgerechtigkeit dahin lebt.

Erleuchtete Gotteskinder empfinden ihre Abscheulichkeit am tiefsten, und je weiter sie fortschreiten in der Heiligung, desto weniger können sie an sich selbst Gefallen finden. „Ein Scheusal bin ich ohne dich," heißt es in ihrem Herzen. Je mehr sie hervorstechen in gottgeheiligtem Leben und Wandel, desto weniger wollen sie etwas Hervorstechendes sein. Echte Gotteskinder haben etwas Besonderes, aber sie wollen nichts Besonderes sein. Sie sind ein adeliges Geschlecht (1. Petr. 2, 9), aber sie halten sich herunter zu den Niedrigen. Sie sind heilig, aber sie prunken nicht mit ihrer Heiligkeit, sondern rühmen sich am liebsten ihrer Schwachheit. Es geht Glanz von ihnen aus, aber sie wollen nicht glänzen. Aufrichtige Beugung, ungeheuchelte Demut ist ein Hauptkennzeichen eines wahren Gotteskindes. Wo diese fehlt, sind alle sonstigen Tugenden nichts als glänzende Laster. Die heimliche Selbstüberhebung und Selbstbespiegelung ist Gott ein Greuel. Dieser geistliche Hochmut stößt die Welt mit Recht ab. Es ist ja unter den Weltmenschen ein großer Unterschied: die einen sind böswillig und verlästern alles, was göttlich ist, die andern sind für etwas Besseres empfänglich. Wo letzteren demütige, wahrhaft gebeugte Christen begegnen, fühlen sie sich angezogen, gewinnen Vertrauen, schließen sich auf und an. Wie viel wird da in unseren Kreisen gefehlt! Wie oft werden Leute, die zu gewinnen wären, abgestoßen durch ein richterisches, liebloses Wesen!

Das Verbrechen der Kirchenzersplitterung.

Uebersetzt aus Homeletic Review: A Crime of Denominationalism.

Von Alva J. Brasted, Lisbon, N. Dak.

Ist es nicht eine Tatsache, daß an sehr vielen Plätzen mehr kirchliche Organisationen sind, als durch die Sache Christi gerechtfertigt erscheint? Oft ereignet es sich, daß in kleinen Ortschaften, wo bereits genug Kirchen sind, um das Gebiet zu versorgen, ein paar Leute, vielleicht nicht mehr als ein halbes Dutzend, eine Kirche organisieren, einen Pastor anstellen und ein Kirchengebäude errichten. Diese wenigen Leute haben bei sich die Ueberzeugung, daß sie das Rechte haben, und die Leute der

andern Kirchenparteien im Irrtum sind; und sie geben sich den Anschein, als ob sie ein heroisches Werk täten damit, daß sie eine Gemeinde organisieren und ein Haus der Anbetung bauen.

Ich erinnere mich einer Ortschaft, die weniger als 1500 Einwohner zählte, in welcher aber sechs Kirchen waren. Ein allgemeiner Missionar einer siebenten Partei kam zu dem Ort und fand, daß wenn Männer, Frauen und Kinder gezählt würden, so wären es 19 Personen, die Glieder der Gemeinschaft würden, die er vertrat. Er organisierte eine Gemeinde und ein Pastor wurde berufen. Obgleich die 19 protestierten, so wurde doch entschieden, daß eine Kirche und Pfarrhaus sollte gebaut werden. Die ganze Stadt und Kommunität wurde sehr gründlich ausgebettelt um Beiträge; kein Geschäftsplatz wurde übergangen. Tatsächlich kam alles Geld, das zusammenkam, von Geschäftsleuten und Fremden. Die Gebäude wurden gebaut, sind aber so schwer mit Schulden belastet, daß die Kirche keinen Kaufbrief für ihr Eigentum bekommen kann, weil sie so viele Verbindlichkeiten hat, die sie nicht erfüllen kann. Die Leute der Stadt fühlen, daß absolut kein Feld für diese Kirche da ist, und daß Unterstützung, dieser Kirche gegeben, nur Verlust bedeutet für die bereits fest bestehenden Kirchen.

Sehr wahrscheinlich wird es nicht sehr lange dauern, dann wird diese Kirche ihre Türen schließen müssen. Wenn sie dennoch Erfolg hat, so wird es auf Kosten anderer Kirchen sein. Gegenwärtig wird Sonntagschule und Gottesdienst gehalten; aber tatsächlich waren alle Glieder der Sonntagschule und Gemeinde, ehe diese Organisation gebildet wurde, regelmäßige Besucher anderer Kirchen. Die Organisierung dieser siebenten Kirche hat bis zu einem gewissen Grad jede andere Kirche des Ortes geschwächt. Sie hat die Ortschaft für freie Gaben abgesucht, so daß zu dieser Zeit andere Kirchen nicht den Mut haben, Fremde um Hilfe anzusprechen. Diese Kirche hat Geld, Glieder und Beihelfer von andern Kirchen abgezogen, wo sie nötig sind. So ziemlich alle, die dazu beisteuerten, fühlen, daß das Geld weggeworfen ist, und ein solches Gefühl hat die Wirkung, vom Geben abzuschrecken. Das hat Zersplitterung und Vorurteil genährt und vermehrt; es diente dazu, den Fremden und Ungläubigen eine geringe Meinung vom Werk der Kirche beizubringen, ein Gefühl, darin bestände das Hauptgeschäft einer Kirche, sich aufzubauen auf Kosten einer andern. Das ist nur ein Beispiel aus Hunderten, wo die Ueberfüllung mit Kirchen das Werk Christi gehindert hat.

Ein Distrikts-Sekretär für Innere Mission schreibt, es seien viele Orte mit zu viel Kirchen. Er erwähnt einen Ort mit weniger als 1300 Einwohnern, wo sich jedoch acht Kirchen befinden. Er sagt, die Existenz etlicher davon ist unsicher und sie werden nur ärmlich unterhalten. Er schreibt von einem andern Ort im gleichen Staate, einer Eisenbahnstation mit 160 Leuten, wo die umliegende Landschaft noch nicht entwickelt war: „Wir organisierten da eine Gemeinde, ein Gebäude wurde errichtet, und wir erwarteten, daß wir das Feld behalten würden.

Unsere Kirche war für kurze Zeit ohne Pastor, und in der Zwischenzeit kam eine andere Gemeinschaft herein. Die Folge war, daß wir das Feld aufgaben und unser Haus um weniger als die Hälfte, als was es uns gekostet hatte, an die andere Gemeinschaft verkauften."

Er sagt, er könnte die Beispiele dieser Art vervielfältigen. „In W., im gleichen Staate, waren wir die ersten im Feld, eine andere Gemeinschaft kam und wir mußten uns zurückziehen."

Es ist kaum nötig, diese ganze Jeremiade zu übersetzen und abzudrucken. Denn alle Beispiele sind gleich betrübend und niederschlagend. Es ist die Rede von einer Ortschaft mit sechs Häusern und zwei Kirchen! Orte von 200 oder 300 Leuten mit drei bis vier Kirchen, die ihrem Pastor noch nicht so viel bezahlen können, „daß er in zwei Jahren sich einmal ein "porter steak" leisten kann. Wird er krank, so muß er von der Loge oder von anderer Leute Barmherzigkeit leben. Ihre Pastoren müssen im Winter Winterschlaf halten (hibernate) und im Sommer in die Runde essen. Und dabei lesen wir noch gelehrte Artikel, welche die Frage erörtern, warum nicht mehr junge Leute sich zum Kirchendienst stellen." Des Weiteren werden dann die traurigen Folgen dieser kirchlichen Zersplitterung aufgezählt. Diese zeigen sich im Leben der Pastoren und ihrer Familien, die ein armseliges Leben führen müssen und nicht imstande sind, ihren Kindern eine ordentliche Ausbildung zukommen zu lassen. Dazu kommen die Nachteile im Gemeindeleben: Vorurteil und unfreundliche Gefühle zwischen den Gliedern verschiedener Gemeinden; unnötige Zersplitterung der Kräfte, die geeint viel Größeres ausrichten könnten. Der Geist der Einigkeit und christlichen Gemeinschaft wird entmutigt. Das gilt besonders von Christen, die tatsächlich zu Einem Glauben gehören und nur wegen untergeordneter Dinge von einander geschieden sind. Es wird Eifersucht erregt unter den Gliedern und unter den Kirchenparteien. Je mehr kirchliche Zersplitterung an einem Orte sich findet, desto mehr Eifersucht zeigt sich. Die Folge ist, daß auch der Einfluß der Kirche auf die Außenstehenden geschwächt, das Ansehen der Kirche vermindert wird und man die Christen verlästert über ihre Uneinigkeit und der Heuchelei beschuldigt. Engherzigkeit wird genährt; unwichtige Dinge werden zu wichtigen Trennungspunkten und die Scheidelinie wächst unter dieser Vergrößerung zu einer steinernen Mauer und Bollwerk heran.

Was kann gegen diesen offenbaren Kirchenschaden getan werden? Da sind an einem Ort vielleicht zwölf Personen, die zu einer bestimmten Kirche gehören. Sie fühlen sich nicht daheim in einer andern Kirche. Ihr Ort ist klein und hat gerade so viele Kirchen als da existieren können. Sie hoffen aber, ihr Ort wird sich vergrößern, es werden mehr Leute von ihrer Kirche sich da niederlassen, und so bauen sie eine Kirche. Tun sie recht daran?

Freilich, sie haben sich selbst befriedigt, aber sie haben andern geschadet, und ein Hindernis bereitet für den Fortschritt des Reiches Gottes. Diese zwölf Leute hatten nicht nötig, sich gliedlich an andere Kir=

chen anzuschließen. Aber wenn sie dem Herrn wirklich angehören und seinen Geist besitzen, so können sie mit andern Kirchen zusammen wirken. Und es wäre weit besser, das zu tun, als sich besonders zu organisieren und eine andere Kirche zu bauen, und durch ihr Tun das Werk der bereits vorhandenen Kirchen zu zerstören.

Die größte Schwierigkeit erhebt sich in der angemessenen Organisierung von Gemeinden an neuen Ortschaften, wo tatsächlich alle Denominationen vertreten sind. Viele Missionare dringen darauf, daß in neuen Plätzen, die bereits mit Kirchen gut versehen sind, keine neuen Kirchen gebaut werden sollten, bis die Verhältnisse dafür günstig sind. Es sollte besonders in den neueren Staaten und Territorien ein Einverständnis zwischen den Denominationen getroffen werden, daß wo die bereits vorhandenen Denominationen imstande sind, das ganze Feld zu bearbeiten, und wo die Gründung einer neuen Kirche den bereits vorhandenen Kirchen ernsten Schaden zufügen würde, — da sollten keine anderen Kirchen finanziell unterstützt oder moralisch ermutigt werden zum Bauen.

Eine große Anzahl von Ortschaften würden in religiöser Hinsicht besser gefördert werden, wenn weniger Kirchen vorhanden und die Kräfte mehr geeinigt wären. Eine neue Kirche an einem Ort zu bauen. der bereits genügend mit Kirchen versehen ist, ist nichts geringeres als ein Verbrechen. Es gibt Hunderte von Ortschaften ohne irgend eine Evangeliumsstätte. Laßt uns Kirchen bauen, nicht an Orten, die bereits überfüllt sind mit Kirchen, sondern an den großen, weit ausgedehnten Arbeitsfeldern, wo noch wenig oder gar keine Fürsorge getroffen ist für die geistigen Bedürfnisse der Bewohner.

Dies ist in freier Wiedergabe die Quintessenz des betreffenden Artikels. Wir möchten dem einen wichtigen Gedanken beifügen. Soll die Eifersucht und der Neid der Kirchenparteien geheilt werden, so ist Folgendes nötig:

1. Mehr Demut. Die Parteien müssen von ihrem Dünkel herabsteigen und nicht meinen, daß sie, wenn nicht die allein wahre, so doch die beste Partei seien, die am meisten berechtigt und befähigt sei, des Herrn Werk zu treiben.

2. Die Kirchturmpolitik muß fallen und die Reich Gottespolitik an deren Stelle treten. Das heißt, jede Kirche muß die Leute nicht für sich gewinnen wollen, sondern für den Herrn und König. Sie muß sich bewußt werden, daß jede einzelne Denomination und Kirche nur die Dignität des Baugerüsts und der der Bauhütte hat. Wo also schon eine oder gar mehrere Bauhütten vorhanden sind, soll keine neue Partei den Ehrgeiz zeigen, auch noch eine neue Bauhütte hinzu fügen zu wollen und damit das Werk zu hindern, statt zu fördern. Christen sollten so viel christliche Liebe und Zutrauen zu einander hegen und pflegen, daß jede Partei nach dem Maß ihrer Kraft und Gabe für den Herrn arbeitet und die Seelen für den Herrn zu gewinnen sucht.

Das sind freilich ideale Gedanken, die sich nicht von heut auf morgen realisieren lassen. Namentlich da, wo man auf Verzerrungen und Abwege des Betriebs der christlichen Kirche stößt, da kann es zur Gewissenspflicht werden, trotz vorhandener Hindernisse und Schwierigkeiten, den Versuch zu machen, durch eine echt evangelische Kirchenbildung den irre geleiteten Seelen den wahren Heilsweg nahe zu bringen.

Licht und Recht.

Von Pastor M. Weber.

1. Einst ward das Licht gegeben,
Als alles wüst und leer,
Zur Basis für das Leben
Und Ordnung rings umher.

2. In Christo ist gekommen
Das Licht der Menschenwelt,
Der, aus der Nacht entnommen,
Ins Licht und Recht sie stellt.

3. Daß sie als Lichtes Kinder
Auch strahlen Rechtes Schein,
Und so als Rechtsverkünder
Auch Rechtestäter sein.

4. Urim und Thunim fragen,
Sonst Hoherpriester Recht,
Kann nunmehr freudig wagen
Ein jegliches Geschlecht.

5. Gilt es nun zu entscheiden
Nach heilgem Licht und Recht,
Dann mög dein Geist, Herr, leiten
Auch einen jeden Knecht!

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Evangelistenarbeit von Gypsy Smith.

Es ist sehr charakteristisch, wie verschieden diese Arbeit des „Evangelisten" beurteilt wird, je nach dem verschiedenen kirchlichen Standpunkt des betreffenden Kritikers. Ueber ihn berichtet der „Chr. Apologete" u. a. folgendermaßen:

„Gypsy Smith ist einer der erfolgreichsten Evangelisten unserer Zeit. Umsonst sehen wir uns nach einer Erklärung der Kraft, mit welcher er wirkt, in seiner Person oder seinen natürlichen Anlagen um. Der Erscheinung nach ist er ein Durchschnittsmann; er sieht einem solchen ähnlich und spricht wie ein solcher. Ihm fehlt die Gabe der Gelehrsamkeit, und von der Redekunst der Schulen weiß er offenbar nichts. Auf der Rednerbühne sieht er aus wie

ein einfacher Handwerker in einfacher Kleidung und einfachen Manieren. In seiner Erscheinung ist durchaus nichts zu finden, das besonders auffällig wäre. Er ist durchaus entfernt von jeder Annäherung an Effekthascherei, und von Kanzelkniffen weiß er so wenig wie ein Kind. Trotzdem strömt die Menge zusammen, um ihn zu hören, und das gewöhnliche Volk hört ihn gern. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als das Geheimnis seiner Kraft in der Innigkeit seines Umgangs mit dem unsichtbaren Gott zu suchen. Schauen wir uns eine seiner gedruckten Predigten an, wie wir sie in den Blättern finden, so enthält dieselbe absolut nichts, das nicht schon oft vorher gesagt worden ist. Irgend jemand, der ein Urteil darüber zu fällen imstande ist, wird seine Predigten für gesund in der Lehre, aber sonst ganz gewöhnlich finden. Allein man höre Gypsy Smith predigen! Die einfachsten seiner Worte kommen über seine Lippen wie neugeborene Wahrheiten, frisch und lebendig wie vom oberen Heiligtum. Es ist wunderbar, welch einen Eindruck dieselben auf die erfahrensten Prediger machen. Sie haben diese Wahrheiten einmal und immer gehört; sie haben dieselben Wahrheiten in ähnlichen Worten einmal und wieder verkündigt. Von den Lippen Gypsy Smiths fallend, scheinen dieselben aber neu geprägt, wie neue Münzen, und mit einem Glanz versehen."

Hören wir dagegen das Urteil, das in der „Abendschule" vom lutherischen Standpunkt aus über Gypsy Smith gefällt wird. Es ist da zuerst die Rede von der Abirrung so vieler englischer Prediger dieses Landes von der positiven, evangelischen Heilslehre auf die Politik, die Philanthropie und die sozialen Fragen. Da heißt es dann weiter:

„Die Prohibition erschien ihnen ein wahres Geschenk vom Himmel. Statt wahre Mäßigkeit zu predigen, erblickten sie in dieser Frage ein neues Feld der Tätigkeit, um zu Macht und Einfluß zu gelangen. Sie haben die Religion der Politik geopfert, und das Volk wird gut daran tun, auf seiner Hut zu sein! Um ein weiteres Beispiel anzuführen, wie die Vermengung von Kirche und bürgerlichen Angelegenheiten schädigt, sei auf die sogenannten Bußprediger und „Evangelisten", die sich selber so gern mit diesem schönen Bibelnamen schmücken, hingewiesen. Diese gehen nicht selten darauf aus, ihre Zuhörer hysterisch zu machen und zu Handlungen anzufeuern, die der Polizei ins Amt greifen und die schon der kühle Verstand mißbilligen muß. Sie regen weniger zur Selbsterkenntnis und inneren Einkehr an, sie rufen vielmehr oft einen Fanatismus wach, der sich über alle Schranken hinweg setzt. Der Nutzen, den sie hier und da stiften, steht außer allem Verhältnis zu dem Schaden, den sie anrichten, denn mit von Liebe überfließendem Munde predigen sie Selbstgerechtigkeit und Ueberhebung im Geiste. Indem sie „die Sünde aufdecken," wecken sie in noch unbefleckten Gemütern die böse Lust. Sie machen geradezu Reklame für das Laster und tragen die Bekanntschaft mit ihm in Kreise hinein, die es bisher nicht kannten. Wie hat doch der aus England importierte Zigeunerprediger, Gypsy Smith, jüngst in polizeiwidriger Weise, so daß selbst die Presse, die ihm bis dahin Vorschub geleistet, protestierte, seine Zuhörer zu Zehntausenden, selbst viele Kinder nicht ausgeschlossen, durch das dunkelste Chicago geführt! Fürwahr, ein Schandfleck zum Abschluß seiner dortigen Tätigkeit! Wie schmählich durchstöberte so ein Prediger in Washington die Häuser der Armen zur Mitternachtszeit! Und o, wie oft liest man es doch, daß solche moralisierende, reformierende Prediger als räudige Schafe offenbar werden!"

Während wir es dem Schreiber der „Abendschule" überlassen müssen, im Einzelnen die vorstehend zitierte Kritik zu vertreten, so dürfen wir doch daran erinnern, wie Temperenzfanatiker oft unter Anführung eines Predigers wie Räuber in Privathäuser einbrechen, alles durchstöbern nach geistigen Getränken, und was sie etwa finden, in größtem Jubel und unter Lobgesängen zu Gott zerstören! Auf solche Weise wollen diese Leute das Reich Gottes bauen? Ist's da ein Wunder, wenn der heiligende Einfluß der Kirche auf das Volk immer tiefer herabsinkt?

Früchte der religionslosen Schule.

Die Sittlichkeit wird untergraben, indem die Religion aus der Schule getrieben wird.

(MORALITY LOSES BY DRIVING GOD OUT OF SCHOOLS.)

Das letztere ist die genaue Ueberschrift einer angeblichen Spezial-Kabeldepesche an eine weltliche Zeitung von Spokane, Wash. Und woher kam diese Depesche? Aus der gottlosen Metropole des gottlosen Landes: Frankreich. Besagte Kabeldepesche geben wir vielleicht am besten im englischen Wortlaut:

PARIS, Feb. 12.—The question of religious instruction, or the want of it, in the schools gave rise to an interesting debate in the Chamber the other day. A feature was the speech of M. Allard, who was at one time editor of the Lanterne. He declared that children who were educated in the lay schools were being made into Apaches. This remark was not relished by the Left, who vigorously protested. But M. Allard went farther. He asserted that by driving God from the schools morality was being exiled.

Commenting on the debate, the Gaulois points out that since the number of priests was diminished the contingent of policemen had been increased. It is argued that crime has been distinctly on the increase since religious instruction was banished from the schools. In some districts of France the schoolmasters are having an anxious time.

Parents take exception to the books put into the hands of their children. They are defying the schoolmasters, many of whom find themselves without pupils. The parents are backed up by the bishops, who, in a collective letter, stated that as the child belonged to the parents the latter had a right to demand how he should be educated. The bishops banned several school books. The schoolmasters took action against them. The first of the actions instituted is now being heard at Rheims.

Hier ist zweierlei zu merken:

1. In Frankreich kämpft die katholische Kirche für die Erhaltung des Religionsunterrichts in der Staatsschule, während sie in unserm Lande den beharrlichsten Widerstand leistet gegen irgend welche religiöse Uebungen in der Staatsschule. Und hier findet sie in diesem Kampf Verbündete in den Christus hassenden Juden, und in den Unions hassenden Lutheranern, die lieber die Welt zugrunde gehen lassen, als zugeben, daß sie auf verkehrtem Wege sind mit ihrem Kampf gegen den staatlichlich geordneten Religionsunterricht in der Schule. — Warum die katholische Kirche in Frankreich für, hier gegen den religiösen Unterricht in der Staatsschule kämpft, ist sonnenklar: In Frankreich hat sie Aussicht, durch Religionsunterricht das Volk in der Dummheit, dem Aberglauben und der Unterwürfigkeit unter den Papst und die römische Clerisei zu erhalten, weil

sie dort fast ausschließlich den Religionsunterricht beherrschen würde. Auf Gründung von privaten Parochialschulen kann sie dort sich nicht einlassen, da sie kaum die Mittel aufbringen kann, für den Fortbestand der Kirche. Anders steht das hier, wo sie auf ihre Schäfchen solchen Druck ausüben kann, daß sie auch die Mittel für private Parochialschulen aufbringen.

2. Der zweite Punkt, der hier zu betonen ist, ist der: Was in Frankreich wahr ist, das ist sicher auch in unserm Lande wahr: Die Verbannung Gottes und der Religion aus der Schule treibt unser Volk dem sittlichen Bankrott entgegen. Das kann nur der leugnen, der mutwillig die Augen schließt vor der Wirklichkeit des Lebens. Diesem schrecklichen Volksruin treiben wir mit rasender Schnelligkeit entgegen. Das zeigt uns folgende Statistik, die wir dem "Literary Digest" entnehmen.

Dieses Blatt bringt in der Nummer vom 12. Februar 1910, Seite 267, unter der Ueberschrift: "The Helpless Police" einen Artikel, der, wenn er als wahr bewiesen werden kann, dem ganzen Volk die Schamröte ins Gesicht treiben sollte, so daß dem amerikanischen Prahlhans die Lust vergehen sollte, fortwährend andere Völker anzurempeln und den Weltverbesserer spielen zu wollen.

Wir geben dem Artikel hier Raum im englischen Wortlaut. Ein Mr. Hugh C. Weir publizierte in "The World To-Day", Chicago, folgende, den Nationalstolz tief niederdrückende Zahlen:

"Ten thousand persons are murdered in this country every year—shot, strangled, poisoned, stabbed, or beaten with a club or a sand-bag. Of the murderers, two in every 100 are punished. The remaining ninety-eight escape—absolutely free! In many of our States, the proportion of convictions is only half as great. In Georgia, for instance, only one murderer in every 100 is punished. In a recent census of American crime, digesting the nations as a whole, the statement was made that in only 1.3 per cent of our homicides do we secure a conviction.

"Chicago averages 118 murders in a year. In the same space of time, Paris records only fifteen murders and attempted murders. London, four times the size of Chicago, has only twenty murders. In the course of twelve months, Georgia—a typical example of the average American State—records forty-five homicides—more than the whole of the British Empire! More people are murdered in this country in a year than are killed on the railroads. In three years, the victims of our murder cases total more than the losses of the British Army in the Boer War........

"And now we discover that when our poets and our orators and our artists have finished telling of our greatness and our glory, we have fostered wickedness and lawlessness as has no other nation in the world; that, behind our boasted institutions of government the thug and the thief and the assassin are operating with a vigor and a freedom duplicated nowhere else in civilization. And our crime and wickedness are steadily increasing.

"There are four and a half times as many murders for every million of our population to-day as there were twenty years ago!

"The significant fact about it all is that the rest of the world does not share these statistics. Our increased wickedness is confined to our

own borders. In the march of civilization, as applied to the protection of public life and public property, we have fallen wofully behind. We may lead the globe in many things. We assuredly lead it in crime. In ninety-five per cent of the homicides of Germany, the guilty person is brought to justice. In Spain, the number of convictions is eighty-five per cent of the total number of crimes. In France, it is sixty-one per cent; in Italy, seventy-seven per cent; in England, fifty per cent. Do these facts—when offset against our two convictions in every 100 murders—explain why our lawlessness is increasing; why we have more homicides every year than Italy, Austria, France, Belgium, England, Ireland, Scotland, Spain, Hungary, Holland and Germany combined?...

"A number of years ago, the jewelers of America were forced to form a national detective organization to guard their property. The bankers of America have done likewise. So have the hotel-keepers. So have the railroads. They could not depend on the public police. It was cheaper to maintain a police system of their own. Will the people of America also be forced to employ private watchmen?"

The annual cost of crime, as figured in property stolen or destroyed, and in the money spent on police, courts, jails, etc., reaches the impressive total of $1,373,000,000, yet the police seem helpless. And as if this stinging indictment of inefficiency were not enough, Mr. Weir goes on to say that what the police lack in efficiency they try to make up in brutality. By the barbarous "third degree," which the writer compares with the Spanish Inquisition in ferocity, any citizen, guilty or innocent, perhaps not even charged with any crime, may be dragged to the police station and put through tortures that wreck him physically, or, worse, unhinge his reason "and send him forth a hopeless idiot."

Ein Grund, warum unser Polizeisystem so trostlos unwirksam ist, liegt in der Tatsache, daß das Polizeiwesen der Städte zu sehr verquickt ist mit der Politik. — Sollte das nicht auch vom Gerichtswesen gelten? Mr. Weir sagt: *"Do you know that seventy-five per cent of the criminals who are arrested for petty larceny, pocket-picking, hold-ups, and the like from the red-light districts of New York, are freed by the ward politicians?*

Angesichts solcher Zahlen haben wir kein Recht, über den Sieg der Gottlosigkeit in Frankreich zu klagen. Der furchtbare Zerfall der Moralität in unserm Lande sollte endlich allen Christen dieses Landes die Augen öffnen und ihnen zeigen, welchem Ende wir entgegen treiben, wenn das religionslose Schulsystem fortbestehen bleibt. Hat doch auch der Religionsspötter, der berühmte Preußenfritz, einst seinen Minister angeschrieen: „Schaff er mir Religion ins Land, oder scheer er sich zum T....." Er erkannte den Zerfall der Religion als Ursache des Zerfalls der Sitten. Und wenn nicht die Christen im Lande, ohne Rücksicht auf Denomination, sich vereinigen, um mit aller Macht dem religionslosen Schulsystem ein Ende zu machen, wer soll sonst es tun? Und auf wen fällt zuletzt die Verantwortung für den Untergang des Volks in moralischem Sumpf, unbestraften Verbrechen und fast absoluter Impotenz unsers sogenannten Rechtsverfahrens?

Die Emeritensache.

Nach jahrelanger Beratung sind wir endlich zu einer Neuordnung des Pensionswesens unserer Synode gekommen, die sowohl die Emeriten des

Pastoren- und Lehrerstandes als auch deren Witwen und Waisen umfaßt. Und hoffentlich findet diese Neuordnung eine solch überwiegende Zustimmung in unserer Synode, daß sie in vier Jahren als definitiv bestätigt werden kann. Wie wir aus dem „Kirchenblatt" der Iowa-Synode ersehen, ist man dort noch weit davon entfernt, die Unterstützungssache der Emeriten zu solcher Regelung gebracht zu sehen, daß damit der wirklichen Not und Armut gewehrt wäre. Wir geben nachstehend den Bericht, wie ihn das genannte Blatt erstattete.

„Unsere Iowa-Synode hat schon vor Jahren eine Emeritenkasse gegründet. In der ersten Zeit flossen die meisten Gaben für diese Kasse aus den Taschen der Pastoren. Jeder Pastor war gehalten, eine bestimmte Summe von seinem oft so kärglichen Gehalt zu geben zur Unterstützung der Emeriten. Die Kollekten aus den Gemeinden für diese Kasse flossen spärlich. Seit der letzten Allgemeinen Synode ist indessen die Sache so geändert worden, daß die Pastoren und Lehrer nicht mehr verpflichtet sind, jährlich eine bestimmte Summe in die Emeritenkasse abzuliefern; es soll aber in jeder Gemeinde eine besondere Kollekte zur Versorgung der Emeriten erhoben werden. Das ist auch der rechte Weg. „Sag's der Gemeinde!" Das gilt auch in dieser Beziehung. Ohne Zweifel hat jeder Pastor seiner Gemeinde die Sache vorgelegt. Das Emeritenkomitee, das die eingehenden Gelder zu verwalten und auszuteilen hat, wird seinen genauen Bericht demnächst mit allen andern Kassen der Synode zugleich ablegen. Etliches sei aber heute schon den Gliedern unserer lieben Synode mitgetilt.

Zu Anfang des verflossenen Jahres betrug die Zahl der unterstützten Emeriten 20, 19 Pastoren und ein Lehrer. Dazu sind im Laufe des Jahres sechs weitere Emeriten gekommen. Einer von den ältesten Veteranen durfte heimgehen zu seines Herrn Freude und wird nun droben versorgt. Ein anderer, noch jüngerer Mann, ist soweit wieder hergestellt worden, daß er wieder ins Pfarramt treten konnte. So sind es also bei Beginn des neuen Jahres 24 Emeriten, die aus der Emeritenkasse Unterstützung erhalten in verschiedener Höhe, von $5.00 bis zu $30.00 per Monat. Im ganzen wurden im Jahre 1909 an die Emeriten $5114.00 an Unterstützung gereicht. An Gaben für die Kasse sind bis Dezember $4136.31 eingegangen."

Der Deutsche Lutheraner.

Wir haben schon in der Märznummer d. J. gelegentlich die Meldung gebracht, daß im Kreise des luth. Generalkonzils ein neues deutsches Blatt geplant sei, das drei andere bisherige Blätter in sich vereinigen solle. Was so geplant war, ist seit Anfang dieses Jahres bereits Tatsache geworden. Der Deutsche Lutheraner vereinigt jetzt in sich:

1. Lutherischer Herold, bisher vom New Yorker Ministerium herausgegeben. Dieses Blatt vollendete letztes Jahr seinen 53. Jahrgang.
2. Kirchenblatt der Canada-Synode. Dieses Blatt stand in seinem 42. Jahrgang.
3. Lutherisches Kirchenblatt, in Reading herausgegeben. Das war Privateigentum.

Das neue Blatt, „Der Deutsche Lutheraner", bringt nun Nachrichten aus den verschiedenen lutherischen Synoden: New York Ministerium, Pennsylvania Ministerium, Pittsburg Synode, Canada Synode, Manitoba Synode. Diese Körperschaften sind denn auch in der Redaktion vertreten. Das Blatt führt sich ein mit dem Titel: „Der Deutsche Luthera-

ner." Offizielles Organ des General-Konzils der evang.-lutherischen Kirche in Nord-Amerika. Pastor Dr. G. C. Berkemeier, Redakteur, Mt. Vernon, N. Y. Redaktionskomitee: Pastor Dr. G. Offermann, Philadelphia, Pa.; Pastor H. R. Erdmann, Johnstown, Pa.; Pastor H. Rembe, Hamilton, Ont., Canada; Pastor M. Ruccius, Strathcona, Alta., Canada. — **Published by the Board of Publication of the General Council of the Evangelical Lutheran Church in North America. — Price to Subscribers, $1.50. Paid in Advance.**

Fünf Männer als Redaktoren eines Wochenblattes, 12 Seiten stark — da sollte etwas Rechtes geleistet werden. Doch mag gerade die Vielgestaltigkeit der Redaktion eher hinderlich als förderlich sein. Möge es dem neuen Blatte unter Gottes Segen gelingen, zur Erhaltung der deutschen Kirche in diesem Lande und zur Einigung der Deutschen sein gutes Teil beizutragen.

Diesem „Deutschen Lutheraner" entnehmen wir die nachfolgende Notiz:

Professor Hilprechts Doktorjubiläum.

Es dürfte vielen, wenn auch nicht allen Lesern unsers Blattes bekannt sein, daß die Universität von Pennsylvanien einen der hervorragendsten Assyriologen besitzt, der zugleich ein lutherischer Theologe und Glied unsers Ministeriums ist: Prof. Dr. H. V. Hilprecht. Seit mehr als zwanzig Jahren schon wirkt der deutsche Gelehrte als Professor der Assyriologie an der hiesigen Universität, und mehr als irgend einem andern ist es ihm zu verdanken, daß die verhältnismäßig noch junge Wissenschaft der Keilschriftforschung auch in unserm Lande immer mehr aufgeblüht ist. Eine Folge seiner Bemühungen war es auch, daß die Universität von Pennsylvanien sich seinerzeit entschloß, mehrere babylonische Expeditionen auszurüsten und an der Stelle des alten Nippur Ausgrabungen vorzunehmen, deren Erfolge die Welt in Staunen setzten und deren reiche Erträge zum großen Teil im babylonischen Museum der Universität von Pennsylvanien aufgespeichert liegen. Kürzlich nun durfte Professor Hilprecht seinen 50. Geburtstag und zugleich sein 25jähriges Doktorjubiläum begehen. Zu dieser Doppelfeier hat ihm, wie soeben bekannt wird, eine große Anzahl der hervorragendsten Assyriologen der ganzen Welt ein wissenschaftliches Werk gewidmet, das in der J. C. Hinrichs'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen ist und den Titel führt: „Studien zur Assyriologie und Archäologie." Von den 31 Gelehrten, die zu diesem Werk ihre Beiträge geliefert haben, sind drei aus Oestreich-Ungarn, vier aus England, sieben aus Frankreich, zehn aus Deutschland, einer aus Holland, einer aus Italien, einer aus Schweden, einer aus der Schweiz, zwei aus der Türkei und einer aus den Vereinigten Staaten, darunter so bekannte Namen wie Fritz Hommel (München), Alfred Jeremias (Leipzig), R. Kittel (Leipzig), H. Zimmern (Leipzig), R. Zehnpfund (Oranienburg) u. a. — Prof. Dr. Hilprecht wurde im Jahre 1859 bei Bernburg im Herzogtum Anhalt geboren, studierte in Leipzig (namentlich unter Delitzsch) Theologie und orientalische Sprachen und wurde später Mitglied der theologischen Fakultät für alttestamentliche Exegese in Erlangen. Im Jahre 1886 nahm er, von Delitzsch, dessen Lieblingsschüler er gewesen war, warm empfohlen, einen Ruf nach Philadelphia an die Universität von Pennsylvania an, wo er für die von ihm vertretene Wissenschaft erst die festen Grundlagen zu schaffen hatte und seitdem in reichem Segen wirkt. Wir wünschen dem verdienten Gelehrten, der zugleich auch ein gläubiger Christ ist, noch viele Jahre segensreicher und fruchtbringender Tätigkeit.

Das päpstliche Edikt über Mischehen.

Ueber dieses Thema hat der „Chr. Apologete" einen Artikel gebracht welcher der weiteren Verbreitung und Kenntnisnahme wert ist. Es heißt da:

Als im Jahre 1907 Papst Pius X. sein Edikt über die Verehelichung von Katholiken mit Protestanten erließ, worin es u. a. hieß, daß alle Trauungen, welche nicht von katholischen Priestern vollzogen werden, null und nichtig seien, so entstand darüber in den Ver. Staaten eine gerechte Entrüstung. Denn dieses Edikt ist offenbar im direkten Widerspruch mit den Landesgesetzen. Es liefert aber einen neuen Beweis davon, wie das Papsttum, trotz seiner vielen Beteuerungen der Loyalität gegen diese Republik, sich eine höhere Autorität als die der letzteren anmaßt. Ein anderes Kirchengesetz der römischen Kirche, welches den Gesetzen dieses Landes zuwider ist, ist jenes, welches von Protestanten, welche Katholiken ehelichen, ein feierliches Versprechen abfordert, daß sie die Kinder, welche einer solchen Ehe entspringen mögen, katholisch erziehen lassen müssen. Solche Mischehen finden gewöhnlich zwischen wohlhabenden Protestanten und Katholiken statt. Rev. **Jas. A. O'Conner, Redakteur von „The Converted Catholic"** in New York, bezugnehmend auf diese Forderung, macht in dem Juni-Heft (1909) dieser Zeitschrift in einem seiner „offenen Briefe an Kardinal Gibbons" darauf aufmerksam, daß diese Forderung vor den Gerichtshöfen in den Ver. Staaten nicht zu Recht bestehen kann. Er sagt u. a. folgendes:

„Zum ersten Male in der Geschichte dieses Landes ist die Gesetzlichkeit des Versprechens, welches der katholische Priester von einem Protestanten in einer Mischehe verlangt, daß er die Kinder aus einer solchen Ehe katholisch erziehen lassen müsse, gerichtlich untersucht und für null und nichtig erklärt worden. Ein diesbezüglicher Fall kam in St. Louis, Mo., vor und wird in „The Republic" jener Stadt unter dem Datum des 5. Mai 1909 berichtet. Ein Protestant, namens Wade Cary, 4130 St. Louis Ave., St. Louis, verehelichte sich vor einigen Jahren mit Frl. Gertrude Brewer, einer Katholikin und der Tochter des Anwalts R. R. Brewer, 5024 Fairmount Ave. in jener Stadt. Er mußte zuvor einen Kontrakt unterzeichnen, demgemäß er seiner Frau das ausschließliche Recht zur religiösen Erziehung irgend welcher Kinder, die aus dieser Ehe entspringen möchten, übergab. Die Frau starb und hinterließ ihrem Gatten drei Kinder. Der letztere fühlte, daß es nun seine Pflicht und sein Recht sei, seine Kinder in seinem eigenen Glauben zu erziehen. Darin stieß er aber auf Widerstand seitens ihres katholischen Großvaters, Herrn Brewer, welcher ihn zwingen wollte, den Kontrakt auszuführen und die Kinder als Katholiken erziehen zu lassen. Als der Fall dem Gerichtshof am 4. Mai unterbreitet wurde, entschied Richter Matthew C. Reynolds, daß dieses Versprechen gesetzlich keine Kraft besitze, und daß der Gerichtshof keinen solchen Kontrakt aufrecht halten werde. Er sagte ferner, daß der Vater der naturgemäße Vormund seiner eigenen Kinder sei, und daß er vor ihrer Geburt dieses Recht keinem andern übergeben könne. Richter Reynolds entschied ferner, daß der Großvater der Kinder, Herr Brewer, in dieser Sache keine Rechte besitze. Ja, daß selbst, wenn die Mutter noch am Leben wäre, die Erfüllung dieses Kontraktes nicht erzwungen werden könne. Derselbe sei gesetzlich null und nichtig."

Diese gerichtliche Entscheidung kann nicht verfehlen, einen weitgehenden Einfluß zu haben. Amerikanische Katholiken werden nun fühlen, daß sie freie Bürger in einem freien Land sind, und daß im Notfall das Landesge-

setz sie vor dem Zwang ihrer Kirche beschützen wird. Sie wird auch dazu dienen, dem protestantischen Publikum die Augen zu öffnen und ihnen zu zeigen, wie anmaßend Rom ist, und daß es nicht zögert, Gesetze zu erlassen, welche mit den Landesgesetzen im völligen Widerspruch sind.

Während wir diese gerichtliche Entscheidung mit der größten Genugtuung begrüßen, so möchten wir doch gegen alle solche Mischehen ernstlich warnen. Das heiligste Band in diesem Leben ist die Ehe, und zu wahrem Glück in diesem Band ist eine Harmonie des religiösen Glaubens eine Hauptbedingung.

Diese Mischehenfrage führt übrigens nicht nur hier, sondern auch in Deutschland und Oestreich zu ernsten Störungen des Friedens, wie in verschiedenen Berichten unter „Ausland" zu ersehen ist.

Der Papst und die Andersgläubigen.

Dem früheren Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, Charles W. Fairbanks, ist in Rom eine Audienz beim Papst nicht gestattet worden. Alle Vorkehrungen für eine Audienz beim König Viktor Emanuel, sowie beim Papst waren getroffen worden. Als der Papst aber erfuhr, daß Herr Fairbanks in der Methodisten-Kirche in Rom eine Rede halten würde, ließ er ihm bedeuten, daß er ihm keine Audienz gestatten könne, es sei denn, daß er von dem Halten einer Rede bei den Methodisten, die in Rom eifrig Mission treiben, abstehe. Herr Fairbanks, der selber ein Methodist ist, weigerte sich, von der Rede in der Methodisten-Kirche abzustehen und verzichtete auf die Audienz beim Papst. Da ist wieder einmal die Intoleranz des Papsttums so recht zutage getreten. Was Herrn Fairbanks betrifft, so ist seine Entscheidung, lieber auf die Audienz beim Papst zu verzichten als von dem Halten einer Rede in der Methodisten-Kirche abzustehen, zu loben. Es ist aber zu hoffen, daß evangelische Christen, die nach Rom kommen, sich den Rüffel, den der vormalige Vizepräsident vom Papst erhalten hat, zu Herzen nehmen werden. Warum sollten solche überhaupt eine Audienz beim Papst begehren? Sie haben bei ihm, dem Erzfeind alles wahren evangelischen Christentums, nichts zu suchen und sollten ihm fern bleiben. Wbl.

Wir möchten dem Schlußsatz ganz besonders zustimmen. Das Liebäugeln mit den römischen Kirchenfürsten steckt den Politikern dieses Landes in Fleisch und Blut. Sie verraten unser Land an die römischen politischen Tendenzen. — Erfreulich ist, daß Herr Fairbanks so viel christliche Selbstachtung und Charakter zeigte, der Arroganz und Intoleranz des römischen Pontifex zu widerstehen.

Ausland.

Die Beratungen der sechsten ordentlichen Generalsynode der Evangelischen Landeskirche in Preußen.

Indem wir uns anschicken, über obigen Gegenstand zu berichten, müssen wir zum richtigen Verständnis der Ergebnisse ihrer Beratungen Folgendes vorausschicken. Die preußische Staatskiche ist leider in einer unwürdigen Knechtschaftsstellung dem Staat und dem Oberkirchenrat gegenüber, das zeigt folgendes Item, das wir der „Reform." entnehmen:

„Ueber Generalsynode und Oberkirchenrat schrieb ein Mitglied der Generalsynode im „Reich" u. a. folgendes: Die Generalsynode, die oberste

Vertretung der preußischen Landeskirche, ist zu wenig unabhängig. Kein Minister, kein Kanzler darf es wagen, den Wünschen und Beschlüssen der Landtage, des Reichstages dauernd zu widerstehen, sie wohl gar vornehm zu ignorieren. Selbst der oberste Landesherr gibt schließlich den Wünschen, dem Willen der Repräsentanten des Volkes nach."

Das heißt also: Land- und Reichstag vermögen schließlich das durchzusetzen, was dort die Mehrheit will und beschließt. Anders aber die Kirche!

„Die Generalsynode mag beschließen, was sie will; erklärt indessen der Evangelische Oberkirchenrat: da machen wir nicht mit — dann ziehen wir unsere Vorlagen zurück — das legen wir dem Könige einfach nicht vor —, so ist die Generalsynode mit ihrem Latein zu Ende. Bedauerlich genug! Ein Beispiel für viele! Bei dem neuen, in diesem Blatt von berufener Seite bereits wiederholt gewürdigten Kirchengesetz, betreffend das Verfahren bei Lehrirrungen, waren die vereinigten Positiven: 92 Positiv-Unierte und 51 Konfessionelle, sich darin ganz einig, das neue Gesetz werde wenig an dem alten Zustand der Unklarheit ändern, wenn in § 3 der Oberkirchenrat nicht gesetzlich verpflichtet werde, die ihm von den Konsistorien übergebenen Anträge gegen einen Irrlehrer an das neugebildete Spruchkollegium abzugeben; sonst bleibe es ihm wie bisher überlassen, unliebsame Fälle totzuschweigen. Was half's? Der Vertreter des Kirchenregiments gab die Erklärung ab: 'Beschließen Sie so, dann ziehen wir die ganze Vorlage zurück!, Und die Mehrheit, fast Dreiviertel-Mehrheit der Synode, mußte, um doch etwas zu erlangen, nachgeben. Aehnlich ging's bei § 18. Die Mehrheit einigte sich dahin, daß nur die Behörde, das Spruchkollegium, das bei einem Geistlichen die Unvereinbarkeit seines Standpunktes mit dem Bekenntnis der Kirche festgestellt habe, auch berechtigt sein solle, ihm im Falle der Umkehr zu bescheinigen, daß er nun wieder in Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis der Kirche stehe. Die Sache versteht sich für jeden klardenkenden Menschen ganz von selbst. Der Oberkirchenrat aber erklärte: 'Da machen wir nicht mit, wir behalten uns das Recht vor, darüber zu entscheiden, ob der Geistliche wieder imstande ist, ein Amt in der Kirche zu bekleiden., Und die Mehrheit? — mußte aus den oben angegebenen Gründen nachgeben!

Deshalb: Eine abhängige, im Grunde ohnmächtige oberste Vertretung der Landeskirche ist unpopulär und wird es bleiben.

Hier tut es nicht allein der so sehr nötige **spiritus fortitudinis**, der Geist der Tapferkeit, — er würde nur auf Granit beißen. Hier tut eine verfassungsmäßige Aenderung des Verhältnisses von Synode und Oberkirchenrat not."

Die sechste ordentliche Generalsynode der Evangelischen Landeskirche der älteren preußischen Provinzen tagte in den Räumen des Herrenhauses in Berlin vom 23. Oktober bis 12. November 1909. Im Gedächtnis der Geschichte wird sie mit der Entstehung des sog. Lehrirrungsgesetzes untrennbar verbunden bleiben.

Um die Tätigkeit einer solchen Generalsynode recht zu beurteilen, muß man sich vor allem bewußt bleiben, daß der Generalsynode gewisse enge Grenzen gesteckt sind, die sie nicht überschreiten darf, wenn nicht ihre ganze Tätigkeit unfruchtbar bleiben soll.

Die Generalsynode unserer Kirche hier in Amerika hat ihre Grenzen in den Beschlüssen der Mehrheit aller Distrikte. Solange sie diese berücksichtigt, kann sie gesetzlich gültige Beschlüsse fassen. Sie hat kein Kirchenregiment, kein Kultusministerium und keinen Summepiskopus über sich, die die Vorlagen zu machen und zu begutachten und die Beschlüsse zu bestätigen oder abzulehnen das Recht haben.

Die Vorlagen, die die preußische Generalsynode zu beraten hat, werden vom Kirchenregiment (Oberkirchenrat) vorgelegt, das sie abfaßt mit Rücksicht auf die durch die Landesverfassung und die Staatsgesetze festbestimmte Bewegungsfreiheit.

Dazu schreibt die „Reformation": „Eine preußische Generalsynode ist keine parlamentarische Körperschaft im Sinne des Reichstags oder der Landtage. Sie hat nicht die Macht, in die Vermögensverhältnisse der Einzelgemeinden einzugreifen. Sie kann landeskirchliche Umlagen zur Förderung landeskirchlicher Zwecke beschließen, eventuell auch verweigern — aber nur in beschränktem Maße, und ihre diesbezüglichen Beschlüsse bedürfen der staatlichen Genehmigung. Auch alle Kirchengesetze, die sie etwa beschließt, müssen, ehe sie dem Kaiser, als obersten Inhaber der landesherrlichen Kirchengewalt, vorgelegt werden, das ministerielle placet, daß im staatlichen Interesse nichts dagegen einzuwenden sei, erlangen. Eine ganze Reihe von Bestimmungen der Kirchenverfassung, besonders die über das aktive und passive Wahlrecht, können unr unter Zustimmung des Landtages verändert werden. Wer seine evangelische Kirche lieb hat, wird den Wunsch des Kirchenregiments wie der Mehrzahl der Synodalen verstehen, die Angelegenheiten der evangelischen Kirche nicht ohne zwingende Notwendigkeit vor das Forum dieser interkonfessionellen Körperschaft zu bringen. Alle diese Momente wollen erwogen sein, ehe man über die positiven Erfolge der letzten Tagung der Generalsynode ein vielleicht aus wohlmeinendem Herzen kommendes und doch vorschnelles Urteil fällt. Die Generalsynode hat in dem öffentlichen Leben eine ähnliche Aufgabe, wie die einzelne Gemeinde, der einzelne Pastor, ja der einzelne Christ in ihren Kreisen. Sie soll eine Dienerin ihres Herrn sein, alles mit Rat und Tat fördernd, was zur Ehre Gottes und zum Bau seines Reiches auf Erden dient, eine Warnerin und Mahnerin vor allen sittlich oder religiös zerstörenden Mächten und Gesetzen. Sie muß ein offenes Auge und Ohr haben für die Vorgänge auf dem weiten Gebiet der Landeskirche und ein warmes Herz und eine hilfreiche Hand für besondere Notstände einzelner Teile. Nicht ohne Grund ist gesagt, daß sie zu abhängig sei vom Kirchenregiment und bisweilen durch diese Abhängigkeit in ihren Entschließungen zum Schaden der Sache beeinflußt werde."

Nun sind bekanntlich die letzten Jahre besonders reich gewesen an Disziplinarverfahren wegen Lehrirrungen einzelner Pastoren. Die Klagen wurden bisher angestrengt unter einem Gesetz, das keinen Unterschied machte, ob die Klagen sich bezogen auf sittliche Vergehen, auf Amtsmißbrauch resp. Vernachlässigung, oder auf Lehrfragen aller Art. — Mit jeder Klage war das Odium schweren Vergehens verbunden, auch wenn der Verklagte eine höchst ehrenwerte, sittlich hochstehende und unbescholtene Persönlichkeit war.

In diesem Disziplinarverfahren soll hinfort nach dem neuen Gesetz eine Aenderung eintreten. Es ist nicht mehr Sache der kirchlichen Verwaltungsbeamten, und in letzter Instanz des Oberkirchenrats, in Lehrfragen die Verhandlung zu führen und das Urteil abzugeben. Sondern die Lehrfragen

sind aus dem allgemeinen Disziplinarverfahren ausgeschieden und sollen hinfort einem sog. Spruchkollegium zur Beurteilung übergeben werden. Das Gesetz, das diese Sache neu zu regeln hat, war der Hauptgegenstand der Verhandlung der sechsten preußischen Generalsynode.

Wir berichten nun, was nach der „A. Ev. L. Ktz.“ faktisch erreicht wurde. Zunächst ein Einblick in die Zusammensetzung der Synode, die in drei Hauptgruppen sich teilte.

Gruppen, vielleicht ist es angezeigt, über ihre Bedeutung für die synodale Arbeit ein Wort vorauszuschicken. Bevor die Synode eröffnet wird, sammeln sich schon die drei Gruppen. Ihre Stärke war im wesentlichen gegen früher unverändert. Die Konfessionellen zählten 49 (1903: 52), die „Freunde der positiven Union“, kurz die „Positiven“ genannt, 86 (89), die evangelische Vereinigung 49 (55). Dazu kamen 1909 wie 1903 in den beiden letzten Gruppen noch eine kleine Zahl von Hospitanten. Fast jeden Abend tagten, oft genug bis in die späte Nacht hinein, die Gruppen, um die morgige Tagesordnung vorzuberaten und bei den einzelnen Fragen zu bestimmen, ob die Gruppe geschlossen abstimmt, oder ob jedem Mitgliede die Freiheit seiner Entschließung gelassen werden kann. Die Gruppen sind berechtigt, nach dem Zahlenverhältnisse ihrer Stärke zu bestimmen, wen sie in die verschiedenen Kommissionen entsenden wollen. In der gleichen Weise werden auch die Wahlen in den Synodalvorstand, in den Synodalrat und in die Vorstände der Alterszulagen-, der Ruhegehalts- und der Witwen- und Waisenkasse vollzogen, dieses Jahr auch zum ersten Male die Wahlen zum Spruchkollegium.

Wohl nirgendwo anders machten zeitweilig dienstfreie Synodale von ihrem Rechte des Zuhörens einen so reichlichen Gebrauch als in der Kommission VIII, die als einzige 26 Mitglieder zählte. Sie hat die größte Arbeit geleistet, in zwei Lesungen das „Kirchengesetz betr. die Beanstandung der Lehre von Geistlichen“ durchberaten, in letzter Fassung einstimmig angenommen und für das Plenum so tüchtige Referenten gestellt, daß es für die Synode (und die dicht besetzten Tribünen) ein Genuß war, ihren schlagenden Ausführungen zu folgen. Der Titel des Gesetzes wurde geändert, um unberechtigten Erwartungen vorzubeugen. Er lautet nunmehr: „Kirchengesetz, betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen.“ Und damit wird der Kern der Sache getroffen. Das Verfahren wird neu geregelt. Gleichwohl wurde in den § 1 des Gesetzes eine Bestimmung eingefügt, wesentlich durch das Verdienst des Synodalen Prof. D. Dr. Haußleiter-Greifswald von der konfessionellen Gruppe, welche das Spruchkollegium sachlich bindet, und zwar bindet im Sinne der reformatorischen Bekenntnisse. Der Entwurf lautete:

„Wegen der Stellung, die ein Geistlicher in seiner Lehre zum Bekenntnisse der Kirche einnimmt, findet ein disziplinarisches Einschreiten nicht statt. Bietet die Lehre eines Geistlichen wegen der darin bekundeten Stellung zum Bekenntnisse der Kirche Anlaß zur Beanstandung, so hat das Konsistorium zunächst auf seelsorgerlichem Wege u. s. w.“

Die angenommene Fassung bestimmt:

„§ 1. Wegen Irrlehre eines Geistlichen findet fortan ein disziplinares Einschreiten nicht statt. Dagegen ist nach Abschnitt I dieses Kirchengesetzes zu verfahren, wenn auf Grund von Tatsachen die Annahme gerechtfertigt

erscheint, daß ein Geistlicher in seiner amtlichen oder außeramtlichen Lehrtätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch getreten ist, daß seine fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der Heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist.

§ 2. In dem in § 1 bezeichneten Falle hat das Konsistorium zunächst im Wege persönlicher Besprechung, insbesondere durch Vermittelung des Generalsuperintendenten, die Beseitigung der Bedenken zu versuchen u. s. w."

Die Verbesserung ist offenkundig ganz wesentlich. Man achte auch darauf, daß hier von den Bekenntnissen die Rede ist, während in allen seitherigen Kirchengesetzen der preußischen Landeskirche nur von dem Bekenntnisse geredet wurde. Die in der ersten Kommissionslesung beschlossene mehr formale Bezugnahme auf das Ordinationsgelübde des Geistlichen und den Bekenntnisstand der Gemeinde wurde mit Recht fallen gelassen.

Ueber den Gang der Verhandlungen und die an der Vorlage beigebrachten Verbesserungen berichtet das Blatt noch weiter wie folgt:

„Von allen Zeugenvernehmungen ist dem Geistlichen Kenntnis zu geben, auch darf er Fragen an die Zeugen stellen. Zur mündlichen Verhandlung kann er zwei Beistände zuziehen, Geistliche oder Professoren der Theologie oder des Kirchenrechtes, Bestimmungen, die den weitgehenden Schutz des Vorgeladenen noch wesentlicher verstärken. Lange gestritten ist um die Frage, ob der am Ende der Verhandlung zu fällende Spruch in jedem Falle mit Gründen zu versehen sei. Um nicht einen „Kanon noch zulässiger Lehrabweichungen" zu schaffen, wollten einige den Spruch, wenn er verneinend ausfällt, ohne Gründe ausgehen lassen. Aber man entschied sich schließlich doch für Begründung in jedem Falle, damit die Gemeinde des Beanstandeten erfährt, welche Lehrabweichungen er vor dem Spruchkollegium aufrecht erhalten hat und welche nicht. Aus ähnlichen Erwägungen ist auch neu hinzugefügt worden, daß zwei Mitgliedern des Kirchenvorstandes der betr. Gemeinde der Zutritt zu den Verhandlungen gestattet werden muß. Wird eine Lehrabweichung im Sinne des § 1 festgestellt, so wird die Stelle ipso jure vakant und der Geistliche verliert die Rechte des geistlichen Standes. Sollte ihm auch der Standestitel genommen werden, so hätte dazu die Staatsgesetzgebung mitwirken müssen, und das sollte, ja mußte vermieden werden. Der betreffende Geistliche bezieht ein Jahrgeld in dem Betrage, wie er ihm als Ruhegehalt gewährt würde und zwar so lange, als er nicht aus neuen Aemtern genügendes Einkommen erhält, er verliert aber das Jahrgeld ganz, wenn neue erschwerende Tatsachen eintreten. Auch Versorgung der Witwen und Waisen wird in entsprechender Weise gewährt. Die etwaige Wiederbeilegung der Rechte des geistlichen Standes bleibt dem Evangelischen Oberkirchenrate vorbehalten. Es wurde vergeblich versucht, dieses Recht dem Spruchkollegium beizulegen. Man sah ein, daß ein ad hoc zusammengetretenes Kollegium nicht die Instanz sei, die sich in kurzen Stunden davon überzeugen könne, daß der Betreffende nunmehr die Gewähr für nachhaltige Sinnesänderung biete. Der Gesetzentwurf hatte das neue Verfahren auch gegen Kandidaten vorgesehen. Gegen sie aber reichen andere Mittel aus, und so wurde dieser Satz gestrichen. Aber nun das Spruchkollegium! Schon der Name wurde beanstandet. Ob sich denn nicht ein deutscheres Wort finden lasse? Spruchart, Spruchkammer, Spruchhof und ähnliches wurde als minderwertige Verdeutschung abgelehnt, und so

blieb es bei dem Spruchkollegium, zumal Kollegium mehr Lehnwort als Fremdwort sei. Seine Zusammensetzung ist unverändert nach der Vorlage angenommen worden. Eine Verbesserung ist es, daß die zwei beizuziehenden Theologieprofessoren von dem Oberkirchenrat im Verein mit dem Generalsynodalvorstand dem Könige vorgeschlagen und nur auf je sechs Jahre von ihm ernannt werden. Für äußerst bedenklich halten wir die Vorschrift, wonach zur Beschlußfähigkeit alle dreizehn Glieder anwesend sein müssen. Die Vorlage hatte nur neun verlangt. Vom idealen Standpunkte aus hatte die Kommission die Anwesenheit aller beschlossen. Aber wie, wenn nun jemand plötzlich zu kommen verhindert ist, oder in Berlin irgendwie nicht zur Sitzung erscheinen kann, oder sie wegen Unpäßlichkeit verlassen muß? Dann soll sich das Kollegium durch Zuziehung eines erreichbaren Stellvertreters ergänzen. Und inzwischen? Praktisch ist diese Vorschrift nicht!

Es waren erhebende Stunden, als am 9. und 10. November das Gesetz in der Synode durchberaten und an Luthers Geburtstage einstimmig angenommen wurde. Zwei Referenten waren bestellt. Der Synodale D. Hackenberg, Präses der Rheinischen Provinzialsynode, betonte, wie das Gesetz etwas grundsätzlich neues auf dem Gebiete des gesamten evangelischen Kirchenrechtes schaffe. Irrlehre, Lehrabweichung gelte nun nicht mehr an sich schon als strafbares Verschulden. Damit sei nicht die Lehre in der Kirche frei gegeben. Die Landeskirche als rechtlich geordneter Organismus bedürfe des Rechtsschutzes auch in Ansehung der Lehre und des Bekenntnisses. Unter das Gesetz falle darum die amtliche und außeramtliche Lehrverkündigung aller Pfarrer, Vereins- und Anstaltsgeistlichen und Emeriten der Preußischen Landeskirche und der ihr angeschlossenen Auslandsgemeinden.

Der andere Referent- Synodale Prof. D. Dr. Kahl-Berlin, der intellektuelle Vater des ganzen Gesetzes, widerlegte in glanzvoller Rede eine Reihe von Bedenken. Weil nirgends Beteiligte in eigener Sache Richter sein können, so durfte der Einzelgemeinde nicht Stimme im Spruchkollegium gewährt werden. Wenn während des Feststellungsverfahrens der Geistliche von amtlicher Tätigkeit entbunden ist, so geschieht das, nicht um Gemeinderechte zu beschränken, sondern um den Gemeindefrieden zu sichern. Man sagt: Das neue Gesetz sei ein Inquisitionsverfahren nach katholischem Muster.

„Wenn je ein Gesetz evangelisches Gepräge trägt, so ist es das vorliegende. So sehr feststeht, daß die Reformation kein abgeschlossener Vorgang ist, sondern ein fortgesetztes Ringen der Kirche nach Wahrheit, ebenso sehr muß daran festgehalten werden, daß die evangelische Kirche keine Anstalt ist, in der jeder jedes behaupten oder bestreiten kann.“

Ein weiterer Einwurf lautet: Das allgemeine Preußische Landrecht kenne keine Entsetzung der Geistlichen wegen Irrlehre, also sei das neue Gesetz mit den Interessen des preußischen Staates unvereinbar. „Hier liegt eine ungeheure Legendenbildung vor, denn ein Satz ähnlichen Inhaltes steht nicht im Landrecht, was die Juristen, die die verschiedenen Petitionen mitunterzeichnet haben, doch eigentlich wissen sollten.“

So die beiden Redner von der Evangelischen Vereinigung, der „Linken“ der Synode. Namens der Positiven Union und der Konfessionellen erklärten dann noch die Synodalen D. Graf von Hohental und Sup. D. Wetzel die

Zustimmung ihrer Gruppen zu den Grundgedanken des Gesetzes. Der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Exzellenz D. Voigts, gab gleichfalls seiner Freude Ausdruck, und als darauf § 1 einstimmig angenommen worden war, war die Annahme des Ganzen besiegelt. Sie erfolgte denn auch nach mehrstündiger Einzelberatung am 10. November einstimmig in erster und tags darauf in letzter Lesung. Nun bitten wir Gott, daß er die Herzen lenke, damit das gute Gesetz zum Heile der Landeskirche angewendet werde, wo es not tut.

Von der Pfingstbewegung.

Im „Reich Gottes" (dem „Gemeinschaftsblatt des Evangelischen Vereins für innere Mission Augsb. Bekenntnisses in Baden", dessen Redakteur Herr Pfr. Inspektor Böhmerle in Langensteinbach ist,) fanden wir über die sog. Pfingstbewegung einen Bericht, dem wir das Nachfolgende entnehmen:

„Prüfet die Geister." 1. Joh. 4, 1.

Unser Bruder Hodel sandte uns folgenden Aufsatz zu, den wir hiermit bringen, zur inneren Erwägung und Prüfung für jedermann.

In den Tagen vom 27. bis 29. Dezember 1909 waren eine Anzahl Reich-Gottes-Arbeiter aus Württemberg und Baden, welche der über 400 Mitglieder zählenden Vereinigung der Reich-Gottes-Arbeiter in Deutschland angehören, zu einer Konferenz in Korntal beisammen. Meistens waren es Gemeinschaftspfleger, Reiseprediger, aber auch Evangelisten, die da zusammen gekommen waren. Es war ein brüderliches Beisammensein und wertvolles Aussprechen über so manche wichtige Frage der Reich-Gottes-Arbeit in unserer Zeit, Allianz, Pfingstbewegung und Seelsorge. Ueber die sogenannte „Pfingstbewegung", welche in neuerer Zeit, besonders in Norddeutschland, viel Zertrennung in den Gemeinschaftskreisen anrichtet, aber auch in einzelnen wenigen Fällen ihre Fäden schon nach Süddeutschland gesponnen hat, hielt Inspektor Haarbeck von der Brüderschaft Johanneum in Barmen (früher theologischer Lehrer auf St. Chrischona bei Basel), ein eingehendes Referat. Da vielleicht auch bei uns schon durch die Verbreitung des Organs der sog. Pfingstbewegung, die „Pfingstgrüße", deren hauptsächlichster Führer Pastor Paul ist, einige Verwirrung mag vorgekommen sein, seien hier einige mangelhafte, aber mehr dem Verständnis unsers Leserkreises angemessene Bruchstücke aus dem Referat, das später gedruckt werden wird, wiedergegeben.

Die Pfingstbewegung, geschichtlich, biblisch und psychologisch beleuchtet.

Die Pfingstbewegung steht in engem Zusammenhang mit der „Kasseler" Bewegung. Vor zwei Jahren fanden in Kassel große Versammlungen statt, in denen zwei Norwegerinnen, die die Gabe des Zungenredens (vergl. 1. Kor. 14) hatten, auftraten. Die Sache nahm in Kassel, wie in den umliegenden Orten, keinen guten Ausgang. Diese Bewegung, die im Erlöschen war, wurde neu angefacht in Müllheim a. d. Ruhr, in Hamburg und in Schlesien. Neben strenger Heiligungslehre will sie die verschiedenen Gaben, Krankenheilungen u. s. w., besonders noch die Gabe des „Zungenredens" verbreiten.

Geschichtlich beleuchtet wird diese Bewegung in frühester Zeit durch den Montanismus, dann durch die Bewegung der Camisarden und später durch das Auftreten der Irvingianer.

Ueber diese drei zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auftretenden Geistesströmungen wird nun im Referat ausführlicher berichtet. Wir übergehen die zwei ersten geschichtlichen Darlegungen. Von der dritten Sekte der Irvingianer heißt es dann:

Die Irvingianer. Es war zur Zeit der Napoleonischen Krisis. Eine Sehnsucht nach Wiederbelebung erfaßte viele Kreise; auch eine Sucht nach Weissagung und Zungenreden. Im Jahre 1822 trat in England ein hochbegabter schottischer Geistlicher auf, namens Irving. Mit großem Ernst wies er auf das Kommen des Herrn hin, ließ aber die richtige Sündenerkenntnis mehr außer acht. Das Zungenreden kam, allerdings mehr beim weiblichen Geschlecht. Die Zungenredner fielen in Eckstase (Verzückung) und gaben seltsame Laute von sich. Es mußten dann wieder andere da sein, die die Gabe der Weissagung hatten und es verstanden, diese Laute auszulegen. Es geschahen wieder wunderbare Dinge. Kranke und Besessene wurden geheilt und Herzenszustände offenbar gemacht.

Diese Bewegung wurde organisiert, Apostel wurden eingesetzt, und man sagte, seit dem Jahre 100 sei die Kirche verfallen, weil keine Apostel mehr da waren. Die Apostel sollten dann das Kommen des Herrn erleben, das aber nicht der Fall war. Die Worte dieser Apostel wurden der Bibel gleichgestellt, ja noch über dieselbe erhoben. Als die Apostel starben, ohne daß der Herr erschien, zogen sie sich zurück und trösteten sich mit dem Worte Offb. 8, 1: „Es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde." In neuerer Zeit traten, ausgehend von diesen, die sog. Neu-Irvingianer oder Neu-Apostolischen auf, die aufs neue Apostel einsetzten, allerdings mehr als zwölf und eine rege Propaganda entfalten und mehr Aehnlichkeit mit der katholischen Kirche haben.

Unbiblisch ist diese Bewegung deshalb:

1. Sie gibt sich aus als eine Fortsetzung der Offenbarung Gottes.
2. Sie hatte ihr Versprechen nicht gehalten, alle zu einer Kirche zu vereinigen.
3. Durch die selbständige Aufrichtung des Apostolats.
4. Viele Weissagungen gingen nicht in Erfüllung.

Die heutige, sog. Pfingst-Bewegung, steht unstreitig sehr hoch, in geistiger Beziehung über all den bisherigen Bewegungen. Wenn wir sie aber an der Heiligen Schrift prüfen, geben uns manche Punkte viel zu bedenken.

1. Daß derartige Dinge geschehen können, ist möglich. Doch der Heilige Geist ist ein Geist der Wahrheit. Wir haben in der Schrift kein Beispiel dafür, daß ein Betrug möglich ist. Bei dieser Bewegung ist aber ein Irrtum nicht ausgeschlossen, was in Kassel vor zwei Jahren eben deutlich genug hervortrat.

2. Es kommt zu einer Geheimliteratur, zu einer Sammlung von Botschaften, wodurch die Pfingstleute durch einen falschen Christus irregeführt werden.

3. Wenn eine kleine Schar zur Vollendung geführt wird, dann müßten doch diejenigen dabei sein, die heilig leben; dagegen machen bei der Pfingstbewegung oft unreife Elemente Anspruch darauf.

4. Die Pfingstleute geben vor, daß ihre Herzen vom Geist der Liebe erfüllt würden, wie nie zuvor. Das mag allerdings der Fall sein, innerhalb ihres Kreises, aber nach außerhalb wird es oft sehr vermißt.

5. Wer Weisheit hat von oben, läßt sich sagen, diese aber nicht. Es

bleibt nichts anderes übrig, entweder kritiklos mitzumachen, oder sich zu trennen.

6. Bei manchen Versammlungen der Pfingstbewegung finden aufrichtige Gotteskinder oft eine unheimliche Atmosphäre.

7. Es ist verkehrt, daß wirkliche, christliche Personen aus jenen Versammlungen ausgewiesen werden, wie dies des öfteren schon geschehen ist.

8. Es kommt vor, daß sich Diener der Bewegung oft abhängig machen in allen Dingen von den Personen, die den Geist des Zungenredens haben.

9. Die Schrift sagt — und zwar in demselben Kapitel, da vom Zungenreden die Rede ist: „Lasset eure Weiber schweigen unter der Gemeine." 1. Kor. 14, 34. Dieses ist aber bei den Versammlungen der Pfingstbewegung nicht der Fall.

10. Es kommen wohl zahlreiche Gebetsheilungen vor, aber um welchen Preis? Manche von den angeblich Geheilten kamen nachher in große Unruhe, ja in Verzweiflung.

11. Viele Kinder Gottes kamen innerlich zur Ruhe und zur Freude, sobald sie sich von dieser Bewegung wieder losgesagt hatten.

12. Glieder der Bewegung haben oft eine leichtfertige und oberflächliche Art der Schriftauslegung.

13. Es liegt schon ein gewisser Betrug in den Namen: Pfingst"-bewegung, „Pfingst"-versammlung, „Pfingst"-grüße. Heilige Sittlichkeit und heiliges Leben ist nötig, aber nicht das äußerlich irgendwo Angehören macht das Christentum aus.

14. Die Schrift sagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" — Matth. 7, 16.

Als Früchte dieser Bewegung sehen wir an so vielen Orten Trennung und verschlossene Türen. — Der Bewegung wohnt eine gewaltige Kraft inne. Manche sagen, es sei alles satanisch. Doch läßt sich psychologisch und physisch die Sache leicht erklären.

Das Unterbewußtsein, das Seelische im Menschen kommt zur Herrschaft und schaltet das vernünftige Denken und Urteilen des Willens, welches das Organ des Geistes im Menschen ist, aus. Es haben die niederen Zentren des Seelenlebens ihren Sitz in der Herzensgrube. Es ist daher beachtenswert, daß, wie die Inspirierten des 18. Jahrhunderts, so auch die heutigen Zungenredner ein Wärmegefühl in der Nähe des Herzens bemerken. Es geht daraus hervor, daß dadurch das Unterbewußtsein die Herrschaft über die Glieder bekommt, woraus die krampfhaften Bewegungen und Zuckungen zu erklären sind. Der G e i st aber ist das göttliche Lebensprinzip, die oberste Instanz des Seelenlebens. Der Geist sollte somit die Herrschaft im Menschen haben und das Unterbewußtsein ausschalten. Ferner liegt dann noch eine besondere Macht in der Persönlichkeit und in den Ideen, die vertreten werden. Doch wird immer nur ein gewisser Teil dafür empfänglich sein. Man hat nachgewiesen, daß für Suggestion etwa zehn Prozent, also von 100 etwa 10—12 Personen zugänglich sind. So ähnlich ist es auch hier. Nur in wenigen Landesteilen, da der Boden dafür schon längere Zeit zubereitet wurde, konnte die Bewegung Fuß fassen. Ihre meisten Anhänger befinden sich in Hamburg, in Müllheim a. d. Ruhr und in Schlesien. Träger der Bewegung sind meistens junge Männer, die g r o ß wurden und groß g e m a ch t wurden. Es wird immer ein Fehler sein, wo man zu viel Wert legt auf außerordentliche Taten und das wachstümliche im Reiche Gottes beiseite stellt. Auch die meisten Krankenheilungen, die so viel Aufsehen machten, sind

auf Suggestion (Beeinflussung) zurückzuführen, warum sie auch keinen Bestand haben. Es ist dies ähnlich, wie bei einem Hypnotisierten (in magnetischen Schlaf Versetzten). Er fühlt sich glücklich, aber er ist gebunden.

Aus allem nun können wir den Schluß ziehen, daß eine neutrale Stellung zu dieser Bewegung nicht möglich ist. Am besten wird es sein, sich von vorn herein ablehnend zu verhalten, ohne jedoch gegen die Liebe zu verstoßen.

Was wird wohl aus der Bewegung werden? In der Bewegung ist nichts, das, aus den „Pfingstgrüßen" zu schließen, auf längere Zeit existenzberechtigt wäre. Kommt kein Besinnen, gibt es eine schwärmerische Sekte.

Wir aber wollen daraus lernen:

1. Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Joh. 3, 27.

2. Das ungeduldige Haschen nach Gaben ist gegen die Gnade und den Glauben.

3. Die Zubereitung der Gemeinde des Herrn hat mit dem Zeitpunkt seines Kommens nichts zu tun.

Soweit Inspektor Haarbeck in seinem Referat, das hier nur in mangelhafter Weise wiedergegeben werden konnte. Wer ausführlicher noch darüber berichtet haben möchte, kann ja später, wenn das Schriftchen gedruckt ist, es sich anschaffen.

Religionsunterricht in der Schule.

Der religionsfeindlichen Stellung des allgemeinen deutschen Lehrervereins gegenüber gibt es doch auch noch andere Lehrerkreise, die von diesem Radikalismus nichts wissen wollen. Das zeigt folgender Bericht, den wir der „Reformation" entnehmen:

„Der Verein evangelischer Lehrer und Schulfreunde für Rheinland und Westfalen veranstaltete seine Herbstversammlung in Vohwinkel. Der Höhepunkt der Konferenz war ein fast 1½ stündiger Vortrag des Rektors Franzmann-Essen über das Thema: „Unsere Stellung zu den Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Religionsunterrichts." Aus den großzügigen Ausführungen seien hier nur die wichtigsten Gedanken wiedergegeben: Die Gegensätze sind in unserer Zeit auf allen Gebieten scharf, besonders auf dem der Weltanschauung und des Glaubens. Jede Richtung sucht Eingang in die Schule zu bekommen, eingedenk des alten Wortes: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft." Besonders heftig tobt der Kampf zurzeit um den Religionsunterricht. Die radikalen Gegner wollen ihn ganz aus der Schule weisen (Bremer, A. Bonus, J. Tews). Wenn diese Herren, zu denen Lic. Traub wohl auch gerechnet werden darf, noch Religionsunterricht nennen, was sie fordern, nämlich die objektive Vorführung aller Religionssysteme, so kann man das wohl schwerlich einen christlichen Religionsunterricht nennen. Es sind besonders drei Gründe, die man gegen den Religionsunterricht ins Feld führt: 1. sagt man, die Schule sei eine Veranstaltung des Staates und habe darum mit der Unterweisung in der Religion gar nichts zu tun, das sei Privatsache; 2. behauptet man sehr eifrig, die christliche Lehre stimme nicht mehr mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft überein; 3. würde der Staat in der Erreichung einer wichtigeren Aufgabe, einer weitgehenden Unterweisung in den Sitten, gehindert.

Zu dem ersten Punkte muß ganz besonders betont werden, daß nicht bloß der Staat ein Interesse an der Schule hat, sondern auch die Gemeinde, die Kirche und ganz besonders die Eltern. Der größere Teil unserer Eltern aber hält noch fest an seinem christlichen Glauben und will darum seine Kinder darin unterrichtet haben. Dazu ist der Staat nicht eine starre Rechtsgemeinschaft, sondern eine Kulturgemeinschaft, und der überall in unserer Kultur zutage tretende Charakter ist doch der christliche. Und wo läßt sich besser Sittenlehre treiben, als an lebendigen Persönlichkeiten, wie sie gerade in der christlichen Welt alter und neuer Zeit vor die Kinder treten? .... Das Ziel des religiösen Unterrichts muß sein, nicht in erster Linie ein möglichst großes religiöses Wissen zu erzielen, sondern das Kind zu dem lebendigen Christus zu weisen, daß es in seine Gemeinschaft zu kommen sucht; den Glauben geben kann allein Gott, wohl aber kann der Unterricht den Boden bereiten, den Weg zeigen, eine innere Anschauung vermitteln .... Von besonderer Bedeutung ist selbstverständlich die Persönlichkeit des Lehrers für den Erfolg des Religionsunterrichts, da muß es heißen: Ich glaube, darum rede ich. Sollte jemand innerlich sich nicht zur Erteilung des Religionsunterrichts berufen fühlen, so mag man Mittel und Wege suchen, eine Befreiung davon ohne materielle Schädigung zu erreichen. Für die Stellung der Lehrer ist natürlich ihre Vorbereitung von der weitgehendsten Bedeutung, deshalb muß besonders dringlich die Mahnung ausgesprochen werden, doch an die Lehrerbildungsanstalten Männer zu berufen, die nicht mit dem Christentum innerlich zerfallen sind, sondern freudig als seine Zeugen dafür eintreten.

Dem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrage folgte eine interessante und rege Besprechung. Sie ergab ein freudiges Bekenntnis zu dem alten biblischen Evangelium, in dem Sünde, Gnade, Erlösung und Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben an Jesum Christum im Mittelpunkte bleiben."

Das Metzer Konsistorium gegen Bischof Benzler.

Das Metzer Konsistorium hat an das Kaiserliche Ministerium in Straßburg folgende Eingabe gerichtet:

„Das Metzer Konsistorium sieht sich veranlaßt, die Aufmerksamkeit der Kaiserlichen Regierung auf die für Mischehen geltenden Beichtbestimmungen zu lenken, die durch die kürzlich erschienene Schrift des Evangelischen Bundes über ‚Bischof Benzler und der Protestantismus' weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Das Konsistorium betrachtet selbstverständlich die Unterweisung der Beichtväter als eine innerkatholische Angelegenheit. Das Konsistorium sieht sich in diesem Fall jedoch zu einem Protest gezwungen. Denn die Beobachtung mancher jener Beichtregeln muß nicht bloß eine Störung des ehelichen Friedens in vielen Familien, sondern auch eine Trübung des guten Einvernehmens zwischen den beiden christlichen Konfessionen in Lothringen zur Folge haben. Ist doch in diesen Bestimmungen den Beichtvätern sogar der Rat gegeben worden, unter Umständen in den Mischehen mit evangelischer Kindererziehung auf eine Lösung des bürgerlichen Ehebandes hinzuwirken. Das Konsistorium sieht in diesen und in ähnlichen Anweisungen eine Maßregel, die das Familienglück untergräbt und mit der christlichen Schätzung der Ehe in schärfstem Widerspruch steht. Indem das Konsistorium in der Anlage sich erlaubt, drei Exemplare der das authentische Material enthaltenden Schrift ‚Bischof Benzler und der Protestantismus' (Halle, Verlag

des Evangelischen Bundes) zur geneigten Prüfung ergebenst zu übersenden, legt es hiermit gegen das Vorgehen Bischof Benzlers im Interesse des konfessionellen Friedens, zumal dieser durch den bisherigen Fastenhirtenbrief über die gemischten Ehen erneut gestört worden war, energische Verwahrung ein und bittet die Kaiserliche Regierung, zur Beseitigung dieser unhaltbaren Zustände die gesetzlichen Mittel anwenden zu wollen."

Zur Mischehenfrage in Ungarn.

In Ungarn hatte das vom 2. August 1907 datierte päpstliche Dekret "Ne temere" schwere Beunruhigung hervorgerufen. Die kirchliche Anerkennung der Mischehen, bei denen ein Teil der römisch-katholischen Kirche angehört, wurde dadurch an die Bedingung der Trauung durch einen katholischen Priester geknüpft. Das schlug dem längst bestehenden Rechtszustand in Ungarn ins Gesicht; in Tausende von Familien wurde plötzlich Zwiespalt getragen, der äußere Friede zwischen den Konfessionen zerstört. Daher konnte auch die Regierung sich nicht nur abwartend verhalten; die Bewilligung der „Kongrua", d. h. des Staatszuschusses für die katholische Geistlichkeit, stieß auf Schwierigkeiten. Schließlich hat dann der römische Stuhl nachgegeben, die Gültigkeit der provida constitutio — die für Deutschland bereits am 18. Januar 1906 ein „Ausnahmerecht" geschaffen hatte — im Frühjahr 1909 auch auf Ungarn ausgedehnt und dadurch die unbedingte Gültigkeit der gemischten Ehen anerkannt, auch wenn diese nicht von dem katholischen Priester eingesegnet werden. Freilich hat dann der ungarische Episkopat durch eine Instruktion den Pfarrgeistlichen ans Herz gelegt, „die gemischten Ehen in eifriger, kluger und findiger Weise auf den richtigen Weg zu bringen." Die ohnehin nur Selbstverständliches bietende Nachgiebigkeit des römischen Stuhles ist also auf dem Verordnungswege so gut wie unwirksam gemacht worden.

Wohl unter dem Eindruck des wachsenden römischen Einflusses hat die reformierte Kirche Ungarns, die sich bisher vom Gustav-Adolf-Verein fernhielt, im vergangenen Jahre erfreulicherweise sich ihm geöffnet. Zwischen dem General-Konvent der reformierten Kirche Ungarns und dem Zentral-Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins ist im Sommer 1909 eine in elf Punkte gefaßte Vereinbarung ausgetauscht worden, die eine Beteiligung der ungarisch reformierten Kirche an dem großen Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins ermöglichen soll.

(Aus dem Jahresbericht des Gustav-Adolf-Vereins.)

Die schlimmsten Feinde der katholischen Kirche nennt die „Kölnische Volkszeitung" Gelehrte wie den Professor der Dogmatik an der Propaganda in Rom, P. Lépicier, der in seinem Buch "De stabilitate et progressu dogmatis" die Ansicht vertritt, daß ein Ketzer nicht nur exkommuniziert, sondern auch mit Recht getötet werden dürfe; denn er sei, wie Aristoteles sagt, schlimmer als ein wildes Tier. Wie es keine Sünde sei, ein wildes Tier zu töten, so könne es gerade gut sein, einen Ketzer des Gebrauches eines schädlichen Lebens zu berauben. Absolut gewiß ist ihm (S. 174 f.), daß die Kirche das Recht hat, einen Ketzer zum Tode zu verurteilen, und er findet die entgegengesetzte Ansicht gefährlich .... Er meint:

„Diejenigen katholischen Apologeten irren von der Wahrheit ab, die da sagen, die Schuld an solchen Sentenzen (Hinrichtung von Ketzern) sei der weltlichen Inquisition zuzuschreiben, oder die feiger-

weise zugestehen, die Kirche habe, dem Zeitgeist folgend, in dieser Sache in etwas ihr Recht überschritten. (S. 183 f.) An anderer Stelle (S. 190 f.) vertritt er die Ansicht, man solle Ketzer und Abtrünnige mit Gewalt zum Glauben zurückführen."

Gegen solche Anschauungen erhebt die „Könl. Volkszeitung" den allerschärfsten Einspruch, „weil sie durchaus geeignet sind, auf die Nichtkatholiken nicht nur verletzend, sondern geradezu verhetzend zu wirken. Es entschuldigt den Verfasser durchaus nicht, wenn er bezüglich der Toleranz, die den Nichtgläubigen gegenüber zu beobachten sei, unterscheidet zwischen dem:

1. was die Ketzer ihrerseits von Rechts wegen verdienten und 2. wie die Kirche sich gegen dieselben als Mutter und als Richterin zu verhalten hätte. Oder wenn er bemerkt, daß er nur jene Häretiker im Auge habe, die freiwillig zur Ketzerei abgefallen seien und andere durch Wort und Beispiel zu ihren Taten hinüberzuziehen suchten. Diese verdienten, rechtlich genommen, wenn man bloß ihre Schuld ins Auge fasse (attento eorum demerito), den Tod. Jedoch pflege die Kirche nicht nach dem strengen Recht zu handeln. Die Kirche könne jedoch nicht selbst das Todesurteil vollstrecken. Die Anwendung von Gewalt, um die Ketzer zur Kirche zurückzuführen, will er nicht auf jene angewendet wissen, die im Unglauben oder Irrglauben geboren sind; denn der Glaube müsse freiwillig sein (credere enim voluntatis est).

Diese Theorien zeigen, daß der Servitenmönch Lépicier noch ganz und gar im 13. Jahrhundert, im mittelalterlichen Glaubensstaat steckt und keine Ahnung davon hat, daß wir heute im paritätischen Rechtsstaat leben. In den letzten Jahrhunderten haben die kirchenpolitischen Verhältnisse sich derart von Grund aus verändert, daß es geradezu als Unsinn bezeichnet werden muß, allen Ernstes noch derartige Theorien vorzutragen. Auch wenn die Unterscheidung zwischen hartnäckigen Häretikern und schuldlos Irrenden gemacht wird, welche die Todesstrafe nicht treffen soll, kann dieses Urteil in keiner Weise gemildert werden. Schriftsteller wie P. Lépicier sind in unserer Zeit die schlimmsten Feinde der katholischen Kirche. Im übrigen ist es nicht angängig, im Ernste die Ausführungen des Servitenpaters als Lehre der katholischen Kirche zu deuten; sie geben lediglich seine ganz persönlichen Anschauungen wieder, und diese Theorien stehen im schroffen Gegensatze zu allen bedeutenden neueren katholischen Kirchenrechtslehrern."

Die „Köln. Volksztg." hat von ihrem Standpunkt aus gewiß recht, wenn sie von „unheilvollem" Anachronismus spricht. Für uns ist er lächerlich, ein Zeichen von der Weltfremdheit eines verbohrten Mönches.

Frankreich.

Daß in diesem Lande der Religionshaß und die Kirchenfeindschaft die ganze heutige Politik beherrscht, daß ferner dieser Religionshaß bereits deutlich sich als entschiedener Gotteshaß zeigt, haben wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten betont. Auch haben wir darauf hingewiesen, daß in Frankreich vorzugsweise die Papstkirche verantwortlich ist, für den dort herrschenden Religionshaß. — Welche traurige Frucht aus diesem religiösen Verfall hervorgeht, zeigt nachfolgendes Item, das wir der „Kirchl. Zeitschr." entnehmen. Es zeigt auch, welche Abgötterei die Papstkirche mit ihrem falschen Vizegott in Rom treibt.

Der Charakter der religiösen Politik, welche von der gegenwärtigen Regierung Frankreichs verfolgt wird, wird immer offenkundiger atheistisch. Zwar bemüht sich das „Komitee zur Verteidigung der religiösen Politik Frankreichs im Auslande", dem unter anderen die ersten Regierungsvertreter angehören, dies abzustreiten und nachzuweisen, daß die jetzige Kirchenpolitik nur „einem identistischen Bedürfnis folgt, das die Franzosen immer beseelt hat;" aber die nackten Tatsachen machen diese Bemühungen unbarmherzig zu schanden. Es ist nachgewiesen, daß gerade unter dem Patronat dieses Komitees die Reinigung der Schulbücher vom Namen Gottes u. s. w. von Jahr zu Jahr immer strenger durchgeführt worden ist. Nicht nur der Name Gottes wurde gestrichen, auch das Wort Seele; Klassiker wie Bossuet und Fenelon werden nicht mehr genannt, weil sie Priester waren, auch das Münster von Straßburg ist gestrichen worden. Diese Reinigung wurde durch die obersten Schulbehörden selbst durchgeführt, es ist ein regelrechter Krieg im Gange, der von der katholischen Kirche energisch aufgenommen wird durch ihre Vereine gegen diese Art, die Neutralität der Schule aufzufassen. Bereits haben die Lehrer des Departements der Seine erklärt, „daß der Ausdruck Neutralität eine Lüge ist, daß kein Unterricht neutral sein kann." Und Haret hat erklärt: „Unsere Zeit hat vor sich die klare Vision der religiösen Null." Ein zwölfjähriger Schüler in einer Ferienkolonie sagte neulich zu einem evangelischen Pfarrer ganz ruhig: „Ich gehe nicht in die Kirche, weil ich Freidenker bin." Daß der Staat aber selber die Strafe für solche Ausrottung des religiösen Gedankens tragen muß, kann man z. B. aus dem erkennen, was kürzlich über den Alkoholverbrauch in Frankreich in den Blättern berichtet wurde. Vor kaum 50 Jahren, heißt es da, zählte Frankreich zu den Völkern, die durch ihre Enthaltsamkeit vorbildlich waren. Während in den germanischen Ländern der Alkoholverbrauch wesentlich zurückgegangen ist, z. B. in Skandinavien von 7 auf 3½ Liter pro Kopf der Bevölkerung, ist er in Frankreich in dieser Zeit in einer Weise gestiegen, die zu den größten Besorgnissen Anlaß gibt und schon furchtbare Folgen gezeitigt hat. Vor 50 Jahren kamen in Frankreich auf den Kopf der Bevölkerung nur 2 Liter Alkohol, jetzt 15 Liter gegen 10 Liter in Deutschland. Und dazu ist der Hauptschnaps in Frankreich der Absynth. Dieser war vor 50 Jahren in Frankreich so gut wie unbekannt, betrug 1884 erst 50,000 Hektoliter, seit 1905 aber jährlich gegen 30 Millionen Hektoliter (!). Wo man noch 1875 auf 109 Einwohner einen Alkoholausschank zählte, zählt man heute drei bis vier. In London gibt es 5860, in Chicago 5740 solche Ausschankstellen, in Paris zirka 30,000 (!!). In Frankreich wurden bei der letzten Zählung nicht weniger als 1,378,600 größere oder kleinere Etablissements, in denen Schnaps gebrannt oder produziert wird, verzeichnet. In einer 20,000 Seelen zählenden Stadt wurden in einem Jahr 4240 Hektoliter Branntwein verbraucht, also mehr als 200 Liter Branntwein pro Kopf, Frauen und Kinder eingerechnet. In einer Gemeindeschule von Paris hatten von 49 Schülern 30 mehrfach und oft Absynth getrunken; in Rouen tranken von 63 Schülern zwischen 6 und 10 Jahren 24 täglich Branntwein; in der Normandie von 100 kleinen Schulmädchen 25; ja hier pflegen schon die Kinder in der Wiege mit Schnaps gestillt zu werden, damit die Mütter auf Arbeit gehen können, aber gerade hier sind auch die Folgen dieses Giftes schon deutlich zu spüren; während die Normandie früher die kräftigsten Soldaten stellte, zeigen jetzt die dort ausgehobenen Rekruten nicht selten schon das bekannte Zittern der Säufer. — Wer an diesen Zuständen mit schuldig ist, zeigt das Folgende,

das wir dem „Lutheraner“ entnehmen: In einem neueren Werke des französischen Priesters Milet, das den Titel “La Devotion du Pope” führt, von dem Erzbischof von Tours gebilligt und dem Papst Pius X. gewidmet ist, wird das Schriftwort Mark. 12, 30: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften,“ auf den Papst angewandt. Zwar seien diese Worte auf Gott zu beziehen, aber — so schließt nun der Priester — da der Papst der Stellvertreter Gottes auf Erden sei, so müßten wir auch ihn, wenn auch in einem untergeordneten Grade, lieben wie Gott selbst, unsern himmlischen Vater. Warum? Weil, abgesehen von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl, nichts uns so sehr die Gegenwart Gottes fühlen lasse, wie die Anwesenheit des Stellvertreters Christi, des Papstes, oder auch nur der Anblick eines seiner Bilder. Und wörtlich heißt es dann in dem Buche vom Papste: „Er ist der Vater der ganzen Menschheit, der einfachen Gläubigen, wie der Priester und sogar der Bischöfe. Wenn der Vergleich auch nicht vollkommen ist, so kann man doch in einem gewissen Sinne sagen, daß, wie das Tabernakel (das römische Sakramentshäuschen, in dem die geweihte Hostie aufbewahrt wird) die Wohnung Jesu als Opferlammes ist, so ist der vatikanische Palast zu Rom die Wohnung Jesu als Lehrers; denn von diesem Palast oder, besser gesagt, Heiligtum aus spricht unser Herr Jesus Christus das göttliche Wort seit seiner Himmelfahrt zur Welt durch den Mund seines Stellvertreters, mag dieser nun Petrus, Pius IX., Leo XIII. oder Pius X. heißen..... Wenn wir uns vor dem Tabernakel, vor den darin enthaltenen geweihten Hostien hinwerfen, beten wir Christus in seiner eucharistischen (sakramentlichen) Gegenwart an, und wenn wir uns zu den Füßen des Papstes hinwerfen, um seine Lehre entgegenzunehmen, so ist es immer noch in einem gewissen Sinne Jesus Christus, den wir anbeten in seiner lehrenden Gegenwart. In beiden Fällen beten wir an und erkennen wir denselben Jesus Christus..... Selbstverständlich folgt hieraus, daß es unmöglich ist, ein guter Christ zu sein, ohne Andacht zum Papste zu haben, wie man es ja ebenso nicht sein kann ohne Andacht zur Eucharistie (Sakrament)..... Wenn wir daher den Papst wahrhaft lieben, wird uns nichts mehr angelegen sein, als seinen Willen zu erfüllen. Auch dann, wenn der Gehorsam gegenüber dem Papste uns Opfer auferlegen sollte, werden wir niemals zögern, jedweden aus Rom gekommenen Befehl auszuführen. **Jede Schwierigkeit und** jedes Zaudern wird hinschwinden angesichts des folgenden unwiderleglichen Argumentes: Gott will und befiehlt es, weil der Papst es will und befiehlt.“ .... Das Buch schließt mit den folgenden Worten des römischen Bischofs Gay: „Die ganze Andacht zu Christo als Hohenpriester, Hirten und Vater ..... ist praktisch konzentriert in der Andacht zum Papste. Hat einer eine besondere Andacht zu den heiligen Engeln, nun wohl — der Papst ist der sichtbare Engel der ganzen Kirche. Hat jemand besondere Andacht zu den Heiligen, nun wohl — der Papst ist auf Erden die Quelle aller Heiligkeit und wird genannt: Seine Heiligkeit. Zieht jemand die Andacht zur Bibel vor, nun wohl — der Papst ist die sprechende und lebendige Bibel.“ — Das ist fürwahr Abgötterei, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann.

Literatur.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh, kam uns zu:

König, Ed., Dr. phil. et theol., ord. Prof. u. Geh. Konsistorialrat, Das alttestamentliche Prophetentum und die moderne Geschichtsforschung. 1.60 M., geb. 2.40 M.

Durch die große Vermehrung des geschichtlichen Materials, die aus den Schächten der Ausgrabungen im Orient neuerdings der Wissenschaft zugeführt worden ist, mußte natürlich auch das Prophetentum Israels, diese zentralste Erscheinung innerhalb des althebräischen Schrifttums, eine vielseitige neue Beleuchtung erfahren. Aber die Forscherarbeit der Geschichtsschreiber mußte immer von neuem an der richtigen Würdigung jener großen geschichtlichen Erscheinung ihre Kräfte messen. Das Licht nun, das einerseits durch die neugefundenen Denkmäler und andererseits durch die Untersuchungen der modernen Geschichtsforscher auf die alttestamentlichen Prophetengestalten geworfen worden ist, hat der Verfasser entfaltet und charakterisiert. Dabei hat er aber an jedem Punkte der Diskussion auch dahin gestrebt, durch eigene Quellenforschung dem Prophetentum des Alten Testaments zu seinem vollen, geschichtlichen Rechte zu verhelfen.

Während es in dem Babel-Bibel-Streit, der vor etlichen Jahren tobte, etwas stiller geworden ist, so ist doch bei den Erforschern der babylonischen und ägyptischen Altertümer noch immer die Tendenz vorhanden, die echten Propheten Israels herabzuzerren aus ihrer einzigartigen geistigen Höhe, und sie zu Politikern und sogar zu Verrätern an ihrem eigenen Volk zu stempeln. Als politische Agenten auswärtiger Großkönige werden Männer gewertet wie Jeremia, die ihr Leben und ihr Herzblut hingaben im Dienst ihres Gottes und im wahren Interesse ihres Volkes. Wenn im gewöhnlichen Leben Leute, die z. B. Rottanne von Weißtanne, Eiche von Buche, Erle von Linde nicht zu unterscheiden vermögen, oder Leute, die Gold nicht von Messing oder Platin unterscheiden können — gleichwohl den Anspruch erheben wollten, kompetente Beurteiler der Holzarten oder der verschiedenen Metalle zu sein, so würde man sie einfach als Schwindler und Betrüger betrachten und sich von ihnen abwenden. Was aber sind Gelehrte, die — tüchtig in ihrem Fach — sich anmaßen, kompetente Beurteiler göttlicher Propheten zu sein und die doch in ihren Büchern zeigen, daß sie in religions-geschichtlichen Fragen farbenblind sind und das Echte vom Falschen nicht zu unterscheiden vermögen? Und solchen blinden Blindenleitern folgt die urteilslose Menge und schreit: Die Wissenschaft hat gezeigt, daß es nichts ist mit dem göttlichen Prophetentum! Wehe der Welt der Aergernis halben, es muß ja Aergernis kommen! Doch wehe dem Menschen, durch welchem Aergernis kommt.

Es ist traurig, daß das gelehrte Wissen die Leute so hochmütig und so unbescheiden macht, daß sie meinen, weil sie in einem oder etlichen Fächern etwas Rechtes gelernt haben, so können sie den Anspruch erheben, auch in andern Fragen gehört zu werden, von denen sie nichts verstehen.

Eine recht demütigende Erfahrung mußte da einmal ein solcher Herr machen. Er war auf der Reise und wollte in einem Dorfe sich den Weg zeigen lassen nach dem nächsten Ort. Ein Knabe sollte ihm als Führer dienen. Der fragte ihn, was er denn sei. Antwort: Ein Professor! Was ist denn das? Das ist ein Mann, der alles kann und alles weiß, war die launig übermütige Antwort. Nun, sagte der Knabe, der von Logik kein Sterbenswört-

chen gelernt hatte: Wenn du alles kannst und alles weißt, so mußt du auch den Weg wissen ins nächste Dorf! Sprach's und ließ den Allwisser und Allkönner allein seines Weges wandeln. Wäre doch mehr solche gesunde Logik bei dem Christenvolke, dann ließe es die prahlerischen Gelehrten stehen und ließe sich nicht irre machen in seinem Glauben an die göttliche Wahrheit, die jene Herren nicht vom politischen Phrasentum der Hofschranzen und Demagogen zu unterscheiden vermögen. — „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist und die Menschen liebten die Finsternis mehr, denn das Licht." Darum folgt die Menge lieber den Irrlichtern als dem wahrhaftigen Licht!

Ströle, Dr. phil. Albrecht, Thomas Carlyles Anschauung vom Fortschritt in der Geschichte. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. D. A. Schlatter und Prof D. W. Lütgert. XIII. Jahrg. 1909. Heft 5.) 3.60 M.

Inhalt: Rechtfertigung des Themas. I. Carlyles Entwickelung vom Kindheitsglauben zu einer selbständigen idealistischen Weltanschauung. II. Die allgemeinen Grundlagen von Carlyles Glauben an einen Fortschritt in der Geschichte. III. Systematische Darstellung der Ansichten Carlyles vom Fortschritt in der Geschichte. — Quellenverzeichnis.

In einer Zeit, wo Carlyle vor allem als Prophet der sozialen Reform verehrt wird, dürfen seine geschichtsphilosophischen Anschauungen nicht übersehen werden, da in ihnen seine ethischen und sozialpolitischen Grundgedanken noch klarere und tiefere Begründung finden. Die vorliegende Schrift zeigt, wie Carlyles Geschichtsphilosophie unter dem Einfluß eignen Lebensschicksals und allgemeiner Zeitströmungen aus seiner Persönlichkeit hervorgegangen sind. Durch eine Geschichte der inneren Entwicklung Carlyles sucht die Broschüre jene Lücke in Froudes Carlyle-Biographie auszufüllen, auf die z. B. Dilthey hinwies. Insbesondere wird die Frage der Abhängigkeit Carlyles von Goethe, Kant und Fichte beleuchtet.

Das ist eine Schrift, welcher wir in unserem Synodalkreis die allerweiteste Verbreitung und das eingehendste Studium wünschen und zwar nicht bloß bei Pastoren und Lehrern, sondern auch in gebildeten Volkskreisen. Besonders alle, welche der Politik im In- und Ausland ihr Augenmerk zuwenden, können kaum ein besseres Buch bekommen, um ihr Urteil über das politische Weltleben dadurch zu klären und sub specie aeternitatis zu rektifizieren. Carlyles System der sozialen Ordnung ist wohl kaum genügend bekannt unter uns. Hier kann der christlich-soziale Forscher die richtigen und gesunden Direktiven bekommen, die ihm zeigen, was unserem Volke not tut. Wir können dem Buch kaum gerecht werden in einer kurzen Besprechung, sondern hoffen, die Grundideen von Carlyles System gelegentlich ausführlicher darlegen zu können.

Schmidt D. Wilhelm, ord. Prof. der Theologie in Breslau, Der Kampf um die Seele. 6 M., geb. 7 M.

Inhalt: Die zeitgeschichtliche Bedingtheit, der Fragestellung, ob „das Ich unrettbar ist", und der Anlaß, sie nachzuprüfen. — I. Vorbereitende Gedanken. — Wie entsteht das Bewußtsein? — Wie gelangen wir zur Kenntnis von Ursache und Wirkung? — Läßt sich die Geltung des Kausalgesetzes begrenzen? II. Die Bestreitung der Seele in unseren Tagen. — Die empiriokritische Phase Richard Avenarius. — „Der durch Ueberlegung erworbene monistische Standpunkt." Ernst Mach. III. Psychomonismus. VI. Die extrapsychische Existenz.

Ist das Ich unrettbar? Diese Frage ist durch die Arbeiten von Richard Avenarius, Ernst Mach, Max Verworn und Theodor Ziehen akut geworden. Dazu nimmt das vorliegende Buch das Wort, begleitet die Frage in ihre geistesgeschichtliche Vorbereitung und verteidigt das Ich in fortlaufender Auseinandersetzung mit den dagegen erhobenen Einwendungen.

Dem Christen kann und muß gesagt werden: "tua res agitatur", deine Sache wird hier verhandelt. Denn der Verfasser führt den ernsten Kampf für die Selbständigkeit der Seele im Unterschied von der Materie. Die monistische Zeitströmung, welche alles Psychische nur als vorübergehende Wirkung des Physischen erklärt wissen will, führt notwendig zur Auflösung der Grundelemente, die der Religion und Sittlichkeit zugrunde liegen. Gibt's neben der Materie kein selbständiges Ich, so gibt's auch keine sittliche Verantwortlichkeit, keine Fortdauer nach dem Tod, kein Gericht und ewige Vergeltung, ja auch keinen freien Willen des einzelnen. Dieser monistischen Philosophie tritt Verfasser allen Ernstes entgegen und zerpflückt die willkürlichen Dekrete ihrer Vertreter, zeigt, daß sie eben auch von unbeweisbaren Voraussetzungen ausgehen und voreilige Behauptungen und Urteile aussprechen, die mit der Wirklichkeit nicht stimmen.

Es ist keine leichte Lektüre. Wer nicht an scharfe Dialektik gewöhnt ist, wird nicht viel davon haben. Wem aber Psychologie als ein für die Gegenwart notwendiges und wichtiges Studium erscheint, der greife nach diesem Buch.

Im gleichen Verlag erscheint:

Der Geisteskampf der Gegenwart, (früher Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart). Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 46. Jahrgang. 1910. (Jan.—Dez.) Monatlich ein Heft von 32—40 S. Preis vierteljährlich 1.50 M., mit Porto 1.65 M. — Mit „Theolog. Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht" zusammen vierteljährlich 2 M., mit Porto 2.30 M.

Inhalt des 1. Heftes: Wille und Weltanschauung. Von E. Pfennigsdorf. — Die Teilung der Atome. Von Adolf Mayer. — Der erste christliche Apologet. Vom Superintendent Rothe. — Stellung des jungen und des alten Goethe zu Christus und dem Christentum. Von E. Dalbkermeyer. — Rundschau im Geisteskampf. — Sprechsaal. — Miszellen. — Notizen und Besprechungen.

Inhalt des 2. Heftes: Der Monistenbund und der Keplerbund. Von Dr. O. v. Linstow. — Der Entwicklungsgedanke, seine Berechtigung und seine Grenzen. Von Prof. Dr. Edmund Hoppe. Von Oberbeck bis Fahrenkrog. Von Pfarrer Lic. Kühner-Waldkirch. — Rundschau im Geisteskampf. — Miszellen. — Notizen und Besprechungen.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausg. von Studiendirektor J. Jordan. 33. Jahrgang. 1910. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten". Jährlich 12 Hefte 3 M., mit Porto 3.60 M.

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausg. von Studiendirektor J. Jordan. 4. Jahrg. 1910. (Jan.—Dez.) Jährlich 4 Hefte. 1 M., mit Porto 1.20 M.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben von Pfarrer Dr. Julius Richter. 16. Jahrg. 1910. (Jan.–Dez.) Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern) 3 M., mit Porto 3.60 M. Probeheft gratis.

Inhalt des 1. Heftes: Anloga, eine besiegte heidnische Hochburg im Ewelande. Von A. W. Schreiber. (Mit 4 Bildern.) — Dichten und Denken der Dschagganeger. — Vermischtes. (Mit 3 Bildern.) — Nils Westlind. Von Missionssekretär Lundahl. (Mit 6 Bildern.) — Neue Nachrichten.

Inhalt des 2. Heftes: Probleme und Aufgaben der Mission in Transvaal. Von Pastor Graßmann. (Mit 7 Bildern.) — Bericht eines Indiers über einen Besuch in Europa. Von Miss. Paul Wagner. — Der S. f. M. Von Pfarrvikar G. Beyer. — Nils Westlind. (Schluß.) Von Missionssekretär Lundahl. (Mit 6 Bildern.) — Vermischtes. — Neue Nachrichten. (Mit 1 Bilde.) — Bücherbesprechungen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Paul Richter. 12. Jahrgang 1910. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) 1 M., mit Porto 1.30 M. (In Partien billiger.) Mit „Die Evangelischen Missionen" zusammen 3.75 M., mit Porto 4.35 M.

Inhalt des 1. Heftes: Von Zoroaster zu Christus. (Mit 2 Bildern.) — Nach vielen Jahren. (Mit 1 Bilde.) —Abteilung für Missions-Studienkränzchen.

Inhalt des 2. Heftes: Von Zoroaster zu Christus. (Fortsetzung.) (Mit 3 Bildern.) — Ein polizeilich ausgewiesener Teufel. Von Past. F. Büttner. (Mit 1 Bilde.) — Heidnische und christliche Trauer. — Abteilung für Missionsstudienkränzchen.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Die religiöse Persönlichkeit. Von A. König. — Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Von Friedrich Lienhard. (Fortsetzung.) — Die schulentlassene Jugend. Von Otto Corbach. — Prinz Matthias. Von Harry Nitsch. — Moderner Geist in der deutschen Beamtenschaft. Von A. S. — Politisches Heidentum. Von Friedrich Beyer. — Ludwig II., Richard Wagner und die bayerische Hofkamarilla. — Der Rembrandtdeutsche. — Ein Schandfleck. — Das Niederwald-Attentat. — Kalenderstimmungen. — Berlin. — Die eheliche Mutter. Von Hans Friedrich. — Türmers Tagebuch: Eine Anklagerede. Bürgerschutz gegen Beamtenwillkür! Rückwärts im Recht. Preußische Wahlrechtsscherze. Heil sei dem Tag! Nicht wie bisher! Die Ouvertüre. — Zum historischen Drama. Von Friedrich Schönemann. — Ein Traumdichter. Von L. — Kennen wir Leonardo da Vinci als Bildhauer? Von Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg. — Der letzte Römer. Dem Andenken Heinrich Gärtners. Von Dr. Walter Niemann. — Zu Chopins 100. Geburtstag. Von Dr. Karl Storck. — Sudermanns Strandkinder. Von Felix Poppenberg. — Von den Stuttgarter Theatern. Von R. Kr. — Sport-Irrsinn. — Deutsche Weinerlichkeit. — Einheit oder Freiheit? — Notizbuch. — Kunstbeilagen: Hermann Kaulbach: Puppentheater. Heinrich Gärtner: Iphigenie. Im Schweiße ihres Angesichts. — Zwei Abbildungen der Florabüste. — Notenbeilage: 1. Alter Spruch. 2. Abendgedanken. Ged. von Hans Thoma. Komp. von Philipp Wolfrum.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 12. Band. St. Louis, Mo. Juli 1910.

Die sozialen Aufgaben der Kirche.

Von Pastor G. Fr. Schütze.

II.

Das wären im großen ungefähr die allgemeinen Richtzüge. Gehen wir jetzt auf die Details ein, und zwar wollen wir dem Menschen auf seinem Lebensgange folgen und sehen, was die Kirche für ihn sozial tun kann, d. h. zunächst in der Wohlfahrtspflege. Uebergehen wir die ersten 5—6 Jahre, wo das Kind nur im Zusammenhang mit dem Elternhause gedacht werden kann. Fehlt dasselbe, so fällt das Kind der Wohltätigkeit anheim; ist aber das Elternhaus ungenügend, d. h. von solcher Beschaffenheit, daß das Kind Gefahr läuft an Leib und Seele Schaden zu nehmen, so muß die Fürsorgeerziehung eintreten. Dieses kann aber nicht unmittelbar der Kirche zustehen, weil es eines Richterspruchs bedarf, dieselbe herbeizuführen. Ist dieser aber erfolgt, dann kann, muß und soll die Kirche die Erziehung in die Hand nehmen. Bei uns ist in dieser Beziehung noch absolut nichts zu verspüren; denn die Countywaisenhäuser und Kinderheime werden in dem bekannten irreligiösen Geist geleitet. Besser steht es da in Deutschland, wo z. B. die beiden von Wichern gegründeten Anstalten, das Rauhe Haus bei Hamburg und das Johannesstift bei Berlin Stätten der kirchlichen Fürsorgeerziehung sind.

Nun tritt das Kind in das schulpflichtige Alter. Welches sind da die Forderungen der Kirche für das Kind? Zunächst hygienisch, denn "mens sana in corpore sano." Da ist zu fordern genügend Licht, Luft und Ruhe. Darum nicht zu lange Schulstunden und besonders das Verbot, nicht nur die Regulierung aller Kinderarbeit. Wenn in den Großstädten in den sogen. Schwitzbuden Kinder zartesten Alters schon mit verdienen müssen, oder in den Kohlenbergwerken eben so kleine Kinder schon beim Kohlenauflesen Beschäftigung finden und ihre wenigen freien Augenblicke nur in verräucherten Höfen oder gar unter der Erde zubringen müssen, so sind das so himmelschreiende Sünden am Leibe und auch dem Gemüte des Kindes, daß die Kirche immer wieder den

Finger auf diese Wunde legen sollte. Ja, was geht denn das die Kirche an? Antwort: Luk. 10, 30—37; Jak. 4, 17. Und sodann: Das Kindesalter ist die Zeit, wo der Geist unverlöschliche Eindrücke sammelt. Lernt und sieht das Kind aber nichts von Gott und seinen Werken, sondern nur Geldmachen und dessen Schattenseiten, Not und Elend, so wächst ein Geschlecht heran, das noch viel mehr als das vorige auf den Umsturz hinarbeitet, da es nichts zu verlieren, alles, wie es meint, zu gewinnen und nichts hat an Ideen und Erinnerungen, was es zurückhalten könnte. Aber auch im eigenen Interesse muß die Kirche diese sozialen Forderungen für das Kind stellen; denn laßt mal solch Kind wie einen Vogel im Käfig aufwachsen, und kommt ihm dann, wenn er ein Mann ist, mit dem Evangelium, was gilt's, die Schwingen seiner Seele sind gelähmt, und es geht ihm nach Matth. 13, 4—8.

Geistige soziale Forderungen aber sind die nach Vereinfachung und Beschränkung des Lehrplans und nach einem besonderen Jugendgericht. Was unsere Schulen angeht, so haben sie ja wohl internationalen Ruf, aber es wäre doch viel zu verbessern, wenn man nur wollte. Ich will die Frage der Koedukation hier nicht berühren. Nur die eine Frage: Könnte und sollte der Lehrplan unserer Distriktsschulen nicht vereinfacht werden. Ich wenigstens habe stets den Eindruck, wenn ich die "report-cards" der Kinder durchschaue: Weniger wäre mehr. Die Kinder werden mit zu viel verschiedener Geistesnahrung gesättigt; infolge dessen entsteht ein Bildungsproletariat, ein ungesundes Streben nach den geistig tätigen Beschäftigungen, eine Ueberfüllung der höheren Berufsklassen und ein sehr fühlbarer Mangel an Arbeitskräften in den unteren. Wie kann man auch einem jungen Herrn, der seinen Caesar und Ovid, ja selbst Virgil gelesen hat, zumuten, im Stall mit der Mistgabel zu arbeiten, oder einer „Lady", die den ersten Preis im "oratorical contest" gewonnen, daß sie die Kühe melken soll? Also in der Schule nicht multa, sed multum. Man werfe nicht ein, daß wir die Leute damit künstlich in der Dummheit halten wollen (N. B. ein sehr bekannter Vorwurf); das ist durchaus nicht der Fall. Wer den Kopf dazu hat, der soll weiterarbeiten. Es soll aber nicht der Zwang sein für ein Kind, das vielleicht nur bis zur Konfirmation die Schule besucht, sich den Kopf mit allerlei totem Ballast zu beladen. Und das geschieht. 9×9 das kann solch ein Kind nicht aus dem Kopf ausrechnen, aber Physiologie, Psychologie und was es sonst noch für Ologies gibt, darin ist es bewandert. Das sind die Folgen der unseligen Gleichmacherei, daß, ob das Kind sich auf einen humanistischen, also gelehrten Beruf vorbereitet, oder Schuhflicker werden will, es muß dieselbe Erziehung sein. Vielleicht unternimmt einer der Herren Lehrer, die Magazinleser sind, diesen Punkt weiter zu erörtern und mich zu berichtigen, wo ich im Unrecht bin. Nach meiner Meinung sollten wir dahin streben, daß viele Lehrgegenstände aus den Distriktsschulen in die Hochschulen hineinverlegt werden, und daß in jenen nur eine g r ü n d l i c h e, zweisprachige Elementarbildung gegeben werde, in Englisch und noch einer Sprache, je nach den

Umständen. So wäre für Wisconsin die zweite Sprache Deutsch, für Louisiana Französisch, für Texas Spanisch.

Als weitere soziale Forderung haben wir das Jugendgericht genannt. Es ist eine Tatsache, daß die Gefängnisse die Hochschule des Verbrechens sind. Wer als noch ziemlich unschuldiger Uebeltäter hinein kommt, verläßt es sicher als ausgelernter Verbrecher. Nun sind die Jahre von 10—16 grade, was man nach Jean Paul die Flegeljahre nennt. Jeder Junge, der ein rechter Junge ist, hat da etliche Uebeltaten auf dem Kerbholz. Wer wollte da den Stab gleich über solch einen jungen Sünder brechen, der über den Zaun in Nachbars Garten steigt, sich Aepfel zu stehlen? Das Gesetz sagt freilich: Wer stiehlt, kommt ins Gefängnis. Aber auch hier: summum ius summa iniuria. Kommt so ein junger Mensch ins Gefängnis oder auch nur die Reformschule, so ist er auf Lebenszeit verdorben. Darum ist in einigen größeren Städten die ganz vortreffliche Einrichtung des Jugendgerichts getroffen, in welchem der Richter mehr als Vater und Freund, denn als Gesetzeswächter auftritt. In den meisten Fällen genügt ein ernstliches Vorhalten, um den jugendlichen Sünder auf den rechten Weg zurückzuführen. Als gewöhnliches Strafmittel steht dem Richter zu, das Kind unter die Aufsicht eines sogenannten Probationsbeamten zu stellen, der es zu überwachen hat und bei dem es sich wöchentlich melden muß. Nur in den allerschwersten Fällen, besonders bei wiederholt Rückfälligen, tritt dann die Strafe der Reformschule ein. Dieses Jugendgericht ist eine hervorragende soziale Großtat, die die Kirche unbedingt in ihr Programm aufnehmen muß.

Mit der Konfirmation nun tritt der junge Mensch sehr oft aus dem Rahmen der Familie heraus. Es ist darum angebracht, demselben, bis er ein eigenes Heim gründet, einen besonderen Abschnitt zu widmen.

Hat der Jüngling oder das junge Mädchen das Elternhaus verlassen, so bedrohen es doppelte soziale Gefahren, während der Arbeit, und während der Ruhezeit. Während der Arbeit sind es besonders die Gefahren, die ihm körperlich drohen durch den Betrieb der Maschinen, durch ungenügende Schutz- und Sicherheitsvorrichtungen. Da ist mit Freuden jedes Gesetz zu begrüßen und zu befördern, das dem Arbeiter Leibesschutz gewährt. Viel schlimmer aber sind die sittlichen Gefahren während der Freizeit, die ich kurz bezeichnen will als die Wohnungsfrage und das Vergnügen. Hat der junge Mensch Verdienst genug, sich ein eigenes Zimmer zu nehmen, so ist er schon vielen Gefahren aus dem Wege gegangen. Schlimmer aber ist es, wenn er nur eine Schlafstelle hat, vielleicht noch gar das Bett mit jemand teilen muß. Dieses ist auch die Zeit der erwachenden Geschlechtstriebe. Wenn nun, ich übertreibe nicht, 5—6 Personen beiderlei Geschlechts in einem kleinen dumpfen Zimmerchen schlafen, so kann man sich nicht wundern, wenn Sittlichkeit und Familiensinn auf ewig verloren geht. Darum muß die Kirche fordern: Gesetzliches Verbot, Personen über einem bestimmten Alter beiderlei Geschlechts in denselben Räumen übernachten zu lassen, und Beschaf-

fung billiger und gesunder Schlafplätze für junge Leute. Da aber in diesem letzteren Punkt die Kirche selbst kaum Hand anlegen kann, so übergehen wir das jetzt. Sodann ist da die freie Zeit des jungen Arbeiters. Wir dürfen die Gefahren der Großstadt besonders in folgenden Worten zusammenfassen: Saloon, Bordell, Schmutztheater, Schmutzliteratur, Tanzhallen. Unsere Forderungen müssen sein in Bezug auf den Saloon: Nicht Schließung, aber Regulierung derselben. Striktes Verbot, Alkoholika an Minderjährige zu verkaufen, ebenso striktes Verbot der stalls oder chambres séparées. Früher Schluß, und Schluß am Sonntagvormittag. Zwar haben wir solche Gesetze, aber sie werden ja nicht durchgeführt. In Bezug auf die Bordelle: Gänzliche Aufhebung derselben und v i e l schärfere Bestrafung der Abortion sowohl an Arzt, Hebamme, als auch den beteiligten Personen, und vor allem rigorose Durchführung dieser Gesetze.

In Bezug auf unsittliche, schmutzige Darstellungen in Wort und Bild: Scharfe Polizeiaufsicht, und zwar derart, daß eine jede Theatervorstellung, jeder Kinematoskopfilm, jedes Buch, jede Ansichtspostkarte von einer Zentralbehörde in Washington, D. C., genehmigt sein muß, ehe es auf die Bühne und in den Handel gebracht werden darf. Und zwar müssen alle diese Dinge mit dem Stempel dieser Behörde versehen sein, sonst sind sie sofort von lokalen Beamten zu inhibieren, bezw. zu verbrennen. Endlich in Bezug auf Tanzhallen: Gesetzliches Verbot, dieselben in Verbindung mit einem Saloon zu betreiben und in denselben unmündige junge Leute ohne Begleitung der Eltern zuzulassen.

Positiv dagegen ist zu empfehlen der obligatorische Besuch von Fach- und Fortbildungs-Abendschulen, billige Gelegenheit zur Ausübung gesunden Sportes in frischer Luft, sowie Errichtung öffentlicher guter Leihbibliotheken. Ferner wären mit freudigem Dank zu begrüßen irgend welche gesetzlichen Einrichtungen, durch die der junge Mann zum Sparen ermutigt oder auch sogar gezwungen wird. Jetzt ist die Zeit, da der junge Mann sparen kann; hat er erst Familie, ist es viel schwerer.

Im Lauf der Zeit nun wird sich der junge Mann eine Heimat gründen. Damit beginnt eine neue Phase seines Lebens. Da ist wieder eine Anzahl von sozialen Gesetzen nötig, die die Kirche unbedingt in ihr Programm aufnehmen muß, nämlich zuerst eine Hinausschiebung des heiratsfähigen Alters, bis der Körper imstande ist, die Folgen der Ehe zu tragen. Ein selbst noch nicht ausgewachsenes Ehepaar kann unmöglich gesunde und lebenskräftige Kinder erzeugen. Ein englischer Arzt sagte mir einmal von solch einem Falle: Two kids trying to raise a third one. Grob, aber wahr! Sodann muß die Kirche unbedingt verlangen und immer wieder verlangen, daß ein einheitliches Ehegesetz über die ganzen Ver. Staaten gelte, sowohl was die Eheschließung wie die Ehescheidung angeht. Beide sollten mehr erschwert werden, besonders aber die letztere. Ferner muß die Kirche immer wieder darauf hinweisen, daß Mutterschaft keine Schande, sondern eine Ehre ist.

Es bleiben noch eine Anzahl von Gesetzen zu besprechen, die dem Lohnarbeiter, und das sind schließlich alle Menschen, von großem sozialen Segen sind.

Bei der Austreibung aus dem Paradiese wurde von Gott die Pflicht zur Arbeit betont, und Fürst Bismarck sprach im Deutschen Reichstag von dem Recht auf Arbeit. Das sind die beiden Seiten, von denen auch die soziale Gesetzgebung das Problem der Arbeit anfassen muß, einmal den Arbeitsscheuen, den Vagabund oder tramp zu ordentlicher Arbeit zu halten und zu gewöhnen, andrerseits aber den Arbeitswilligen vor Verlust zu schützen, wenn er seine Arbeit verliert.

Das erste Problem, den Faulen wieder an die Arbeit zu gewöhnen, wird der Staat mit seinen Gesetzen niemals lösen können. Da kann nur die Kirche helfen. Aber die andre Seite ist wieder ganz Sache des Staats. Wenn es wahr ist, daß wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, dann ist auch die Umkehrung wahr: Wer arbeiten will, soll auch essen können.

Nun kann es sich ja ereignen, daß durch Umstände, über die der Arbeiter keine Macht hat, Naturereignisse, schlechte wirtschaftliche Konjunktionen, die Arbeiterschaft in einer Stadt oder gar einem ganzen Gebiet arbeitslos und also auch brotlos wird. Was ist da zu tun? Notstandsarbeiten, die ohne eigentliches Bedürfnis vom Staat oder der Munizipalität angeordnet werden, um eben Arbeit zu schaffen, helfen wohl für einen Augenblick, können aber doch nur bei großen Kalamitäten in Anwendung kommen. Wie wenn nun ein einzelner oder auch von 10—100 Männer von der Not betroffen sind? Da soll eine Arbeitsversicherung eintreten, die so zu denken ist, daß ein Arbeiter wöchentlich einen kleinen Prozentsatz seines Lohnes, einige Cents in eine Kasse, sei sie eine staatliche oder sei sie die seiner Union, einzahlen muß, aus der er in Fällen unverschuldeter Arbeitslosigkeit seinen Lohn zieht, nicht als Almosen, sondern als ein gutes Recht, bis er wieder Arbeit gefunden hat. Nicht in Anspruch dürfte diese Kasse genommen werden bei Streiks, d. h. freiwilligen Arbeitsniederlegungen; denn wenn auch der Streik sein sittliches und politisches Recht hat als das einzige Kampfmittel der Arbeiterorganisation, so hat doch der Staat keine Veranlassung durch Unterstützung der Streiker gewissermaßen eine Prämie auf den Streik zu setzen. Auch soll der Staat gesetzlich verpflichtet sein, Arbeitswillige, die sich dem Streik nicht anschließen, hier scabs genannt, in ihrer Arbeit zu schützen.

Weiter ist zu empfehlen die Arbeiter-, Kranken-, Invaliden- und Altersversorgungsgesetzgebung. Hierzulande haben wir nur erst die allerersten Anfänge einer solchen, und zwar auch nicht aus staatlichem Zwang, sondern aus der Großherzigkeit einzelner Unternehmer. Besser steht es damit in Deutschland durch das sogenannte Klebegesetz. Seine Grundzüge sind folgende: Arbeiter und Arbeitgeber zahlen wöchentlich einen bestimmten Satz in eine Kasse ein. Die erfolgte Einzahlung wird

durch eine staatliche Stempelmarke bescheinigt, die dem Arbeiter in sein Arbeitsbuch eingeklebt wird. Hat der Arbeiter nun so und so viele Wochen im Jahre und so und so viele Jahre (die genaue Zahl ist mir nicht gegenwärtig) gearbeitet, dann hat er Anspruch auf Unterstützung in Krankheitsfällen, auf Pension bei eintretender Invalidität, und ein Ruhegehalt im Alter, einerlei ob er noch arbeitsfähig ist zu leichter Arbeit oder nicht.

Haben wir soweit mit pia desideria der Kirche zu tun gehabt, so hat die öffentliche Mission der Kirche doch auch eine aktive Seite, die Wohltätigkeitspflege. Sprechen wir von ihren Organen, ihren Prinzipien und ihrer Ausführung.

Die Organe der kirchlichen Wohltätigkeit sind nicht sowohl die Pastoren, als vielmehr besoldete und unbesoldete Hilfskräfte. Unter den ersteren verstehen wir Diakonen und Diakonissen, unter den letzteren Hilfsvereine und Privatpersonen. Das Gesamtgebiet der kirchlichen Wohltätigkeit ist ein viel zu großes, als daß eine Person es allein leiten könnte. Zweck und Ziel der Kirche muß es daher sein, möglichst viele Personen zu tätiger Mitarbeit zu interessieren. Wir erkennen diese Pflicht ja auf dem rein religiösen Gebiet an und üben sie ja auch. Sonntagschullehrer, Chorsänger, Frauenvereine, Missionsvereine sind derartige unbesoldete Hilfskräfte. Nun heißt es auch solche für die soziale Arbeit der Kirche zu gewinnen.

Was nun die Prinzipien der kirchlichen Wohltätigkeit angeht, so kann ich sie in folgende Leitsätze zusammenfassen:

1. Die Liebe Christi dringe uns also, das ist ihr Grund.

2. Dem Nächsten nicht einmal aus Not zu helfen, sondern dauernd, das ist ihr Ziel; darum:

3. Ist zu verwerfen, daß der Betroffene an fremde Hilfe gewöhnt werde;

4. Ist zu erstreben, daß der Betroffene zur Selbsthilfe erzogen werde.

5. Wo das nicht möglich ist, soll doch die Selbstachtung des Betroffenen nicht zerstört werden.

6. Die öffentliche Mission der Kirche soll also keine Bettelalmosen hinwerfen, sondern der Empfänger muß die Hilfe als sein soziales Recht ansehen können.

7. Der Empfänger muß aber auch ganz besonders den Eindruck gewinnen, daß Geben seliger ist, denn Nehmen.

Gehen wir diese Leitsätze kurz durch, so ist zum ersten ja nichts weiter zu sagen. Das versteht sich ja von selbst. Auch der zweite bedarf keiner Erläuterung. Wenn wir nun weiter sagen, der sozial Notleidende soll nicht an fremde Hilfe sich gewöhnen lassen, so ist das zunächst auf die kirchliche Armenpflege zu beziehen. Volkswirtschaftlich ist es ganz klar, daß es viel besser ist Arbeiter zu schaffen, als nur Esser zu erhalten. Ist der Mensch erst zum Arbeiter geworden, so erhält er sich selbst, und die Mittel, die sonst auf seine Erhaltung verwendet werden

mußten, werden frei zur Erhaltung derer, die sich nicht selbst helfen können. Durch fortgesetztes Almosengeben aber kommt der Mensch in das Dilemma, entweder er verläßt sich auf die Almosen und fällt so in die Scylla der Faulheit, oder aber er gerät in den Strudel der Charybdis, Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Die Freude an dem selbstverdienten Geld ist ein sozial nicht hoch genug anzuschlagender Faktor. Der Mensch muß wieder dahin gebracht werden, daß er sieht: ich bin doch nicht nutzlos, ich kann doch noch etwas. Wo nun aber der Mensch absolut unfähig ist, sich selbst zu helfen, da muß die Hilfe so eintreten, daß der Kranke oder Alte sich durch dieselbe nicht beschwert fühlt. Grade solche Leute, die früher bessere Tage gesehen haben, haben oft ein merkwürdiges Feingefühl. Sie würden lieber sterben, als ein Almosen nehmen. Da heißt es das Gefühl der Selbstachtung ehren, indem man die Leute irgend eine leichte Arbeit verrichten läßt, die man wohl weit über ihren Wert bezahlt, die aber doch in dem Wohltatsempfänger das Gefühl des Almosens nicht übermächtig werden läßt. Und wenn auch die erfinderische Liebe nichts ausdenken kann, was auch nur von weitem den Eindruck macht, als täte der Unterstützte etwas für seine Wohltäter, dann muß derselbe belehrt werden, daß Wohltaten zu empfangen ein soziales wie christliches Recht ist. Ja wird der Unterstützte dann nicht auf sein Recht pochen und anmaßend werden? Nicht, wenn ihm die Wohltaten mit dem rechten christlichen Takt zu teil werden. Es ist mir augenblicklich nicht gegenwärtig, welcher von den Brüdern Missionaren es war, der berichtete, daß seine Waisen zeitweilig auf ihren Reis verzichteten, um der Mission zu helfen. Da haben wir ein Beispiel, wie richtig erwiesene Wohltaten den Menschen dazu bringen, daß er erfährt, wie Geben seliger ist, denn Nehmen.

Gehen wir nur noch kurz die einzelnen Gebiete durch, auf denen die Kirche sich sozial auswirken kann.

Da ist zunächst die Waisenpflege. Sie ist ja von jeher Sache des Glaubens gewesen und schon im Alten Testament (Jes. 1) erwähnt. In der Tat ist für dieses Gebiet auch entschieden die Kirche am geeignetsten; denn wenn die Welt auch wohl Unterricht und Nahrung geben kann, Liebe zu geben ist der Kirche eigen. Was zur Erziehung eines Kindes am nötigsten ist, ist Liebe; und die Liebe der Eltern kann niemand völlig, am ehesten aber doch die christliche Liebe ersetzen. Der größte Einwand, den man gegen die staatliche und kommunale Waisenpflege hat, ist ja die kalte, lieblose, schematische Erziehung. Ueberhaupt kann keine solche Anstalt eine völlige Ausbildung geben; denn die Hauptsache, die Herzensbildung steht nicht auf dem Programm. Da muß die Kirche eintreten. Und zwar ist die geeignetste Art der Waisenpflege die Unterbringung von Waisen in wahrhaft christlichen Familien. Aber wo sind die zu finden? Nun wird klar werden, warum ich erst (S. 246) forderte, möglichst viele Mitarbeiter zu gewinnen. Als nächst besten Notbehelf muß man die Anstaltserziehung ergreifen, und zwar nicht nach dem militärischen Kasernensystem, sondern nach dem Familiensystem. Das-

selbe gilt übrigens auch von der Fürsorgeerziehung. Leichter und billiger ist ja das Massensystem, wo alles nach militärischer Weise zugeht, aber das Familiensystem, wie es z. B. im Rauhen Haus und Johannesstift befolgt wird, ist erfolgreicher. In diesem System wird immer eine bestimmte Zahl von Kindern nicht unter 10, nicht über 20, unter der Oberleitung eines oder zweier Diakonen zu einer Familie vereinigt, die ein eigenes Häuschen und einen eigenen Garten haben. Dadurch wird mehr individualisierende Behandlung der einzelnen Kinder ermöglicht und dadurch eine intensivere Einwirkung auf Verstand, Herz und Gemüt der Kinder erzielt. Bei Mädchen treten natürlich Diakonissen an Stelle der Männer. Die verschiedenen Familienleiter stehen dann wieder unter einem Oberleiter der ganzen Anstalt. Die Schwierigkeit an diesem System ist nur die, Diakonen in genügender Zahl zu finden.

Gehen wir nun über zu dem nächsten Lebensalter des Menschen, dem Jünglings- und Jungfrauenalter. Das soziale Ziel, das sich der Kirche da als größtes Problem bietet, ist das, die Jugend von der Straße, den Saloons, den Tanzhallen, den Poolrooms fort zu halten. Was kann die Kirche tun? Es ist klar, daß wir mit unserem Bestreben nur dann Erfolg haben werden, wenn wir der Jugend etwas Besseres oder wenigstens Interessanteres zu bieten haben als die Straße u. s. w. Dieses eine Etwas zu finden, ist aber ein großes Problem, das meines Erachtens durch den Jugendverein gar nicht oder doch nur höchst unvollkommen erreicht wird. Jeder Bruder, der einen Jugendverein gehabt hat oder hat, weiß es ja: Die zur Kirche kommen, kommen auch zum Jugendverein, die aber ferne stehen, werden auch sehr selten vom Jugendverein erreicht. Etwas mehr bieten die Y. M. C. A. (bezw. Y. W. C. A.); aber ob es hinreichend ist, die jungen Leute dauernd zu fesseln, ist mir fraglich. Man darf daher wohl sagen, daß diese große Frage noch eine offene ist; nur so viel steht fest, daß mit Polizeimaßregeln nichts gewonnen wird. Ich will gern zugeben, daß der eine oder andere Pastor, der ein besonderes Charisma dafür hat, wohl mit Erfolg an seiner konfirmierten Jugend arbeitet, aber die große Mehrzahl sucht noch nach einem überall befriedigenden Wege. Ein Mittel, das aber auch durchaus nicht überall einschlagen wird, sind die sogen. Abendschulen und Fortbildungskurse. Sie mögen wohl für strebsame und ernste junge Leute von Anziehungskraft sein, aber die Mehrheit der jungen Menschen will nach des Tages Last und Hitze am Abend sich unterhalten und vergnügen. Auch gute Literatur wäre ein vorzügliches Mittel für viele. Der Uebelstand ist nur wieder der, solche Literatur zu finden. „Unsere „Christlichen Jugendschriften" leiden ja fast durchweg an dem Fehler, daß sie zu viel frommes Gerede und zu wenig interessierende Handlung enthalten, und es kann dadurch leicht der Fall eintreten, daß der junge Mensch bald nicht nur am Lesen, sondern auch am Christentum überhaupt Ueberdruß empfindet. Die weltliche Literatur dagegen behandelt ja fast nur noch das Ehebruchsthema. Es ist daher sehr zu empfehlen, daß, wo ein Pastor Einfluß auf eine Bibliothek hat, er dafür sorgt, daß

wirklich gute Sachen wie die von Keller, Joh. Dohse, Nick, Fries, Frommel, Schneller, Spyri angeschafft werden. Auch ist die Anlage einer Bibliothek in einer Gemeinde ein nicht zu unterschätzendes soziales Hilfsmittel. Aber wie gesagt, das sind alles Mittel zum Zweck, die nur teilweise helfen.

Das Hauptbestreben in aller sozialen Arbeit an der konfirmierten Jugend muß einmal sein, daß die jungen Leute nicht nur einmal den Gefahren und Versuchungen des Lebens entzogen werden, sondern daß sie in den Stand gesetzt werden, sich selbst zu bewahren und zu entziehen. Mit anderen Worten, und darin sehe ich das erfolgreichste Mittel, den jungen Menschen muß in einem christlichen Familienkreis Gelegenheit gegeben werden, Vergleiche anzustellen zwischen häuslichem Vergnügen und dem Amusement der Gasse. Ist der junge Mensch erst dahin gekommen, an den kleinen Freuden des Hauses Lust zu empfinden, so wird er selbst schon Wege finden, häuslichen Verkehr und Umgang der Aushäusigkeit vorzuziehen. Unsere jungen Leute von heute fühlen sich ja gewöhnlich so unglücklich, wenn sie mal einen Abend zu Hause zubringen sollen. Und daran hat zum großen Teil die Kirche mit ihren 1001 Vereinen selber Schuld.. Es gilt die Jugend zur Häuslichkeit zu gewöhnen. Wenn wir das erlangt haben, so haben wir ein gutes Stück der sozialen Frage gelöst. Dazu aber brauchen wir wieder, was ich erst schon erwähnte, Mitarbeiter, d. h. christliche Familien, die gern ihren Kreis solch einem einsamen jungen Fremdling öffnen.

Wir sprachen weiter von der sozialen Ehegesetzgebung. Was kann die Kirche Positives selber darin leisten? Leider herzlich wenig; denn die Eheschließung ist ein sozialer bürgerlicher Akt, der auch ohne die Kirche vollzogen werden kann, sie also absolut machtlos läßt. Aber das könnten und s o l l e n wir tun, daß wir absolut jede Mitwirkung bei Trauung Geschiedener ablehnen. Daß man nicht das schnöde Wort hören muß: „Für fünf Dollars finde ich schon einen Pfaffen, der mich traut, wenn Sie es nicht wollen." Das Mangeln des Korpsgeistes unter den Pastoren, verstärkt durch die Eifersucht der verschiedenen Denominationen, raubt uns da die Möglichkeit eines sozialen Segens.

Als die nächste soziale Aufgabe der Kirche hatten wir bezeichnet den Arbeitsscheuen wieder zur Arbeit zu erziehen. Auch in dieser Beziehung ist hier in Amerika erst ein ganz kleiner Anfang gemacht, durch die Heilsarmee und ähnliche verwandte Organisationen. Mir schwebt hier besonders im Sinn die "Rescue Mission" in Milwaukee, Wis., die dem Obdachlosen gern Unterkunft, Reinigung und einfache Speise gewährt, aber nur gegen den Entgelt der körperlichen Arbeit, Holzsägen, -hacken, -schichten. Das ist überhaupt ein sozialer Grundsatz, der lange nicht genug befolgt wird: Keine Almosen, sondern Lohn für Arbeit.

In Deutschland ist man in der Erziehung zur Arbeit schon bedeutend weiter; denn da sind zunächst die Herbergen zur Heimat für den wandernden Arbeiter. Dort wird Nachtquartier und Essen gewährt, und in einem damit verbundenen Arbeitsbureau auch dem Willigen Ar-

beit zugewiesen. In Verbindung damit stehen die sogenannten Arbeiterkolonien, in denen die Arbeitslosen wieder an die Arbeit, besonders die ländliche gewöhnt werden. Bahnbrechend in dieser Hinsicht hat der ehrwürdige Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld gewirkt. Notwendig zur Verwirklichung dieser Pläne ist aber wieder ein Mitarbeiterstab. Mit anderen Worten: Die ganze soziale Wirksamkeit der Kirche beruht auf der Diakonie. Auf den Namen kommt es nicht an. Aber solange wir nicht Mitarbeiter haben, die nicht um des Lohnes willen, (also ohne zu fragen: How much is in it?) entweder ganz umsonst oder doch für geringes Entgelt um Jesu willen, in den Dienst an den Armen und Elenden, sei es nun in einem social settlement, oder einer rescue mission, einer Herberge u. s. w. eintreten, so lange, sage ich, wird die Kirche nie ein sozialer Faktor von Bedeutung werden.

Wir übergehen nun kurz die Pflege der Kranken, Epileptischen, Alten, die ja unter der Arbeit der Kirche auch in unserem Lande einen anerkannten Platz einnimmt, und wenden uns zu dem wichtigen Gebiete der Armenpflege.

Dieser möchte ich eine doppelte Tätigkeit zuweisen, nämlich die Verhütung der Armut und deren Beseitigung. In ersterer Beziehung sollte die Kirche in einen sozialen Kampf gegen die Loge eintreten.*) Man verstehe mich recht, nur in einen sozialen. Die Loge, d. h. die gegenseitige Unterstützungsgesellschaft, verdankt ihren Ursprung der Nichterfüllung ihrer Pflicht durch die Kirche. So ist die Loge ein steter Vorwurf für die Kirche. Es ist nicht recht, daß du Witwen und Waisen darben läßt. Die Logen haben aber die soziale Gefahr in sich, daß sie alle früher oder später bankerott werden. Die Erfahrung hat das gelehrt. Es werden immer neue Logen gegründet. Eine Zeit lang florieren sie, aber wenn nach Jahren die Todesfälle häufiger kommen, gehen sie in die Hände eines Receivers über, und die Sparpfennige der Armen, die Hoffnung der Witwen, sind verloren. Deshalb sollte die Kirche in ihren Gemeinden das Bewußtsein wecken, daß es christliche Liebespflicht ist, die Witwen und Waisen zu versorgen. Dazu ist eine Almosenbüchse an der Kirchtür nicht genug, sondern wir sollten irgend eine Institution wie den Zehnten des Alten Testaments zum Besten der Unversorgten haben und zwar jede Gemeinde in ihrem eigenen Gebiet.

In der „Homiletic Review“ vom Juli 1908 lese ich aus Buffalo, N. Y., daß die ganze Stadt in 120 Bezirke geteilt sei nach der Zahl der Kirchen. Jede Kirche hat ihren Bezirk, in dem sie bedürftige Familien zu besuchen und zu unterstützen hat. Gehört die bedürftige Familie zu

*) In Bezug auf die Loge macht sich unsere Synode einer merkwürdigen Inkonsequenz schuldig. Den Pastoren verbietet man sie, erlaubt sie aber den Gemeindegliedern. Ich weiß nicht, welche Gründe die Väter unserer Synode bewogen haben; aber der Anklang an die kath. Lehre von der zweifachen Heiligkeit ist offenbar. Entweder die Loge sollte auch dem Pastor freistehen, oder auch den Gliedern verboten sein.

einer anderen Kirche als der, in deren Besuchsbezirk sie wohnt, so muß die Kirche, zu der sie gehört, die Pflege übernehmen. Gehören die Notleidenden aber zu gar keiner Kirche, dann hat die Kirche, in deren Bezirk sie wohnen, die Sorge zu übernehmen. Das ist entschieden ein Schritt in der rechten Richtung. Aber die Hauptsache ist, wie alle sozialen Arbeiter betonen, den Armen wieder in den Stand zu setzen, so daß er sich selbst helfen kann.

Noch ein sehr wichtiger Punkt in der sozialen Arbeit der Kirche ist die Fürsorge für entlassene Strafgefangene. Auch hier wird nur äußerst selten, und nur von Privatpersonen, etwas getan. An methodischer, systematischer Arbeit fehlt es absolut. Die Erfahrung lehrt, daß wer erst einmal hinter den Eisengittern gesessen hat, leicht wieder dahin zurückkehrt. Ist er entlassen, so hat er wohl ein wenig Geld, das er sich durch Ueberarbeit im Gefängnis verdient hat, aber er hat und findet auch so leicht keine Arbeit. Sein Name hat einen Makel, niemand will einen Dieb, einen Brandstifter, einen Mörder in seinem Haus haben. So zwingt die Not ihn aufs neue zu stehlen, nur damit er ein Unterkommen findet. Wenn aber die Gefängnistür sich ihm öffnet und vor der Tür steht die Liebe, die ihn an die Hand nimmt und ihm vor allen Dingen Vertrauen entgegenbringt, und immer wieder Vertrauen, ob es gleich tausendmal getäuscht wird, dann wird jeder nicht ganz verhärtete Verbrecher eher wieder ein ordentlicher Mensch, als wenn die Welt draußen den Mantel zusammenrafft, um ja nicht an den Verbrecher zu streifen. Freilich es gehört eine ordentliche Portion von Optimismus oder sagen wir besser von der Liebe, die alles hofft, alles glaubt, alles trägt, dazu. Aber die Kirche soll die Liebe nicht nur predigen, sondern üben, und hier grade ist für sie ein großes Feld. Praktisch würde sich die Sache so gestalten, daß der Gefängnisgeistliche, oder wo keiner vorhanden ist, irgend ein treuer Seelsorger der Stadt, während der Strafzeit durch fleißige Besuche den Gefangenen näher tritt und ihr Vertrauen zu gewinnen sucht. Bei der Entlassung muß der Pastor ihn in ein temporäres Asyl führen, wo er freundliche Aufnahme und ein Arbeitsnachweisungsbureau findet. Zu beachten ist dann dabei, daß man dem Entlassenen Arbeit gibt nicht in der alten Heimat, wo jeder ihn kennt und mit Fingern auf ihn weist, sondern weit fort unter neuen Verhältnissen und neuen Gesichtern. Mir persönlich ist ein Fall bekannt, wo ein Taugenichts erster Klasse, mit dem die Reformschule nichts anfangen konnte, durch die soziale Liebesarbeit eines Mannes sich zum erfolgreichen Geschäftsmann und sogar zum Sheriff seines Countys wieder emporgearbeitet hat. Es ist allerdings nicht genug, einem Mann Arbeit zu geben, sondern er muß, bis er sich bewährt hat, noch Gegenstand der besonderen Fürsorge des Ortspastors sein, der eine unmerkliche (denn sonst ist ihr Erfolg dahin) Aufsicht über ihn ausübt.

Ich weiß wohl, daß noch vieles, vieles zu erwähnen wäre, und dieser Aufsatz absolut keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht. Aber es würde ein ganzes Buch nehmen, erschöpfend zu schreiben. So will

ich hier abbrechen und hoffen, daß auch diese Zeilen an ihrem sehr bescheidenen Teil dazu beitragen, auch in unserer Evangelischen Synode das Bewußtsein der sozialen Verpflichtung der Kirche zu fördern und zu stärken.

Die Bibel und ihre Autorität für den Glauben.

(Schluß.)

III.

So führt also weder die alte Inspirationstheorie noch ihre Verbesserung, noch Rothes Versuch zum Ziel. Sie geben dem Glauben nicht die unerschütterliche Zuversicht zur Schrift, sie sind deshalb aufzugeben, und ein anderer Weg ist einzuschlagen. Worin wird er bestehen? Wir müssen uns darüber klar werden, daß wir überhaupt der Bibel keine Autorität verleihen können durch irgend welche Lehre über ihre Entstehung. Denn eine solche Theorie muß ja selbst immer auf Treue und Glauben angenommen werden. Was religiöse Autorität sein soll für den Menschen und religiöse Gewißheit begründen soll, das muß eine Tatsache seiner eigensten innersten Erfahrung sein. Darauf beruht *die wahre Autorität der Bibel, daß sie sich an dem Herzen als Gottes Kraft erweist, Buße, Glaube zu wirken und Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott herzustellen.* Solche Autorität allein ist unerschütterlich, denn sie ruht nicht auf Menschenmeinung und wissenschaftlicher Entscheidung, sondern auf der innersten eigensten Erfahrung. Es ist das Verdienst von Erich *Haupt*, auf diesen neuen Weg nachdrücklich hingewiesen zu haben. Wirkliches *Gotteswort*, sagt er, wird mir die Schrift, wenn sie *mir persönlich* zum *Heilswort* wird, durch das Gott mir etwas sagt, was ich für meinen inneren Menschen und mein Verhältnis brauchen kann. Zwar ist hiermit noch nicht die Schrift als Ganzes, sondern einstweilen nur ihr Zentrum, das Heil in Christo, Glaubensautorität für mich. Aber von diesem Zentrum aus verbreitet sich diese Autorität auch auf die übrigen Teile der Schrift. Denn wer Christus und in ihm seinen Gott durch das Evangelium gefunden hat, der hat damit die Möglichkeit gewonnen, ein christliches, innerlich wahres Verständnis der Bibel zu bekommen. Wie gesagt, hat Haupt diesen neuen Weg, die Autorität der Bibel zu begründen, nachdrücklich empfohlen. Aber er ist doch nicht der erste, der ihn betreten hat. Schon Luther deutet ihn an, wenn er sagt: „Der Glaube nimmt das Wort darum an, weil er fühlet, daß es so gewiß wahr ist.“

Selbst die alten Dogmatiker hatten eine Ahnung davon, wenn sie bei der Lehre von der Schrift vom *Zeugnis des heiligen Geistes* im Herzen des Lesers reden. Nur verwandten sie dasselbe am falschen Ort, nämlich als Beweis für die wörtliche Inspiration der Schrift, während dieses Zeugnis dem Christen doch nur sagt, *daß* die Bibel Gottes Wort ist, aber nicht, *wie* sie entstanden. Ebenso liegt

dem Schleiermacherschen Wort: „Ich glaube nicht an Christus um der Bibel willen," das richtige Verständnis zu Grunde, daß die Bibel nur für den Autorität als Gotteswort gewinnt, der Christus in ihr gefunden hat. Freilich ist der erste Teil des Ausspruches insofern mißverständlich, als ein Christ, wenn auch nicht um der Bibel willen, so doch durch Vermittelung der Bibel an Christus glaubt.

Vor allem aber hat Joh. Tobias Beck schon lange vor Haupt die richtige Anschauung nachdrücklich vertreten. Es ist, so führt er aus, durchaus verkehrt, die Autorität der Bibel auf die Inspirationstheorie zu gründen. Denn einmal ist dies ein Zirkelbeweis: Man beweist die Autorität der Schrift aus der Inspiration und die Inspiration wiederum aus der Autorität der Schrift. Sodann aber kann jemand von der Echtheit der heiligen Schriften durchaus überzeugt sein, er kann der Inspirationstheorie seinen Beifall schenken, und doch braucht deshalb die Bibel ihm noch nicht die Autorität zu sein, die sie sein will. Denn Glaubensüberzeugung bildet sich nur geistig durch innerliche Wahrheitskraft des göttlichen Geistes. So muß auch die Heilige Schrift in eigener geistiger Kräftigkeit ihre göttliche Autorität darlegen.

Das sind seitdem unverlierbare Gedanken der protestantischen Theologie geworden; sie kehren wieder bei Frank wie bei Lipsius, bei Kähler wie bei Herrmann. Auf der Macht der Bibel, sagt Schlatter, Lebensprozesse in uns zu regen, die sich als heilig bezeugen und sich mächtiger erweisen als alle Kultur-Verbildungen, steht die Ruhe der Kirche über dem Menschenschwarm unserer kranken, kritischen Literatur. Nathusius schreibt: „Die Ueberzeugung, daß die Bibel Gottes Wort ist, ruht nicht auf wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auf Erfahrungen im Gewissen, die jeder einfältige Christ zu machen imstande ist." Die Bibel, sagt Kähler, bürgt für sich selbst und braucht keine Verbürgung in unsern Meinungen. Was sie ist und leistet, wie sie es geleistet hat, das veranlaßt unsern Glauben an sie."

Hier nun, erst hier, nachdem auf solche Weise die Autorität der Bibel begründet ist, ist auch der rechte Ort für die Lehre von der Inspiration. Eigentlich kann sich ja der Glaube damit zufrieden geben, daß er durch das Leben aus Gott, das die Bibel in ihm bewirkt hat, ihrer als Gotteswort gewiß geworden ist. Er kann sich begnügen mit dem Urteil: Der Gott, dem es gefallen hat, uns das Heil in der geschichtlichen Person Jesu, überhaupt auf dem Weg geschichtlicher Offenbarung zu schenken, der wird auch dafür gesorgt haben, daß die richtige Kunde davon, ohne die es nimmer unser eigen werden könnte, auf uns komme; er wird deshalb mit sonderlicher Vorsehung über diesem Buch gewacht haben. Will sich aber der Glaube damit nicht zufrieden geben, zeigt er das, ich möchte sagen, wissenschaftliche Interesse, zu fragen: Wie habe ich mir die Entstehung dieses Buches zu denken? so bietet sich ihm die Inspirationstheorie als Antwort dar. Natürlich nicht die Lehre von der wörtlichen, sondern von der persönlichen Inspiration, d. h. von der göttlichen Erleuchtung, die den heiligen Männern für ihr Wirken in ab-

gestuftem Maße zu teil geworden. Man darf hierbei wohl den Gedanken verwerten, daß bei jeder schriftlichen Arbeit die Geisteskräfte in besonderem Maß tätig sind, daß also auch die geistliche Kraft der biblischen Schriftsteller bei der Abfassung ihrer Schriften in erhöhtem Grad wirksam gewesen sei. Und was speziell die Apostel betrifft, so darf man mit Beck an die Verheißung Jesu denken, daß sie für ihre Tätigkeit den Geist empfangen sollten, der sie in alle Wahrheit leiten werde, und darf glauben, daß dieser Geist sie instand setzte, die heilsame Wahrheit der Welt ungetrübt zu vermitteln. Freilich bewahrt sie dieser Geist, das gibt auch Beck zu, nicht vor Fehlgriffen in Dingen, die für die Erkenntnis der geistlichen Wahrheit ohne Belang sind und in den Bereich des gemeinsamen Erkennens und Wissens gehören. Man hat darum mit Recht von dem gottmenschlichen Charakter der Heiligen Schrift geredet und hat in Anlehnung an Pauli Wort von ihr gesagt, sie trage ihren Schatz in irdenem Gefäße.

Klar ist aber der Gewinn, der dadurch erzielt wird, daß wir der Inspirationslehre ihren Platz hier anweisen. Sie wird dadurch aus der Frage ersten Ranges, die sie in der alten Theologie war, eine Frage von untergeordneter, mehr bloß wissenschaftlicher Bedeutung. Nicht auf ihr ruht die Autorität der Bibel, sondern auf der Kraft, die von der Schrift ausgeht. „Und wenn ich mir dann," sagt Beck (in seiner Glaubenslehre I, 436), „auch keinen klaren Begriff machen kann, wie es zugeht bei der Inspiration, was für ein psychologischer Prozeß oder Zustand das sei, so nimmt dies den mündlichen oder schriftlichen Worten ihr Wahrheitsgewicht nicht, mit dem sie sich geisteskräftig bei mir legitimiert haben und fort und fort legitimieren." Uebrigens weiß Beck diese Inspiration auch psychologisch wohl begreiflich zu machen.

IV.

Aus solcher Begründung der Autorität der Bibel ergibt sich dann auch unsere Stellung gegenüber der Kritik der Heiligen Schrift. Ist die Autorität der Bibel für uns nicht begründet in einem wissenschaftlichen Urteil über die Bibel, sondern in der Erfahrung ihrer Gotteskraft, so haben wir auch keinen Grund, von vornherein alle Kritik der Bibel als Unrecht abzulehnen. Wir denken vielmehr daran, daß der Kanon der Heiligen Schrift nur durch Kritik zustande gekommen ist, nämlich durch kritische Sichtung seitens der neu- und alttestamentlichen Gemeinde. Sollen wir etwa das Urteil der Konzilien, die den Kanon des Neuen Testaments feststellten, als unfehlbar ansehen? Frank erinnert mit Recht daran, daß die christliche Gemeinde bestanden habe zu einer Zeit, in der es noch kein kanonisches Neues Testament gab. Daß sich eine unbefangene Stellung zur Heiligen Schrift mit dem lebendigsten Glauben wohl verträgt, sehen wir am besten an Luther. Ich erinnere an seine freimütige Kritik einzelner Bücher, etwa

des Jakobusbriefes und der Offenbarung. Man braucht sein Urteil nicht immer für richtig zu halten, sondern kann wohl Beck recht geben, wenn er sagt: „Was in der Schrift dem einen nach seiner Individualität unpassend oder überflüssig erscheinen kann, das ist für andere heiliges Bedürfnis und tiefe Ueberzeugung; und, was in einer gewissen Zeit nicht verstanden, nicht geglaubt, nicht einmal gesucht wird, das wird in einer andern als herrliche Befriedigung der neuen Wahrheitsbedürfnisse hochgeschätzt." Aber man kann doch Luthers Urteile mit Theodor Zahn „als Zeugnisse des durch den Glauben nicht erstickten, sondern geweckten und geschärften Gewissens ansehen, die uns noch heute an die Pflicht und an das unveräußerliche Recht der innern wie der äußern, der geistlichen wie der geschichtlichen Kritik auch an den als Kanon überlieferten Schriften mahnen." Freilich wird man pneumatischen Charakter für solche Kritik verlangen dürfen, d. h. man wird von ihr fordern dürfen, daß sie nicht etwa mit naturalistischen Gesichtspunkten an die Schrift herantritt, sondern sie nach dem Maßstab des in ihr waltenden Geistes beurteilt. Alsdann aber dürfen wir wohl sagen, daß auch der schlichte Christ mit solcher Kritik seine Bibel lesen muß, d. h. mit Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, des Kerns von der Schale. Auch hier ist uns Luther Vorbild. „Was Christus treibt," das ist ihm der Herzpunkt der Schrift. Wir werden aber unter diesem Christus, der den Maßstab bei der Schriftbeurteilung abgibt, nicht, wie Niebergall (in seiner Schrift: Was ist uns heute die Bibel?) tut, das Prinzip der „Innerlichkeit und Selbständigkeit des religiös sittlichen Lebens" zu verstehen haben — das ist doch eine arge Abschwächung — sondern wir werden darunter den gnadenreichen Heilswillen Gottes verstehen, der die sündige Menschenseele erlösen und in sein heiliges und seliges Leben hineinziehen will. Was diese seligmachende Wahrheit treibt, das ist Kern und Stern der Schrift. Wo man es aber unterläßt, mit solchem Maßstab die Bibel zu lesen, kommt es leicht zu jenem Judenzen, wie Luther es nannte, d. h. man bleibt auf alttestamentlichem Standpunkt stehen. Das ist leider die Stellung vieler Christen. Kähler nennt als typisches Beispiel dafür den bekannten Carlyle. Oder aber — und das ist noch schlimmer — man bleibt an Aeußerlichkeiten hängen und sucht in ihnen alles Heil, wie es z. B. jüngst in der Kasseler Bewegung geschah. Aber so gewiß die Autorität der Bibel für den Christen eine abgestufte ist, so gewiß ist und bleibt sie die einzige Autorität und höchste Norm seines Glaubens und Lebens. Die theologische Spekulation mag, wie man neuerdings versucht hat, Anlehen machen bei Buddhismus und Parsismus und mag versuchen auf solchem Weg scheinbar ein imposantes Religionsgebäude zu errichten; der schlichte evangelische Heilsglaube wird solchen Versuchen skeptisch gegenüberstehen und wird sein Heil auf nichts anderes bauen wollen, als auf die Gottesoffenbarung der Bibel. „Wenn dereinst," sagt Schleiermacher, „in der Kirche das vollständige Abbild von der lebendigen Gotteserkenntnis Christi vorhanden sein wird, so werden wir dies mit vollem Recht

als eine Frucht der Schrift ansehen können, ohne daß irgend etwas ihr ursprünglich Fremdes braucht hinzugekommen zu sein."

Ich darf schließen! Von der Autorität der Bibel für den Glauben haben wir geredet. Ich glaube nicht, daß es richtig ist, für die alten Wege zu eifern, auf denen man diese Autorität zu begründen suchte; aber ebenso gewiß ist es auch unrichtig und roh, denen mit Spott zu begegnen, welche an diesen alten Wegen festhalten. Wir wollen ihnen, wie uns selbst und allen, die Gott suchen, es immer wieder sagen: Die wahre Autorität der Bibel kommt dort zustand, wo das Herz in ihr seinen Gott findet und im Vertrauen auf sein Wort, wie im Gehorsam gegen sein Wort sein eigen wird.

Ich suchte Trost und fand ihn nicht,
Da ward dein Wort der Gnade
Mein Labsal, meine Zuversicht,
Das Licht auf meinem Pfade.
Es zeigte mir
Den Weg zu dir,
Es leuchtet meinen Schritten,
Bis zu den ewgen Hütten. —

Das ist die Autorität, die die Heilige Schrift bei uns erlangen will, mit der allein uns geholfen ist. Culmann (Pfalz).

Die Bibel, das deutsche Volksbuch.

Von Pastor G. F. Schütze.

Daß unsere Deutsche Bibel, wie sie uns in der Uebersetzung Dr. Martin Luthers vorliegt, verbesserungsfähig und auch bedürftig ist, wenn sie ihren doppelten Zweck erfüllen soll, bestreitet kein Theologe, der den Urtext zu lesen imstande ist. Ihr Zweck ist ja, eine wortgetreue Wiedergabe des Gedankeninhalts des Urtextes zu sein, und doch muß sie dabei ein Volksbuch sein, das auch der ungebildete Laie ohne Kommentar und Glossarien lesen und verstehen kann. Diese zweifache Aufgabe erfüllte Luthers Arbeit für seine Zeit in unübertrefflicher Weise. Wir dürfen aber dabei doch nicht vergessen, daß die Wissenschaft ebenso wenig wie die Erde still steht, und daß wir besonders in der Sprachwissenschaft ungeheure Fortschritte gemacht haben. Wir wissen heute mehr griechische Grammatik als Luther, und besonders Hebräisch. Bei aller Hochachtung vor Luthers Riesenwerk müssen wir doch behaupten, daß heute ein Schüler mit Hilfe von Gesenius' vortrefflichem Lexikon manche Stelle des A. T. korrekter übersetzen könnte als Luther. Und das ist auch kein Vorwurf, wenn man bedenkt, daß erst 1506, also nur 16 Jahre, bevor sich Luther an das A. T. wagte, die erste hebräische Grammatik, die überhaupt je geschrieben wurde, erschien.

Was aber die Volkstümlichkeit angeht, da sucht der alte Dr. Luther doch noch seinen Meister, und das ist eben der Punkt, der die Frage nach einer Bibelrevision so ungemein schwierig macht. Luthers Bibel

ist ein Werk, so von einem Schrot und Korn, daß es sehr schwierig ist, daran zu verändern. Ganz ihn aber beiseite legen und die Bibel ganz neu übersetzen zu lassen, das geht auch nicht. Die Gemeinde würde sich ihren Luthertext nicht nehmen lassen. Und das mit Recht; denn, ganz abgesehen von der 400jährigen Gewöhnung, sind wir dem Genius Luthers zu so manchem markigen und milden, ernsten und zarten Worte verpflichtet, daß eine Aenderung als Sakrileg erscheinen würde. Wir schweben also beständig zwischen Scylla und Charybdis und kommen (einstweilen) nicht aus dem Dilemma heraus, entweder von der Treue, d. h. der Genauigkeit der Wiedergabe, oder von der Volkstümlichkeit zu opfern.

Wir brauchen aber denen gegenüber, Laien wie konfessionellen Theologen, die von vornherein jede Aenderung des Luthertextes perhorreszieren, nicht zu verschweigen, daß die Lutherbibel, so sehr sie das ureigenste Werk eines Mannes scheint, doch in Wahrheit nur der krönende Schlußstein eines Jahrhunderte währenden Baues ist, und auch noch nicht einmal eines ganzen, damit für immer abgeschlossenen Baues, sondern nur eines Teiles. Jede Sprache ist wie ein Korallenbau, nie ganz fertig, sondern sich stetig ändernd, in dem Teilchen absterben und Teilchen neu entstehen. Ganz fertig ist eine Sprache erst, wenn sie, d. h. das Volk ihrer Zunge, tot ist wie die Griechen und Römer. Sonst aber heißt es, was gestern "slang" war, ist heute Schriftsprache und morgen veraltet. Darum dürfen wir uns auch durch Luthers Namen nicht abschrecken lassen zu gestehen, daß gar manche seiner Worte heute dem modernen Ohr unverständlich, weil eben veraltet sind. Andre Sprachen, die nicht gefesselt sind durch die Pietät vor dem Luthernamen, wie z. B. das Englische, haben daher auch viel weniger Schwierigkeit, ihre Bibel mit dem modernen Sprachempfinden in Einklang zu bringen.

Eine gedrängte Uebersicht der Vorgänger Luthers wird uns die Richtigkeit unserer Position zeigen.

Die erste Voraussetzung, ohne welche Luthers Bibel niemals möglich gewesen wäre, ist eine Durchdringung des deutschen Sprachschatzes mit dem christlichen Geiste. Missionare müssen oft sehr schwer mit dem Geist der Volkssprache kämpfen, wenn sie die Bibel in die Sprache ihrer Pflegebefohlenen übertragen. So habe ich irgendwo gelesen, daß die Missionare eines Negerstammes absolut kein adäquates Wort für den biblischen Begriff des Glaubens finden konnten. Sie mußten sich helfen, indem sie die Worte „nehmen" (gye) und „essen" (di) zu einem neuen Worte zusammenschmolzen (gyidi). Die Frage ist: Hatte Luther auch mit ähnlichen Sprachschwierigkeiten zu ringen, oder fand er einen christlichen deutschen Sprachschatz vor? Wir müssen konstatieren, daß ein solcher Wortschatz allerdings vorhanden war, wenn auch die deutschen Worte nie völlig den Bibelbegriff decken. So ist z. B. das so charakteristische metanoein, das Luther zuerst mit „sich bessern" wiedergab, durch das jetzt gebräuchliche „Buße tun" nicht ganz korrekt über-

setzt, weil Buße tun auf etwas äußerliches hinzuweisen scheint, während der Urtext einen seelischen Vorgang bezeichnet.

Nun jedenfalls war ein solcher christlicher Wortschatz da, meistens nicht aus neu geschaffenen Worten, sondern aus Umprägung und Umwertung älterer Begriffe entstanden. Bei manchen Worten können wir die Wandlung noch verfolgen und historisch belegen; z. B. bedeutet Demut, altsächsisch diomuoti, den Sinn zum Dienen, also eine verächtliche Sklaveneigenschaft. Bei anderen Worten schwankt noch zu Luthers Zeiten der Begriff, z. B. bei „fromm“. Fromm ist in der Bibel für „gläubig“ gebraucht, was aber z. B. Psalm 25, 8 als Eigenschaft Gottes absolut sinnlos wäre. Hier steht es in dem Sinne, in dem selbst die rohe Soldateska der Bauernkriege als die „frumben Lantsknechte“ bezeichnet wird, nämlich so viel wie „zuverlässig, energisch“. Die Christianisierung der Deutschen hat im Laufe der Zeiten Luther derartig vorgearbeitet, wie es der tausendste Bibelleser nicht ahnt.

Aber auch direkte Vorarbeiten für Luthers Bibel liegen vor. Wenn wir auch ganz absehen von der Predigt in der Landessprache, welche die katholische Kirche zwar nie mit besonderer Liebe gepflegt hat, die aber doch naturgemäß das Mittel war, den Volksgeist zu beeinflussen, so konnte die Kirche doch das Deutsche der Beichte wegen nicht fallen lassen. Es ist recht bezeichnend, daß die ältesten Spuren von kirchlicher deutscher Prosa grade Beichtformulare sind.

Die nächste Stufe bilden die sogenannten Glossen, d. h. an den Rand und zwischen die Zeilen geschriebene deutsche Uebersetzungen von Worten und auch Sätzen. Sie gehen bis etwa 1050 n. Chr. zurück.

Von der Uebertragung einzelner Sätze bis zu der ganzer Bibelteile ist kein großer Schritt, der jedoch nur selten getan wurde. Tatsächlich sind nur zwei Bruchstücke althochdeutscher Bibelübersetzung gefunden worden, nämlich 1. Teile des Ev. Matthäus in fränkischem Dialekt aus der ersten Zeit Karls des Großen, gefunden in Monsee in Oberöstreich und 2. eine streng wörtliche Uebersetzung von Tatians Diatessaron aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, in Fulda geschrieben, in St. Gallen gefunden.

Es würde zu weit führen, die freien althochdeutschen Bibeldichtungen, den Heliand (830 altsächsisch) und den Krist des Otfried von Weißenburg (ca. 870) genauer zu besprechen; auch die reiche mittelhochdeutsche geistliche Prosa und Poesie können wir nicht weiter berücksichtigen. Gehen wir also zu den eigentlichen Bibelübersetzungen über.

Das 14. Jahrhundert bildet da den Markstein einer neuen Epoche in der Geschichte der deutschen Bibel. In diesem sind nicht weniger als 30 selbständige Bibelübersetzer zu verzeichnen, die allerdings nur zum kleinsten Teil die ganze Bibel, sondern meistens nur einzelne Abschnitte übertrugen. Prof. Dr. W. Walther in Rostock, eine Autorität auf diesem Gebiet, berechnet die Zahl der selbständigen Bibelübersetzer vor Luther auf 72, die Zahl aller vollständigen Bibelhandschriften auf 10, das Minimum aller Bibelhandschriften auf 3600, aller Bibeldrucke vor Lu-

ther auf 10,000. Wir geben hier nur kurz eine tabellarische Uebersicht der Hauptereignisse.

1340 älteste datierte Bibelhandschrift (ein Psalter).
1466 erste hochdeutsche Bibel gedruckt von Mentel in Straßburg.
1473 Vierte Auflage der Bibel von Mentel, revidiert von Zainer.
1483 Neunte Auflage, nochmals revidiert von Koburger.
1518 Vierzehnte Auflage, revidiert von Otmar in Augsburg.
1478—1522 Vier niederdeutsche Bibeldrucke in Köln, Lübeck und Halberstadt.

Gehen wir nun auf Luthers Bibelübersetzung ein, so ist ja wohl bekannt, daß das N. T. 1522 auf der Wartburg, das A. T. aber 1534 in Wittenberg vollendet wurde. Wir wollen aber gleich feststellen, daß Luther nie seine Uebersetzung für vollendet oder abgeschlossen ansah, sondern daß er rastlos daran feilte und verbesserte. Ein Beispiel für viele: Ps. 51, 16 lautet (in moderner Orthographie)

1517: Ach Gott, Gott meines Heils, erlöse mich von den Gebluten und laß mit Freuden auspredigen meine Zunge deine Gerechtigkeit. (Auslegung der Bußpsalmen.)
1522: . . . meine Zunge wird heraushüpfen deine Gerechtigkeit. (Postille.)
1524: Errette mich von den Blutschuldigen, meines Heiles Gott.
1531: Errette mich von den Blutschulden, Gott, der du mein Gott und Heiland bist.

Im ganzen sind in der Zeit von 1522—1533 16 Ausgaben des N. T. erschienen, deren jede einzige, besonders aber die von 1526 und 1530 starke Verbesserungen aus Luthers Feder aufweisen. 1534 erschien dann zum ersten Male die ganze Bibel unter dem Titel: Biblia, das ist, die gantze Heilige Schrifft Deutsch, Mart. Luth. Wittenberg. Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt durch Hans Lufft. 1534.

Jedoch wie gesagt, Luther war nie mit seiner Arbeit zufrieden. Die fast jedes Jahr nötig werdenden Neuauflagen boten Gelegenheit zu immer neuen Verbesserungen. Deshalb richtete Luther 1539 mit den gelehrtesten seiner Mitarbeiter ein wöchentlich tagendes Revisionskollegium ein, als dessen Hauptergebnis 1541 die sechste Auflage erschien, mit dem Zusatz im Titel: Auffs New zu gericht. Die letzte Originalausgabe aus Luthers Feder war die zehnte von 1545. In der nächsten Ausgabe, die 1546 nach Luthers Tod erschien, sind schon Aenderungen enthalten, die wohl nicht mehr von Luther, sondern von Rörer herrühren.

Aus dieser letzten Tatsache allein ergibt sich zur Evidenz, daß Luthers Mitreformatoren seine Worte durchaus nicht als sakrosankt betrachteten, sondern einfach, wo Veränderungen nötig erschienen, dieselben vornahmen. Freilich suchten die Hüter des genuinen Luthertums diese Verbesserungen bald wieder auszumerzen. 1581 ließ Kurfürst August von Sachsen auf Grund der Ausgabe von 1545 einen Normaltext herstellen, der sich aber lange nicht überall Geltung ver-

schaffen konnte. Noch 1690 gab Diecmann, Generalsuperintendent in Stade einen gereinigten Luthertext heraus, die Stader Bibel. Als dagegen 1695 A. H. Francke eine Verbesserung des Luthertextes nach dem Urtext anregte, mußte er sich deshalb einen Teufelsdiener und seinen Vorschlag eine fluchwürdige Ketzerei schelten lassen. Einen zuverlässigen Luthertext, wenn auch manchmal mit älteren Varianten Luthers statt der Version von 1545, lieferte Freiherr v. Canstein in Halle in seiner Ausgabe von 1712—13. Diese Ausgabe ging auf die Stader Bibel zurück und wurde 1745 in moderne Orthographie umgesetzt und 1794 mit einem erklärenden Wortregister alter und unverständlicher Ausdrücke versehen. Diese Ausgabe ist dann so ziemlich die verbreitetste bis auf unsere Zeit geblieben.

Trotz des schlimmer als katholischen Heiligenkultus, den die „echten" Lutheraner mit Luthers Wort trieben und treiben, sind aber fortwährend stillschweigende Veränderungen am Text zu konstatieren. So fehlen in allen von Luther besorgten Ausgaben 2. Mos. 38, 15; 3. Mos. 15, 23; Hes. 41, 20;und aus dem N. T. Mark. 11, 26; Luk. 17, 36; Jak. 4, 6 b; Apok. 21, 26. Diese Lücken sind später ausgefüllt; von wem, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Jedenfalls aber stehen diese Verse schon in der Stader Bibel. Bekannt ist ja auch das Eindringen der unechten trinitarischen Beweisstelle in 1. Joh. 5, 7, die 1574 durch den Frankfurter Drucker Feyerabend in die Bibel kam. Kleine Verbesserungen in veralteten Formen nahm man auch ohne weiteres vor. So wurden die alten Imperfecta „greif, steig" u. s. w. in das moderne „griff, stieg" geändert, ebenso saget' in sagte, redet' in redete, scheidet' in schied und noch vieles andere.

Die Pietät gegen den Luthertext war also ganz unberechtigt, da in der Tat die Bibeln durchaus nicht mehr überall und gänzlich den Luthertext darboten. Luther selbst würde seine orthodoxe Gefolgschaft als „Buchstabilisten" gescholten haben, hätte er es erleben können, wie man seine Bibel als Seitenstück der Vulgata kanonisieren wollte. Es war dem Rationalismus vorbehalten, diese beinahe zum Dogma gewordene Ansicht zu stürzen. Die rationalistischen Uebersetzungen waren nun zwar so, daß es einen Hund jammern könnte, hatten aber doch das Verdienst, daß sie zeigten, daß man eben auch anders wie Luther übersetzen könne. Einige Proben. 1. Mos. 1, 2 b: Wasser, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen (Wertheimer Bibel 1735). Matth. 5, 4: Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen, sie werden reichlich dafür getröstet werden (Bahrd 1783). Röm. 1, 1: anstatt Evangelium: göttliche Glückseligkeitslehre (Stolz 1781).

Nachdem nun einmal der Anstoß gegeben, finden wir eine ganze Reihe von Uebersetzungen. Erwähnenswert sind 1727 Zinzendorfs Uebersetzung des N. T., 1753 Bengels Uebersetzung ebenfalls nur des N. T., 1809 De Wettes Bibelübersetzung. Daran schließen sich als weitere Vorstufen und Vorarbeiten zur Bibelrevision im 19. Jahrhun=

dert J. F. v. Meyer 1819, der einen berichtigten Luthertext mit Anmerkungen gab, die wörtlichere oder andere Uebersetzungsmöglichkeiten enthielten. Sein Mitarbeiter und später Fortsetzer seiner Arbeit war R. Stier, der 1856—1867 in drei Auflagen den Meyertext berichtigte und verbesserte.

Eine neue Epoche in der Geschichte der Bibel, die man mit dem Namen der Zeit der Bibelrevision versehen könnte, fängt 1857 mit dem allgemeinen Kirchentag in Stuttgart und 1858 in Hamburg an, wo die Vertreter der Bibelgesellschaften die Schaffung einer deutschen Einheitsbibel anregten. Der Hamburger Hauptpastor Dr. Mönckeberg hatte das Material dazu kritisch zusammengestellt. Die Sache wurde dem Preußischen Oberkirchenrat anheimgestellt, der die Eisenacher Kirchenkonferenz mit dieser Arbeit betraute. 1861 und 63 wurden von dieser nun die Grundsätze festgestellt, nach denen verfahren werden sollte, und die Leitung und Durchführung der Revision der v. Cansteinschen Bibelanstalt in Halle übertragen. Die Feststellung des Textes wurde einer Kommission von 10 Theologen und einem Germanisten übertragen, die von den verschiedenen Kirchenregierungen delegiert wurden. So erschien 1867 die revidierte Ausgabe des N. T. in Halle als Probedruck und 1870 definitiv. Darauf ging man dann gleich an das A. T. Diesmal wurde eine Kommission von 17 Theologen und einem Germanisten ernannt, die 1883 die P r o b e b i b e l erscheinen ließ. Auf zahlreiche Gutachten und Wünsche hin wurde die ganze Bibel dann noch einmal durchgearbeitet und erschien 1892 in ihrer jetzigen Gestalt als „d u r c h g e s e h e n e A u s g a b e."

So ist in 35jähriger Arbeit unsre revidierte Bibel (fortan abgekürzt als R. B. bezeichnet) entstanden. Nun erhebt sich die Frage: Hat die R. B. erfüllt, was sie sich vorgenommen? Mit anderen Worten: Sind noch weitere Verbesserungen möglich und dann auch nötig? Oder haben wir nun ein Buch, das nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft in der Uebersetzung genau und doch ein Volksbuch ist? Ist unsere R. B. deutsch? Und ist sie treu? Wir wollen kein altehrwürdiges Literaturdenkmal, das nur für den studierten Germanisten von Wert ist, sondern ein lebendiges Volksbuch, das Kaiser, Kanzler und Knecht, Baron, Bürger und Bauer lesen und verstehen können. Leider läßt die R. B. in beiden Richtungen zu wünschen übrig.

Was nun die Treue angeht, so ist sicher, daß Luthers Bibel für seine Zeit und die folgenden Jahrhunderte diesem Anspruch voll genügte; denn sie ließ den Geist des Originals deutlich spüren und ist auch der Sprachforschung ihrer Zeit völlig gerecht geworden. Sind aber die Fortschritte der Erkenntnis in der R. B. gebührend benützt worden?

Ueber die Sprache der Lutherbibel ist nicht nötig viel zu sagen; denn Luthers gewaltiges Genie hat eben durch dies Buch die neuhochdeutsche Sprache in s e i n e Bahnen gelenkt und ihre Entwicklung nicht nur beeinflußt, sondern vorgezeichnet. Freilich sind aus dem Urtexte hebräische und griechische Elemente in sein Deutsch eingeflossen, die, dem

deutschen Geiste fremd, erst durch die lange Gewöhnung der Sprache der Bibel ihren eigentümlichen Charakter verliehen. Diese Elemente wieder auszuscheiden und die Sprache der Bibel in die einer modernen Zeitung umzugießen, das ist ganz ausgeschlossen. Aber hat die R. B. alles, was noch heut als undeutsch empfunden wird, und was am lebendigen Organismus der Sprache abgestorben ist, ausgeschieden?

Wir finden die Antwort auf unsere beiden Fragen am besten, wenn wir die Grundsätze prüfen, die die Eisenacher Kirchenkonferenz für die R. B. aufstellte. Um aber Gerechtigkeit walten zu lassen, müssen wir gleich feststellen, daß die Fixierung derselben sehr schwierig war. Es widerstritten sich stets das wissenschaftliche und das kirchliche Interesse, unter welchem letzteren Wort wir die kirchliche Gewöhnung und die sogenannte Erbaulichkeit verstehen. Die festgestellten Grundprinzipien waren nun folgende.

1. Für das N. T. wird der von Luther benutzte Erasmustext von 1519, seit der Bearbeitung durch Beza 1633 textus receptus genannt, für das A. T. der masorethische Text gebraucht.

2. Aenderungen, die nur buchstäblich genauer als Luther übersetzen, sollen nicht gemacht werden.

3. Fehlerhafte Uebersetzungen Luthers dürfen nur durch ganz zweifellos richtige Uebersetzungen verbessert werden.

4. Sprüche, die im kirchlichen oder erbaulichen Gebrauch fest eingewurzelt sind, sollen, wenn überhaupt, nur ganz leise verändert werden.

5. Bei Aenderungen müssen die neuen Worte ebenfalls dem Sprachschatz Luthers entnommen werden.

6. Es bedarf bei allen Abstimmungen eine Zweidrittelmajorität selbst bei als unrichtig erkannten Uebersetzungen, nur eine echte oder unechte (!) Luthervariante kann mit einfacher Majorität angenommen werden.

7. Als deutscher Text gilt nicht die Ausgabe von 1545, sondern die v. Cansteinsche, doch ist es erlaubt, auf ältere Luthervarianten zurückzugreifen.

Wir müssen mit Prof. Dr. Oettli (Die revidierte Lutherbibel 1908) gestehen, daß uns in diesen Regulationen der Ausgleich von kirchlichem und wissenschaftlichem Interesse als nicht gelungen erscheint. Seit wann wird denn eine wissenschaftliche Frage durch Majoritäten entschieden? Danach müßte die Erde noch heute stillstehen; denn Galilei befand sich mit seinem: Und sie bewegt sich doch! in einer ganz hoffnungslosen Minorität. Die Pietät gegen den Luthertext hinderte zu oft die Pietät gegen den Urtext, wie es in der 6. Regel zu Tage tritt. Es ist doch auch bezeichnend, wenn es heißt, daß nur solche Aenderungen zulässig seien, die notwendig und unbedenklich seien. Notwendige Aenderungen müssen immer unbedenklich sein. Es scheint uns also, als ob durch das Ueberwiegen der kirchlichen Interessen das wissenschaftliche der Treue nicht genügend gewahrt sei. Auch der Vergleich mit dem Wittenberger Bibelkollegium von 1539 hinkt doch bedenklich; denn jene ent-

schieden nicht nach Mehrheiten, sondern waren nur ein wissenschaftlicher Beirat, nach dessen Debatte dann Luther immer noch das entscheidende Wort hatte. Ein neuer Luther wäre für die R. V. besser gewesen, als 17 Kommissare mit 50 oder mehr verschiedenen Ansichten.*)

Gehen wir nun die einzelnen Punkte des Uebersetzungsprogrammes etwas genauer durch.

Ganz unberührt blieb zunächst die historisch falsche Ordnung der Bücher im A. T., ebenso die sinnlose Einteilung in Geschichts-, Lehr- und prophetische Bücher. Die Psalmen und das Hohelied sind doch keine Lehrbücher, wie die Klagelieder nicht prophetische sind. Auch die oft unsachliche Kapitel- und Verseinteilung ist nur selten geändert, z. B. nicht Hos. 6—7; Ev. Joh. 7—8; Hebr. 4—5.

Geradezu verhängnisvoll war die Fesselung der Kommission an den textus receptus und die Masorah. Auf die Geschichte der Textforschung wird keine Rücksicht genommen. So bringt die R. V. die schon erwähnte Fälschung in 1. Joh. 5, 7 doch als Fußnote, die Doxologie im Herrengebet (Matth. 6, 13) ohne jede Anmerkung, trotzdem sie ebenso sicher unecht ist. Ebenso gibt die R. V. in Luk. 11, 2—4 das Unservater in ganzer Form, während nach den besten Texten bei Lukas die 3. und 7. Bitte fehlen. Hier ist zwar das kirchliche Bedenken geltend gemacht, daß die Gemeinde durch den Unterschied in der Form nicht beunruhigt werden solle. Es wäre aber doch geradezu ein Segen, wenn die Gemeinde es wüßte, daß man auch anders beten kann und darf. Oder ist nicht das „Vaterunser“ beinahe zur Zauberformel geworden, beinahe gerade das, wovor der Herr in Matth. 6, 7 warnt, eine battalogia, ein Plappern? Ebenfalls aus kirchlicher Rücksicht hat die R. V.

---

*) Das würde auch ungefähr auf die von manchen Kreisen unserer Synode geplante Revision unsers Synodalkatechismus passen. Gesetzt, die Generalsynode beschlösse eine solche, wie wollte sie zustande kommen? Gewiß, unser Katechismus ist länger, schwerer, dogmatischer als Luthers; aber wo haben wir die Garantie, daß wir etwas Besseres erhalten würden? Ein Komitee aus so und so vielen Gliedern würde tagen und beraten, endlos viel Zeit und Papier brauchen, und das Ende vom Liede würde sein, daß wir zwei Synodalkatechismen hätten, einer besser oder schlechter als der andere, wobei ich unentschieden lassen will, auf welche Seite der Komparativ fallen würde. Was wir an unserm Katechismus haben, wissen wir; wir kennen seine Mängel, aber auch seine großen Vorzüge. Darum sage ich, wie jener Papst: Sint, ut sunt, aut non sint. Da erscheint mir noch der andere, auch schon im Magazin diskutierte Gedanke plausibler, nämlich einfach Luthers kleinen Katechismus wieder zu gebrauchen.

Das wäre kein ungebührliches Hinneigen zum amerikanischen Luthertum, als welches dieser Vorschlag wohl sofort hingestellt werden würde, und kein unverdientes Zurücksetzen der mehr reformierten Brüder in der Synode; denn 1) auch die evangelische Landeskirche Preußens braucht Luthers kleinen Katechismus; 2) kann ich innerhalb unserer Synode keine lutherische oder reformierte Richtung anerkennen, sondern eben nur eine evangelische, und 3) ist in Luthers Katechismus nichts enthalten, was nicht jeder evangelische Christ freudig und gern unterschreiben könnte, wenn man vielleicht im ersten Hauptstück die Zählung änderte und im fünften das unglückselige „wahre“ striche, das als Ueberrest der katholischen Transsubstantiationslehre schon mehr als zu viel Unheil angerichtet hat, dagegen von Christo nach dem Zeugnis der Synoptiker nicht gebraucht ist.

in der 7. Bitte „das Uebel" beibehalten, während der Urtext das „sittlich Böse", wenn nicht etwa gradezu „den Bösen" bezeichnet; denn aus der Form des Urtextes läßt sich das Geschlecht nicht erkennen.

Noch viel unreiner aber ist der masorethische Text, was ja auch leicht erklärlich ist, da der Beginn der masorethischen Arbeit frühestens in das 6. Jahrhundert n. Chr. fällt. Ein Beispiel genüge: Amos 6, 12 ist von der R. B. falsch übersetzt, während nach Oettli der masorethische Text folgenden Sinn ergibt: Laufen Rosse auf dem Felsen, oder pflügt man mit Rindern? Gegen den Zusammenhang müßte man doch die zweite Frage mit ja beantworten, und das ergibt dann keinen Sinn. Es ist aber, wie Oettli ausführt, statt des Plurals bqrjm (beqarim, Rinder) zu lesen bqr jm (baqar jam, mit Rindern das Meer). Dann ergibt sich eine der ersten Frage ähnliche Satzfortsetzung: oder pflügt man mit Rindern das Meer? Durch die Fesselung an die Masorah ist also die Treue der R. B. in vielen Fällen unmöglich gemacht.

Was soll sodann der zweite Punkt bedeuten, der verbietet zu ändern, um nur wörtlichere Uebersetzung als Luther zu geben? Wir reden einer solchen auch nicht das Wort, wenn nur buchstäbliche Genauigkeit, ohne Aenderung des Sinnes beabsichtigt wird. Und doch: ein bißchen mehr treu oder ein bißchen weniger treu — wem fällt da nicht Jesu Wort ein: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht (Luk. 16, 10)? Wieder nur ein Beispiel für viele: 2. Kor. 5, 20 gibt auch die R. B. Botschafter an Christi Statt. Das ließe sich zur Not verteidigen, wenn es richtig verstanden wird. Aber es wird gewöhnlich falsch verstanden. Was sagt denn der Urtext: presbeuomen hyper Christou, d. h. wir tuen Botendienste, sind Gesandte für, im Interesse Christi. Das ergibt aber doch ganz anderen Sinn als das landläufige: an Christi Statt.

Ebenso unhaltbar ist die Vorschrift, daß eine entschieden falsche Uebersetzung nur einer ganz zweifellos richtigen zu weichen habe. Es sollte dafür heißen: einer zweifellos richtigeren. Wir können oft nicht zu absoluter Gewißheit kommen, sondern müssen uns dafür mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit begnügen. Ist aber eine Uebersetzung sachlich oder formell unmöglich, eine andere aber in beiden Beziehungen wohl möglich, wenn auch nicht über allen Zweifel erhaben, soll man da lieber bei dem sicheren Irrtum beharren, wenn man die Möglichkeit und oft sogar die Wahrscheinlichkeit des richtigen Sinnes hat? Und wo auch das nicht möglich ist, da sollte man ehrlich genug sein und mit Berufung auf 1. Kor. 13, 9 eingestehen: Das können wir nicht übersetzen. Z. B. steht Ps. 9, 1: von der schönen Jugend. Es bedeutet aber: nach der Melodie: muth la ben. Und was das heißen soll, wissen wir nicht. Ebenso ist miqtam (Ps. 16, 1) unübersetzbar, ferner Ps. 17, 4. 14; Hiob 34, 29—33; 36, 16—19; 40, 23—24 und noch öfter.

Weiter ist die Regel, daß mit den sogenannten Kernsprüchen fein

säuberlich gefahren werden müsse, doppelt bedenklich, weil diese eben die am meisten gebrauchten Worte sind, und also auch durch schiefes oder falsches Verständnis am meisten Schaden anrichten. Z. B. 2. Kor. 12, 9 steht nicht wie in der R. B. eine Aufforderung, sondern eine Tatsache: meine Gnade ist dir genug, nicht etwa arkeito, sondern der Indikativ arkei.

Sind nun aber die Prinzipien, nach denen die R. B. hergestellt ist, so anfechtbar, so darf man sich nicht wundern, daß auch die Arbeit selbst nicht befriedigen kann, daß sie vor allem durchaus nicht so treu ist, wie der jetzige Stand der Sprache und der Bibelforschung es erfordert. Das ist ein hartes Wort und erfordert Beweise, wenn wir nicht als Verleumder dastehen wollen. So wollen wir denn im Anschluß an Oettli einige wenige der prägnantesten sprachlichen und sachlichen Uebelstände anführen.

Zunächst ist zu monieren, daß im A. T. der Gottesname Jhvh stets als Appellativum „der Herr" oder gar „der HErr" wiedergegeben ist. Da die richtige (??) Aussprache: Jahveh dem Laien zu fremd klingt, so könnte man ja die durch altkirchliche Gewöhnung traute, wenn auch falsche, Aussprache Jehovah einstweilen beibehalten. Es ist aber zu bedenken, ob wir mit diesem Vorschlag nicht unter unser eigenes Urteil (vgl. oben S. 264) fallen und darum doch auf dem Jahveh bestehen müssen.

Christus dagegen ist eigentlich Appellativ und nicht Eigenname, und sollte darum öfter mit dem Artikel stehen, wie es steht Matth. 16, 20; Joh. 20, 31; Act. 9, 22.

Hoschiah und sozein ist nicht immer „selig machen", wie hervorgeht aus Matth. 8, 25; 9, 21; Ps. 118, 25; Jes. 33, 22.

Synagoge ist nicht Schule, weshalb also nicht Synagoge, Kirche oder Betsaal?

Hischtachavah und proskynein ist nicht immer anbeten, sondern oft nur: sich tief verneigen.

Scheol und hades ist nicht die Hölle als Ort der Verdammten, sondern die Unterwelt als Reich der Toten. Wo der Ort der Verdammten bezeichnet werden soll, steht noch ein Zusatz, vgl. Luk. 16, 23.

Die Besessenheit wird in der R. B. dem Teufel zugeschrieben, und doch ist diabolos und satanas grundverschieden von daimonion oder unreiner Geist, cf. Luk. 16, 23.

Irreführend ist die Uebersetzung von Denar durch Groschen, da ersterer beträchtlich höheren Wert hat.

Der häufige Gebrauch von „lieb" bei Anreden ist eine von der R. B. beibehaltene Eigentümlichkeit Luthers, die dem Urtext nicht entspricht, z. B.: Act. 2, 14 (N. B. hier noch in der ganz obsoleten Form: Ihr Juden, lieb e n Männer); Act. 2, 29. 37; Röm. 8, 15; und gradezu falsch Ps. 4, 3.

Ein sehr häufiger Fehler bei der R. B. wie bei Luther ist die Setzung des bestimmten Artikels, wo der Urtext das artikellose Substantiv hat, z. B. Joh. 1, 4; 7, 20; Luk. 2, 9. 11. 12.

Unberechtigt dagegen erscheint mir die Streichung des unbestimmten Artikels in Joh. 4, 24 Gott ist Geist. Ich vermute, daß dogmatische Rücksichten das veranlaßt haben. Grammatisch ist Luthers Form ebenso sehr berechtigt wie die der R. B.; oder wollte man Joh. 1, 6 auch sagen: Es ward Mensch? Auch die englische Bibel hat: God is a spirit.

Das persönliche zurückbezügliche Fürwort heißt im Dativ sich und nicht ihm, vgl. 2. Kor. 5, 19; dagegen Luk. 7, 39; 16, 3.

Veraltet sind Formen wie: was Nutzes (Luk. 9, 25), voll heiliges Geistes (Luk. 4, 1), voll süßes Weines (Act. 2, 13). Auch der Gebrauch der Hilfszeitworte „dürfen, können, sollen, müssen, mögen" u. s. w. ist nicht dem modernen Gebrauch entsprechend, z. B. 1. Mos. 17, 18: Ach, daß Ismael leben sollte statt dürfte. Im Nebensatz stellen wir das Zeitwort an das Ende, vgl. Phil. 2, 6.

Die häufige Auslassung des Fürwortes macht den Sinn oft zweideutig, z. B.: 1. Mos. 5, 24 nahm ihn Gott hinweg und ward nicht mehr gesehen (wer? Gott? Henoch?). Oder 2. Kor. 12, 21: Daß mich mein Gott demütige und müsse Leid tragen (wer? Gott? Paulus?).

Noch eine kleine Auswahl von Worten, die ohne allen Schaden für Treue und Deutschtum getilgt werden könnten: Schnur = Schwiegertochter (Gen. 11, 31), zwo und zween = zwei (Luk. 17, 34), hub = hob (Luk. 11, 27), stund = stand (Luk. 18, 11), Schlaf = Schläfe (Richter 5, 26), gerochen = gerächt (1. Mos. 4, 13), einen klagen = beklagen (Luk. 8, 52), verbannen = den Bann vollstrecken (1. Sam. 15, 3), risch = schnell (1. Sam. 20, 38), Schwieger und Schwäher = Schwiegermutter und -vater (2. Mos. 3, 1; Luk. 4, 38), drang = drängte (Luk. 5, 1), beschlossen Fische = fingen Fische (Luk. 5, 6), ich fürchte euer = für euch (Gal. 4, 11), vervorteilen = übervorteilen 2. Kor. 7, 2).

Zuletzt sei noch eine kurze Reihe der markantesten Fehler mit der vorgeschlagenen Korrektur aus einigen Büchern der Bibel gegeben. Bei Oettli kann man deren noch viel, viel mehr finden.

R. B.	Korrektur.
Gen. 2, 16: du sollst essen von allerlei	du darfst essen von allen
2, 18: Gehilfin, die um ihn sei.	Hilfe, die seinesgleichen sei
4, 13: Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben	Strafe ist schwerer, als daß ich sie ertragen
6, 3: die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen	mein Geist soll nicht mehr auf immer im Menschen walten.
6, 3: will ihnen noch Frist geben.	ihre Lebenszeit soll noch dauern.
6, 4: Tyrannen	Riesen
19, 38: den hieß sie das Kind Ammi.	sie hieß ihn Ben-Ammi.
49, 10: bis daß der Held komme und demselben werden anhangen.	bis daß komme, dem der Gehorsam gebührt (N. B. unsicher, sehr dunkle Stelle.)
Exod. 3, 14: Ich werde sein, der ich sein werde	Ich bin, der ich bin.
Ri. 5, 25: Butter	Sahne
1. Sam. 28, 13: Götter	einen Geist

R. V.	Korrektur.
2. Sam. 2, 7: getrost	stark
10, 12: getrost	tapfer
14, 1: Des Königs Herz war wider A.	des Königs Herz neigte sich A zu.
1. Kön. 2, 3: warte der Hut des Herrn.	halte alles, was Jahveh befiehlt.
2. Kön. 5, 15: den Segen	ein Geschenk
Hi. 1,6: Kinder Gottes	Söhne Gottes (Engel)
3, 14: das Wüste	Pyramiden
21, 13: erschrecken kaum einen Augenblick vor der Hölle	steigen in einem Augenblick zur Unterwelt hinab
40, 15: Behemoth	Nilpferd
40, 25: Leviathan, Hamen	Krokodil, Angelhaken
Luk. 1, 28: Holdselige, du gebenedeiete u. s. w.	Begnadigte (der Rest ist unechter Zusatz).
2, 5: vertrautes Weib	Verlobte
2, 14: den Menschen ein Wohlgefallen	an den Menschen des Wohlgefallens (?).
3, 15: in dem Wahn	in der Erwartung
4, 17: das Buch herumwarf	das Buch aufschlug, aufrollte
7, 41: Wucherer	Gläubiger
Gal. 3, 24: Zuchtmeister	Erzieher
4, 24: die Worte bedeuten etwas	das ist bildlich zu verstehen
2. Kor. 1, 12: Einfältigkeit	Heiligkeit
3, 1: Lobebriefe	Empfehlungsbriefe
5, 15: auferstanden	auferwecket
10, 5: alle Vernunft	jeden Gedanken
10, 6: rächen	strafen

Diese Auswahl ist nur eine ganz kleine, da die Aufzählung bei Oettli 30 Seiten einnimmt, ja derselbe sich anheischig macht zu beweisen, daß nicht fünf Verse hintereinander sind, an denen nichts zu verändern wäre (l. c. S. 16). Es fehlt also noch sehr viel, bis die Bibel ist, was sie vor 400 Jahren war und noch sein sollte: **das** deutsche Volksbuch.

Der unheilvolle Einfluß des Großkapitals auf die christliche Ausbildung der Jugend in unserem Lande.

In unserem Märzheft d. J. ist Seite 109 und 110 von Past. Nußmann darauf hingewiesen worden, daß die großen Millionenschenkungen unserer Millionäre, so viel sie auch gepriesen werden, meist nur dem weltlichen Wissen zu gut kommen, während speziell christliche Schulen, die unter denominationeller Kontrolle stehen, entweder ganz ausgeschlossen sind von den Einkünften dieser so viel gepriesenen Stiftungen, oder aber wenn sie Stiftungen bekommen sollen, so werden daran so schwere Bedingungen geknüpft, daß es fast nicht möglich ist, sie anzunehmen. Wir wollen nicht herausschreiben, was Seite 110 ausgeführt wird. Die Spitze dieser Stiftungen ist gegen die Kirchenanstalten gerichtet, und soll die jungen Leute verlocken, den geldarmen, wenig fundierten Kir-

chenanstalten den Rücken zu kehren, und sich den hochberühmten, reich dotierten Lehranstalten der Geldfürsten zuzuwenden.

Daß das ein Faustschlag ins Angesicht der christlichen Kirche ist, sollte allen ernsten Christen je länger je mehr deutlich zum Bewußtsein gebracht werden. Ernste Christen sollten durch Wort und Tat ihren Protest erheben gegen diese Herabwürdigung der christlichen Kirche durch Männer, die ihren Mammon auf Wegen erworben haben, die vor dem christlichen Gewissen meist nicht bestehen können. Es kommt auch bereits in anderen Kirchen den leitenden Männern zum Bewußtsein, welch ein Schaden unserem Land und Volk zugefügt wird durch diese Millionenschenkungen, die ihre Spitze gegen eine ernst christliche Erziehung gerichtet haben. Wir entnehmen nachstehend dem „Christlichen Apologeten" eine editorielle Ausführung, die mit diesem Gegenstand sich beschäftigt.

Der Gebetstag für Kollegien.

Donnerstag, der 27. Januar, ist der von unserer Kirche angeordnete Gebetstag für ihre Schulen. Es sind nun 38 Jahre verstrichen, seitdem diese Bestimmung von der Generalkonferenz getroffen wurde. Wer will ermessen, wie viel die treue Beobachtung dieses Tages durch diese Jahrzehnte hindurch zum innerlichen und äußerlichen Gedeihen dieser Schulen beigetragen hat? Wenn das alte, gute deutsche Sprichwort: „An Gottes Segen ist alles gelegen" in Bezug auf das Leben des einzelnen wahr ist, so ist es sicherlich von nicht weniger Bedeutung, wenn auf die Schulen und alle anderen Anstalten der Kirche angewandt. Und in dieser Zeit, wo die rationalistische Strömung in den höheren Schulkreisen dieses Landes so stark ist, begünstigt durch fürstliche Geldschenkungen, sehen sich die christlichen Kirchen ganz besonders veranlaßt, ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen und ihre Schulen in ernstem Gebet und Flehen ihm anzubefehlen. Satan, der Urbetrüger der Menschheit, hat niemals einen schlaueren oder gefährlicheren Plan ersonnen, um den Fortschritt des Reiches Gottes zu hemmen und den anti-christlichen Geist in diesem Lande großzuziehen, als durch die Bildung eines großen Geldmonopols zur Beförderung höherer Erziehung, von dessen wohltätigen Bestimmungen jedoch alle Kollegien und Universitäten ausgeschlossen sind, welche unter denominationeller Kontrolle stehen. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß wir uns hier auf die große „Carnegie-Stiftung" zur Pensionierung ausgedienter Professoren beziehen, welche über einen Fonds von fünfzehn Millionen Dollars verfügt. Diese Diskrimination gegen die kirchlichen Hochschulen, welche die Pioniere höherer Erziehung in diesem Lande waren, ist höchst ungerecht und eine schmähliche Verkennung ihrer unermeßlichen Verdienste in der Beförderung der allgemeinen Intelligenz und der höchsten Lebensideale dieser Nation. Diese kirchlichen Schulen haben nicht nur ihre volle Zahl der leitenden Bürger auf allen Gebieten des nationalen Lebens geliefert, sondern die Mehrheit der studierenden Jugend in unserem Lande ist heute noch in ihren Hallen zu finden. Aber so ungerecht diese abweisende

Stellung gegen die denominationellen Schulen erscheinen muß, so ist das nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, daß dadurch dem positiven Christentum in unserem Lande ein Schlag ins Angesicht gegeben wird, während die Universitäten, in welchen der Rationalismus und der Unglaube ungehindert wirken, bevorzugt und gestärkt werden. Wir wollen hier nicht verschweigen, daß Herr Carnegie durch seine Privatschenkungen viele denominationelle Kollegien in liberaler Weise unterstützt hat, wenn auch diese Schenkungen mit schweren Bedingungen verknüpft waren. Auch hat er manchen Kirchen zu Pfeifenorgeln verholfen. Es wäre unsererseits schnöder Undank, wollten wir diese Gaben nicht rühmend anerkennen. Aber es bleibt doch immerhin wahr, daß durch die Ausschließung aller kirchlichen Kollegien von den Benefizien der oben erwähnten „Stiftung“ dem evangelischen Christentum ein sehr empfindlicher Schlag versetzt und eine Prämie auf den Unglauben gesetzt worden ist. Ja, eine der kläglichsten Erscheinungen, welche diese kolossale Stiftung gezeitigt hat, ist, daß einige Kollegien, welche ihre Entstehung, ihr Ansehen und ihre gegenwärtige Prosperität fast ganz und gar der treuen Pflege und Patronage der Kirche zu verdanken haben, ihre Prinzipien preisgegeben haben, um einen Anspruch auf die Stipendien dieses Fonds machen zu können.

Wir freuen uns, daß der „Chr. Apologete“ sich solcher freimütiger Sprache bedient in dieser wichtigen Angelegenheit.

Die kirchenfeindliche Stellung des Carnegie-Fonds“ beschäftigt überdies auch andere Kreise und wird scheint's je länger je mehr zum Gegenstand öffentlicher Diskussion. Um auch die andere Seite zum Wort kommen zu lassen, erlauben wir uns, einen Abschnitt aus „Lit. Dig.“ vom 5. März d. J. zum Abdruck zu bringen. Er lautet wie folgt:
Religious Effect of Carnegie Gifts.

Dr. David J. Burrell, of the Marble Collegiate Church, New York, seems to join the accusing forces against our colleges in a recent address delivered in Chicago. He declared that in his judgment "the Carnegie Foundation is the most significant movement in modern times in the interests of agnosticism in general education." These words, as reported in the New York *Evening Post,* were uttered in an address before the convention of the Western section of the Presbyterian Alliance of the World. The clergyman also referred to the fact that he had "been called to task for saying that the Biblical instruction in Princeton University has been under the direction of a man who does not believe in the inspired trustworthiness of the Scriptures as the word of God." The same affirmations, he asserts, "might be made, and still more strongly, respecting many of the institutions of learning under avowedly Christian control." This attack draws a reply from "an officer of the Foundation, who does not wish his name to be used." He says that "much of the criticism on the part of ministers and clergymen is due to a misunderstanding of the reason why Mr. Carnegie did not wish his money to

go to so-called sectarian colleges." The officer of the Foundation proceeds with the defense in this wise:

"It is not true that agnosticism has sprung up in our institutions of learning because of Mr. Carnegie's generosity. I have often pointed out that critics show a tendency to confuse religious life with church-membership—two very different things. There are people in the Church to-day who are not, strictly speaking, leading religious lives. And there are people outside of the Church who are leading the true religious life.

"Mr. Carnegie has no hostility to denominations, but he does disapprove strongly of a condition which limits the choice of college trustees, officers, or teachers to a stated denomination. It is the same as saying that man is not a good American citizen because he does not belong to the Democratic or Republican party, when people criticize colleges for severing their sectarian relations.

"We are not drifting toward agnosticism because we do not seek to inculcate the principles of one particular church organization to the exclusion of others in our colleges and universities. In the early days a student was usually put through a denominational test as well as an educational one when he entered college. Nowadays, this has disappeared; a student may enter a college regardless of whether he be a Catholic or Protestant, or of any other faith, or of no faith.

"The idea was to increase the prestige of the denomination which governed the college, and to train young men to become leaders in the Church. But even in institutions which continue to be associated closely with some religious body, this plan is no longer carried out extensively.

"The trustees of the Carnegie Foundation have looked into the matter thoroughly, and it is my conviction that the undenominational colleges and universities are on a much higher plane, as a general rule, than their sectarian rivals. There can be no doubt of this. When a religious body seeks to control and maintain a college, it must sooner or later undertake to support it without depending on public benefactions.

"The result is that, from an economic point of view, the denominational college has a hard time to maintain the same standard as that of the undenominational institution. Salaries paid to professors in the denominational colleges are, on an average, far below those paid to professors in institutions where direct church connection does not exist."

Dr. Burrell's objection, *The Evening Post* explains, is based upon the fact that the Carnegie pensions are withheld from colleges and universities under the control of any church organization. This rule was laid down by the benefactor, and in the four years since the establishment of the pension fund several colleges have revised their

charters and broken away from religious ties in order that members of the faculty might avail themselves of Mr. Carnegie's offer. *The Evening Post* cites several cases:

"Among ministers and clergymen this willingness of college authorities to comply with the regulations of the Foundation has caused no little concern. Bishop Candler, a Methodist of the South, on several occasions has criticized the colleges for throwing off their church connections, and other churchmen also have expressed their disapproval from time to time.

"One of the most recent instances of a college altering its charter in order to be eligible for Carnegie pensions is that of Wesleyan, long known as a thoroughgoing Methodist institution. The Middletown college authorities have lately removed certain restrictions, among them the one providing that the president of the college should be a minister in the Methodist Church. Wesleyan's application to be admitted as a pensioner is now in the hands of the trustees of the Carnegie Fund. It is believed that the college, which is one of the few large institutions of the East that are barred by the Foundation, will soon be admitted.

"Two Presbyterian colleges, which under their original charters were ineligible to enjoy the benefits of Mr. Carnegie's offer, have since made over their organization, and are now on the pension list of the Foundation. They are Centre College, of Danville, Ky., and Coe College in Iowa. Drake University, of Des Moines, hitherto under the control of the Disciples of Christ, has also broken away and joined the steadily increasing group of pensioners."

Was hier zur Verteidigung der von Herrn Carnegie befolgten Prinzipien gesagt ist, ist doch eine grobe Verkennung der Lage der Kirche in diesem Lande. Die Kirche *kann nur fortgepflanzt werden durch die theologischen Hochschulen der einzelnen Denominationen.* Wir können hierzulande uns nicht auf den Standpunkt europäischer Staatsuniversitäten stellen, wo der *Staat* die Professoren beruft und besoldet ohne Rücksicht, ob sie wirklich auf dem Bekenntnisstandpunkt der Kirche stehen, oder ob sie in den Theologie-Studenten den Glauben an das Evangelium untergraben und ausreißen. Gott bewahre unser Land vor solchen indifferentistischen theologischen Schulen, denen es ganz einerlei ist, ob sie der Kirche gläubige oder ungläubige Pastoren liefert. Freie Forschung, freie Wissenschaft, ja, das muß zu Recht bestehen. Aber wer durch sein Studium an dem Glauben der christlichen Kirche Schiffbruch gelitten hat, kann und soll kein Predigt- und Lehramt in ihr begleiten oder auch nur begehren.

Besser ist es, weise zu sein,
Als Schätze zu sammeln in seinen Schrein;
Vergänglich sind die Güter auf Erden,
Doch Weisheit kann nimmer gestohlen werden.

Die Entwicklung im Orient und der Zionismus.

Das Magazin hat als kirchlich-theologisches Blatt mit Politik und politischen Entwicklungen als solchen ja nichts zu tun. Doch ist die Politik auch ein sehr bedeutender Faktor für die religiöse Entwicklung der Völker. So lange in der Türkei das autokratische Regiment des Sultans bestand, war die Religionsfreiheit für die Bevölkerung des Landes eine sehr beschränkte. Die Christen hatten keinen Zutritt weder zu Staatsämtern noch zum Militär u. s. w. Da aber in der Türkei, die im ganzen 6,130,000 Einwohner zählt, nur 3,295,000 Moslimen leben, so war die Hälfte der Bewohner mehr oder weniger politisch entrechtet im türkischen Staat. Das ist mit Einführung der Verfassung mit einem Schlag anders geworden: Alle Nationalitäten und Religionen sind jetzt gleichberechtigt in der Türkei. Das hat besonders für Palästina eine sehr weit tragende Bedeutung. Dort war bisher die Einwanderung der jüdischen Bevölkerung und der Erwerb von Grundbesitz an Juden verboten. Die politische Umwälzung in der Türkei hat das mit einem Schlage geändert. So lange das Land Palästina den Juden verboten blieb, so lange hatte auch der Zionismus kein festes Ziel, dem er nachstrebte. Er wollte wohl eine Sammlung der national-gesinnten Juden; aber er wußte nicht, wo diese Sammlung stattfinden sollte. Allerlei Pläne tauchten auf, konnten aber keine Zugkraft gewinnen. Jetzt aber steht Palästina, das Land der Väter, dem national gesinnten Juden zur Ansiedlung offen und das schwellt denn die Segel des Zionismus mit neuer Kraft und Wagemut und gibt ihm ein klares, festes Ziel, für das gerade die religiösen Juden leicht zu gewinnen sind.

Wohl sind es bis jetzt nur etwa 100,000 Juden, die sich dem Zionistenbund angeschlossen haben von den 12 Millionen Juden. Und es sind naturgemäß nicht viele deutsche oder amerikanische Juden, die dazu gehören. Sie genießen ein Maß der Freiheit und Beweglichkeit und haben eine so unbeschränkte Gelegenheit, sich in jeder Hinsicht emporzuarbeiten, daß sie sich ganz heimisch fühlen in den freiheitlichen Christenstaaten und wenig Lust haben, sich nach einer andern Heimat umzusehen. Anders dagegen in Rußland, wo die barbarische Behandlung des Judenvolks nach wie vor sich gleich bleibt. Und da gerade in Rußland sich beinahe die Hälfte aller Juden befinden, so ist es begreiflich, daß gerade für diese entrechtete und verfolgte Menschenklasse ein neuer Hoffnungsstern aufging damit, daß in der Türkei sich eine so große politische Umwälzung vollzog. Natürlich geht die große Masse der armen, unwissenden und entrechteten Juden in Rußland noch stumpfsinnig ihres Weges. Aber es muß sich doch nach und nach bei dem unglücklichen Volk die Einsicht Bahn brechen, „daß die Geschicke des jüdischen Volks mit aller Macht der Notwendigkeit dahin drängen, die zionistische Selbsthilfe in den Vordergrund jüdischer Bestrebungen zu rücken..... So wendet sich der Zionismus von dem schwarzen Schattenreich des Leides und der

Verfolgung nach dem sonnigen Osten, wo ein frühlingsfrohes Keimen jetzt eine hoffnungsvolle Zukunft für die jüdische Nation eröffnet."

Der 9. Zionistenkongreß wurde vom 26.—30. Dezember 1909 in Hamburg abgehalten. Von der Kuppel des Konzerthauses, in dem der Kongreß tagte, wehte das blauweiße Banner der Zionisten mit dem Davidsschild in der Mitte. Mehr als 2000 Personen füllten den Saal. Darunter waren 400 Delegierte. Viele derselben haben die wochenlangen Reisen von Australien, Canada, Amerika, Palästina, Rußland nicht gescheut, um an den Versammlungen teilzunehmen.

Als am Sonntagvormittag 10 Uhr die Mitglieder des Aktionskomitees, darunter der populäre Dr. Max Nordau, Paris, aus einer Nebentür in den Saal traten und die Bühne bestiegen, da erhob sich ein unbeschreiblicher Sturm der Begeisterung. Nachdem durch drei Hammerschläge die Ruhe hergestellt worden war, folgte die Eröffnungsrede des Präsidenten des Aktionskomitees, Herrn David Wolffsohn, Köln. Aus dieser Eröffnungsrede haben wir oben schon etliche Sätze zitiert. Nachdem er dann auf die politische Umwälzung in der Türkei mit wenigen Worten hingewiesen, fuhr er fort: „Zum erstenmal erscheint der Zionismus in dieser Perspektive. Wir können der vollen, reifen Freiheit der Türkei ins Auge blicken, denn die Quintessenz unserer Bestrebungen ist die Kolonisation, die als logische Folge der Neugestaltung der türkischen Verhältnisse erscheint. Die parlamentarische Verfassungsform hat einen endgültigen Sieg erfochten. Aber die Verfassung ist ja nicht Selbstzweck. Sie kann nichts anderes sein als ein Weg zur Einheitlichkeit und zur Verwirklichung des Ideals der Einheit und des Fortschritts. Für die Einheitlichkeit müssen gute Bürger gewonnen werden, die durch unauflösbare historische Bande an die Scholle geknüpft sind. Für den Fortschritt muß das nachgeholt werden, was wir Jahrhunderte versäumt haben: Landwirtschaft, Industrie und Handel. Die Freiheit bietet für all diese Unternehmungen enorme Vorteile und unschätzbare Erleichterungen. Das Gebiet, von dem die Regierung die Willkür verbannt hat, wird erst zu einem Boden, auf dem sie sicher auftreten kann.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den klaren Blick der leitenden türkischen Kreise, daß sie schon in der ersten Zeit ihrer neuen Regierung das Wünschenswerte einer jüdischen Einwanderung betont haben. Die Einwanderung von Arbeit und Kapital, — das ist der gegebene Weg zur Lösung der zivilisatorischen Aufgaben, die der jetzigen Regierung obliegen. Die Türkei braucht Steuerzahler, und wir können ihr solche geben, da wir doch als Schaffende, als Pioniere eines modernen Ackerbaues und einer modernen Industrie ins Land ziehen wollen. Die Türkei braucht loyale Bürger, die keine fremdstaatlichen Interessen vertreten würden, und kann es loyalere Bürger geben als die Juden, die ein staatserhaltendes Element im besten Sinne dieses Wortes sein können? Der Ackerbau erfordert feste und bleibende Einrichtungen, er wirkt

nach außen wie nach innen sichernd, bewahrend und erhaltend. Unser Volk, an das Land der Ahnen mit allen Fasern seines Herzens geknüpft, will diesen Boden bebauen, es will ungehindert und unbeengt leben. Es will gegen die Leistung aller Bürgerpflichten die entsprechenden Rechte genießen, es will Kulturwerke schaffen, die seinen Geist verkörpern und die es im Hochgefühl der Betätigung eigener Neigungen mit Aufopferung und Enthusiasmus aufrichten wird.

Es ist natürlich, daß die Neugestaltung in der Türkei unter uns eine zukunftsfreudige Begeisterung erregt hat. Es war wie eine aus dem Grabe erstandene Hoffnung. Wir, das alte Volk des Orients, freuten uns über das Erwachen des Orients zu neuem Leben. Wir, die treuesten Freunde der Türkei, des Landes, welches in den schwersten Zeiten unserer Leiden unsere Flüchtlinge liebevoll geborgen hat, freuten uns über den riesigen Fortschritt, den dieses von ritterlichem Geiste beseelte Volk gemacht hat. Wir waren stolz darauf, daß auch dort unsere Brüder für die Freiheit mitgekämpft, ihr Blut um der Freiheit willen hingegeben und ihren sterblichen Teil der Idee des Fortschritts geweiht haben. Und wir waren besonders als Zionisten hocherfreut darüber, daß auch in Palästina der Freiheit eine Gasse geöffnet wurde."

Nach Wolffsohn ergriff Dr. Max Nordau von Paris das Wort und betonte bezüglich der neuzeitlichen Bewegung in der Türkei, daß man nicht vergessen dürfe über der Begeisterung, daß dies keine jüdische und zionistische, sondern eine rein osmanische Bewegung sei, und daß es taktlos wäre, sich in innere Angelegenheiten der Türkei zu mischen. Die Zukunft des Zionismus liege in der Türkei, die Gegenwart aber in Europa und Amerika. Erst müsse der Zionismus die Gesamtorganisation der Türkei umfassen, erst müsse für die innere Verbreitung der Bewegung in den Zentren der jüdischen Bevölkerung Europas und Amerikas gesorgt werden. Das Ziel der Zionisten sei Palästina, das Land der Väter, für sich zu erwerben, aber nicht, um ein Königreich oder eine Republik der Juden zu gründen, sondern als gleichberechtigte Nation an den Geschicken des osmanischen Reiches mitzuarbeiten.

Mit lodernden Eifer wandte er sich gegen die „Verleumdung", die Zionisten wollten eine türkische Provinz losreißen und in der Türkei ein jüdisches Königreich errichten. „Nein" — rief er mit erhobener Stimme — „wir wollen im ottomanischen Reiche eine Nationalität wie alle anderen Nationalitäten und beanspruchen deren Anerkennung. Unser Ehrgeiz würde es sein, den Namen der loyalsten Nationalität zu verdienen und des Reiches Ansehen zu mehren ... Mein Ideal bleibt es, das jüdische Volk in Palästina leben zu sehen, aber beileibe nicht als Türken in Mazedonien oder sonstwo; eine „Assimilation" hätten wir in anderen Ländern bequemer. Voraussetzung aller Kulturarbeit in der Türkei bildet ein nationales Judentum; es ist das Grundgesetz im Leben der Zionisten."

Wie geht nun aber der Zionismus in seiner Arbeit vor? Hören wir, was darüber berichtet wird.

Gar mannigfaltig ist die Wirksamkeit der zionistischen Organisation. Die Palästina-Kenntnis wurde durch ausgedehnten Briefwechsel, durch zahllose Auskünfte, durch Verbreitung von Flugblättern über den Bodenerwerb und andere Kolonisationsfragen, durch Vorarbeiten für Wandkarten und Lehrbücher, sowie sonstige literarische und pädagogische Bemühungen gefördert. Die Frage der Siedlungsgenossenschaften wird eifrig studiert. Nicht nur zionistische Einrichtungen wurden unterstützt, sondern auch private und gemeinnützige Institutionen, die einer wirtschaftlichen und kulturellen Aufschließung des Landes dienen wollen. In der Hauptsache wurden in Palästina Güter erworben, die von zionistischen Banken bewirtschaftet werden, und Plantagen, vorzugsweise von Oelbäumen, angelegt, sowie Bildungsanstalten, auch solche gewerblicher Natur, unterhalten. Die nötigen Vorkehrungen sind bereits getroffen, die brachliegenden Landstriche zu erwerben und aufzuforsten, damit ein Waldbesitz geschaffen werde, wie ihn jedes Kulturland braucht. Neue Industrie in Palästina einzuführen, war bisher für die Zionisten keine leichte Aufgabe, da das kleine Ländchen selbst noch wenig aufnahmefähig sei und sowohl der Mangel an guten Häfen als auch die für die Versorgung des ottomanischen Reiches ungünstige Lage Palästinas einen Export der dort hergestellten Industrie-Artikel nach anderen Ländern und selbst nach anderen türkischen Provinzen erschwert. Dazu kommt noch das Fehlen von Eisen und Kohle. Besonderes Vertrauen zu weiterer Kolonisationstätigkeit wird aus dem Erfolg der jüdischen Kolonialbanken geschöpft.

Das wichtigste Kolonial-Institut des Zionismus, die Kolonialbank in London, besitzt fast 130,000 Aktionäre, ausschließlich kleine Leute, in allen Teilen der Erde, die aus reiner Begeisterung für ihr Ideal die Aktien erworben haben. Die Sammlungen für die verschiedenen Fonds, insbesondere für den jüdischen Nationalfonds, der zum Ankauf von Boden in Palästina bestimmt ist, sind beträchtlich gestiegen. Der Jahresabschluß des Aktionskomitees weist zum erstenmal einen Ausgleich der Einnahmen und Ausgaben auf. Nach der Bilanzübersicht beträgt heute das gesamte Vermögen aller zionistischen Organisationen und Einrichtungen zusammen ungefähr 7½ Millionen Mark. Die Finanzinstitute wollen besonderen Wert auf die Erlangung von Konzessionen für Verkehrsunternehmungen — Straßen, Eisenbahnen, Dampferlinien — in Palästina legen und hierfür ihre Mittel bereithalten. Würden die nächsten Jahre nach dieser Richtung hin nicht voll ausgenützt, so wäre die Gelegenheit hierfür dauernd verpaßt.

Es gab jedoch auch stürmische Szenen bei dem Kongreß, als es sich um die Wahl des Aktionskomitees handelte. Die Russen wollten die Führerschaft einer starken Persönlichkeit (Wolffsohns) verhüten; aber darüber kam die ganze Organisation in Gefahr. So mußte sich die Ausschußmehrheit dazu bequemen, das alte Aktionskomitee anzuflehen, doch die Geschäfte des Zionismus weiter zu führen.

Der „Apologete", dem teilweise diese Notizen entnommen sind, schließt seinen Bericht wie folgt:

Wird der Zionismus das begeisterte Wort seines ersten großen Führers: „Erst ins Judentum zurück, dann ins Judenland!" in die Tat umsetzen können? Unseres Erachtens sollte dieser Ausspruch etwas anders lauten: „Erst zu Gott zurück, dann ins Judenland!" Ohne Zweifel hat der Herr noch Großes vor mit seinem alttestamentlichen Bundesvolke, sicher führt er auch sein armes Israel wieder in die Heimat der Väter, nach der sie nun schon beinahe 2000 Jahre ausschauen, aber nur dann, nachdem für das harte Volk, das Jesum, den Messias, getötet, die Zeit der Buße gekommen und es die Beichte angestimmt, die Jesaias, Kapitel 53, steht. Wenn Israel sich anklagt und mit Tränen den anschaut, den die Väter einst zerstochen haben, dann wird J e h o v a die Gebrechen seines Volkes heilen und es heimbringen in das Land, das mit Verheißungen besonderer Art geziert und für die Heimkehrenden so feierlich zubereitet ist. Ein gereinigtes und erneuertes Palästina für ein erneuertes und geheiligtes Israel! So werden die Verstoßenen heimkehren. Dann wird in Erfüllung gehen, was geschrieben ist durch den Propheten: „Die Erlöseten des Herrn werden wieder kommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen." Jes. 35, 10.

Wir glauben die Zukunft Israels anders auffassen zu müssen. Ein R e st wird zurückkehren,*) wenn auch noch nicht bekehrt zu seinem Heiland. Der Rest wird innerlich der bessere Teil des Judenvolks sein in religiöser Hinsicht. Es ist die Sehnsucht nach dem Lande der Väter, die sie treibt zur Besiedelung im Lande Palästina. Die Rückkehr der Juden in ihr Land ist das G r ü n w e r d e n d e s F e i g e n b a u m s, das dem Kommen des Herrn vorangehen soll. Matth. 24, 32. Es ist ein Zeichen, daß die „Zeit der Heiden", die Zertretung Jerusalems ihrem Ende naht (Luk. 21, 24). Die Weissagung Sacharjas von Kap. 12—14 an scheint aber anzudeuten, daß es noch zu schweren politischen Kämpfen und Kriegsnöten kommen wird im jüdischen Lande, und da wird auch Juda streiten wider Jerusalem" (Sach. 14, 14). In diesen Kriegsnöten mag eben ein Teil des Volks sich bußfertig zu dem Herrn bekehren (Kap. 12, 9. 10—13, 1). Und das mag die Ursache sein, daß auch das ungläubige Juda in fanatischem Haß streitet wider seine bekehrten Brüder. So ist denn wohl angezeigt, daß gläubige Christen, welche auf die Zukunft des Herrn warten, auch auf diese Zeichen achten, ob nicht der Feigenbaum durch seine neuen schwellenden Knospen das Nahen des Herrn andeuten will. Matth. 24, 33; Luk. 21, 28—33.

---

* Die Wahrheit: „Der Rest wird zurückkehren", hat der Prophet Jesaja besonders stark betont und das sollte auch der N a m e seines Sohnes verkündigen: „Schear Jaschub" (Jes. 7, 3). Dieser wie der andere Name seines anderen Sohnes (Kap. 8, 3), sollte dem Volk zum Zeichen und Wunder dienen (Kap. 8, 18); auch „Immanuel" (7, 14; 8, 10) ist wohl mit dazu zu rechnen.

Ein evangelischer Katechismus.

Entwurf von P. M. Ratsch.

Vorbemerkungen.

Der nachstehende Katechismusentwurf will eine kurze und einfache Darstellung der evangelischen Heilslehre geben, wie sie gegenwärtig in weiten Kreisen unserer Synode als dringendes Bedürfnis empfunden wird. Derselbe war bereits längere Zeit fertig gestellt, bevor die ehrw. Generalsynode zu der Katechismusfrage Stellung nahm, und ist daher eine durchaus selbständige Arbeit mit eigenen Gesichtspunkten und Zielen. In der Anordnung und Einteilung des Inhalts sind die Grundsätze durchgeführt, welche der Verfasser in seiner Abhandlung über „Die einheitliche Gliederung des Katechismusstoffes“ entwickelt hat. (Vgl. Magazin 1909, Juli, September und November.) Der Memorierstoff für die Kinder ist auf das tunlich geringste Maß eingeschränkt, hebt jedoch alle wesentlichen Momente der Heilslehre ihrer Bedeutung entsprechend hervor. Die Fragen und Antworten sind in möglichst knapper und durchsichtiger Form gegeben, unter grundsätzlicher Vermeidung aller schleppenden und überladenen Perioden, die dem kindlichen Verständnis hinderlich sind. Die am Schluß beigefügten Anmerkungen enthalten eine Anzahl näherer Erklärungen, namentlich auch die Hinweise auf die systematische Gliederung des Ganzen und die durchgängigen Beziehungen der einzelnen Teile unter einander. Dieselben sind zunächst zur Orientierung des Lehrers bestimmt, mögen dann aber auch in zweckentsprechender Weise für den Unterricht verwertet werden. Im Uebrigen verweisen wir auf unsere oben genannte Abhandlung.

Einleitung.

1. Was soll eines jeden Menschen größte Sorge sein?

Die Sorge für das ewige Heil seiner Seele.

2. Worin besteht das ewige Heil unserer Seele?

In der seligen Gemeinschaft mit Gott oder der Kindschaft Gottes. [1)]

3. Welches Buch unterweist uns über das Heil unserer Seele?

Die Heilige Schrift oder das Wort Gottes.

4. Was enthält der Katechismus?

Die sechs Hauptstücke der Heilslehre nach der Heiligen Schrift.

5. Was lehren uns die drei ersten Hauptstücke?

Was zur Gemeinschaft mit Gott gehört.

6. Was lehren uns die drei letzten Hauptstücke?

Durch welche Mittel wir Gemeinschaft mit Gott haben.

Das erste Hauptstück.

Vom christlichen Glauben oder von der Erkenntnis Gottes. [2)]

7. Wie lautet das apostolische Glaubensbekenntnis?

Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden.

Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.

Ich glaube an den Heiligen Geist, Eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben. Amen.

Der erste Artikel.

Von Gott dem Vater und von dem Werke der Schöpfung.

A. Die Person Gottes des Vaters.

8. Was heißt: Ich glaube?

Ich setze eine gewisse Zuversicht auf unsichtbare Dinge. 3)

9. Was lehrt uns die Heilige Schrift über Gottes Wesen?

Gott ist ein unendlicher Geist mit vollkommenstem Verstand, Willen und Gefühl.

10. Welche Eigenschaften besitzt Gott als Unendlicher?

Gott ist ewig, allgegenwärtig und unveränderlich. 4)

11. Wie ist Gott nach seinem Verstand?

Gott ist allwissend, allweise und wahrhaftig. 5)

12. Wie ist Gott nach seinem Willen?

Gott ist allmächtig, heilig und gerecht. 6)

13. Wie ist Gott nach seinem Gefühl?

Gott ist selig und die Liebe. 7)

14. Warum wird Gott im apostolischen Glaubensbekenntnis „der Vater" genannt?

Weil in dem einen Gott drei Personen sind: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. 8)

B. Das Werk Gottes des Vaters.

1. Die Schöpfung der Welt.

15. Was heißt: Gott ist „der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden?"

Gott hat Himmel und Erde geschaffen oder aus nichts gemacht.

16. Welches sind die Hauptgeschöpfe der unsichtbaren Welt?

Die Engel, hochbegabte Geister mit einem himmlischen Leibe.

17. Was tun die guten Engel?

Sie preisen Gottes Herrlichkeit und richten seine Befehle aus zu unserer Seligkeit.

18. Was tun die bösen Engel?

Sie trachten darnach, Gottes Werke zu zerstören und die Menschen durch Verführung zu verderben. 9)

19. Was bilden die bösen Engel zusammen?

Das Reich der Finsternis unter dem Teufel oder Satan, als ihrem Oberhaupt.

20. Welches sind die Hauptgeschöpfe in der sichtbaren Welt?

Die Menschen, geschaffen nach Gottes Bilde, mit einem göttlichen Geist und einem irdischen Leib. [10)]

21. Wozu hat Gott die Menschen erschaffen?

Sie sollten in seliger Gemeinschaft mit Gott leben, d. h. sie sollten Gott erkennen, in ihm selig sein und ihm gehorchen.

22. Was tat aber der Teufel mit den ersten Menschen?

Er verführte sie durch Lüge zum Ungehorsam gegen Gott. [11)]

23. Was waren die Folgen dieser ersten Sünde?

Der Mensch verderbte sein göttliches Ebenbild, verlor die Gemeinschaft mit Gott und kam unter die Herrschaft der Sünde und des Teufels. [12)]

24. Was ist die Erbsünde?

Die angeborene böse Lust, welche den Menschen zu allen sündlichen Gedanken, Worten und Werken reizt.

25. Wie entsteht daraus die wirkliche Sünde?

Dadurch, daß der Mensch in die böse Lust einwilligt.

26. Was ist die Strafe für die Sünde?

Der Tod, und zwar der geistliche, leibliche und ewige Tod. [13)]

2. Die Erhaltung der Welt. [14)]

27. Was heißt: Gott erhält die Welt?

Gott macht, daß die Welt fortbesteht.

28. Wie erhält Gott insbesondere die Menschen?

Er gibt ihnen, was sie zum Leben brauchen und behütet sie vor allen Gefahren.

3. Die Regierung der Welt.

29. Was heißt: Gott regiert die Welt?

Gott lenkt alles in der Welt nach seinem Willen. [15)]

30. Was regiert Gott insbesondere im Leben der Menschen?

Alle ihre Schicksale und ihre Taten.

31. Was ist das Ziel von Gottes Welterhaltung und Weltregierung?

Alle Menschen zum Heil in Christo zu führen.

Der zweite Artikel.

Von Gott dem Sohne und von der Erlösung.

A. Die Person Gottes des Sohnes.

32. Was bedeuten die Namen „Jesus Christus?"

Jesus heißt: Heiland oder Seligmacher, Christus heißt: der Gesalbte.

33. Warum wird Christus „Gottes eingeborner Sohn" genannt?

Weil er wahrhaftiger Gott ist, vom Vater in Ewigkeit geboren.

34. Wodurch bezeugt die Heilige Schrift Christi wahrhaftige Gottheit?

Sie legt ihm bei göttliche Namen, göttliche Eigenschaften, göttliche Werke und göttliche Ehre.

35. Was bekennen wir mit den Worten: „der empfangen ist vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria?"

Der Sohn Gottes ist wahrhaftiger Mensch geworden, gleichwie wir, doch ohne Sünde.

36. Wodurch bezeugt die Heilige Schrift Christi wahrhaftige Menschheit?

Sie legt ihm bei menschliche Geburt, menschliches Wachstum, menschliche Bedürfnisse, menschliche Gefühle und menschliches Sterben.

37. Wie nennt sich darum Christus selbst?

Des Menschen Sohn, d. h. der einzige vollkommene Mensch.

B. Das Werk Gottes des Sohnes.

38. Worin besteht das Werk der Erlösung?

Darin, daß Christus uns von dem Verderben der Sünde befreit und uns in die selige Gemeinschaft mit Gott zurückgeführt hat. 16)

1. Christus als Prophet.

39. Was hat Christus schon vor seinem Leiden und Sterben zu unserer Erlösung getan?

Er hat uns die Wahrheit des Heils geoffenbart durch seine Predigt, durch seinen heiligen Wandel und durch seine Wunder. 17)

2. Christus als Hoherpriester.

40. Was bekennen wir mit den Worten: „gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget und gestorben?

Christus hat durch sein heiliges Leiden und Sterben den Zorn Gottes über unsere Sünde getragen und uns dadurch mit Gott versöhnt. 18)

41. Warum mußte Christus nach seinem Tode auch begraben werden?

Zum Zeugnis, daß er wahrhaftig gestorben sei.

3. Christus als König.

42. Was bekennen wir mit dem Worte „niedergefahren zur Hölle?"

Christus hat auch im Totenreich das Evangelium geoffenbart.

43. Was bekennen wir mit dem Worte: „am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten?"

Durch Christi Auferstehung ist die Erlösung als eine vollgültige kund getan und unsere eigene Auferstehung sicher verbürgt.

44. Was bekennen wir mit dem Worte: „aufgefahren gen Himmel?"

Durch seine Himmelfahrt ist Christus zu himmlischer Herrlichkeit

verklärt und uns die gewisse Hoffnung unserer eigenen Verklärung im Himmel gegeben.

45. Was bekennen wir mit dem Worte: „sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters?"

Daß er erhöhet ist zum König seiner Gemeinde und empfangen hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

46. Wie regiert Christus als König in den Herzen seiner Gläubigen?

Er sendet ihnen den Heiligen Geist und treibt sie dadurch zu allem Guten an. 19)

47. Was bekennen wir mit dem Worte: „von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten?"

Christus wird am jüngsten Tag in seiner Herrlichkeit erscheinen, einem jeglichen geben nach seinen Werken und sein Reich vollenden.

Der dritte Artikel.

Von Gott dem Heiligen Geiste und von dem Werke der Heiligung.

A. Die Person des Heiligen Geistes.

48. Was glauben wir vom Heiligen Geist?

Der Heilige Geist ist gleicher Gott mit dem Vater und dem Sohne und geht in Ewigkeit von ihnen beiden aus.

49. Wodurch bezeugt die Heilige Schrift, daß der Heilige Geist wahrhaftiger Gott ist?

Sie legt ihm bei göttliche Namen, göttliche Eigenschaften, göttliche Werke und göttliche Ehre.

B. Das Werk des Heiligen Geistes.

50. Worin besteht das Werk der Heiligung?

Darin, daß der Heilige Geist den Menschen das Heil in Christo zueignet.

51. Durch welche Mittel wirkt der Heilige Geist?

Durch das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, als die von Gott verordneten Gnadenmittel.

1. Die Heilsordnung.

52. Was tut der Heilige Geist in der Heilsordnung?

Er eignet dem einzelnen Menschen das Heil in Christo zu.

53. Was ist die Berufung?

Die Einladung zum Reiche Gottes und die Erweckung aus dem geistlichen Tode. 20)

54. Was ist die Buße?

Erkenntnis der Sünde, Reue über dieselbe und Verlangen nach Erlösung.

55. Was ist der Glaube?

Erkenntnis der Gnade Gottes in Christo, Wohlgefallen an derselben und herzliches Vertrauen darauf. 21)

56. Wie wird Buße und Glaube zusammen noch genannt?

Die Bekehrung des Menschen, d. h. die Abkehr von der Sünde und die Hinkehr zu Christo.

57. Was ist die Rechtfertigung?

Vergebung der Sünden um Christi willen und Aufnahme in die Kindschaft Gottes. 22)

58. Wie bekennen wir daher im dritten Artikel?

Ich glaube eine Vergebung der Sünden.

59. Was gehört zur Kindschaft Gottes?

Gewißheit der Gnade Gottes, Frieden und Freude in Gott, Liebe und Gehorsam gegen Gott. 23)

60. Wie wird die Rechtfertigung sonst noch genannt?

Die Wiedergeburt des Menschen, d. h. die Mitteilung des neuen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott.

61. Was ist die Heiligung?

Wachstum des neuen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott.

62. Was wird dadurch vermehrt?

Gewißheit und Erkenntnis der Gnade Gottes, Friede und Freude in Gott, Liebe und Gehorsam gegen Gott.

2. Die Heilsgemeinschaft.

63. Wie wird die Gesamtheit aller Gläubigen im dritten Artikel genannt?

Eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen.

64. Was ist zu verstehen unter der „Gemeinschaft der Heiligen"?

Daß alle Christen in der Liebe zusammenhangen und einander fördern in der Heiligung.

65. Warum heißt die Gemeinschaft der Heiligen eine „Kirche?"

Weil die ganze Christenheit ein Tempel Gottes ist, in welchem der Geist Gottes wohnet.

66. Warum bekennen wir die christliche Kirche als „Eine?"

Sie hat einen Glauben, wie er im apostolischen Glaubensbekenntnis bezeugt ist.

67. Warum bekennen wir die christliche Kirche als eine „heilige"?

Weil jeder Einzelne in ihr durch Wort und Sakrament geheiligt wird.

68. Warum bekennen wir die christliche Kirche als „allgemeine"?

Weil alle Völker in dieselbe aufgenommen werden sollen.

69. Warum heißt sie die „christliche" Kirche?

Weil sie an Christum glaubt, von ihm gestiftet ist und von ihm regiert wird.

70. Was verstehen wir unter der sichtbaren Kirche?

Die Gesamtheit aller Getauften, die sich zum Glauben an Christum bekennen.

71. Was verstehen wir unter der unsichtbaren Kirche?

Die Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, die sich in allen Teilen der sichtbaren Kirche befinden.

3. Die Heilsvollendung
(oder die letzten Dinge.)

72. Was geschieht mit dem Menschen im Tode?

Die Seele des Menschen trennt sich vom Leibe und geht in das Totenreich; der Leib aber wird wieder zur Erde.

73. Was bekennen wir mit dem Worte: „ich glaube eine Auferstehung des Leibes"?

Christus wird am jüngsten Tage alle Toten auferwecken, d. h. Leib und Seele derselben wieder mit einander vereinigen. (Ueber das jüngste Gericht vgl. Fr. 47.)

74. Was bekennen wir mit dem Worte: „ich glaube ein ewiges Leben"?

Die Gerechten werden eingehen in die vollkommene Gemeinschaft mit Gott zu unaussprechlich seliger und ungetrübter Freude ohne Ende.

75. Was geschieht mit den Gottlosen? [24)]

Sie werden eingehen in die ewige Verdammnis.

76. Was heißt das?

Sie werden völlig aus Gottes Gemeinschaft verstoßen zu unaussprechlich schmerzlichen und trostlosen Qualen ohne Ende. [25)]

Das zweite Hauptstück.

Vom christlichen Gebet oder von der Seligkeit in Gott.

A. **Das Gebet im allgemeinen.** [26)]

77. Was ist das Gebet?

Das Gespräch unseres Herzens mit Gott. [27)]

78. Welche Arten des Gebets unterscheiden wir?

Dankgebete, Lobgebete und Bittgebete.

79. In wessen Namen sollen wir allezeit beten?

Im Namen Jesu, d. h. im Glauben an seine Versöhnung.

80. Mit welcher Gesinnung sollen wir beten?

Andächtig, demütig, zuversichtlich, anhaltend und mit Ergebung.

81. Wann sollen wir beten?

Regelmäßig am Morgen, Mittag und Abend; außerdem zu jeder Zeit auf besonderen Antrieb, mit dem Herzen aber ohne Unterlaß.

82. Wo sollen wir beten?

Im Gotteshause, in der Familie und im Kämmerlein, auf besonderen Antrieb aber auch an jedem andern Ort.

83. Was ist der Segen des Gebets?

Erhörung unserer Bitten und Vermehrung unserer Freude und Seligkeit in Gott.

B. Das heilige Vaterunser.

84. Wie lautet das heilige Vaterunser?

Unser Vater, der du bist im Himmel. Dein Name werde geheiliget. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

85. Wie lautet die Anrede?

Unser Vater, der du bist im Himmel.

86. Was heißt das?

Liebreicher, allmächtiger Gott, als deine Kinder in Christo Jesu kommen wir zu dir mit unseren Bitten. 28)

87. Wie lautet die erste Bitte?

Geheiliget werde dein Name. 29)

88. Was heißt das?

Hilf uns deinem heiligen Wort von Herzen glauben und deines Namens Herrlichkeit erkennen.

89. Wie lautet die zweite Bitte?

Dein Reich komme.

90. Was heißt das?

Gib uns Teil an deinem seligen Reich, das da ist Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geist.

91. Wie lautet die dritte Bitte?

Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

92. Was heißt das?

Hilf uns mit Freuden deinen heiligen Willen tun nach deinem Wohlgefallen, wie die Engel im Himmel.

93. Wie lautet die vierte Bitte?

Unser täglich Brot gib uns heute.

94. Was heißt das?

Gib uns, was wir heute brauchen zur Erhaltung unseres Leibes und Lebens.

95. Wie lautet die fünfte Bitte?

Und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

96. Was heißt das?

Nimm von uns unsere Schulden um des Blutes Jesu Christi willen, denn auch wir verzeihen gerne unsern Brüdern ihre Fehler.

97. Wie lautet die sechste Bitte?

Und führe uns nicht in Versuchung.

98. Was heißt das?

Bewahre uns vor allen Lockungen zur Sünde und hilf uns überwinden im Kampfe mit dem Bösen.

99. Wie lautet die siebente Bitte?

Sondern erlöse uns von dem Uebel.

100. Was heißt das?

Behüte uns vor allen Gefahren, errette uns aus unsern Nöten und bescheere uns nach allen Leiden dieser Zeit ein selig Ende.

101. Wie lautet der Beschluß?

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

102. Was heißt das?

Das bitten wir dich um deiner Liebe, Macht und Ehre willen; und wir sind gewiß, du wirst uns auch erhören. 30)

Das dritte Hauptstück.

Vom christlichen Gehorsam oder von der Liebe zu Gott. 31)

103. Was heißt: Gott gehorchen?

Von ganzem Herzen Gottes Willen tun. 32)

104. Was ist die Summe der Gebote Gottes?

Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. (Matth. 22, 37. 39.) 33)

105. Wie lautet das erste Gebot?

Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause geführet habe. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. 34)

106. Was heißt das?

Du sollst Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, nicht aber Kreaturen zu deinen Göttern machen.

107. Wie lautet das zweite Gebot?

Du sollst dir kein Bildnis, noch irgend ein Gleichnis machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die mich hassen. Und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.

108. Was heißt das?

Du sollst Gott recht erkennen, wie er sich geoffenbaret hat, nicht aber Bilder von ihm machen, um sie anzubeten.

109. Wie lautet das dritte Gebot?

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

110. Was heißt das?

Du sollst Gottes Namen treulich bekennen und gerne zu ihm beten, nicht aber bei demselben fluchen, schwören, zaubern, heucheln oder ihn verleugnen. 35)

111. Wie lautet das vierte Gebot?

Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Toren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und alles was darinnen ist; und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.

112. Was heißt das?

Du sollst am Tag des Herrn von irdischer Arbeit ruhen und dich im Gottesdienst aus Gottes Wort erbauen, nicht aber ihn entheiligen durch irdische Arbeit, geistliche Trägheit oder sündliche Freude. 36)

113. Wie lautet das fünfte Gebot?

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.

114. Was heißt das?

Du sollst deine Eltern und Vorgesetzten als Gottes Stellvertreter ehren, lieben und ihnen gehorchen, nicht aber sie verachten, kränken oder dich ihnen widersetzen.

115. Wie lautet das sechste Gebot?

Du sollst nicht töten. 37)

116. Was heißt das?

Du sollst das Leben deines Nächsten, wie dein eigenes, bewahren und erfreuen helfen, nicht aber es ihm nehmen, schädigen oder verbittern.

117. Welchen tieferen Sinn hat ferner dieses Gebot?

Du sollst für deines Nächsten Seelenheil, wie für dein eigenes sorgen, nicht aber es gefährden durch Verwahrlosung oder Verführung.

118. Wie lautet das siebente Gebot?

Du sollst nicht ehebrechen.

119. Was heißt das?

Du sollst allezeit keusch und züchtig leben in Gedanken, Worten und Werken, und deinen Ehegatten herzlich lieben und ehren bis in den Tod.

120. Wie lautet das achte Gebot?

Du sollst nicht stehlen.

121. Was heißt das?

Du sollst das Eigentum des Nächsten wie dein eigenes helfen bessern und behüten, nicht aber es ihm nehmen. verletzen oder ihn darum betrügen.

122. Wie lautet das neunte Gebot?

Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

123. Was heißt das?

Du sollst zwischen dir und deinem Nächsten das Vertrauen wahren, darum allezeit die Wahrheit zu ihm sprechen und das Beste von ihm reden; nicht aber ihn belügen, verraten oder verleumden. 38)

124. Wie lautet das zehnte Gebot?

Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht ge-

lüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat.

125. Was heißt das?

Du sollst deine Lust und Freude haben an des Nächsten Glück, nicht aber in Selbstsucht nach seinen Gütern trachten.

Das vierte Hauptstück.

Vom Worte Gottes oder von der Heiligen Schrift. [39]

126. Was verstehen wir unter Gottes Wort?

Alles, was Gott zu den Menschen um ihres ewigen Heiles willen geredet hat.

127. Durch wen hat Gott zu den Menschen geredet?

Durch die Propheten, Apostel und durch seinen Sohn Jesum Christum.

128. Wie hat Gott durch diese heiligen Männer geredet?

Er hat ihnen durch seinen Heiligen Geist die Wahrheit des Heils geoffenbart und sie zum Reden und Schreiben derselben angetrieben.

129. Wo finden wir das Wort Gottes aufgezeichnet?

In der Heiligen Schrift oder der Bibel, welche ist eine vollkommene und untrügliche Unterweisung zur Seligkeit. [40]

130. Was enthält das Alte Testament?

Die Stiftung und Geschichte des alten Bundes, den Gott durch Moses mit den Kindern Israel geschlossen hat.

131. Was wird im alten Bund zur Seligkeit gefordert?

Die Erfüllung des Gesetzes.

132. Was enthält das Neue Testament?

Die Stiftung und erste Geschichte des neuen Bundes, den Gott durch Christum mit allen Menschen geschlossen hat.

133. Was wird im neuen Bund zur Seligkeit gefordert?

Der Glaube an Jesum Christum.

134. In welcher Sprache ist die Heilige Schrift geschrieben?

Das Alte Testament in der hebräischen, das Neue Testament in der griechischen Sprache.

135. Wer hat die Bibel in die deutsche Sprache übersetzt?

Dr. Martin Luther, geboren den 10. November 1483, gestorben den 18. Februar 1546 zu Eisleben in Sachsen.

136. Wozu nützt uns die Heilige Schrift?

Zur Lehre, zur Strafe, zum Trost, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, d. h. zu einem neuen Leben in der Gemeinschaft mit Gott. [41]

137. Wer wirkt solches alles durch die Heilige Schrift?

Der Heilige Geist.

138. Wie sollen wir Gottes Wort zu unserer Seligkeit gebrauchen?

Wir sollen es fleißig lesen, hören und lernen, und zwar mit Heilsverlangen, Glauben und Gehorsam.

Das fünfte Hauptstück.

Von der heiligen Taufe oder vom Sakrament der Wiedergeburt.

139. Was ist ein Sakrament?

Eine heilige, von Christo selbst eingesetzte Handlung, in welcher uns unter sichtbaren Zeichen unsichtbare Gnadengüter mitgeteilt werden.

140. Wie lauten die Einsetzungsworte der heiligen Taufe?

Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. (Matth. 28, 18—20.)

141. Welches unsichtbare Gnadengut wird uns in der heiligen Taufe dargereicht?

Das neue Leben in der Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott, oder die Kindschaft Gottes. (Vgl. F. 59 und 60.)

142. Wodurch ergreifen wir diesen Segen der heiligen Taufe?

Durch den Glauben an Christum und seine Verheißung.

143. Welches sichtbare Zeichen wird bei der heiligen Taufe gebraucht?

Das Wasser, welches ist ein Sinnbild und Unterpfand des Heiligen Geistes. [42)]

144. Warum hat Christus seiner Verheißung noch ein sichtbares Zeichen beigefügt?

Zur Stärkung unseres Glaubens.

145. Was empfangen die Kinder in der heiligen Taufe?

Die Erstlinge des neuen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott.

146. Wann erlangen sie den vollen Segen der heiligen Taufe?

Wenn sie zum vollen Glauben an Christum gekommen sind.

147. Was ist daher die Pflicht aller Eltern gegen ihre getauften Kinder?

Dieselben durch christliche Erziehung und Unterricht zum Glauben an Christum zu führen.

148. Was ist die Konfirmation?

Die Bestätigung des Taufbundes durch das Glaubensbekenntnis und die Einsegnung der christlich unterwiesenen Kinder. [43)]

149. Wozu verpflichtet uns unsere Taufe und Konfirmation unser Leben lang?

Daß wir immer völliger der Sünde absterben und immer mehr im neuen Leben zunehmen.

Das sechste Hauptstück.

Vom heiligen Abendmahl oder vom Sakrament der Heiligung.

150. Wie lauten die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls?

Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte und brach es und gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches tut zu meinem Gedächtnis.

Desselbigen gleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl, dankte und gab ihnen den und sprach: Nehmet hin und trinket alle daraus; dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Solches tut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtnis.

151. Welches unsichtbare Gnadengut wird uns im heiligen Abendmahl dargereicht?

Stärkung in der seligen Gemeinschaft mit Christo und dem dreieinigen Gott, oder Wachstum im neuen Leben. (Vgl. Fr. 61 und 62.) 44)

152. Wodurch ergreifen wir diesen Segen des heiligen Abendmahls?

Durch den Glauben an Christum und seine Verheißung.

153. Welche sichtbaren Zeichen werden bei dem heiligen Abendmahl gebraucht?

Brot und Wein, welche sind Sinnbild und Unterpfand unserer Vereinigung mit Christo. 45)

154. Warum hat Christus seiner Verheißung noch ein sichtbares Zeichen beigefügt?

Zur Stärkung unseres Glaubens.

155. Was ist die Beichte?

Die Vorbereitung auf das heilige Abendmahl durch das Sündenbekenntnis und die Absolution der bußfertigen und gläubigen Gemeinde. 46)

156. Wie sollen wir uns für uns selbst auf die Beichte vorbereiten?

Durch gewissenhafte Selbstprüfung nach Gottes heiligen Geboten.

Anhang.

Zum zweiten Hauptstück.

Luthers Morgensegen, Tischgebete und Abendsegen.

Zum dritten Hauptstück.

(Viertes Gebot.)

Das christliche Kirchenjahr.

Zum vierten Hauptstück.

Die biblischen Bücher.
(Einschließlich der Apokryphen.)

Zum sechsten Hauptstück.

(Beichte.)

Das Sündenbekenntnis.

Anmerkungen.

Einleitung.

[1]) Zu Frage 2. — Zur Gemeinschaft mit Gott gehört, daß wir Gott erkennen, in ihm selig sind und ihn lieb haben.

Erstes Hauptstück.

[2]) Vor Fr. 7. — Das erste Hauptstück lehrt uns, wie wir Gott durch den Glauben erkennen.

[3]) Nach Fr. 8. — Aller Glaube beruht auf Offenbarung, wodurch das Unsichtbare sichtbar wird. — Gott hat sich allen Menschen geoffenbart durch die Natur und das Gewissen; uns Christen hat er sich besonders geoffenbart durch die Heilige Schrift.

[4]) Zu Fr. 10. — Als Unendlicher ist Gott ewig (er hat weder Anfang noch Ende), allgegenwärtig (er ist und wirkt an allen Orten zugleich) und unveränderlich (er bleibt in seinem Wesen, wie er ist).

[5]) Zu Fr. 11. — Nach seinem Verstande ist Gott allwissend (er weiß alles), allweise (er ordnet und leitet alles aufs beste), und wahrhaftig (er redet stets die Wahrheit und hält alle seine Zusagen).

[6]) Zu Fr. 12. — Nach seinem Willen ist Gott allmächtig (er kann tun und schaffen, was er will), heilig (er ist vollkommen gut und hat nur am Guten sein Wohlgefallen) und gerecht (er belohnt alles Gute und bestraft alles Böse).

[7]) Zu Fr. 13. — Nach seinem Gefühl ist Gott selig (er genießt allezeit die Fülle der höchsten Freuden) und die Liebe (es ist seine Lust, uns zu erfreuen und selig zu machen). — Nach seiner Liebe ist Gott gütig gegen die Niedrigen, barmherzig gegen die Elenden und gnädig gegen die Sünder.

[8]) Zu Fr. 14. — Gott heißt daher der dreieinige Gott.

[9]) Zu Fr. 18. — Gott hat alle Engel gut geschaffen, aber viele derselben sind durch Hochmut von Gott abgefallen und darum aus seiner Gemeinschaft verstoßen.

[10]) Zu Fr. 20. — Der Leib des Menschen ist ein Werkzeug für seinen Geist. Die wichtigsten Glieder unseres Leibes sind die fünf Sinneswerkzeuge. Die Hauptkräfte des Geistes sind Verstand, Gefühl und Wille.

[11]) Zu Fr. 22. — Er erweckte in ihnen die böse Lust und sie willigten in dieselbe ein.

[12]) Zu Fr. 23. — Der Verstand des Menschen wurde getrübt, sein Gefühl verwirrt und sein Wille geschwächt. — Darum konnte er Gott nicht mehr erkennen, nicht mehr in ihm selig sein und ihm nicht mehr gehorchen. — Dagegen mußte er nun Lust haben an der Sünde, ihren Lügen glauben und nach ihrem Willen tun.

[13]) Zu Fr. 26. — Der geistliche Tod ist die Trennung der Seele von Gott; Verstand, Gefühl und Wille sind für Gott unempfänglich, verhärtet, erstorben. — Der leibliche Tod ist die Trennung der Seele vom Leibe, der in der Verwesung noch weiter zerfällt. — Der ewige Tod ist die völlige Trennung Gottes von der Seele und gänzliche Zerrüttung ihrer geistigen Kräfte.

[14]) Vor Fr. 27. — Gott hat in seiner Gnade beschlossen, die gefallene und verlorene Welt von ihrem sündlichen Verderben zu erlösen. Daher hat er sie nicht vernichtet, sondern sorgt noch ferner für sie, indem er sie erhält und regiert.

[15]) Zu Fr. 29. — Und zwar Glück und Unglück, sowie gute und böse Taten. Die guten Taten lenkt Gott, indem er dazu mahnt, sie fördert und in ihren Folgen segnet; die bösen Taten lenkt er, indem er davor warnt, sie hindert oder in ihren Folgen zum Guten wendet.

[16]) Zu Fr. 38. — Wie das sündliche Verderben des Menschen, so hat auch die Erlösung eine dreifache Seite. Eben darum verwaltet Christus als Erlöser das dreifache Amt als Prophet, Hoherpriester und König.

[17]) Zu Fr. 39. — Als Prophet hat uns Christus erlöst von allem Betrug und Irrtum der Sünde und uns die rechte Erkenntnis Gottes wiedergebracht.

[18]) Zu Fr. 40. — Als Hoherpriester hat uns Christus erlöst von aller Schuld und Strafe der Sünde und uns wieder Frieden und Freude in Gott erworben.

[19]) Zu Fr. 46. — Als König hat uns Christus erlöst von aller Macht und Knechtschaft der Sünde und uns wieder Kraft zur Liebe Gottes geschenkt.

[20]) Zu Fr. 53. — Der Heilige Geist wirkt auf allen Stufen der Heilsordnung jedesmal auf den ganzen inneren Menschen nach all seinen Kräften. — Auf den drei ersten Stufen wirkt er in dem Menschen die Empfänglichkeit für das Heil. — In der Berufung wird Verstand, Gefühl und Wille soweit erweckt und gestärkt, daß der Mensch imstande ist, sich mit aller Freiheit entweder für oder wider das Heil in Christo zu entscheiden. — Im ersteren Falle erwacht in ihm die Sorge für das ewige Heil seiner Seele.

[21]) Zu Fr. 55. — Durch das herzliche Vertrauen ergreift der Glaube die Gnade Gottes in Christo.

[22]) Zu Fr. 57. — Auf den zwei letzten Stufen der Heilsordnung wirkt der Heilige Geist die Mitteilung des Heils in Christo.

[23]) Zu Fr. 59. — Die Vergewisserung der Gnade Gottes heißt, für sich allein genommen: das Zeugnis des Heiligen Geistes; doch ist dasselbe in Wirklichkeit unabtrennbar von den beiden andern Momenten der Rechtfertigung oder der Kindschaft Gottes.

[24]) Zu Fr. 74. — Diese Gemeinschaft mit Gott ist vollkommene Erkenntnis Gottes, vollkommene Seligkeit in Gott und vollkommene Liebe zu Gott. — Solche Seligkeit wird erhöht durch die Gemeinschaft mit allen heiligen Engeln und seligen Menschen. — Dabei ist dieselbe weder getrübt durch Sünde und Leiden, noch durch Berührung mit Gottlosen und bösen Engeln, noch auch durch Furcht vor dem Tode.

[25]) Zu Fr. 76. — Diese Verstoßung von Gott ist Erkenntnis völliger Geschiedenheit von Gott, unseliges Gefühl derselben und ohnmächtiges Widerstreben dagegen. — Solche Unseligkeit wird erhöht durch das

Zusammensein mit den bösen Engeln und verdammten Menschen. — Sie ist bei alledem trostlos sowohl durch unaufhörliche Gewissensqualen und äußere Leiden, als auch durch Ausschluß von allen guten Wesen, sowie durch die schreckliche Gewißheit ihrer endlosen Dauer.

Zweites Hauptstück.

[26] Vor Fr. 77. — Das zweite Hauptstück lehrt uns, wie wir in Seligkeit zu Gott beten. — Die Summa unseres Glaubens an den dreieinigen Gott faßt sich zusammen in das Wort: Gott ist die Liebe. Die Erkenntnis der überschwänglichen Liebe Gottes erfüllt unser Herz mit Seligkeit, die im Gebet zum rechten Ausdruck kommt.

[27] Zu Fr. 77. — Im Gebet sprechen wir unsere Seligkeit in Gott aus; im Dankgebet ist es die Freude über empfangene Wohltaten, im Lobgebet die Freude über Gottes Herrlichkeit, im Bittgebet ist es die Freude in Gott, die uns tröstet und stärkt in unserer Not und Hilfsbedürftigkeit.

[28] Zu Fr. 86. — In der Anrede sprechen wir die Seligkeit aus, die wir im Glauben als Kinder Gottes haben.

[29] Zu Fr. 87—100. — Die sieben Bitten schließen alles ein, was Gegenstand unseres Gebetes sein kann. Die vier ersten Bitten sagen, was Gott uns Gutes geben soll, sowohl im Geistlichen (I—III), als im Leiblichen (IV); die drei letzten Bitten sagen, was Gott Böses von uns nehmen soll, im Geistlichen (V. VI.), wie im Leiblichen (VII). — Die drei ersten Bitten entsprechen der dreifachen Beziehung unserer Gemeinschaft mit Gott: Erkenntnis Gottes, Seligkeit in Gott und liebender Gehorsam gegen Gott.

[30] Zu Fr. 102. — Der Beschluß des Vaterunsers drückt die Zuversicht auf Erhörung aus.

Drittes Hauptstück.

[31] Vor Fr. 103. — Das dritte Hauptstück lehrt uns, wie wir Gott in Liebe gehorchen sollen. — Die Summa alles gläubigen Gebetes ist: Abba, lieber Vater! Damit sprechen wir unsere Seligkeit in Gottes Liebe aus, die uns nun weiter zu dankbarer Gegenliebe gegen Gott antreibt. Diese Liebe beweisen wir durch Gehorsam gegen Gottes Willen.

[32] Nach Fr. 103. — Gott hat seinen Willen allen Menschen im Gewissen geoffenbart, uns Christen aber besonders in seinem heiligen Wort.

[33] Zu Fr. 104. — Ich liebe Gott, heißt: es ist meine Lust, ihm Freude zu bereiten; ich liebe den Nächsten, heißt: es ist meine Lust, ihn glücklich zu machen. — Die vier ersten Gebote lehren uns, wie wir Gott lieben sollen mit Gedanken oder mit dem Herzen (I. II.), mit Worten (III.) und mit Werken (IV.). Das fünfte Gebot lehrt uns, wie wir die Nächsten über uns lieben sollen mit Gedanken, Worten und Werken. Die fünf letzten Gebote lehren uns, wie wir die Nächsten neben uns lie-

den sollen mit Werken (VI. bis VIII.), Worten (IX.) und Gedanken (X.).

[34]) Zu Fr. 105—108. — Die beiden ersten Gebote bilden nur **ein** Gebot, welches mit dem Gebot der Liebe zu Gott in der Summa des Gesetzes zusammenfällt. Dies Gebot der Liebe schließt zugleich den Glauben an Gott und die Seligkeit in Gott als notwendige Voraussetzung mit ein, redet also im Grunde von der Gemeinschaft mit Gott nach ihren drei Seiten, wie sie im Herzen des Menschen lebt.

[35]) Zu Fr. 110. — Das dritte Gebot redet, im weiteren Sinne gefaßt, von der Gemeinschaft mit Gott, wie sie sich in der Rede des Menschen von Gott und zu Gott kund gibt.

[36]) Zu Fr. 112. — Das vierte Gebot handelt, im umfassenden Sinne genommen, von der Gemeinschaft mit Gott, wie sie sich in Werken, d. h. in der Feier des Gottesdienstes betätigt.

[37]) Zu Fr. 115—125. — Das Glück des Nächsten beruht in den Gütern, die er besitzt. Daher beweise ich meine Liebe zu ihm dadurch, daß ich ihm helfe, diese seine Güter zu bewahren und zu fördern; sein Leben (VI.), seine Ehe (VII.), sein Eigentum (VIII.), das gegenseitige Vertrauen (IX.) und die Liebe (X.). — Das zehnte Gebot fällt wiederum zusammen mit dem Gebot der Nächstenliebe in der Summa des Gesetzes.

[38]) Zu Fr. 123. — Hierbei ist sowohl an das Vertrauen zu denken, was der Nächste zu mir und andern Menschen hat, als auch an das Vertrauen, das ich und andere Menschen zu ihm haben.

Viertes Hauptstück.

[39]) Vor Fr. 126. — Die drei ersten Hauptstücke haben uns gelehrt, was zur seligen Gemeinschaft mit Gott gehört, nämlich: Gott in wahrem Glauben erkennen, in seliger Freude zu ihm beten und ihm in dankbarer Liebe gehorchen. Solches Leben in Gott wirkt in uns der Heilige Geist, und zwar durch das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, als die von Gott verordneten Gnadenmittel.

[40]) Zu Fr. 129. — Daß die Heilige Schrift von Gott eingegeben ist, erkennen wir an den Wundern und Weissagungen ihrer Verfasser und an ihrer göttlichen Kraft.

[41]) Zu Fr. 136. — Durch das Wort Gottes wirkt der Heilige Geist auf allen Stufen der Heilsordnung.

Fünftes Hauptstück.

[42]) Zu Fr. 143. — Als Sinnbild stellt uns das Wasser den Heiligen Geist in seiner Wirksamkeit lebendig vor Augen; als Unterpfand verbürgt es uns den Empfang desselben. Hiermit ist zugleich der Eintritt in die Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohne gegeben.

[43]) Zu Fr. 148. — Der Taufbund wird demnach von beiden Seiten bestätigt. Die Kinder bestätigen ihren Glauben, auf den sie getauft sind, und Gott bestätigt seine Verheißungen, die er ihnen bei der Taufe gegeben hat.

Sechstes Hauptstück.

44) Zu Fr. 151. — Mit Christi Leib und Blut empfangen wir zugleich seinen Geist, also den ganzen Christus. Diese Vereinigung geschieht unter Mitwirkung des Heiligen Geistes und ist zugleich eine Vereinigung mit Gott dem Vater. Das heilige Abendmahl ist daher eine Stärkung des Lebens in der Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott, in die wir durch die Taufe aufgenommen sind, d. h. eine Förderung in der Heiligung.

45) Zu Fr. 153. — Als Sinnbild stellen uns Brot und Wein den Heiland in seinem Leiden und Sterben lebendig vor Augen, als Unterpfand verbürgen sie uns die innige Vereinigung mit dem gekreuzigten Christus, und damit zugleich die Vereinigung mit Gott dem Vater und dem Heiligen Geist.

46) Zu Fr. 155. — Im Sündenbekenntnis bezeugt die Gemeinde ihre Buße und ihren Glauben; in der Absolution verkündet Gott den bußfertigen und gläubigen Seelen die Vergebung ihrer Sünden.

Die Gefahr des Islam.

Die Christen sind im allgemeinen mit dem Islam, der Religion Mohammeds, wenig bekannt. Sie sind gewöhnt, den Islam als eine minderwertige Religion zu betrachten, die wenig Werbekraft besitze. Er kann auch in der Tat auf gebildete Völker des Abendlandes, Europäer und Amerikaner, kaum viel Anziehungskraft ausüben. Anders dagegen ist es bei Heidenvölkern, die ohnehin auf geistig tiefer Stufe stehen und die im Islam eher eine geistige Erhebung erfahren. So namentlich bei den Volksstämmen Afrikas, die ihren Fetischismus leicht eintauschen gegen den Monotheismus des Islam, der mit seiner Bilderlosigkeit eine entschieden höhere Stufe einnimmt, als der Fetischismus. Und da andererseits der Islam keine hohe sittliche Anforderungen an die sinnliche Natur des Menschen stellt, so ist der natürliche Mensch leicht zu bewegen, einen Religionswechsel vorzunehmen, der ohne zu hohen Preis zu haben ist. Die Zahl der Mohammedaner wird auf 200 Millionen oder mehr geschätzt. Davon leben in Europa 5½, in Afrika 40, in Asien ca. 160 Millionen. Ein anderer Statistiker schätzt ihre Zahl auf nahezu 224 Millionen. Bemerkenswert ist, daß die größte Mehrzahl der Moslimen in Ländern wohnen, die unter englischer Oberhoheit stehen.

Um den Islam recht kennen zu lernen, sollte die kleine Schrift von Dr. Jul. Böhmer: Kreuz und Halbmond im Nillande, die wir an anderem Orte angezeigt haben, möglichste Verbreitung finden. Diese Schrift zeigt namentlich die Gefahr, die dem Christentum, besonders in den Missionsländern, droht. Der Sieg Japans über Rußland hat auf die Heidenvölker sowohl als auch auf die Moslimen eine aufregende Wirkung gehabt. Daß das kleine Japan in so kurzer Zeit sich so emporgeschwungen hat, daß es den russischen Koloß so schmählich über den Haufen rennen konnte, das hat andern Völkern die Augen

darüber geöffnet, daß sie erkannten, welche Bahn des Fortschritts die Völker unter freiheitlicher Selbstregierung betreten können. Damit hängt ohne Zweifel die politische Umwälzung in der Türkei und in Persien zusammen. Auch die revolutionären Bewegungen in Indien stehen damit in Zusammenhang. In Aegypten, wo die Engländer sich seit 25 Jahren festgesetzt haben, ist eine revolutionäre Unterströmung vorhanden, die alle Fremden aus dem Lande treiben und Selbstregiment der Eingeborenen herbeiführen will.

Hier nun, im Nillande, wo 90 Prozent der Bewohner dem mohammedanischen Glauben angehören, hier scheint die geheime Feueresse zu sein, von welcher die stärkste Glut mohammedanischen, fanatischen Christenhasses ausgeht. Die oben genannte Schrift von Dr. Böhmer schreibt davon:

„Die Gefahr, welche der Islam und seine starke Propaganda bedeutet, ist bisher noch allzuwenig bekannt und gewürdigt worden. Es ist geradezu überraschend, wie wenig von einer der Hauptorganisationen zur Ausbreitung des Islam die Rede ist, von der Sekte oder dem Derwischorden, der den Namen S i n u s s i trägt.

Der Einfluß der Sinussia ist europäerfeindlich und ein sehr ausgebreiteter und weitreichender. Ihr Ziel ist die Austreibung des weißen Mannes aus Afrika. Augenblicklich geht ein Zug der Unzufriedenheit durch die ganze afrikanische Bevölkerung. Die mancherlei Aufstände, die aller Orten bald im Norden, bald im Süden, dann wieder im Osten und Westen da und dort hervorbrechen, sind nur einige wenige hervorbrechende und sichtbare Zeichen einer tiefen und machtvollen Unterströmung und des Hasses, welche den ganzen afrikanischen Kontinent erfüllt. Und ist es zu verwundern, bei den himmelschreienden Verbrechen, welche die weißen Nationen seit Jahrhunderten bis in die Gegenwart herein sich gegen die unglücklichn Schwarzen haben zu schulden kommen lassen? Wäre es zu verwundern, wenn Gott der schwarzen Rasse Gelegenheit gäbe, ein schweres Strafgericht an allen ihren weißen Unterdrückern und Blutsaugern zu üben, ohne Unterschied der Nation und Sprache? Und es sieht darnach aus, als ob es der Sinussia gelingen sollte, die Drachensaat fanatischen Christenhasses durch die ganze mohammedanische Völkerwelt in Afrika und Asien auszustreuen. Ganz Nordafrika ist von der Sinussia durchsetzt, ihre Agenten sind aber in fast jedem mohammedanischen Land der Welt tätig. In der Türkei, in Abessinien, im Somaliland, Aegypten, dem Sudan, den britischen und anderen europäischen Kolonien und Protektoraten auf der Ost- und Westküste breitet sich eine tatkräftige Propaganda aus, namentlich unter den kriegerischen Völkerschaften. Insbesondere unter den eingeborenen Truppenkörpern ist man eifrig bemüht, ihnen Feindseligkeit gegen die christliche Religion einzuflößen und alles in Bereitschaft zu halten für den großen kommenden Dschehad, (heiligen Krieg). Es ist eine leichte Sache, ein kriegerisches mohammedanisches Volk so zu beeinflussen und seinen religiösen Enthusiasmus so zu entflammen, daß es augenblicklich

bereit ist, zu den Waffen zu greifen, um für seinen Glauben zu kämpfen. Aber das bedeutungsvollste und bedrohlichste Anzeichen für diesen kommenden antichristlichen Feldzug ist die Botschaft, welche die Agenten der Sinussia überall hintragen: „Wartet! denn die Zeit ist noch nicht reif. Ruht jetzt, aber wenn die Zeit gekommen ist, dann steht auf, schlagt los und schonet nicht."

Dr. Böhmer gibt dann in den nachfolgenden Seiten einen kurzen Abriß der Geschichte der Sekte der Sinussi, die wir hier übergehen. — Er fährt sodann fort: Augenblicklich werden in allen britischen Besitzungen Ost- und Westafrikas wie in Aegypten und im Sudan (seitens der Sinussia) die entschlossensten Anstrengungen gemacht, die mohammedanischen Truppen dem Orden anzugliedern. Da die Westküste mit dem Norden durch große Karawanenstraßen viel mehr in Verbindung steht, ist es begreiflich, daß die Sinussi-Predigt dort schon länger getrieben worden ist und tiefer Wurzeln geschlagen hat. Man nimmt an, daß alljährlich eine Anzahl Agenten der Sinussia sich als Soldaten einstellen läßt mit der einzigen Absicht, Mission unter ihren Kameraden zu treiben. Diese Propaganda ist auf der Westküste so weit fortgeschritten, daß es unmöglich wäre, von einem eingeborenen Offizier, Freiwilligen oder Soldaten zu sagen: Dieser ist k e i n Sinussi-Agent. Der Offizier, der am meisten das Vertrauen des Generals besitzt, sein persönlicher Adjutant, der Soldat, der schon 10—15 Jahre gedient hat: sie tun ihren Dienst oft genug einzig und allein zu dem Zweck, um als Sinussi-Agenten alle ihnen zu Gebote stehende Autorität und allen ihren Einfluß der Ausbreitung des Islam dienstbar zu machen. Ein Wissender versichert, daß, falls das Wort „Dschehad" vom Schech es Sinussi ausgesprochen würde, oder falls morgen an die Pulvermine zu Dschaghabub (nordöstlich der Oase Siwa an der Grenze zwischen Aegypten und Benghasi, wo das Hauptquartier der Sekte sich befindet), Feuer gelegt würde, sofort 75 Prozent der mohammedanischen Truppen gegen die englische Herrschaft in Waffen stehen würden. Das ist auch natürlich. Jeder Sikh*) wird dem weißen Mann offen sagen, daß er, obwohl er den englischen Herrn von Herzen bewundert und ihm treu dient, dennoch gegen ihn heute noch zu den Waffen greifen würde, wenn man vernünftigerweise die Hoffnung haben könne, einen selbständigen Sikhstaat zu begründen. Auf der Ostseite von Afrika sind die Dinge noch nicht so weit gediehen, aber in den letzten fünf Jahren sind auch in Britisch Ostafrika und Uganda mancherlei Anzeichen hervorgetreten, die darauf schließen lassen, daß dort eine kräftige Sinussi-Bewegung im Gange ist.

Fast unmöglich ist es, Näheres in Erfahrung zu bringen. Erstens wird ein Eingeborener, ehe er einen weißen Mann sehr genau kennt, nie den Schleier, der sein Gemüt bedeckt, lüften, oder den Europäer in das, was seine alltägliche Gedankenwelt beschäftigt, hineinblicken lassen. Wieviel schwerer noch entschließt er sich, einen Europäer in einer so wich-

*) Religiöse Sekte in Britisch-Indien, namentlich im Pandschab.

tigen Sache, die so eng mit den Lebensinteressen und Zukunftsidealen der Mohammedaner verknüpft ist, ins Vertrauen zu ziehen. Ferner muß die Lehre des Islam, daß jeder Kafir (Ungläubige) zur ewigen Verdammnis vorher bestimmt zur Welt kommt, der Mohammedanerbrust instinktiv Verachtung und feindselige Gesinnung gegen einen solchen einpflanzen. In Betracht zu ziehen ist endlich noch, daß es dem Durchschnittseuropäer unmöglich ist, dem Gedankengang und der Logik eines Eingeborenen zu folgen. Hier und da finden wir einen Mann, der die Fähigkeit dazu besitzt; den meisten aber wird nach 20 Jahren täglicher Berührung mit der schwarzen Rasse das Gemüt des Eingeborenen ein versiegeltes Buch bleiben. Darnach verstehen wir, daß dem Einsammeln von zuverlässigen Nachrichten über die Bewegung fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

Die Sache steht so: Im Geheimen wird in ganz Afrika der Aufstand organisiert und vorbereitet. Die verschiedenen Hauptplätze der Sinussia starren in Waffen, Munition und Kriegsmaterial aller Art. Zuerst soll die Bewegung in ganz Afrika organisiert werden. Der Schech es Sinussi will, wenn irgend möglich, warten bis ein Krieg ausbricht, an dem Frankreich oder England, oder am liebsten beide beteiligt sind, weil sie dadurch gehindert sind, ihre ganze Aufmerksamkeit Afrika zuzuwenden. Diese beiden Mächte haben ja im mohammedanischen Afrika die Hauptmacht in Händen und werden daher besonders gehaßt von der Sinussia. — Alljährlich werden eine ganze Anzahl Sinussi nach Europa gesandt, besonders nach Frankreich und England, um eine gründliche europäische Erziehung zu erlangen. Sie kommen meist aus Nord- und Westafrika. In der Berberei, in der Sahara, in ganz Nordafrika durchdringt die Sinussia den Islam. Von den Hauptbrutstätten der Bewegung schwärmen Emissäre aus, um den Gläubigen den Dschehad zu predigen.

Alles steht so, daß es im Verlauf der nächsten 20 Jahre zur Krisis kommen kann. Aber wer will das mit Sicherheit voraussagen? Es kann auch 50 Jahre dauern, es kann morgen sein. Es ist überflüssig, erst noch hinzuweisen auf den Eindruck, den ein mohammedanischer Aufstand von solcher Ausdehnung auf die kriegerischen, heidnischen Völkerschaften Afrikas, wie auf die Zulu, Swasi, Basuto, Wanjema, Massai hervorbringen würde. Sie alle werden mit Wonne die Gelegenheit benützen, einen entscheidenden Schlag gegen ihre weißen Herren zu führen. Käme diese Zeit, so würde jeder Schwarze Afrikas gegen die weiße Rasse in Waffen stehen, vielleicht mit Ausnahme der christlichen Abessinier. Dann würden die Weißen in Afrika einen Kampf auf Leben und Tod auszufechten haben. Es würde eine Situation werden, im Vergleich zu welcher der indische Aufstand und der Kampf gegen den Mahdi nur als Kinderspiel erscheinen würden.

Nehmen wir dazu die Situation der Engländer in Indien. Welche Gährung dort im Volk vorhanden ist, zeigen die vielen Attentate auf hochstehende Beamte. Bis jetzt, so lauten die Berichte, seien die Moham-

medaner die treuesten Stützen der englischen Regierung. Erinnern wir uns, daß die Sinussia bis jetzt mahnt zur Geduld und zum Abwarten. Vielleicht ist das auch ein Schachzug der Sinussi, die Engländer in Indien in Sicherheit zu wiegen und den Aufstand zurückzuhalten, bis alles bereit und die ganze Organisation zum Losschlagen fertig ist, um dann auf einen Tag den Schlag in Indien und Afrika mit solch vernichtender Gewalt zu führen, daß an Widerstand nicht zu denken ist. — Das sind schreckliche Perspektiven für die Missionsgeschwister in beiden Weltteilen. Wer weiß, ob es nicht die Stunde der Versuchung sein wird, „die über den ganzen Weltkreis kommen soll" (Offb. 3, 10), ob es nicht Gottes Gericht über die Verbrechen sämtlicher Kolonialmächte an den niedrig stehenden Völkerschaften herbeiführen soll.

Wir sollten nun eigentlich auch die andere Seite ins Auge fassen und fragen: Wie stehen die Mächte England und Frankreich dieser drohenden Gefahr gegenüber? Doch das würde uns zu viel ins Politische hinüberführen. Es genügt uns hier auf einen in Dr. Lepsius' „Reich Christi", 9. Jahrg., No. 1, Seite 21 erschienenen Artikel hinzuweisen: „Der Koloß mit den tönernen Füßen." Da wird die weltumspannende Größe des britischen Weltreichs, seine Gier, die ganze Welt zu verschlingen, nachgewiesen. Dann aber wird gezeigt, daß der Koloß sich nicht halten kann und am zerbröckeln ist. Es sind vier Jahre vergangen, seit der Aufsatz erschienen ist, die politischen Konstellationen haben seitdem sich verändert, aber nicht verbessert für England, sondern verschlechtert. Die fürchterliche Angst vor der wachsenden Macht Deutschlands zeigt, daß England seiner Schwäche sich bewußt wird. Seine blinde Hetzerei gegen Deutschland zeigt aber zugleich, mit welch schrecklicher Verblendung seine Politiker geschlagen sind. In den großen Katastrophen, die über England in all seinen Kolonialländern hereinzubrechen drohen, würde die britische Macht keinen besseren und treueren Bundesgenossen finden, als die germanischen Nationen, die es in seinem unbändigen Hochmut und Uebermut fortwährend reizt und hinter einander zu hetzen sucht. Vielleicht gehört das auch mit zu dem Gericht, das dieser großen Raubmacht zugedacht ist: Quem Deus perdere vult, dementat. Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Das reformierte Konzil.

Das Konzil der reformierten Kirchen in Nordamerika tagte in Louisville, Kentucky, am 15. und 16. März. Die Sitzungen wurden abgehalten in der Kapelle des presbyterischen theologischen Seminars von Kentucky, einer Anstalt, die zwei ref. Kirchen gemeinsam in der schönsten brüderlichen Eintracht betreiben. An der hinteren Wand der Kapelle war das schöne ref. Wappen angebracht, in der Mitte ein siebenarmiger Leuchter, und um denselben die Inschrift: "Lampades multae, una lux", „Viele Leuchter, ein

Licht," — sehr bezeichnend für die Gesinnung der ref. Kirchen, die nun in dem Konzil sich zusammengefunden haben. Es wurden in je zwei presbyterischen Kirchen Abendsitzungen gottesdienstlicher Art abgehalten.

Fünf ref. Kirchenkörper waren vertreten durch ihre Abgeordneten. Folgende Tabelle dürfte die beste Einsicht in die weitgehende Bedeutung des Konzils gewähren:

Im vorigen Jahre stand deren Statistik wie folgt:

Körper.	Gemeinden.	Kommunikanten.	Kirchliche Beiträge.
Reformierte Kirche in Amerika	684	116,000	2,000,000
United Presbyterians	1,089	160,803	2,500,000
Reformierte Kirche in Ver. Staaten	1,737	293,836	2,240,000
Presbyterianer in U. S.	3,275	279,803	3,607,000
Presbyterianer in U. S. A.	9,997	1,302,000	21,664,000
	16,772	2,152,442	32,011,000

Diese Kirchen haben zusammen 13,758 Prediger, von den Beiträgen sind über fünf Millionen für einheimische und ausländische Mission. Die Anhänger der ref. Kirchen in der ganzen Welt beziffern sich auf dreißig Millionen.

Unsere Kirche war bei dieser Sitzung vertreten durch die Pastoren Dahlmann, Prugh, Cort, F. Grether, und als Ersatzmänner Gen. Roller und Pastor Kriete. Andere waren teils mit teils ohne Entschuldigung abwesend.

Die verschiedenen Ausschüsse über Erziehung, ausländische Mission, einheimische Mission, Mission unter den Negern, Korrespondenz, Finanzen und der Exekutivausschuß berichteten, und für die nächsten zwei Jahre wurden neue Ausschüsse ernannt.

Durch die Ausschüsse über Mission wird dahin gewirkt, daß die verschiedenen Kirchen Hand in Hand gehen, daß schwache Missionen vereinigt werden, daß an kleineren Orten, wo eine dieser Kirchen schon eine, vielleicht schwache Gemeinde hat, nicht eine der anderen eine Mission anfängt und das Feld streitig macht, wodurch unnötige Vergeudung von Kräften und Mitteln erfolgen würde.

Der Ausschuß über Erziehung verfolgt in Bezug auf Lehranstalten denselben Zweck, daß nämlich, ehe neue Kollegien und Akademien gegründet werden, man sich mit den andern Kirchen verständige und unnötige Verdoppelung nicht stattfinde. Dieser Ausschuß hat den Auftrag, im Laufe der nächsten zwei Jahre die besseren Texbücher über Bibelstudium zu prüfen oder für die Beschaffung guter Textbücher in diesem Fache Sorge zu tragen, wie auch für solche über die Grundwahrheiten des ref. Glaubens. Denn es kommen aus gewissen Quellen, z. B. der Chicago Universität, solche Bücher über die Bibel, die fast sämtliche Grundwahrheiten des christlichen Glaubens in Zweifel ziehen oder leugnen, und es tut bitter not, daß diesen Einflüssen des Zeitgeistes ein Damm entgegengesetzt wird. (Ref. K. Ztg.)

Weltkonferenz.

Wiederum steht eine richtige Weltkonferenz in Aussicht. Sie soll im kommenden November in der Stadt der Bruderliebe, und zwar unter der Leitung der Nationalen Reform-Association abgehalten werden. Der Generalsuperintendent dieser Vereinigung läßt den Zeitungen einige vorläufige Be-

merkungen über die Ziele dieser Assoziation und über die Zwecke der Konferenz zugehen und die Grundzüge des Programms. Darnach ist die Nationale Reform-Association eine Vereinigung christlicher Vaterlandsfreunde, welche sich seit Jahren bestrebt hat, auf christlicher Grundlage eine richtige Lösung aller Fragen herbeizuführen, welche in unserm Land die biblischen Prinzipien für Regierungsgeschäfte einschließen.

Zu diesen Fragen gehören: Das öffentliche Erziehungswesen in seiner Beziehung zur Sittenlehre und Religion, die Verbesserung unserer Ehescheidungsgesetze, die Beseitigung des Handels mit berauschenden Getränken, die Aufrechterhaltung des gesetzmäßigen Schutzes des Tags der Ruhe, die Abschaffung der Kriege und die Unterdrückung des sozialen Uebels, einschließlich des ruchlosen Handels mit Frauen und Mädchen.

Diese Assoziation hat sich nun der Aufgabe unterzogen, eine Weltkonferenz vorzubereiten, auf der die den obigen Fragen zugrunde liegenden allgemeinen Grundsätzen von Christen aus allen Ländern besprochen werden sollen. Denn jene Fragen harren in allen Ländern der Lösung Fähige Personen aus fast jedem Land werden Berichte vorlegen über die Stellung, welche ihre Regierungen der Religion und vornehmlich der christlichen Religion gegenüber einnehmen. Auf diese Weise wird den christlichen Bürgern aller Länder Gelegenheit gegeben, ihre Meinungen auszutauschen und zusammen zu arbeiten, um dem Christentum mehr Einfluß auf die Erledigung der Staatsgeschäfte zu geben und, wo möglich, einen Strahl neuen Lichts in die Nacht, welche die heidnischen Völker noch deckt, fallen zu lassen.

Die Mitwirkung des ganzen christlichen Volkes Amerikas ist höchst erwünscht. Ein aus etwa hundert der hervorragendsten christlichen Bürger Philadelphias bestehender Ausschuß hat sich bereit erklärt, die Interessen dieser Weltversammlung zu fördern, soweit das in der Konventionsstadt nötig ist. Aus dem Programm wollen wir nur das Folgende geben. Die Eröffnung findet am 16. November, nachmittags ½3 Uhr, statt und der Schluß am 20. November; am 17. und 18. werden je drei Sitzungen abgehalten. Unter anderm werden Vorträge gehalten werden über „Die sittliche Verantwortlichkeit der Völker." „Die Beziehung des nationalen Lebens zur persönlichen Religion." „Die britische Regierung und die christliche Religion." „Die britische Staatsverwaltung in Indien." „Die deutsche und die holländische Regierung und das Christentum." „Politische Veränderungen im nähern und fernern Osten in ihrer Beziehung zum Reich Christi." „Christus der Herrscher über die Völker." „Die skandinavischen Länder." „Die englisch sprechenden Kolonien Großbritanniens." „Die französische und die belgische Nation und das Christentum." „Wie die Vorsehung die Welt für das Reich Christi vorbereitet." „Christliche Regierungen und die Heidenmission." „Die Verantwortlichkeit der stärkeren Völker inbezug auf die schwächeren." „Die christliche Gesittung und der Getränkehandel." „Gottes Friedensbotschaft an die Völker oder die Vergebung nationaler Sünden." „Der Muhammedanismus und nationales Leben." „Die römisch-katholischen Länder Südeuropas." „Christliche Regierungen und ihre Vertreter im Ausland." „Nationales Christentum und das Volksschulwesen." „Der Tag des Herrn und die öffentliche Wohlfahrt." „Die griechisch-katholischen Länder." „Der südamerikanische Kontinent." „Nationales Christentum in den Vereinigten Staaten." „Christliche Zivilisation und die Juden." „Heirat und Ehescheidung oder Gesetze, welche die Familie betreffen." „Verantwortlichkeit der

städtischen Obrigkeiten hinsichtlich der Sittlichkeit und der Religion." „Andere Religionen als das Christentum reichen nicht aus, um die Bedürfnisse des nationalen Lebens zu befriedigen." (N. K. Zt.)

Bowery Mission.

Anläßlich der Feier des Danksagungstags hat sich die Bowery Mission zu New York in weitern Kreisen wieder in empfehlende Erinnerung gebracht. Dieser Zweig der inneren Mission sollte auch außerhalb New Yorks viel mehr Beachtung und Pflege finden. Wohlhabende Leute sollten alljährlich eine nicht zu knapp bemessene Gabe an The Bowery Mission, under the direction of "The Christian Herald," 92 Bible House, New York City, schicken. Diese Gaben werden gut angewandt. Wir wollen nur einiges aus der Liebestätigkeit dieser Mission hervorheben.

Jede Nacht um 1 Uhr wird den Winter hindurch den zweitausend — manchmal sind es 2500 — obdachlosen, freundlosen, arbeitslosen, aller Mittel entblößten, oft dürftig gekleideten Männern und Jungen, die die ganze Nacht in Wind und Wetter aller Art auf den Straßen umherirren, die Tür der gastlichen Mission geöffnet und ein Imbiß, aus warmem Kaffee und Brot bestehend, gereicht. Dies ist eine diesen Aermsten höchst willkommene Unterbrechung ihrer ermüdenden, qualvollen nächtlichen Wanderung. Hier können sie sich ein wenig ausruhen und erquicken.

Die meisten dieser heimatlosen Enterbten unsers reichen Volkes sind geborene Amerikaner. Die allermeisten hat Arbeitslosigkeit in ihr gegenwärtiges Elend gebracht, die wengsten der Schnaps. Es sind im ganzen ehrliche Menschen. Diebe und Verbrecher aller Art brauchen nicht solches Elend zu leiden. Diese findet man nicht unter den zweitausend hungrigen, aller Mittel entblößten Gästen der Bowery Mission. Diese Mission hat auch ein Büro, um den Arbeitslosen Plätze zu verschaffen und Tausende werden jedes Jahr durch diese Einrichtung ihrem Elend entrissen.

Aber ist es nicht ein himmelschreiendes Unrecht, ist es nicht eine Schmach und Schande für das unermeßlich reiche New York, ja für die ganze amerikanische Christenheit, daß jede Nacht Tausende von Obdachlosen die unwirtlichen Straßen dieser Stadt und anderer Großstädte ruhelos hin und her wandern müssen, allen Unbilden der kalten Winterzeit ausgesetzt, und keinen geschützten Ort finden können, wo sie einige Stunden ungestörten und erquickenden Schlummer finden können? Ist es nicht eine Schmach, daß die große Stadt New York nicht wenigstens diesen anständigen, arbeitswilligen, unglücklichen Männern eine Schlafstätte bietet? Ist es nicht seltsam, daß unsere Millionäre so viele Millionen für Lehranstalten und Bibliotheken geben, aber nur selten dieser würdigen Armen und Unglücklichen gedenken? N. K.

„Seltsam", sagt Schreiber obiger Zeilen? O nein, es ist nur ein Zeichen davon, wie herzlos und unbarmherzig der Mammon die Geldfürsten macht, die mit ihren Millionenstiftungen auch schließlich nur ihren eigenen Ruhm vermehren wollen. Was schreibt doch Paulus 1. Kor. 13, 3? Das sollte man den Herren Stiftern ins Gewissen schieben.

Religion in der öffentlichen Schule.

Eine ernste Debatte über diesen Gegenstand führte „Der Christl. Apol." in einer seiner Ausgaben unter nachfolgendem Titel. Wir geben der treff=

lichen Ausführung hier Raum, weil der Gegenstand für unser Land und Volk von größter Bedeutung ist:

Jüdische Agitation gegen unsere öffentlichen Schulen.

"The American Israelite" von Cincinnati, bezugnehmend auf die einschränkenden Religionsgesetze, mit welchen die Methodisten in Sachsen zu kämpfen haben, und wovon Br. H. Schädel unlängst im „Christlichen Apologeten" berichtete, sagt: „Wir bringen unserm Freund vom ‚Christlichen Apologeten' in dieser Sache unsere vollkommene Sympathie entgegen, aber die Schwierigkeit ist, daß er, mit einigen andern unter seinen Kollegen, nicht zu verstehen scheint, daß eine gute Regel heißt: ‚Umgekehrt ist auch gefahren.' Wenn die Juden auf eine gerechte Behandlung bestehen, dann sind unsere Methodistenbrüder, mit dem „Christlichen Apologeten" und dem „Western Christian Advocate" an der Spitze, ganz blind gegen die religiösen Rechte der Minderheit." Die Plackereien, denen die Methodisten in Sachsen früher ausgesetzt waren, haben, wie Br. Schädel in seinem Artikel andeutete, vielfach aufgehört. Soweit jedoch die gesetzlichen Einschränkungen gegen unsere kirchliche Tätigkeit daselbst noch in Anwendung gebracht werden, so stören sie den Frieden der Methodisten nicht. Die letzteren setzen ihre Arbeit ruhig fort und schicken sich in die Verhältnisse, wie sie sind, der Zeit entgegensehend, wenn einmal auch in Sachsen diese mittelalterlichen Gesetze abgeschafft und völlige Religionsfreiheit eingeführt werden wird. Sie sind keine Rebellen, sie erheben sich nicht gegen die Obrigkeit, noch wühlen sie gegen die bestehenden Landeseinrichtungen. Was für eine Bewandtnis nun aber die gesetzlichen Einschränkungen, bezw. Verfolgungen der Methodisten in Sachsen mit der Behandlung der Juden in diesem Lande haben, vermögen wir nicht zu erkennen. Wir haben auch nicht gehört, daß in diesem Lande die Juden in der Ausübung ihrer Religionsfreiheit, in dem Bau ihrer Gotteshäuser irgendwie belästigt worden sind. Wo oder wann sind sie vor Gericht geladen und bestraft worden, weil sie Nicht-Juden zu ihren Versammlungen eingeladen oder zugelassen haben? Es ist ja lächerlich, sich so etwas nur zu denken. Wenn es je zu einer Judenhetze in diesem Lande kommen sollte, so werden die Methodisten und „Der Christliche Apologete" die ersten sein, eine solche antisemitische Bewegung zu verdammen.

Aber unser Nachbar bezieht sich in seinen obigen Bemerkungen ohne Zweifel auf die alte, aber nun neu angefachte Kontroverse zwischen den Juden und den Christen betreffs des religiösen Elements in unsern öffentlichen Schulen, d. h. soweit noch ein Funke davon in vielen dieser Schulen übrig bleibt. Dank der vereinigten Angriffe der jüdischen Rabbiner und der römischen Priester auf den Gebrauch der Bibel in den Freischulen Cincinnatis vor jetzt mehr als einem Menschenalter, ist die Bibel seither als ein gefährliches Sektenbuch aus diesen Schulen vrbannt worden. Diese Schulen sind infolgedessen ganz religionslos geworden. Nominell steht noch ein bißchen „moralischer Unterricht" auf dem Schul-Schema, aber mit der praktischen Erteilung dieses Unterrichts wird es wohl ziemlich schwach bestellt sein, denn es fehlt demselben jedwede feste Grundlage. Es ist ein Haus auf Sand gebaut, das die Probe nicht besteht, noch bestehen kann. Das Freischulsystem dieser großen christlichen Nation (wir bestehen auf dieser Bezeichnung, trotz der Einwände unserer jüdischen Freunde) ist also auf das Niveau des puren Heidentums herabgesunken. Mit der Verstoßung der Bibel ist alle Gottes-

anerkennung ausgestoßen worden. Wenn die Juden wenigstens nur noch das Alte Testament in unsern Volksschulen beizubehalten willig wären (oder eine Sammlung passender Abschnitte daraus), dann wären unsere Freischulen doch noch auf dem Grunde des monotheistischen Gottesglaubens stehen geblieben, nun aber sind sie theoretisch und praktisch atheistisch geworden. Und unser Nachbar, "The American Israelite", ist, wie es scheint, mit diesem Tatbestand, wodurch die römischen Feinde unserer Schulen ihre Bezeichnung derselben als „gottlose" Schulen nun vollauf begründen können, wohl zufrieden. Nein, noch nicht ganz zufrieden. Er will noch weiter gehen und dieses Siegel der Gott- und Religionslosigkeit denselben permanent aufprägen und das kleinste Ueberbleibsel des Christentums in diesen Schulen, wie es z. B. in den üblichen Christtags-Festprogrammen zum Ausdruck kommen mag, ausrotten. Da scheint uns in der Tat, daß die Juden den Bogen bis auf den Punkt des Zersprengens spannen. Es ist ja nicht gemeint, daß die Beteiligung an solchen Christfest-Vorstellungen für die jüdischen Kinder obligatorisch sein sollte. Wir können aber auch nicht glauben, daß dadurch so viel Anstoß erregt wird, wie angedeutet wird. Die einfache Wahrheit ist, daß, wie die Angriffe auf unsere öffentlichen Schulen seitens der Katholiken nicht von dem Volke selbst, sondern von der Priester-Hierarchie ausgingen, so geht die gegenwärtige jüdische Hetze gegen dieselben nicht von den jüdischen Eltern, sondern von den Rabbinern aus, denen es ein Aergernis ist, daß dieses ein christliches Land heißen soll. Es völlig zu entchristlichen, ist ihr programmäßiger Zweck, und ihr Schibboleth in diesem Feldzug ist: „In Religionsfragen gilt die Majorität nicht." Diesen Satz legen sie so aus, daß die Minorität die Majorität beherrschen darf und soll. Wir können jenen Satz nur in dem Sinne gelten lassen, daß in Religionssachen die Mehrheit die Minderheit nicht unterdrücken oder in der Ausübung ihrer Religionsfreiheit nicht hemmen darf. Aber die Auslegung der durch die Konstitution jedem Bürger garantierten Religionsfreiheit dahin, daß die allgemeine christliche Volksgesinnung in diesem Lande sich vor der Gesinnung einer verschwindend kleinen Minorität beugen müsse, ist absurd. Wir brauchen ja nicht daran zu erinnern, daß das Obergericht der Vereinigten Staaten die Frage, ob diese Nation im Auge des Gesetzes als eine christliche angesehen und bezeichnet werden könne, in positiv bejahender Weise entschieden hat.

Aber das Traurigste in dieser Schul-Kontroverse ist, daß, wie schon oben bemerkt, die Ausscheidung des christlichen Elements aus denselben sie tatsächlich zu atheistischen Schulen macht. Sie zu entchristlichen, heißt, sie auf eine niedrigere Stufe herabzusetzen, als selbst solche heidnische Völker wie China und Japan heute einnehmen, und sie zu gottes- und religionsfeindlichen Bildungsstätten für das aufwachsende Geschlecht Amerikas umzugestalten. Dies ist eine monströse Zumutung an das christliche Volk dieses Landes seitens der Juden, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß endlich dem amerikanischen Volke, ungeachtet des religiösen Bekenntnisses oder des Mangels an irgend einem ausgesprochenen Bekenntnis, die Augen aufgehen über die erschreckenden Konsequensen dieser anti-christlichen Agitation gegen das Hauptbollwerk der zukünftigen Intelligenz der Bürger des Landes. Der "American Israelite" konstatiert diese Tatsache, stemmt sich aber gewaltig dagegen in den folgenden Worten: „Tatsache ist, daß selbst unter Männern, welche nicht mit den Kirchen identifiziert sind, eine wachsende Tendenz zugunsten einer moralischen und religiösen Erziehung in unsern öffentlichen

Schulen zu verzeichnen ist. Es ist daher dringend notwendig, daß alle, welche eine säkulare Erziehung in unsern Freischulen begünstigen, sich gegenseitig beraten und ihre Kräfte vereinigen, so daß sie allen denen, welche unsere Schulen in sektierische Institutionen umwandeln möchten, eine vereinigte Front darbieten mögen."

Es ist merkwürdig, daß so viele Leute keinen Unterschied zwischen Religion im breiteren Sinne und „Sektentum" sehen können oder wollen. Unsere Bundesverfassung schützt das Land vor sektiererischer Beeinflussung der staatlichen und öffentlichen Institutionen durch Verbot irgend welcher Form einer Staatskirche, aber sie ist weder in ihrem Geist noch in ihrem Buchstaben gegen die Pflege der Religion oder die Anerkennung Gottes.

Es herrscht in dieser Frage übrigens noch ein grobes Mißverständnis, das beseitigt werden sollte. Es handelt sich nämlich hier gar nicht um einen formellen „Religions-Unterricht". Dieser ist unmöglich, und niemand befürwortet denselben. Aber was notwendig ist, ist eine allgemein anerkannte Basis der Moral, wie man sie früher in der Bibel in den öffentlichen Schulen hatte. Wo findet man eine bessere? Das einfache Lesen derselben ohne Kommentar kann sicherlich weder als „Religions-Unterricht", noch als sektiererische Belehrung bezeichnet werden. Will der "American Israelite" behaupten, daß das Lesen der Bibel auf diese Weise gefährlich für die öffentliche Moral der aufwachsenden Jugend sei? Wenn aber aufrichtige Einwendungen gegen den unbestimmten oder unpassenden Gebrauch der Bibel seitens der Lehrer erhoben werden, was für triftige Gründe können gegen eine verständige Auswahl passender Abschnitte aus derselben angeführt werden? Sollte es nicht möglich sein, daß eine solche hergestellt werden möchte, welche allen gerechten Forderungen der Juden, Katholiken und Protestanten entsprechen würde? Die heidnische Mythologie der alten Griechen und Römer findet einen Platz in unsern Schulbüchern. Gibt es irgend einen vernünftigen Grund, warum man die biblischen Geschichten von der Schöpfung, der Sintflut, dem Turm zu Babel, von solchen Glaubenshelden und leuchtenden Vorbildern für die ganze Menschheit, wie Abraham, Moses, Joseph, David, Daniel u. s. w., oder solche erhabene literarischen Produkte, wie sie in den Propheten und Psalmen enthalten sind, dem aufwachsenden Geschlechte nicht auch zugänglich machen sollte? Passen die zehn Gebote, die Bergpredigt, das Gleichnis vom verlorenen Sohne, das 13. Kapitel im ersten Korintherbrief u. s. w. nicht mehr für unser Volk? Sind es die besten Schöpfungen der größten Dichter der Welt, wie Shakespeare, Goethe, Schiller, Longfellow, Tennyson u. s. w. wert, daß unsere Jugend damit bekannt werde, und sind die Psalmen Davids in die Rumpelkammer zu werfen als überflüssig oder unwichtig für ihre geistige Erkenntnis oder moralische und religiöse Entwicklung? In einem Wort, haben unsere Schulen nur den Zweck, den Kopf zu bilden und alle moralischen und religiösen Empfindungen abzustumpfen und allmählich abzutöten? Wir beginnen, in der Zunahme der Verbrechen, in der gelockerten Achtung für alle gesetzliche Autorität in unserm Lande, schon die böse Saat zu ernten, welche ausgesät wurde, als die Bibel aus den öffentlichen Schulen geworfen und ihre heiligen Sanktionen unter die Füße getreten wurden. Dieses alte Buch sagt: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang." Die Kehrseite dieses Spruches ist auch wahr: Die Gottesverachtung ist aller Torheit Anfang. Mögen unsere jüdischen Mitbürger zur Erkenntnis des Irrtums ihres Weges gelangen und ihren Kampf gegen die öffentliche Anerkennung des Gottes ihrer Väter einstellen!

Die Schrecken der Inquisition.

Das missurische Magazin: „L. u. W." bringt im Dezemberheft 1909 ein Schriftstück zum Abdruck, das die Ueberschrift trägt: „Wie spanische Inquisitoren den Schrecken vor dem „heiligen Gericht" ausgebeutet haben." Das sollte in der Tat etwas tiefer gehängt werden, besonders in diesem Lande, wo sich der katholische Klerus so gerne das fromme Mäntelchen der Duldsamkeit umhängt und sich besonders bei den Politikern lieb Kind zu machen sucht. Die Greuel und Laster jener frommen Mönche vom Orden der Dominikaner sollten zu allgemeinerer Kenntnis des Volkes kommen. Besonders, wenn von jener Seite versucht wird, die Verbrechen der Inquisition abzuleugnen, so muß man solche Spezialkenntnisse haben, um den frechen Lügnern den Mund zu stopfen.

Ausland.

Die Beratungen der sechsten ordentlichen Generalsynode der Evangelischen Landeskirche in Preußen.

(Schluß.)

Die andern Gegenstände der Verhandlungen verschwinden hinter dem wichtigen Hauptpunkt, über welchen das letzte Heft berichtet hat. Wir erwähnen hier, daß man die Einwirkung auf die Presse besonders auch betonte. Ferner wurde ein Antrag der gleichen Kommission angenommen, der sich mit der höchst wünschenswerten Beteiligung der Arbeiter an den kirchlichen Vertretungen befaßt und dem Verlangen Ausdruck gibt, „daß unter Zustimmung des Endziels eine Vertretung des Arbeiterstandes in der Generalsynode, die Konsistorien und Gemeinden auf die Gewinnung geeigneter Persönlichkeiten aus dem Arbeiterstande für die kirchliche Vertretung in der Gemeinde sowie in der Kreis- und Provinzialsynode hingewiesen werden und dann die in solcher kirchlichen Arbeit etwa bewährten Männer event. zunächst für die Allerhöchste Ernennung zu den Provinzialsynoden und demnächst auch zu einer Generalsynode in Aussicht genommen werden sollen."

Wie hochnötig ein solcher Beschluß war, können wir uns denken. Die kirchlichen Synoden sind ja in Preußen fast nur Notabelnversammlungen, bei denen das Volk fast gar nicht vertreten ist. Wir erinnern an das, was wir im Maiheft letzten Jahres, Seite 232, hierüber veröffentlicht haben.

Lange ist in den Gruppen, der Kommission und der Synode selbst über die Frage der Leichenverbrennung verhandelt worden, oder vielmehr nur darüber, ob vor einer solchen eine kirchliche Feier im Trauerhause gestattet sein dürfe. Dafür erhoben sich Stimmen sogar in der Gruppe der Konfessionellen. Es sei vorgekommen, daß gläubige Gemeindeglieder nach schwerem, in vorbildlicher Geduld getragenem Leiden, gestärkt durch das heilige Abendmahl, im Frieden abgeschieden seien, und dann hatten sie die schriftliche Anordnung der Leichenverbrennung hinterlassen. Ob man da dem Geistlichen verwehren könne, am Sarge im Amtskleide Trost zu spenden? Und wie, wenn bei einer kommenden Seuche in Großstädten die Leichenverbrennung sich als unumgänglich erwiese? Auch nähmen andere Landeskirchen, Nassau, Schleswig-Holstein, Hannover, Kgr. Sachsen, Württemberg, Baden, nicht mehr eine durchaus ablehnende Stellung ein. So kam es zu dem mit großer Mehrheit angenommenen Beschlusse: „1. General-

synode sieht sich nicht veranlaßt, zugunsten der Feuerbestattung ihre durch frühere Beschlüsse kundgegebene Stellung zu der durch Gottes Wort und die christliche Sitte geheiligten und im preußischen Staat allein zulässigen Erdbestattung aufzugeben oder zu ändern. 2. Mit Rücksicht aber auf die im Antrag der 17. Sächsischen Provinzialsynode und in der Petition des Gemeindekirchenrates in Görlitz berührten Notstände überweist sie diesen Antrag und diese Petition dem Evangelischen Oberkirchenrat zur Erwägung."

Gegen die Festlegung des Osterfestes hatte die Synode keine Bedenken.

Zur Ergänzung des vorstehenden Berichts fügen wir noch einiges bei, was die „Positive Union", das Organ der „Freunde der Positiven Union", über die Verhandlungen in Kürze berichtet hat.

„Mit großem Fleiß hat die Generalsynode während der drei Wochen ihrer Tagung gearbeitet. Das konnte man auch dem Schlußbericht entnehmen, den der Präsident gemäß der Geschäftsordnung über den Gang der Verhandlungen erstattete, und in welchem er feststellte, daß zur Erledigung der insgesamt 141 Vorlagen nicht weniger als 14 Plenarsitzungen und 71 Sitzungen der zehn Kommissionen erforderlich gewesen sind.

Den Höhepunkt der geleisteten Arbeit bildete unzweifelhaft die Beschlußfassung über das Kirchengesetz, betr. das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen. Eine sorgfältig vorbereitete und mit eingehenden Begründungen versehene Gesetzesvorlage war der Generalsynode zu diesem wichtigen Gegenstande vom Evang. Oberkirchenrat zugegangen, die aus 26 Mitgliedern bestand und unter der erfahrenen Leitung des Syn. Dr. von Bitter, Präsident des Oberverwaltungsgerichts, in sorgfältig prüfender Arbeit zusammen mit den Vertretern des Kirchenregimentes dem Gesetze eine Fassung gab, die dann im Plenum der Generalsynode einmütig zur Annahme gelangte.

Was den Arbeiten dieser Kommission das besondere Gepräge gab, war einerseits das vertrauensvolle Hand in Hand gehen der Vertreter der Hauptgruppen der Generalsynode — auch die liberale war durch Oberbürgermeister Körte-Königsberg darin vertreten — zur Auffindung klarer Formulierungen bei fast allen wichtigen und grundsätzlichen Punkten der Vorlage, — andererseits das verständnisvolle Zusammenarbeiten der berufenen Synodalen mit den Vertretern des Kirchenregimentes, ein Zusammenarbeiten, das die Berechtigung und Notwendigkeit der alten Forderung des Programms der Positiven Union nach „wirklicher Gemeinsamkeit und wechselseitiger Durchdringung der konsistorialen und synodalen Organe aller Stufen im Regiment der Kirche" aufs beste bestätigte, und wenigstens für den grundlegenden Paragraphen des ganzen Gesetzes (§ 1) zu einer erfreulichen Einmütigkeit führte. Auch in den Verhandlungen etlicher weiterer Komissionen, besonders in der wichtigen Kommission des Religions-Unterrichts an den Volksschulen und den höheren Schulen gestaltete sich das so wünschenswerte Zusammenarbeiten der berufenen Vertreter der Generalsynode mit den Vertretern des Kirchenregimentes zu einem erfreulichen, was dann auch durch die Erörterungen bestätigt wurde, die darüber im Plenum stattfanden. Ein Versagen dieses verständnisvollen Zusammenarbeitens stellte sich allerdings ein bei den Forderungen, die von der Mehrheit der Kommissionsglieder, nämlich den Vertretern der beiden rechtsstehenden Gruppen, zu dem wichtigen § 3 des Gesetzes, betr. das Verfahren gegen Geistliche bei Lehrirrungen,

gestellt wurden. Die Unnachgiebigkeit, mit der sich hier die Vertreter des Kirchenregimentes zu den Forderungen der Synodalen stellten, nötigte letztere schließlich zur Preisgabe ihrer besonderen Wünsche, um das Zustandekommen des ganzen Gesetzes nicht zu gefährden. In ähnlicher Weise mußten einige dringende Wünsche, deren Erfüllung z. B. von der Brandenburgischen Provinzialsynode zwecks Herbeiführung einer Abänderung von Bestimmungen zu den Kirchenwahlen gefordert wurde, in der Verfassungskommission angesichts des Widerstandes, den das Kirchenregiment dabei zum Ausdruck brachte, zurückgestellt werden. Diese Unnachgiebigkeit der Vertreter des Kirchenregimentes gerade in bezug auf die Herbeiführung einer zeitgemäßen Abänderung der grundlegenden kirchlichen Verfassungsurkunde erscheint angesichts der gegenwärtigen, innerpolitischen Gesamtlage unsers preußischen Staates begreiflich. Daß sie sachlich immer unhaltbarer wird, leuchtet jedem unbefangenen Beobachter der kirchlichen Entwicklung ohne weiteres ein und wird u. a. mit erneutem Nachdruck durch den Ausfall der Kirchenwahlen in Berlin bestätigt.

Noch einer erfreulichen Tatsache aber müssen wir beim Rückblick auf die Generalsynode mit kräftiger Betonung gedenken. Es ist der **Geist der Einmütigkeit**, mit dem alle wichtigen Beschlüsse von der Gesamtheit der berufenen Vertreter der Landeskirche gefaßt wurden. Diese Einmütigkeit trat am nachdrucksvollsten in die Erscheinung bei der Annahme des neuen Kirchengesetzes, betr. die Lehrirrungen der Geistlichen. Und gerade in dem Schwergewicht der einmütigen Annahme dieses für die kräftige Entwicklung unserer Landeskirche so wichtigen Gesetzes liegt die große Bedeutung des letzteren. Aber auch die Mehrzahl der übrigen Beschlüsse erfreute sich einer fast durchgängig einmütigen Annahme. Wir erwähnen nur das Wichtigste: die Abänderung des Kirchengesetzes, betr. das Pfarrbesetzungsrecht, die Stellungnahme zur Frage des Religions-Unterrichts, die Förderung der evangelischen Presse, die Forderung nach Vereinfachung des kirchlichen Verwaltungsapparates, nach einer Zusammenlegung zu kleinen Pfarreien, nach einer den derzeitigen örtlichen Verhältnissen mehr Rechnung tragenden Abgrenzung von Pfarrbezirken. Dieser während der ganzen Tagung in so erfreulicher Weise zur Erscheinung gekommene Geist der Einmütigkeit hat, das darf man wohl sagen, die berufenen Vertreter der drei Hauptgruppen in unserer Landeskirche bei ihrer erfolgreichen, gemeinsamen Arbeit während der Generalsynode geleitet und wird, das hoffen wir zuversichtlich, auch im Alltagsleben der kirchlichen Arbeit sich als segensvoll treibende Kraft ausweisen, die wir zum äußeren wie inneren Aufbau des Gemeindelebens in unserer Landeskirche so dringend nötig haben.

„Die Evangelische Gemeinschaft“ und „Die bischöfliche Methodistenkirche“ in Deutschland und der Schweiz.

Ueber die Arbeit genannter Kirchen in Deutschland berichtet „Die Reformation“ wie folgt:

„Die Evangelische Gemeinschaft, die aus Amerika zu uns gekommene methodistische Freikirche, hat in Deutschland zwei Konferenzen und in der Schweiz eine. Alle drei hielten ihre Jahresversammlungen im Monat Juni.

Die **Süddeutsche Konferenz** tagte vom 3.—6. Juni l. J. in Eßlingen. Ueber diese wie über die zwei anderen Konferenzen präsidierte Bischof Dr. Bowman aus Amerika. Folgende Zahlen geben einen Einblick in

die äußeren Verhältnisse und Entwicklung des Werkes. Gestorben sind im Laufe des Jahres 81 Mitglieder, 278 sind fortgezogen, neu aufgenommen wurden 434. Die ganze Gliederzahl beträgt 5561, eine Zunahme von 192. In den Grenzen dieser Konferenz sind 44 Reiseprediger (aktive) tätig und 11 seßhafte. Getauft wurden fünf Erwachsene und 117 Kinder. Die Konferenz hat 160 Sonntagschulen mit 721 Beamten und Lehrern und 12,724 Schülern. Den speziellen Religionsunterricht (Katechismus) genossen 226. Sonst weist die Arbeit an der Jugend 90 Jugendvereine auf mit 2509 Mitgliedern. An 242 Orten wird regelmäßig gepredigt. Die Konferenz hat 53 Kirchen und Kapellen, deren ungefährer Wert 1,122,000 Mk. ist; dazu kommen noch sechs spezielle Wohnungen im Werte von 241,000 Mk. Bedeutende Summen wurden für Mission und wohltätige Zwecke gegeben, sowie für den eigenen kirchlichen Haushalt. Die Gesamtsumme aller Einnahmen ist 176,705 Mk. Namentlich im Sonntagschulwerk hat diese Konferenz Fortschritte zu verzeichnen.

Die Schweiz-Konferenz umfaßt außer dem Werke in der Schweiz noch fünf Bezirke im Elsaß. Sie hielt ihre 30. Jahresversammlung vom 10. bis 13. Juni in Strasburg. Diese Konferenz hatte im vergangenen Jahre einen Reingewinn an Gliedern von 68. Dabei war der Gesamtverlust durch Tod, Wegzug und dergl. 550 und der Gesamtgewinn 618. Die ganze Gliederzahl beträgt 6581. Es wurden 111 organisierte Gemeinden berichtet, 47 Reise- und 6 Lokalprediger und 197 Taufen. In den 185 Sonntagschulen wirken 766 Lehrer und Beamte, und die Schülerzahl ist 14,902. Die 41 Jugendvereine haben 1334 Mitglieder. Die Gesamteinnahmen für alle Zwecke waren 232,176 Franken.

Vom 16. bis 20. Juni tagte sodann die Norddeutsche Konferenz in Dresden. Auch hier kam die Opferwilligkeit der Glieder recht zum Bewußtsein; denn die Gesamteinnahmen betrugen 203,985 Mk. Weiter war aus der Statistik ersichtlich, daß im Laufe des Jahres 66 Mitglieder gestorben, 397 fortgezogen und 827 neu aufgenommen worden sind. Die Gliederschaft beträgt 7,903. Die Konferenz hat 112 organisierte Gemeinden und 74 aktive Prediger. Auch an der Jugend wird fleißig gearbeitet: in 102 Jugendvereinen sind 4,028 Mitglieder, und im Katechismus-Unterricht befinden sich 743 Kinder. An dieser Konferenz wurde die Frage, ob für die Jahreskonferenzen und die Generalkonferenz Laienvertretung angeordnet werden solle, mit starker Mehrheit verneint, wie auch an den beiden andern Konferenzen. — Diese drei Konferenzen, also die Evangelische Gemeinschaft in Deutschland und der Schweiz, haben zusammen eine Gliederzahl von 20,045 und etwa 175 Prediger. Der „Evangelische Botschafter“, das offizielle Organ aller drei Konferenzen, hat 31,886 Abonnenten und der „Evangelische Kinderfreund“ 32,524.

Die Bischöfliche Methodistenkirche hat zwei Konferenzen in Deutschland und eine in der Schweiz. Die Schweizer-Konferenz tagte vom 3.—6. Juni l. J. in Biel im Kanton Bern. Die Bieler Gemeinde feierte zu gleicher Zeit ihr 50jähriges Jubiläum. Bischof Cranston präsidierte, während hier und da auch Bischof Burt, der besuchsweise gegenwärtig war, ihn ablöste. Diese Konferenz umfaßt das Werk der Methodistenkirche in der Schweiz, während auch die Prediger, die jetzt in Frankreich arbeiten, derselben angegliedert sind. Aus der zusammengestellten Statistik wäre zu berichten, daß im Laufe des Jahres 132 Glieder gestorben sind; fort-

gezogen sind 569. Der Gesamtverlust beträgt 835. Dem gegenüber steht eine Gesamtaufnahme von 1,063. Gliederzahl, ohne Probeglieder, 8,670. Diese Zahlen beziehen sich nur auf die vollen Glieder; die Methodistenkirche hat ja das Probesystem. Jedoch diese Zahlen sind maßgebend. Die Konferenz zählt 55 Prediger. In den Sonntagschulen sind 22,245 Schüler. Die Gesamteinnahmen für alle Zwecke beliefen sich auf 397,149 Franken. Im Juli wurde ein Heim für alte und einsame Frauen eröffnet, ein schöner Neubau, welcher den gütigen Gebern alle Ehre macht. Im Religions-Unterricht waren 964 Kinder.

Die Süddeutschland-Konferenz der Methodistenkirche tagte von 9. bis 14. Juni in Stuttgart. Hier haben die Methodisten eine schöne Kirche, wohl die schönste Methodistenkirche in Deutschland, einst von den Wesleyanern erbaut. Im Jahre 1897 vereinigten sich die Wesleyaner, deren Werk von England aus gegründet worden war und auch unterstützt wurde, mit den Bischöflichen Methodisten in Süddeutschland zu einer Konferenz. Damit wurden auch die beiden Gemeinden in Stuttgart zu einer Gemeinde verschmolzen. Und recht innig haben sich die beiden Elemente im Laufe der zwölf Jahre zusammengefunden. Bischof Burt präsidierte über diese Konferenz, während Bischof Cranston als Besucher gegenwärtig war. Diese Konferenz zählt jetzt 98 Prediger und 10,343 Glieder, die 1,946 Probeglieder nicht mitgerechnet. Die Zunahme beträgt 231. In den 330 Sonntagschulen sind 15,291 Sonntagschüler, eine Zunahme von 1,196. In den Jugendbundvereinen sind 264 Mitglieder. Die Gesamteinnahmen aus freiwilligen Beiträgen sind 316,452 Mk. Fünf junge Männer sind auf Probe ins Predigtamt eingetreten. Es gehören zu dieser Konferenz drei Missionare, die im Bismarck-Archipel arbeiten.

In der folgenden Woche tagte in Chemnitz, dem „sächsischen Manchester", die Norddeutschland-Konferenz. Bischof Cranston führte hier den Vorsitz. Mit dieser Konferenz hat vor einigen Jahren auch eine Vereinigung stattgefunden: die Vereinigten Brüder in Christo verbanden sich in Norddeutschland mit den Methodisten. Damit übernahm die Konferenz allerdings auch bedeutende finanzielle Lasten, so daß für sie die Vereinigung nicht nur Gewinn war. Sie zählt 82 Prediger und 9,036 Glieder, die 4,327 Probeglieder nicht mitgerechnet, eine Zunahme von 483. 373 Taufen wurden berichtet. In den 212 Sonntagschulen sind 12,376 Schüler. In den Jugendbundvereinen sind 4,146 Mitglieder. Die Gesamteinnahmen betrugen 323,109 Mk.

In der Schweiz hat der „Schweizer Evangelist", das offizielle Organ, 7,406 Abonnenten und der „Kinderfreund" 11,611. In Deutschland hat der „Evangelist" 10,228 Abonnenten und der „Kinderfreund" 17,898. Die Methodistenkirche hat in Deutschland und der Schweiz 235 Prediger, 28,049 Glieder und 7,179 Probeglieder.

Der Christusmythus in Berlin.

Die Berliner Freigeister haben es sich nicht versagen können, den Christusleugner Dr. Arth. Drews sich zu verschreiben. Derselbe vertritt den Standpunkt, Jesus habe überhaupt nicht gelebt. Dieser Wanderredner war zuvor in Frankfurt a./M. und Jena aufgetreten und hatte da Niederlagen erlitten. Auch liberale Professoren, wie Weinel und andere, waren ihm entgegengetreten und hatten ihn zu der Aeußerung gebracht, er wolle seinetwegen auch schließlich die Christusmythe preisgeben.

In Berlin traten nur liberale Theologen ihm entgegen, die mit ihrem gebrochenen Stand Jesu gegenüber nur ein hölzernes Schwert gegen die radikalen Christusleugner schwingen konnten. „Die Botschaft von dem bloßen Menschen Jesus hätte die Welt nie erobert. Damit hat der Monist unzweifelhaft recht."

Die „Ref.", der wir diesen Bericht entnehmen, schließt diesen Bericht mit folgenden zutreffenden Bemerkungen:

„War auch das Sensationsbedürfnis des Berliners, der nun einmal für Radauversammlungen schwärmt, die Hauptursache für den starken Besuch der Versammlung, so soll doch das religiöse Interesse, das dabei mitgesprochen hat, nicht unterschätzt werden. Rein wissenschaftlich angesehen, ist die Behauptung, Jesus habe nicht gelebt, die größte Torheit, die es nur geben kann. Aber wie wäre es möglich, daß diese Torheit so viel Beifall fände, wenn nicht schon so lange wissenschaftlich an der Person Jesu gesündigt worden wäre. Die moderne liberale Theologie mit ihrer neuen Jesusreligion, die sich auf den angeblichen „historischen" Jesus stützt, hat den Weg gebahnt für die Bestreitung der ganzen Person Jesu, gerade wie die freisinnige Demokratie die Vorfrucht der Sozialdemokratie ist.

Daß diese Erkenntnis auch da sich Bahn macht, wo man es nicht erwartet, zeigt folgende Betrachtung der freisinnig-demokratischen „B. Z. am Montag" über die Sensationsversammlung:

„Liberale Diskussionsredner, zumeist Geistliche, haben am Dienstag den Versuch gemacht, eine Brücke zwischen dem Kirchentum einerseits zu schlagen und zwischen einer Auffassung, die entweder den historischen Christus ganz leugnet, oder ihn nur als Menschen anerkennt. Aber es muß ihnen entgegengehalten werden, daß mit der Gottessohnschaft die christliche Lehre als solche steht und fällt, und daß man keine Brücken schlagen kann zwischen Weltanschauungen, von denen nur eine wahr sein kann. Darin hat die Orthodoxie tausendmal recht, daß es kein Drittes gibt. Wenn sie hier unversöhnlich ist, so ist sie nur konsequent, genau so, wie sie zu dem naturwissenschaftlichen Monismus unversöhnlich sein muß, der die Schöpfungsgeschichte leugnet. In Gewissensfragen soll man keine Kompromisse machen, und es wäre dem religiösen Liberalismus zu wünschen, er machte sie auch nicht, denn sie dienen nur dazu, die Gewissen abzustumpfen und die Spannkraft zu schwächen, die zum Bekenntnis drängt. Jede ideale Sache muß ihre Bekenner haben — und ihre Märtyrer auch."

Daß der freidenkerische Vorstoß in Berlin einen solchen Gegenstoß bei den christusgläubigen Berlinern bewirken würde, wie ihn uns alle Kirchenblätter berichtet haben, das haben jene Monisten wohl nicht erwartet. Da über diese erfreuliche Kundgebung in allen Blättern, auch im „Friedensboten", ausführlich berichtet wurde, so versagen wir uns, darüber nochmals extra zu berichten. Möge nur das Zeugnis von dem lebendigen Jesus auch nachhaltige Früchte bringen.

Die Los-von-Rom-Bewegung in Sachsen.

Durch die sächsischen Blätter lief kürzlich die Mitteilung, daß nicht nur in Oestreich diese Bewegung solch große Fortschritte zu verzeichnen hatte in den letzten Jahren, sondern auch das liebe Sachsenland davon heimgesucht wird. Im Jahre 1908 sind im Königreich Sachsen 985 Katholiken von ihrer Kirche zur evangelisch-lutherischen Konfession übergetreten, die fast gleiche Zahl wie im Jahre 1907. Das ist auch ein Beleg für die immer wieder be-

hauptete eifrige Tätigkeit der Katholiken, ihre eigenen Leute unter ihrem Einflusse zu behalten. Seit zehn Jahren sind in Sachsen durchschnittlich alljährlich 1000 Katholiken zur evangelischen Landeskirche und zu Freikirchen abgegangen. Diese Zahl ist um so größer, als die katholische Bevölkerung Sachsens in dieser Zeit sich nur zwischen 200,000 und 250,000 bewegte. Die zur protestantischen Kirche Uebergetretenen sind meist Männer, nach deren Konfession sich nun auch die ganze Familie richten wird. Der tatsächliche Verlust der katholischen Kirche im Königreich Sachsen überschreitet das offiziell protokollierte Tausend um ein ganz Bedeutendes. Auch in diesem Jahre scheint die Los-von-Rom-Bewegung, die in Sachsen durch gegebene Bedingungen leicht erklärbar ist, noch nicht aufhören zu wollen.

Die Anglikanische Kirche in England.

Daß in der anglikanischen Kirche eine starke Strömung vorhanden ist, die seit Jahren auf die Wiedervereinigung mit der Papstkirche hinarbeitet, ist bekannt. Ueber zwei anglikanische Gesellschaften, die nach dieser Richtung besonders tätig sind, schrieb die „Kölnische Volkszeitung" (katholisch) auf Grund des Londoner Tablet am 15. April 1909 folgendes: „Innerhalb der anglikanischen Kirche gibt es eine Linke und eine Rechte, die hinsichtlich der äußeren Kultusformen wie nach der dogmatischen Seite so weit auseinandergehen, daß man sich wundern könnte, wie das Gebäude noch zusammenhält. Daß letzteres trotz allem der Fall ist, hängt mit der amtlichen Stellung der Kirche, der Macht der Gewohnheit in dem trotz allem Liberalismus ganz besonders konservativen Lande zusammen. Auf die Dauer freilich wird sich kaum zusammenhalten lassen, was innerlich längst vollständig getrennt ist; der Kensitismus hat ja auch schon seit geraumer Zeit hierauf hingearbeitet und den Ritualismus, die Hinneigung zu starker äußerlicher Angleichung an den Katholizismus, zum Anathema zu machen gesucht, damit die „reine Lehre" erhalten blieb; wie sie ihre höchste Frucht gezeitigt hat in dem für die katholischen Engländer so beleidigenden Königsschwur. Freilich wird auch der strengste Kensitianer nicht darauf verzichten, eher gerade als solcher Wert darauf legen, „Katholik" genannt zu werden. Behaupten doch die Anglikaner, richtige Katholiken zu sein, während sie die wirklichen Katholiken nur als Papisten gelten lassen. Forderte man früher in Pater Noster Row zu London ein katholisches Gebetbuch, so erhielt man unbedingt ein anglikanisches Andachtsbuch. Die ritualistische Bewegung mußte aber, so vorwiegend äußerlich sie auch war und ist, doch manche ihrer Anhänger zu einer inneren Annäherung an die alte Kirche drängen, in ihnen den Wunsch nach Wiedervereinigung rege machen, sofern sie die innere Ursache ihrer Bewegung mit dem Verstande ruhig zu erfassen suchten. Zwei bisher unbekannte anglikanische Gesellschaften, von denen das Tablet berichtet, scheinen sich auf diesem Wege zu befinden. Die eine derselben nennt sich „Der lebendige Rosenkranz Unserer Lieben Frau und des heiligen Dominikus"; sie wurde gegründet im Rosenkranzmonat 1905, und nach ihren Satzungen haben die Mitglieder täglich ein Gesetz des Rosenkranzes zu beten, am Rosenkranzfeste die heilige Kommunion zu empfangen und auf St. Dominikustag die heilige Messe zu hören. Als Intentionen beim Rosenkranzgebet werden angegeben: Danksagung für die heiligen Schutzengel, Beseitigung der Vorurteile gegen den heiligen Rosenkranz, Wiederherstellung des Sakramentes der letzten Oelung, Danksagung für die Unbefleckte Empfängnis. Daß diese Anglikaner sich als

Katholiken fühlen, geht aus folgender Stelle des Jahresberichtes der Vereinigung hervor: „Der lebendige Rosenkranz Unserer Lieben Frau und des heiligen Dominikus ist eine Gesellschaft von Katholiken, welche zum Ziele haben die Förderung der Andacht zu Unserer Lieben Frau durch den heiligen Rosenkranz. Sie besteht zum Zwecke, die Gläubigen zur Hersagung des Rosenkranzes zu ermutigen und seinen Gebrauch zur Lebensgewohnheit anderer zu machen. Es gibt keine Andachtsform, welche die Menschwerdung so gründlich lehrte, als der Rosenkranz, oder welche so vollkommen katholischen Ton und katholische Gesinnung belebte, abgesehen davon, daß sie uns ermöglicht, Unserer Lieben Frau jene regelmäßige und ständige Verehrung zu erweisen, die ihr als unserer Königin und Mutter geschuldet wird." Dann wird gegenüber dem „Feinde", nämlich den Zionswächtern der reinen protestantischen Lehre, festgestellt, daß, wenn diese auch nur die eine Rosenkranzvereinigung angriffen, deren doch eine ganze Anzahl beständen. Weiter wird berichtet von dem anglikanischen Missionsbischof in Lebombo (Afrika), daß dieser den Verfasser des Jahresberichtes gefragt habe, ob er gegen den Gebrauch des Rosenkranzes sei, der, wie er selbst fühle, doch „eine ungeheure Hilfe für unser Volk sein würde." Der Verfasser hat dem Bischof darauf geantwortet, daß er seit seiner Knabenzeit bereits den Rosenkranz bete. Die Vereinigung hält allmonatlich ihre Versammlung in London, wobei vor einem Muttergottesbilde, das mit Lichtern und Blumen geschmückt ist, der Rosenkranz gebetet wird. An Muttergottesfesten findet feierliche Vesper mit Lichterprozession statt; am St. Eduardstag wird zum St. Eduardsschrein nach der Westminster-Abtei gewallfahrtet. Manche Teilnehmer tragen bei dieser Gelegenheit eine Medaille, welche vom Dominikanerkloster zu Santa Sabina auf dem römischen Aventin kommt. Alles dies ist dem Jahresbericht entnommen, der auch die Medaille genauer beschreibt. (Auf der einen Seite die Königin des Rosenkranzes mit St. Dominikus und St. Katharina, auf der andern St. Dominikus, St. Pius V., St. Thomas von Aquin.) Eines der Gebete der Vereinigung spricht von der „Interzession" des heiligen Dominikus, dank welcher der Kirche auch zeitliche Hilfe zuteil werden möge. Ferner besteht die Anglo-Roman Union, deren Name schon ihren Zweck ausspricht, entgegen jenen Bestrebungen, die auf Einigung des Anglikanismus und des russisch-griechischen Schismas im Gegensatz und durch den Gegensatz zu Rom gerichtet sind. Nach den Satzungen hat die Vereinigung die „katholischen Grundsätze" aufrecht zu erhalten und zu verteidigen und den Wiederzusammenschluß der Kirchen der anglikanischen Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhl in Rom zu fördern. Zu den „Grundsätzen" gehört, daß die anglikanische Kirche mit der vorreformatorischen Kirche Englands, bekannt als "Ecclesia anglicana", identisch ist, und daß die Kirchen der anglikanischen Gemeinschaft noch im Besitze des apostolischen Amtes und der gültigen Sakramente sind. Dann ist eine weitere Aufgabe, die katholische Lehre von den sieben Sakramenten aufrecht zu erhalten. Weiter wird erklärt: Die Glieder der anglikanischen Kirche können ihr volles Teil an der Wiedervereinigung der Christen nur wirken durch Rückkehr zu der traditionellen Anerkennung des Primats des apostolischen Stuhles in Rom, mit dem die Vereinigung abgebrochen wurde infolge Einmischung des englischen Staates im sechzehnten Jahrhundert. Was werden nun die Verteidiger des Königseides zu folgendem sagen? „Die Priester sollen monatlich eine Messe lesen mit der Intention betreffend die Zwecke der Vereinigung. Die Laienmitglieder sollen mit

der gleichen Intention einmal im Monat der Messe beiwohnen und gelegentlich einen privaten Besuch in einer anglikanischen oder katholischen Kirche machen, wo das heilige Altarsakrament aufbewahrt wird. Sollte ein Mitglied der Union an einem Sonn- oder gebotenen Feiertag verhindert sein, in einer anglikanischen Kirche die Messe zu hören, so kann es seine Pflicht erfüllen, indem es zu diesem Zwecke in eine römisch-katholische Kirche geht. Alle Mitglieder sollen täglich für die Wiedervereinigung der Christen beten und im besonderen für die Rückkehr der Kirchen der anglikanischen Gemeinschaft zur korporativen Einheit mit dem heiligen Stuhl. Die Union widerstrebt allen Versuchen zur Koalition mit protestantischen Körperschaften, welche für die anglikanische Kirche irgend welche Preisgabe katholischer Vorschriften, Traditionen in Glaube oder Uebung mit sich brächte, wodurch der Spalt, der uns vom Patriarchat des Westens trennt, erweitert statt verringert würde." Da die Spaltungen unter den Christen ihren Anfang genommen hätten mit Nichtachtung des Gesetzes der Liebe, so verpflichtet die Union ihre Mitglieder, sich jedes feindseligen Urteils über andere christliche Körperschaften zu enthalten. „Alle Mitglieder sollen, so viel es ihnen möglich ist, gegen unsere römisch-katholischen Brüder fühlen, als ob die vor Hunderten von Jahren entstandene Trennung nicht existierte und, wie Christus es will, eine Herde unter einem Hirten wäre." (K. Ztschr.)

Literatur.

Im eigenen Verlag, **Eden Publishing House**, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., erschien:

Konkordanz für das Gesangbuch der Evangelischen Kirche, 126 Seiten. Preis: In Leinwand 30 Cts.; in Leder mit Goldschnitt 50 Cts. Wir glauben, unserm werten Kollegen vom „Friedensboten" hier voll und ganz beistimmen zu dürfen, der in No. 17 d. J., Seite 269, darüber folgendes schrieb: „Das ist ein Büchlein, das wohl alle unsere Pastoren mit Freuden begrüßen werden. Für die Heilige Schrift hat man längst Konkordanzen, aber für das Gesangbuch! Meines Wissens hat man so etwas nur zum Württembergischen Gesangbuch. Das neue Büchlein gibt den Anfang eines jeden Liederverses im neuen Gesangbuch an; außerdem auch solche Strophen aus der Versmitte, die von besonderer Bedeutung sind, z. B.: „Daß ich einen Heiland habe, Der vom Kripplein bis zum Grabe" u. s. w. Wie oft läßt uns das Gedächtnis im Stich, die Konkordanz hilft mit Leichtigkeit nach. Nicht nur Pastoren werden ihr Erscheinen willkommen heißen, sondern auch Vorsteher, Sonntagschularbeiter und Gemeindeglieder. Sie hilft wirklich einem lange und tief gefühlten Bedürfnis ab.

Vom Verlag von Richard Mühlmann in Halle a./S. kam:

Zwei Predigten von D. Oskar Pank, Supt. und Pf. zu St. Thomas in Leipzig: (Preis 40 Pf.)

„Eine Prüfung unserer Liebe," — Predigt am 2. Sonntag nach Epiphanias in diesem Jahre gehalten über Röm. 12, 9—15. Und

„Der Liebe gebührt die Krone" — über 1. Kor. 13 —, gehalten am Sonntag Estomihi.

Predigten von dem bewährten Manne bedürfen unserer Empfehlung nicht. Sie reden ungeschminkte Wahrheit zu dem heutigen Christenvolk.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu:

Boehmer, Lic. theol. Dr. phil. Julius, Pfarrer in Fürstenfelde, „Kreuz und Halbmond im Nillande." Nach Studienreisen Reisestudien gezeichnet. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Nachdem das türkische Reich eine Verfassung erhalten hat, lenkt das Nilland Aegypten die Aufmerksamkeit auf sich. Auch hier erstrebt eine Partei die Verfassung. An dem Ausgang sind wir in hohem Maße interessiert, denn es steht in Frage, ob dann das Kreuz oder der Halbmond zur Vorherrschaft gelangt. Wie es im Nillande aussieht, welche Stellung und welche Aussichten Christentum und Islam dort haben, berichtet der Verfasser, der Aegypten selbst bereist hat, anschaulich und fesselnd.

Das war für uns eine hochinteressante Lektüre, die tiefe Einblicke gewährt in die politischen und religiösen Kämpfe, die im Nillande sich von Jahr zu Jahr mehr verschärfen und zuspitzen. Die Schrift hat drei Teile: Das Kreuz; der Halbmond; Kreuz und Halbmond im Kampf. Im ersten Teil ein kurzer Ueberblick über den Stand der christlichen Kirche in Aegypten. Im zweiten genaue Darlegung des Islam. Dieser Teil ist ganz besonders instruktiv, indem er zeigt, welche fanatisch-religiöse Kräfte namentlich in der „Sinussia" tätig sind und für ganz Afrika gefahrdrohend werden. Der dritte Teil beschreibt die Missionstätigkeit der Christen verschiedener Konfession unter der ägyptischen Bevölkerung.

Die neuere freiheitliche politische Entwicklung in der Türkei und in Persien hat auch in Aegypten den nationalen Geist mächtig erregt, der sich die Devise gegeben hat: „Aegypten den Aegyptern." Dieser Geist schürt in Aegypten den Haß wider das englische Regiment und wider alle Ausländer, wie das in Indien ja auch der Fall ist. Von dem Fortbestand des englischen Regiments in Aegypten wird auch die Zukunft der religiösen Entwicklung daselbst abhängen. Ein Verständnis dieser schweren gewitterschwangeren Zustände gewinnt man aus dem Studium bevorstehender Schrift. Man sehe Seite 294 ff.

Lütgert, Prof. D. W., „Die Vollkommenen im Philipperbrief und die Enthusiasten in Thessalonich. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausg. von D. A. Schlatter und Prof. D. W. Lütgert. 13. Jarhg., 6. Heft.) 1,60 M.

Inhalt: I. Der Philipperbrief: 1. Die christliche Vollkommenheit. 2. Die Libertinisten. 3. Die Freude. 4. Die Demut. II. Der erste Thessalonicherbrief: 1. Paulus und die andern Evangelisten. 2. Der Libertinismus. 3. Der Müßiggang in der Gemeinde. 4. Die Hoffnungslosigkeit in der Gemeinde. III. Der zweite Thessalonicherbrief: 1. Der Tag des Herrn. 2. Der Müßiggang in der Gemeinde. 3. Das Geheimnis der Gesetzlosigkeit.

Das sind sehr eingehende Spezialstudien, durch welche der Verfasser polemische oder persönliche apologetische Ausführungen des Apostels Paulus in den genannten Briefen aufzuhellen sucht. Verglichen werden dabei die Gegner, mit denen der Apostel es in den Korintherbriefen zu tun hatte, und später auch in den Pastoralbriefen. Bezüglich der Gegner in Korinth schreibt Verfasser am Ende der Untersuchungen zum Philipperbrief: Wir finden

1. In beiden Fällen prinzipiellen, sexuellen Libertinismus.
2. In beiden Fällen eine Frömmigkeit, die die Demut und die Furcht Gottes verachtet.
3. In beiden Fällen einen Widerwillen gegen die Predigt vom Kreuze Christi.

4. In beiden Fällen, wie auch bei den Irrlehrern der Pastoralbriefe, eine Bestreitung der Auferstehungshoffnung.

In den beiden Thessalonicherbriefen findet Verfasser, daß Paulus nicht gerade gegen direkte Anklagen oder Verdächtigungen sich zu wehren hat, sondern, daß er „von ähnlichen Evangelisten abrücken muß, gegen die er sich in den Korintherbriefen zu verteidigen hat," die zwar ihn nicht direkt angreifen, sondern als seine Konkurrenten auftreten und ihn überbieten wollen.

Des Weiteren wird von ihm sexueller, aus geistlichem Hochmut entspringender Libertinismus, schwärmerische Erregtheit, die zu geistiger Vielgeschäftigkeit und Versäumnis des irdischen Berufes führt, und endlich Ueberspannung der Bedeutung der damaligen Gegenwart, als ob schon tatsächlich der Tag Christi eingetreten und die Auferstehung schon geschehen sei — festgestellt. Diese Einzeluntersuchungen dienen sehr dazu in die Situation der ersten Christengemeinden und die verschiedenen Tendenzen und religiösen Typen des Christentums einen Einblick tun lassen. Es sind da geistige Strömungen in ihren Anfängen vorhanden, die später zu den gnostischen Verirrungen sich weiter entwickelten.

Vom Verlag von A. Deichert (Nachf. G. Böhme) kam uns zu:

„Die Theologie der Gegenwart." Herausgegeben von Prof. Dr. R. H. Grützmacher, in Verbindung mit andern Gelehrten (Dr. Grützmacher, D. Hunzinger, D. Kühl, D. Sellin, Dir. Lic. Dunkmann.)

4. Jahrgang, 1. Heft: Systematische Theologie von Prof. Dr. R. G. Grützmacher.

Diese im vierten Jahrgang erscheinende Zeitschrift kommt in vier Quartalsheften im Preis von 3,50 Maek. Einzelne Hefte werden zu etwas erhöhtem Preis abgegeben. Das vorliegende Heft gibt in sieben Abschnitten eine kurze Uebersicht über solche neuere Publikationen, die teils sich nur berühren mit der systematischen christlichen Theologie, teils ihr gegensätzlich gegenüberstehen. In Ia und Ib werden da verschiedene Schriften philosophischen Inhalts aufgezählt. Dann folgen in II. Schriften, die zwischen Philosophie und Theologie eine Verbindung herzustellen suchen. Besonders erwähnenswert erscheint hier das Werk v. Bawinck über Philosophie der Offenbarung. Dann folgen die apologetischen Schriften und die theologischen Neubildungen der letzten Jahre III. und IV. Hier findet besonders das bedeutende Werk von D. E. Schäder: „Theozentrische Theologie" eine eingehende Würdigung. Werke zur Theologischen Enzyklopädie werden in V. genannt, besonders Dr. L. Lemme: Theologische Enzyk. und Hermeneutik, die es verdient, angehenden Theologen zu ernstem Studium, aber auch Fortgeschrittenen zur Klärung in die Hand gegeben zu werden." In VI. kommen Werke über biblische Theologie und Dogmatik (Schlatter), über Offenbarung, Inspiration, Trinitätslehre, Geschichtlichkeit der Person Jesu und andere zur Besprechung; während dagegen der letzte (VII.) Abschnitt sich mit der Sozial- und Sexualethik befaßt. Hier wird an letzter Stelle ganz besonders F. W. Försters Sexualethik und Sexualpädagogik rühmend empfohlen als ein Werk, welches die christliche Moral „preist und verteidigt mit der Glut dessen, der soeben die Perle im Acker gefunden hat."

So dient diese Zeitschrift zur Orientierung über allerlei wichtige neuere Erscheinungen, die für die Disziplinen der systematischen Theologie von Bedeutung sind.

Der historische Jesus. Der mythologische Christus

und J e s u s d e r C h r i s t. Ein kritischer Gang durch die moderne Jesusforschung von K. Dunkmann, Direktor des kgl. Predigerseminars in Wittenberg. Leipzig 1910. 96 Seiten. Preis geh. 1.80 M.

Der Kampf um die Person Jesu geht unaufhaltsam weiter. Zweierlei Strömungen stehen dabei sich gegenüber: 1. Eine rationalistische, welche den „historischen" Jesus herausschälen will aus den neutestamentlichen Berichten. Sie entkleidet ihn aller übermenschlichen Prädikate, nichts was über die Linie des rein Menschlichen hinausgeht, wird ihm gelassen. Wunder gibt's nicht; auch keine Auferstehung.

Man streitet sich, ob Jesus selbst der Messias habe sein wollen oder nicht. Wenn ja, so war es eben seine menschliche Beschränktheit, Schwärmerei, denn, selbstverständlich ist er nicht und kann nicht Erlöser sein, sondern nur der, der zuerst sich selbst — erlöste. Die Christen müssen ihm nach — sich selbst erlösen.

2. Diesem rein rationalistischen Christentum des Liberalismus steht die Schule der R e l i g i o n s w i s s e n s c h a f t l e r gegenüber. Ihnen wird das Christentum zu einer r e i n m y t h o l o g i s c h e n R e l i g i o n. Ein schauerlicher Synkretismus von mythologischen Ideen aus allen möglichen Völkern soll da zusammengebraut sein zu einem M i x t u m K o m p o s i t u m. Auch die jüdische Religion wird da den naturalistischen heidnischen Religionen gleichgestellt. Aus dem Hexenkessel solcher greulichen Religionsmengerei sei dann der M y t h u s v o n d e m M e s s i a s entstanden; sei eine völkerbeherrschende Idee geworden, die damals in der Luft schwebte. Und nur daraus sei das Christentum entstanden, sei es, daß Jesus wirklich lebte und seine Anhänger nun auf ihn die Messiasidee anwandten. Oder aber — die Radikalsten leugnen, daß Jesus überhaupt gelebt habe, sondern ihnen schwebt der ganze Christenglaube als Mythus in der Luft: Das Christentum ist T ä u s c h u n g, I l l u s i o n. Der „historische Jesus" ist dabei ganz Nebensache, ob er gelebt hat oder nicht. Jedenfalls ist der Christusglaube ein M y t h u s, d. h. eine Täuschung, der Mensch Jesus wird (durch Illusion) zum Gott gemacht. Diesem doppelten Radikalismus tritt Verfasser im dritten Teil dann gegenüber mit seinem „J e s u s d e r C h r i s t." In kurzer und prägnanter Ausführung wird diese These meisterhaft durchgeführt. Man kann im Anfang zweifelhaft werden, ob es hier zu einer klaren und entschiedenen Absage von jenen Entleerern des Christenglaubens kommt. Denn er sagt: „Es handelt sich um eine Synthese der beiden vorherigen Ueberschriften und die nachfolgende Erwägung soll es dartun, daß in dieser Synthese die Fehler der einseitigen Anschauungsweisen der beiden einzelnen Frageformen vermieden werden können." Hat sie in der Tat die Fehler vermieden? Wir antworten freudig und entschieden: Ja, sie hat sie vermieden! Und wie? Jene radikalen Entleerer stehen beide auf dem rein menschlichen und natürlichen Boden und stellen hier ihre Thesen auf, so wie s i e es sehen. Eine S y n t h e s e aber kommt nur dann zustande, wenn der Schauende von einem h ö h e r e n S t a n d o r t ausschaut und urteilt. Wer von einem Berge herabschaut, sieht die Sachen anders, als wer auf flachem Boden steht. Verfasser versteht es, die s u p e r n a t u r a l e H ö h e zu erklimmen, von welcher aus die Einzigartigkeit des monotheistischen Gottesglaubens Israels, die Kontinuität des Christenglaubens, d. h. des Glaubens, daß Jesus der Christ ist, mit dem israelitischen Gottes- und Messiasglauben erkannt und erschaut wird, nicht als Mythus, sondern als göttliche Offenbarung. So

vollzieht er die Synthese: Jesus, so wie er im Evangelium steht, nicht der rationalistisch purifizierte, ist der Christus, der Heiland Gottes. Und um diesen Glauben wieder zu erwecken in den Jüngern, mußte die Auferstehung Jesu erfolgen. Der Geist Gottes aber, der sowohl in der alttestamentlichen Religion als auch im Christentum sich bezeugt — er stellt die geschichtliche Kontinuität der wahren Religion durch alle Jahrtausende her.

Die Religionswissenschaftler begehen den Fehler, daß sie immer nur vergleichen, nur die Aehnlichkeit, aber nicht auch den **Unterschied** sehen: Sie sind — farbenblind vor lauter Gelehrsamkeit. Wir empfehlen diese Schrift bestens allen, welche sich wappnen wollen mit echt wissenschaftlichen Waffen gegen die gespreizte „Wissenschaft" des Unglaubens.

Aus dem gleichen Verlag kam: Der slavische Josephusbericht über die urchristliche Geschichte, nebst seinen Parallelen kritisch untersucht. Von Mag. theol. Johannes Frey, Privatdozent an der Universität in Dorpat. 281 Seiten. Preis: broschiert 5 Mark.

Josephus hat zwei Werke verfaßt, die beide in griechischer Sprache uns überliefert sind. Das eine, verfaßt um das Jahr 75 „über den jüdischen Krieg." Das andere, die „Antiquitäten", vollendete er 93/94. In keinem der beiden Werke hat Josephus von der Person Christi etwas erwähnt. Dagegen findet sich in dem späteren Werk ein christlicher Einschub, in welchem Jesus als Messias, Lehrer, Wundertäter und als am dritten Tage wieder auferstanden bezeichnet wird. In dem älteren, über den jüdischen Krieg, fand sich im griechischen Werk keine Stelle, die auf Johannes, den Täufer, oder Christus Bezug hätte. Dieses Werk nun, "De bello judaico" ist in einer slawischen Uebersetzung erhalten.

Russische Gelehrte machten schon länger darauf aufmerksam, daß in diesem slavischen Werk Stücke enthalten seien, die von Johannes dem Täufer und von Christus handeln. Vor vier Jahren publizierte dann ein deutscher Gelehrter, der Dozent A. Berendts in Dorpat, diese Stücke in deutscher Sprache, erläutert durch kritische und geschichtliche Untersuchungen.*) Dr. R. Seeberg in Berlin brachte dann in „Die Reformation", No. 19 und 20 im 5. Jahrgang (1906) einen kurzen, summarischen Bericht über das Werk von A. Berendts: „Eine neue Quelle zur Geschichte des Urchristentums?" In No. 19 sind die ganzen Stücke wörtlich abgedruckt und mit kurzen Anmerkungen von Dr. R. Seeberg versehen.

Das mußten wir hier vorausschicken, um verständlich zu machen, was das vorstehend angezeigte Werk von M. J. Frey eigentlich will. Es ist eine sehr genaue kritische Untersuchung der betreffenden Stücke in dem slawisch-jüdischen Krieg des Josephus.

Es handelt sich bei diesen Stücken im slawischen Josephus vor allem um die Frage des Verfassers. Josephus hat seinen „jüdischen Krieg", wie er selbst angibt, ursprünglich in aramäischer Sprache geschrieben. Nun ist A. Berendt der Meinung, daß in jenem aramäischen Original Josephus selbst diese Stücke gehabt habe, die über Johannes, den Täufer, und Jesus berichten, (wiewohl von keinem der Personname genannt ist). Aus diesem aramäischen Werk soll dann, wie Berendt meint, die slawische Uebersetzung gemacht sein und so diese Stücke in das slawische Werk gekommen sein. Daß

*) Die Zeugnisse vom Christentum im slawischen de bello judaico des Josephus, Leipzig, Hinrichs 1906.

die Stücke schon im aramäischen Original sich fanden, ehe die Uebersetzung gemacht wurde, ist nun wohl möglich. Hingegen glaubt weder Dr. R. Seeberg noch M. Frey, daß schon Josephus selbst die Stücke eingefügt habe, sondern es seien Interpolationen eines Juden, der nicht zur Klarheit und Entscheidung gekommen ist, weder über Johannes den Täufer, noch über die Person Jesu.

Das hier angezeigte Werk ist eine sehr gründliche Prüfung der betreffenden Stücke. Es weist jede Vermutung christlicher Einschübe hier zurück; vergleicht die Interpolation in Jos. Antiqu., die Anklänge an die slawischen Interpolationen zeigt. Nach Frey müßten die letzteren in bell. juda. gegestanden haben, ehe die Interpolation in die Antiqu. gemacht wurden. Ueberhaupt kann der jüdische Interpolator der Zeit des ersten christlichen Jahrhunderts nicht ferne gestanden haben, und seine Einschübe müssen jüdischer Tradition und z. T. unklaren und unsicheren Berichten entnommen sein. — Für alle, die mit dem Studium der christlichen Altertümer sich abgeben, wird das vorstehend angezeigte Werk von größtem Interesse sein.

Ferner kam uns zu vom Verlag von Wilh. Langguth, Eßlingen a. N.: Bibelklänge. Merkverse und Gedichte zur biblischen Geschichte, besonders für Sonntagschulen, von Ernst Geißer, Stadtpf. in Künzelsau. Mit Geleitswort von Stadtpf. Th. Traub in Stuttgart. 245 Seiten. Preis: gebunden 2 M.

Wir geben Pfr. Traub hier das Wort: „So schlicht der Titel, so reich ist der Inhalt. So kann nur einer schreiben, der in der Bibel lebt. Treffsicher findet er die großen Grundgedanken. Scheinbar mühelos legt er die Goldadern bloß. Er deutelt nicht, sondern legt meisterlich aus. Klare Gedanken prägt er in edle Form. Fern von trivialer Reimerei, in der Sache angemessenem Versmaß spricht er natürliche, edle Sprache. Scharf markierter Gedankengang und praktische Anwendung verbinden sich ungezwungen und laden ganz von selbst ein, Gedanke und Anwendung den eigenen Verhältnissen entsprechend weiter auszuführen. Dabei ist nicht der geringste Vorzug, daß ohne Spur von Frömmelei alles Herzensfrömmigkeit atmet, kindlich durchsichtig und zugleich tief ist. Die „Merkverse" sind mehr geworden, als wozu sie der Verfasser bestimmt.

Gewiß, sie sind ein treffliches Hilfsmittel in der Hand der Sonntagsschullehrer und -lehrerinnen. Sie ersetzen manche Vorbereitungsstunde. Wo sie für die Kinder selbst etwa zu lang geraten sind, lassen sich leicht ein paar Kennzeilen für diese herausnehmen, an deren Hand sich die Hauptsache leicht einprägt. Aber auch der Lehrer in der Schule, der Pfarrer vor seinem Unterricht oder bei seiner Predigtmeditation, die Mutter, die ihren Kindern erzählen soll, wird an der unerschöpflich sprudelnden Quelle des Gotteswortes gern diese geschickten Schöpfgefäße benützen.

Mögen sie in ihrem Teil Jesum verherrlichen helfen, der rief und sprach: Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Joh. 7, 38."

Wir glauben auch, daß das Buch in den Händen der Lehrer, der Pfarrer, der Mütter besonders hierzulande bessere Dienste tun kann als in der deutschen Sonntagschule, die mit Ach und Krach die deutsche Sprache aufrecht erhalten kann.

Zeitschriften im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

Der Geisteskampf der Gegenwart, (früher Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart.) Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. — Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 46. Jahrgang. 1910. (Jan.—Dez.) Monatlich ein Heft von 32—40 S. Preis vierteljährlich 1,50 M., mit Porto 1,65 M. — Mit „Theolog. Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht" zusammen vierteljährlich 2 M., mit Porto 2,30 M.

Inhalt des 3. Heftes: Ostertrost. Von Prof. E. Knodt. — Die Christusmythe. Von Lic. Dunkmann. — Jesus und Buddha. Von R. Falke. — Frenssens neuer Roman „Klaus Hinrich Baas". Von Dr. O. Trübe. — Rundschau im Geisteskampf. — Miszellen. — Notizen und Besprechungen.

Inhalt des 4. Heftes: Willensnormen. Von E. Pfennigsdorf. — Moderne Theosophie. Von Lic. Wilhelm Bruhn. — Schöpfung und Entwicklung. Von Prof. Dr. Kinzel. — Die Helfertätigkeit der Inneren Mission und die moderne Romanliteratur. Von Prof. Dr. H. Muchau. — Erster religiöser Diskussionsabend mit Frauen. Von Stadtpfarrer Schiller. — Rundschau im Geisteskampf. — Sprechsaal. — Miszellen. — Notizen und Besprechungen.

Die Zeitschrift kann vielen in der Weltanschauungsnot und dem Geisteskampf von heute gute Dienste tun.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausg. von Studiendirektor J. Jordan. 33. Jahrg. 1910. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte 3 M., mit Porto 3,70 M.

Inhalt des 3. Heftes: Philosophie (3), Religionsgeschichte u. -Philosophie (5), Theologie (6), Exegetische Theologie (10), Historische Theologie (18), Systematische Theologie (5), Praktische Theologie, Homiletik (4), Pädagogik (3), Innere Mission und soziale Frage (4), Kirchliche Gegenwart (4), Neue Auflagen und Ausgaben (2), Dies und Das (2), Zeitschriften (2), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Inhalt des 4. Heftes: Neue Fragen und Arbeiten zur apostolischen Theologie und Geschichte des Urchristentums, Philosophie (4), Zur Literatur des Orients (3), Theologie (3), Apologetik (7), Exegetische Theologie (6), Historische Theologie (3), Geschichte der Theologie (2), Praktische Theologie, Homiletik (3), Katechetik (2), Gymnasialunterricht (3), Liturgik und Hymnologie (3), Pastoraltheologie (2), Erbauliches (5), Römisches und Antirömisches (3), Kirchliche Gegenwart (5), Neue Auflagen und Ausgaben (2), Dies und Das (3), Eingegangene Schriften (10), Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer D. Julius Richter. 16. Jahrg. 1910. (Jan.—Dez.) Jährl. 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern) 3 M., mit Porto 3,60 M. Probeheft gratis.

Inhalt des 3. Heftes: Missionsarbeit in Transvaal einst und jetzt. Von Past. Graßmann. (Mit sechs Bildern.) — Zur Belebung des Missionsinteresses in der Laienwelt. — Ein tapferer Pionier. Von Lic. Joh. Warneck. (Mit sechs Bildern). — Neue Nachrichten. — Bücherbesprechungen.

Inhalt des 4. Heftes: Schwarz und Weiß in Südafrika und die Vermittlung der Mission. Von Past. Graßmann. Mit sechs Bildern). — Das Institut für ärztliche Mission in Tübingen. Von Dr. Hubert Schnitzer. (Mit 2 Bildern.) — Die internationale Studenten-Konvention in Rochester. Vom Herausgeber. (Mit 3 Bildern). — Weltbewegende Ereignisse und — unmündige Kinder. (Mit 4 Bildern.) — Vermischtes. — Neue Nachrichten — Bücherbesprechungen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Paul Richter. 12. Jahrgang 1910. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) 1 M., mit Porto 1,36 M. (In Partien billiger.) Mit „Die Evangelischen Missionen“ zusammen 3,75 M., mit Porto 4,35 M.

Inhalt des 3. Heftes: In Fährlichkeit zu Wasser. (Mit 4 Bildern.) — Von Zoroaster zu Christus. (Schluß.) — Ein freundlicher Mandarin. — Ein bekehrter japanischer Millionär. — Ein sehender Blinder. — Sprichwörter der Ewe. — Abteilung für Missions-Studienkränzchen.

Inhalt des 4. Heftes: Pastor Hsi. (Mit 3 Bildern). — Das Bild des Meisters. — Jack, der berühmte Missionshund. (Mit 1 Bilde). — Vermischtes.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiher v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Karfreitag. Von K. A. Busch. — Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Von Friedrich Lienhard. (Forts.) — Bismarck als Mensch. Von Paul Dehn. — Ins Freie. Von E. v. Wildegg. — Jesus ein „Märlein?“ Von Christ. Rogge. — Hat .... gelebt? — Christus in Berlin. — Bebel. Von Dr. Paul Harms. — Der weniger gepflegte Arndt. — Richter und Politiker. Von Otto Corbach. — Wenn es in den Tiefen gärt. — Der Königsmord im Belgrader Konak. — Die Ethisierung des Strafrechts. — Die Erziehung zum Staatsbürger. Von Professor Dr. Paul Förster. — Aus der Schule. Von Emil. — Türmers Tagebuch: Achtung! Ein historischer Spaziergang. Autorität. — Zum neuen Roman von Enrika v. Handel-Mazetti. Von Dr. Karl Storck. — Vom Zug der Toten. Von St. — Mittelrheinische Kunst. Von Mela Escherich. — Rhythmus. Von Dr. Karl Storck. — Bildungssucht. Von Günther von Vielrogge. — Berliner Theater. Von Felix Poppenberg. — Auch Professor? — Sie können's nicht lassen! Von Gr. — Notizbuch. — Kunstbeilagen: Beweinung Christi. — Antoine Pesne: Friedrich der Große im Alter von drei Jahren mit seiner Schwester Wilhelmine, späteren Markgräfin von Bayreuth. — Nicoles Lancret: Gesellschaft im Gartenpavillon.— Antoine Watteau: Das Firmenschild des Künstlers Gersaint (L'enseigne, rechte Hälfte). Das Konzert. — François Boucher: Venus, Merkur und Amor. — Carles André, gen. Carle von Loo: Mademoiselle Clairon als Medea mit Monsieur Lekain als Jason. — Jean Baptist Joseph Pater: Das Blindekuhspiel. — Notenbeilage: Vom kommenden Frühling. Komp. von Adolf Jensen.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 12. Band. St. Louis, Mo. September 1910.

Die katholischen Sakramente geprüft vom evangelischen Standpunkt.

Ein Referat, s. Z. erstattet bei der Pastoralkonferenz in Buffalo von Past. Fr. Hahn-Zumpt.

I. Teil.

Die Grundlehre der katholischen Kirche inbetreff der Sakramente ist die, daß sie die Mittel und Werkzeuge sind, ihren Gliedern das Heil zu verschaffen; und zwar tun sie das unbedingt, ex opere operato. Die Gnaden aber, die sie spenden, haben ihre Quelle in dem Opfer Jesu auf Golgatha. Als unblutige Fortsetzung des Kreuzopfers Jesu gilt aber das Meßopfer. Dieses wollen wir darum zuerst betrachten.

Der Name Messe kommt von einem alten Mißverständnis her. Nach der Predigt wurden nämlich in der apostolischen Kirche die Katechumenen und Büßer mit dem Rufe entlassen: "ite, missa est" vid. concio („Geht, die Versammlung ist entlassen.") Dies geschah deshalb, weil das Abendmahl, welches an den Gottesdienst sich anschloß, mit allen seinen Gebräuchen zur disciplina arcana gerechnet und vor Ungetauften geheim gehalten wurde. Aus den Worten "missa est" machte das Volk „es ist Messe."

Ebenso wenig wie die Kinder Israels am Sinai für den großen und herrlichen Gedanken eines allgemeinen geistlichen Priestertums aller Gläubigen reif waren, waren es die unter heidnischen und jüdischen Priestern aufgewachsenen ersten Cristen. Kaum waren die Apostel und Apostelschüler tot, so nahmen die Bischöfe und Presbyter für sich priesterlichen Charakter in Anspruch. Und die Gemeinden fügten sich willig unter das alte gewohnte Joch. Denn eine Religion ohne Amtspriestertum war ihnen etwas Unbegreifliches. Wo aber Priester sind, da sind auch Opfer. Ein Priestertum ohne Opfer war unmöglich. Daher fing man schon im vierten Jahrhundert an, den im Abendmahl durch die Konsekration dargestellten Leib Christi als Opfer zu betrachten, zunächst nur im Sinne einer Repräsentation des einmaligen Opfers Christi, bald aber ging die Anschauung von einer sakramentalen Ge-

dächtnisfeier des Opfers Christi in die einer unblutigen Wiederholung derselben über. Durch diese ungeheuerliche Verdrehung der Wahrheit hatte man ein Opfer, das durch seinen mystischen Charakter alle heidnischen und jüdischen Opfer weit in Schatten stellte und so recht dem wundersüchtigen und abergläubischen Geiste jener Uebergangszeit aus dem Heiden- und Judentum ins Christentum paßte.

Man suchte natürlich diese Anschauung vom Abendmahl als Opfer exegetisch und dogmatisch zu begründen. Als Christus, so lehrt nämlich die katholische Kirche, bei der Abendmahlseinsetzung sprach: „das ist mein Leib, das mein Blut" gab er dadurch seinen Jüngern zu verstehen, daß er sich Gott unter der Gestalt des Brotes und Weines zum Opfer darbringe. Es war also eine Anticipation des Kreuzopfers, und darum gebrauchte er Brot und Wein, die er durch die Einsetzungsworte in sein Fleisch und Blut verwandelte. Mit den Worten: „solches tut zu meinem Gedächtnis" hat er also nicht bloß die Wiederholung des Abendmahls, sondern auch des Opfers gefordert und angeordnet, und den römischen Priestern als den Nachfolgern der Apostel die Macht gegeben, Brot und Wein durch Aussprechen der Einsetzungsworte in Fleisch und Blut des Herrn zu verwandeln. Abendmahl und Opfer sind demnach zwei verschiedene Handlungen. Aber beide finden stets zusammen statt, erst das unblutige Opfer, dann die Kommunion; diese allerdings meist, indem der Priester allein „kommuniziert."

Da also der vom römischen Priester geschaffene Leib Christi derselbe ist wie der auf Golgatha geopferte, so muß auch die Wirkung des Meßopfers dieselbe sein wie die des Kreuzopfers; d. h. das Meßopfer hat sühnende, sündentilgende Kraft. Der Unterschied zwischen beiden ist bloß der, daß das Kreuzopfer für die Menschheit im allgemeinen dargebracht wurde, das Meßopfer dagegen für einzelne Personen und Gemeinschaften. Zu diesem Zwecke kann das Meßopfer dargebracht werden für Anwesende und Abwesende, für Lebende und Tote, zur Tilgung von Sünden und zur Abwendung der Folgen der Sünden, z. B. Krankheiten, Mißwachs, Maul- und Klauenseuche.

Was Gott so dargebracht wird, hat in sich absoluten Wert, ist demnach auch in seiner Wirkung unabhängig von der sittlichen Beschaffenheit der Opfernden und der zu Begnadigenden. Die römische Theorie ist allerdings besser als ihre Praxis. Das Trienter Konzil lehrt nämlich, „daß man durch das Meßopfer nur dann Gnade finde, wenn man mit aufrichtigem Herzen und echtem Glauben, mit Furcht und Ehrerbietung, reuig und büßend zu Gott hintrete." Aber an diese Bedingung wird in der kirchlichen Praxis nur wenig erinnert. Das Meßopfer wird einfach bestellt und „tarifmäßig" bezahlt, d. h. im Verhältnis zum Vermögen. Es wirkt einfach durch den äußeren Vollzug der Handlung, als opus operatum.

Man unterscheidet „feierliche" und „private" Messen. Die feierlichen Messen, auch „Hochamt" genannt, werden an hohen Kirchenfesten mit Instrumentalmusik, Gesang und Festversammlung gefeiert. Bei

Privatmessen braucht dagegen bloß ein Ministrant anwesend zu sein, um dem messelesenden Priester Handreichung zu tun. Für die Feier selbst sind zur Versinnbildlichung derselben allerlei Beugungen, Bekreuzigungen, Räucherungen und verschiedenfarbige priesterliche Gewänder vorgeschrieben. Kultussprache ist dabei die lateinische; da die Weiheworte, durch welche angeblich Christi Blut und Leib geschaffen werden, nicht für die Gemeinde bestimmt sind, so werden sie leise gesprochen. Im großen und ganzen schließt sich die Feier an die altkirchliche Teilung von missa catechumenorum und missa fidelium an. Der erste Teil besteht daher aus Gebet, Sündenbekenntnis, Gesängen und Schriftverlesung; im zweiten Teil folgt dann das Offertorium, d. h. die Herbeibringung der Elemente in der Form von Opfergebeten und der Kanon der Messe, d. h. die leisen Zwiegespräche des Priesters mit Gott, wobei er die Elemente weiht (Konsecration), sie Gott darreicht,indem er sie nach oben hält (Elevatio), sie knieend anbetet (Adoration) und genießt (Sumption).

Wir Evangelische verwerfen die Messe als unbiblisch. Eine Wiederholung des Kreuzopfers Christi ist nach Hebr. 10 unnötig. Jenes Opfer ist genügend für alle Menschen und Zeiten. Unbiblisch ist auch die Verwandlungslehre; geradezu heidnischer Greuel ist die Anbetung der Hostie. Ja wir können sogar sagen, daß sie eine teuflische Irrlehre ist, da sie Buße und Glaube unnötig macht. Besonders empörend für das evangelische Gefühl sind die Totenmessen. Für solche Abgeschiedene nämlich, die zwar die Sterbesakramente erhalten hatten, aber doch ins Fegefeuer kamen, weil sie eine Summe von Genugtuungen schuldig geblieben sind, können Messen gelesen werden. Sie bewirken eine Verkürzung ihrer Pein, indem dadurch eine bestimmte Anzahl rückständiger Genugtuungen ihnen abgenommen wird. Das den Leuten vorzureden erscheint uns als schrecklicher Betrug und als ein priesterlicher Kunstgriff, die Seele in fortwährender Ungewißheit über das Schicksal ihrer abgeschiedenen Angehörigen zu halten. Wenn irgend ein Hellseher oder Kartenschläger die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Leute benützt, ihnen ihr Geld abzuschwindeln, so mischt sich sofort der Staatsanwalt hinein, der mächtigen katholischen Kirche ist es aber erlaubt, jährlich Millionen und Millionen durch einen so plumpen Schwindel zu ergaunern. Denn da die armen Verwandten hier auf Erden keine Nachricht bekommen, wann die Seele aus der Pein erlöst wird, so müssen sie immer weitere Messen lesen lassen. Geradezu lächerlich wirkt es, von „privilegierten" Altären zu lesen. Mit solchen hat nämlich der Papst die Gnade verbunden, daß wenn ein Priester an denselben für die Seele eines in der Liebe Gottes Gestorbenen die Messe liest, diese Seele einen vollkommenen Ablaß erhält und sofort aus der Pein des Fegefeuers erlöst wird.

Das Messelesen ist eine Art Fabrikgeschäft geworden, aus dem das gewaltige Einkommen der katholischen Kirche herrührt. Hoffentlich wird der Religionscensus, der augenblicklich in den Vereinigten

Staaten veranstaltet wird, wenigstens annähernd eine Uebersicht über den Vermögensstand und -zuwachs der katholischen Kirche gewähren. Selbst Klostervermögen abgerechnet, muß es ungeheuer sein.

In manchen Kirchen wird täglich an 30 Altären Messe verlesen. Wer arm ist, zahlt seinen Taler, wer reich ist, seinem Vermögen entsprechend. Mancher vermögliche Katholik stiftet eine große Summe auf einmal und sorgt dafür, daß an einem bestimmten Tage jeden Jahres auch nach seinem Tode bis ans Ende der Welt eine Messe gelesen werden soll. Der soziale Unterschied setzt sich also in dieser Kirche bis ins Jenseits fort, denn der Reiche kommt leichter und schneller aus dem Fegefeuer als der Arme.

Der Ertrag des Messelesens beläuft sich auf viele Millionen jährlich; namentlich an Wallfahrtsorten werden gern Messen bestellt, in der Meinug, daß sie an solch heiligen Orten auch mehr wirken. Die Zahl der zu lesenden Messen häuft sich daher von Jahr zu Jahr derartig, daß sich längst die Unmöglichkeit herausgestellt hat, den Meßverpflichtungen nachzukommen. In Bayern bleiben jährlich 1½ Millionen Messen ungelesen. Trotzdem wird immer weiter gestiftet.

In den Anfangszeiten der katholischen Kirche nämlich hatte man es sich nicht träumen lassen, daß das Messegeschäft einmal einen so glänzenden Aufschwung nehmen würde, so hatte man unüberlegterweise die Bestimmung getroffen, daß an demselben Altar und von demselben Priester täglich nur eine Messe gelesen werden darf. Da sich diese Verordnung jetzt nicht mehr gut ändern läßt, so hat man ein anderes Auskunftsmittel entdeckt, nämlich die Uebertragbarkeit der Messen. Ist es z. B. dem Pfarrer einer östlichen Gemeinde nicht möglich, alle Messen zu lesen, die bestellt werden, so meldet er diesen boom dem Bischof, der einen Pfarrer im Westen oder Nordwesten damit beauftragt. Die Hälfte der Meßgelder fließt in den bischöflichen Schatz, ein Viertel bekommt der ministierende Pfarrer und ein Viertel der zuständige Pfarrer für seine Dienste als Agent und Vermittler.

Aber selbst dieses Mittel genügt manchmal noch nicht, alle Aufträge des messewütigen Volkes zu erfüllen. So hat denn der weise Papst Pio Nono schon 1850 nach dem Grundsatze: „Was zu lang ist, wird abgeschnitten" eine Reduktion der Messen erlaubt. Werden nämlich in einem Lande zu viele Messen gestiftet, so werden sie „reduziert", statt 100 Messen werden nur 10 gelesen. Also 10 arme Seelen werden immer in einen Topf geworfen und müssen sich mit der Kraft einer Messe begnügen. Zwar hat der Papst versprochen, daß sie aus dem Schatze der Gnaden entschädigt werden sollen; aber die bedauerliche Tatsache besteht doch, daß von 100 bezahlten Messen immer 90 unterschlagen werden dürfen. Wie viel können da von der katholischen Kirche unsere „Grafters" noch lernen!

Ich meine, hier setzt das Wohl des Staates ein. Als Hüter des Nationalwohlstandes hat er die Pflicht, seine Bürger vor Aussaugung und Ausbeutung unter betrügerischen Vorspiegelungen zu schützen. Das

Meßopfer, ob für Lebende oder Tote dargebracht, ist aber nichts wie ein gemeiner Betrug, und es sollte der katholischen Kirche nicht erlaubt sein, zu dem Zwecke Gelder anzunehmen. Will sie die Messen unentgeltlich lesen lassen, so kann sie niemand daran hindern, dann ist es eine religiöse Zeremonie wie andere auch. Auf jeden Fall aber sollte der Staat dafür sorgen, daß die gestifteten Gelder auch stiftungsgemäß verwendet werden.

Ich möchte die Gelegenheit benützen, darauf hinzuweisen, daß auch in protestantischen Kirchen die Verrichtung von Amtshandlungen immer mehr zum Geschäft erniedrigt wird. Wenn Pastoren mit Droschkenkutschern Verträge abschließen, daß sie ihnen für Zuführung heiratslustiger Paare gewisse Prozente bezahlen wollen; wenn es Pastoren gibt, die in Zeitungen annonzieren und sich zu Amtshandlungen erbieten; wenn manche Pastoren sich in anderen Stadtteilen Offices einrichten, um anderen Pastoren Amtshandlungen wegzuschnappen; wenn Pastoren bestimmte Sätze für Amtshandlungen eingeführt haben, so viel für eine Taufe, so viel für ein Begräbnis, wenn Pastoren in den Gemeinden anderer Pastoren, oftmals solcher, die zu derselben Synode gehören, Amtshandlungen aus Geldgier verrichten, und so die betreffenden Familien der Seelsorge ihres Pastors entziehen, so heißt das, aus den Sakramenten ein Geschäft zu machen. Das nennt man Simonie und ist nichts anderes als den Segen und Geist Gottes für Geld verkaufen. Bezahlung für Amtshandlungen sollte bei Gemeindegliedern in das Belieben des Einzelnen gestellt sein. Vielleicht findet sich ein Bruder, der, angeregt durch diese Zeilen, diese Frage eingehend in einem Aufsatz behandelt.

Eine andere Frage ist die, ob gänzliche Steuerfreiheit von Kirchenvermögen unsern modernen Anschauungen von Staat und Kirche entspricht. Da sie in unserm Lande getrennt sind, sollte der Staat auch das Recht haben, die Kirche zu den Steuern heranzuziehen. Nur sollte man das eine bedenken, daß die Kirche ebenso wie die Schule der Erziehung des Volkes dient. Meßgelder aber, die dazu benutzt werden, das katholische Volk zu verdummen und aus seiner Verdummung herrühren, sollten hoch versteuert werden. Auch die Steuerfreiheit resp. die Steuerpflicht der Kirche sollte ein dankbares Thema für einen Aufsatz bilden.

II. Teil.

Die Kirche ist nach katholischer Anschauung G n a d e n a n s t a l t. Die ihr von Christus anvertrauten Gnaden leitet sie mittelst der Sakramente auf die Gläubigen über. Durch die Sakramente wird in dem Menschen alles persönliche Christentum erzeugt und genährt. Die sakramentale Wirksamkeit der Kirche bildet darum den Höhepunkt des katholischen Denkens und Erlebens.

„In den Sakramenten erhebt sich der fromme Katholik zur Höhe beseligenden Frohgefühls. In ihnen sieht er in diese irdische Welt die Kräfte göttlicher Liebe hineinragen. Die Kirche ist ihm der Kanal, durch welchen alle göttlichen Segnungen in die Menschenherzen geleitet werden.

In der Taufe wäscht sie den Neugeborenen rein vom Schmutz der ererbten Sünde und gießt die erste Dosis heiliger Liebeskraft in sein schwaches Herz, um seiner Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit zu ermöglichen. Tritt dann der Jüngling ins Leben hinaus, wächst das Mädchen zur Jungfrau hinan, so weiht sie die Kirche durch die Firmelung zur geistlichen Ritterschaft und spendet Stärke zum bevorstehenden bewußten Kampf mit der Sünde. Erliegt der Christ dabei, so richtet sie ihn wieder auf; ihr Beichtstuhl wird die Zuflucht des Gefallenen; sie nimmt ihm die Last der Schuld von der gedrückten Seele und gibt ihm neuen Mut zu neuem Streit. So oft seine Seele dabei vereinsamt, reicht sie ihm zur Stärkung den Leib des Herrn in der Kommunion. Endlich, ehe sein Auge im Tode bricht, versöhnt sie ihn noch einmal in der letzten Oelung mit Gott und macht die scheidende Seele fertig zur Reise ins Jenseits. Ja selbst über das Grab hinaus reicht ihre helfende Hand, denn mit ihrer Fürbitte und Meßopfer kürzt sie die Pein des Gläubigen, welcher im Fegefeuer die Genugtuung nachholen muß, an welcher er es hier hat fehlen lassen."

Um diesen Begriff vom Sakrament verstehen zu können, müssen wir unser Augenmerk auf das sinnlich vorgestellte Verhältnis Gottes zur Welt richten, wie es uns im römischen Katholizismus auf Schritt und Tritt begegnet. Es ist das Hereinziehen Gottes in die Materie, die Materialisierung des Göttlichen, die besonders grell in der Sakramentslehre hervortritt. So hat z. B. „das Taufwasser entsündigende Kraft. Ein Tropfen des geweihten Elements auf das Haupt eines Menschen gesprengt, bewirkt seine Entsündigung. Der Catechismus Romanus sagt darüber qu. 8, Art. 2: „Das Sakrament ist eine sinnenfällige Sache, welche die Kraft hat, Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht bloß zu versinnbildlichen, sondern auch zu bewirken." Die katholische Kirche faßt also das Sakrament „als sichtbare Gestalt einer unsichtbaren Gnade."

Zum Sakrament gehören nach katholischer Lehre drei Stücke: 1) ein sichtbares Etwas, z. B. Brot, Wein, Wasser, Oel, „das Element"; 2) ein spezielles Einsetzungswort, auf Grund dessen Gott eine besondere Gnade in dieses Element eingehen läßt, durch welches das Sakrament erst seine „Form" bekommt; endlich von seiten des Geistlichen, der die heilige Handlung vollzieht 3) „Die Absicht zu tun, was die Kirche tut." Dieser dritte Punkt erscheint ganz harmlos und ist es auch nach einer Seite hin. Gesetzt nämlich, ein Laie verrichtet die Nottaufe, versteht aber die Form derselben nicht, so ist seine Handlung dennoch ein Sakrament, wenn er nur die Absicht gehabt hat zu tun, was die Kirche tut. Diese wird schon dann als vorhanden gedacht, wenn sie bloß als sogenannte "virtuale", d. h. kraftmäßige Eigenschaft im Verwaltenden vorhanden ist.. An der Gültigkeit einer Taufe könnte z. B. nicht gezweifelt werden, auch wenn der Priester bei ihrem Vollzug mit seinen Gedanken wo anders gewesen wäre oder bei der Taufhandlung in der Zerstreutheit einen Fehler gemacht hätte.

Seine priesterliche Kraft wirkt durch seine Zerstreutheit hindurch. Deshalb kann die römische Kirche auch die von einem nicht-römischen Geistlichen vollzogene Taufe anerkennen — wenn sie will. Aber in England und Amerika z. B. will sie es nicht. In diesen Ländern besteht nämlich die unbedingte Anordnung der Wiedertaufe, weil man in diesen von Sekten zerklüfteten Ländern nicht weiß, ob die Taufe stiftungsgemäß vollzogen worden ist. Die Taufformel, deren sich in einem solchen Falle der römische Geistliche bedienen muß, lautet: „Wenn du noch nicht getauft bist, so taufe ich dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Cat. Rom. qu. 5, 5, Art. 2).

Das Trienter Konzil hat wohlweislich keinen Sakramentsbegriff aufgestellt, sondern nur folgende fünf Sätze:

1. Die Synode nimmt sieben Sakramente als von Christus eingesetzt an, fünf für jeden Christen: Taufe, Firmelung, Eucharistie, Pönitenz und letzte Oelung; dazu noch die Priesterweihe zur ununterbrochenen Aufrechterhaltung des Priesterstandes und die Ehe zur Fortpflanzung des christlichen Volkes.

2. Nicht alle Sakramente sind gleich notwendig; am nötigsten sind Priesterweihe, Taufe und Pönitenz.

3. Inbezug auf den Inhalt ist die Eucharistie das höchste Sakrament, denn sie enthält den Leib des Gottmenschen, eine Substanz von unendlichem Werte; inbezug auf die Wirkung stehen drei voran: Priesterweihe, Taufe und Firmelung, denn sie bewirken im Empfänger einen unauslöschlichen Charakter, "character indelebilis." Deshalb ist es weder nötig noch gestattet, sie zu wiederholen.

4. Priesterweihe und Firmelung dürfen nur vom Bischof vollzogen werden.

5. Zustande kommt das einzelne Sakrament, indem über dem Element die legitime Vollzugsformel vom Priester gesprochen wird mit der Absicht zu tun, was die Kirche tut.

Nötig ist also als Handlung nur das Aussprechen der Einsetzungsworte oder der Weihe, nicht nötig die Austeilung und der Genuß oder Gebrauch. Die Sakramentsverwaltung geschieht demnach als äußerliche Handlung, "opus operatum"; von den beteiligten Empfängern fordert man nur, daß sie dem Sakrament „keinen Riegel einer Todsünde vorschieben;“ also weder Glaube, noch Würdigkeit wird verlangt, sondern ein nur negatives Verhalten. Im Sakrament vollzieht sich also rein objektiv die Entsündigung des Menschengeistes, etwa „wie der menschliche Körper erzittert, wenn ein elektrischer Strom durch seine Glieder geleitet wird.“

Schon aus unserer verschiedenen Auffassung der Kirche ergibt sich, daß wir in der Lehre von den Sakramenten einen anderen Standpunkt einnehmen müssen. Der Katholik sieht in der Kirche die Heilsanstalt, deren Bestand von den Personen ganz unabhängig ist, gerade so wie ein Krankenhaus ein Krankenhaus bleibt, ob Kranke darin sind oder nicht. Wir aber sehen in der Kirche die Personengemeinde, der zur

Stärkung, Reinigung und Ausbreitung die Gnadenmittel anvertraut sind. Diese sind nach unserer Anschauung: das Wort Gottes, Taufe und Abendmahl. Die römische Kirche kennt und braucht das Wort Gottes nicht als Gnadenmittel, denn es läßt sich mit ihm keine äußere Handlung zustande bringen, wodurch auf den Empfänger Gnade übergeleitet wird. Wir aber sehen im Worte Gottes das erste und hauptsächlichste Gnadenmittel, weil es auf die Personen die meiste Wirkung ausübt. Taufe und Abendmahl sind dem Protestanten nichts vom Worte Gottes Verschiedenes, sondern gewissermaßen „Veräußerlichungen“ oder „Verkörperungen“ des Wortes Gottes. Denn auch bei Taufe und Abendmahl ist nach unserer Anschauung das Wort Gottes das Wesentliche, „denn weder Wasser, noch Brot und Wein tuts, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser, Brot und Weine ist.“ Diese Worte des lutherischen Katechismus bilden den Schlüssel zum Verständnis für das Verhältnis von Wort und Sakrament; doch müssen wir zugestehen, daß sie es uns nur ahnen lassen, denn der adaequate Ausdruck für ihr wirkliches Verhältnis sind sie noch nicht.

Für den Katholiken ist das Wort Gottes nur ein Gesetz- und Offenbarungsbuch, dem er eine Reihe von Geboten und religiösen Gedanken entnimmt, im übrigen aber braucht er kein Wort Gottes. Gott redet zu ihm durch die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt, den Papst. Dieser ist für ihn das lebendige Wort Gottes.

Wir aber, die wir in einem persönlichen direkten Verhältnis zu Gott stehen, sehen in seinem Worte das gewaltigste Mittel unserer Bekehrung, unserer Festigung im Glauben, unserer Tröstung in Anfechtung, unserer Versiegelung in Not und Tod. Wir verstehen ja unter Gottes Gnade nicht einen übernatürlichen, zauberhaften Einfluß Gottes auf die menschliche Seele, sondern Gottes Liebe und Huld, also ein persönliches Gemeinschaftsverhältnis Gottes zum Menschen. Dieses aber kann nur durch sittliche Einwirkung Gottes auf den Menschen geschaffen werden. Diese sittliche Einwirkung Gottes auf den menschlichen Willen geschieht aber durch den religiösen und ethischen Inhalt der Heiligen Schrift. Sie ist unser Führer und Wegweiser in die Huld Gottes. In ihr forschen wir daher, um Gottes Gedanken kennen zu lernen und seinen Willen zu vernehmen; hier schauen wir das Bild unseres geliebten Heilandes und hören die Verkündigung seiner Jünger. Sind wir auf rechter Bahn, so hält es uns fest; straucheln wir, so stützt es uns; zweifeln wir, so stärkt es unsern Glauben; fallen wir, so richtet es uns wieder auf. Für unser bürgerliches Leben holen wir uns hier die Grundgedanken und Gesichtspunkte unseres Handelns; hier finden wir die Richtschnur für Gesinnung und Wirken in Haus und Beruf, in Gesellschaft, Staat und Kirche. Darum fühlen wir das dringende Bedürfnis, Tag für Tag in Gottes Wort zu lesen und zu forschen, denn wir wissen, daß unser ganzes inneres Leben darauf beruht, daß wir uns tagtäglich Gottes Gedanken und Willen vergegenwärtigen und uns unter die Zucht des Wortes Gottes stellen. Ohne betende Betrachtung des Wortes Got-

tes kein geistliches Leben, das ist die Erfahrung, die wir alle gemacht haben. Und weil wir den beseligenden und belebenden Einfluß des Wortes Gottes an uns selbst erfahren haben, so treibt uns die Liebe und Dankbarkeit dazu, es auch anderen nahe zu bringen, nicht bloß in der Form von Bibeln und Bibelübersetzungen, von Gebets- und Andachtsbüchern, sondern hauptsächlich in uns selber. Zeugen Christi wollten wir werden, in denen sein Wort Geist, Leben und Wahrheit geworden ist. Verkündiger des Wortes wollten wir werden, nicht bloß mit Worten, sondern mit der Tat und der Wahrheit. Wie der Sohn Gottes Fleisch wurde, um uns ein lebendiges Vorbild und gewissermaßen eine tatsächliche Auslegung des Wortes Gottes zu geben, so daß er sogar „Wort Gottes" genannt wurde, weil es in ihm zu einer vollkommenen Darstellung kam, so muß das Wort Gottes auch in uns, den Kindern Gottes, zumal in uns Predigern desselben, eine Gestalt gewinnen, damit die Welt den Einfluß und die Kraft des Wortes Gottes auf die mensch-Seele in uns erkenne. Das erst macht unsere Predigt lebendig und kräftig und schärfer als ein zweischneidiges Schwert, wenn sie auf innerer Erfahrung und eigenem Erleben beruht. Sonst ist das Wort Gottes bloß ein toter Götze, eine Art Fetisch, und wir sind um kein Haar besser daran als die Katholiken, die die Bibel auf ihre Altäre legen und küssen und meinen, damit genug getan zu haben.

In Beziehung auf die Sakramente besteht nun der Unterschied in der Auffassung nicht etwa bloß darin, daß wir von den römischen sieben Sakramenten nur 2, Taufe und Abendmahl, herübergenommen haben, sondern wir verwerfen den ganzen römischen Sakramentsbegriff. Wir leugnen, daß eine sinnenfällige Sache die Kraft hat, „Heiligkeit und Gerechtigkeit zu bewirken." Heiligkeit und Gerechtigkeit sind sittliche Eigenschaften des Willens, und können nur durch sittliche Uebung erlangt werden. Wird jemand heilig und gerecht ohne solche Uebung, so müssen ihm diese sittlichen Eigenschaften angezaubert worden sein. Und in der Tat, die römische Sakramentslehre ist weiter nichts wie Zauberei. Heiligkeit und Gerechtigkeit werden ja nach römischer Lehre in die Herzen gegossen (infunditur justitia Christi); die Rechtfertigung ist nicht actus forensis, sondern eine actio Dei physica. Das Sakrament ist ein rein äußerlicher Vorgang, für den das Herz nicht empfänglich zu sein braucht. Ist das nicht Zauberei?

Z. B. die Priesterweihe. Der Bischof legt die Fingerspitzen auf die Tonsur des Jünglings, der zum Priester geweiht werden soll, und die Kraft des Heiligen Geistes geht auf denselben über, so daß sie ihn nie wieder verläßt. Die Macht, den Herrgott zu schaffen, zu opfern und auszuteilen und die Macht zu binden und zu lösen behielte er, selbst wenn er die Sünde wider den Heiligen Geist beginge und sich im Pfuhl des Lasters wälzte.

Laut der Schrift muß aber das Sakrament als ein persönlich bindender Vorgang angesehen werden. Nie gibt es Heil für den Menschen ohne dessen persönliche Beteiligung: „Wer nicht glaubet,

soll verdammet werden." Der Glaube ist es, welcher den Segen des Sakraments bedingt. „Die Wirkung des Sakraments ist also keine andere als die des Wortes Gottes, idem est effectus verbi et ritus. Darüber sind alle protestantischen Kirchen einig, mögen sie auch sonst noch so weit auseinander gehen. Den römischen Zauber, Sakramentssegen ohne sittliche Beteiligung lehnen sie alle ab."

„Freilich in der positiven Sakramentslehre sind sie weit auseinander gegangen."

Die reformierten Kirchen sehen in Taufe und Abendmahl überhaupt keine Gnadenmittel, sondern nur Zeichen und Zeugnisse des Glaubens gegen die Kirche. Später, als die Zwinglische Lehrweise durch die Calvinsche verdrängt wurde, ging die Ansicht dahin, daß bei den Erwählten innerlich wirklich geschieht, was die Handlung äußerlich abbildet und unterpfändlich bezeugt Cal. Inst. IV., 15). Man dachte sich also den Vorgang als eine reale Mitteilung göttlicher Kraft, die vom erhöhten Christus ausgeht, aber nur den Erwählten zu teil wird. Die Nichterwählten und darum auch Nichtgläubigen erhalten zwar das äußere Zeichen, aber keinen Sakramentssegen. Die Kraftwirkung geht also neben dem Empfang der Elemente vor sich.

Anders denkt die lutherische Reformation über die Sache. Sie dachte: „Die Welt ist Gott nichts Fremdes. Wie er sie durch sein Wort geschaffen hat, so durchwirkt er sie auch durch sein Wort. Die Kreatur ist also für Gott empänglich, am meisten der Mensch. Gott kann sich ihm also durch sinnliche Mittel nahen. Solch äußere Vermittlung der Heilsgnade ist aber notwendig, um der falschen Geisterei entgegen zu treten. Deus non dat interna nisi per externa. Die Sakramente sind also die „Leiter", auf der die Gnade zu uns herabsteigt, „der Steg und die Brücke", dadurch sie zu uns kommt, die „Kleider", in die sich die Gnade hüllt. In ihnen ist Christus selbst gegenwärtig. Dabei aber betont Luther die Notwendigkeit des Glaubens aufs schärfste. Ohne Glauben kein Segen, sondern Verdammnis. Die Elemente sind also die Vehikel der göttlichen Gnadenwirkung, das Wort Gottes, das die Austeilung der Sakramente begleitet, die treibende Kraft, der Glaube das medium salutis receptivum also gewissermaßen der Pförtner, der die Herzenstür öffnet, so daß das Heil einziehen kann.

Von der Erkenntnis ausgehend, daß das Wort nicht die Substanz des Sakramentes sein könne (Substanz = das Ganze, nicht ein Teil des Ganzen), stellte man neben einander die materia terrestris und materia coelestis, als welche etliche im Anschluß an Luther das Wort, andere das Blut Christi oder den Heiligen Geist oder die Trinität bezeichnen. Zwischen beiden Elementen findet aber eine unio sacramentalis statt. Man darf also nicht unterscheiden zwischen dem äußeren und inneren Akt, sondern beide sind ein Akt. Also nicht neben, auch nicht gleichzeitig, sondern in, mit und unter den sichtbaren Zeichen werden unsichtbare Gnadengaben mitgeteilt und versiegelt. Der

Sakramentssegen ist also abhängig 1) vom Glauben an das begleitende Wort, 2) vom Genusse nihil sacramenti extra usum.

Beide Lehren, die reformierte und die lutherische, sind aber nur theologische Theorieen, die am Worte Gottes gemessen werden dürfen. Entschieden sind in beiden Wahrheitsmomente vorhanden, doch müssen wir rückhaltlos eingestehen, daß keine der beiden Reformationen zu einer befriedigenden begrifflichen Auffassung der Sakramente gekommen ist. Die Wahrheit ist aber immer nur e i n e. Und Gott will entschieden nicht, daß wir ewig im Dunkeln tappen sollen, vielmehr hat er uns durch seinen Sohn verheißen, daß sein Geist uns in a l l e Wahrheit leiten soll. Die Wahrheit über die Sakramente ist uns also nicht prinzipiell verschlossen, sondern die Möglichkeit, sie zu ergründen, ist vorhanden. Ja es ist Gottes Wille, daß wir sie ergründen sollen. Um aber unter den Einfluß des göttlichen Geistes zu kommen, ohne den wir nichts tun können, namentlich nicht in der Theologie, muß unser Geist erst in die rechte Verfassung versetzt werden, daß er von Gottes Geist sich leiten und führen läßt. In dieser Verfassung waren jedoch die reformatorischen Kirchen n i c h t oder wenigstens bald n i c h t m e h r. Denn Hader und Streit, Haß und Feindschaft, Rechthaberei und Starrköpfigkeit hindern den Geist Gottes ebenso an seiner freien Wirksamkeit wie weltförmiges Leben und Treiben. — Die ganze Kirche muß an der Erschließung der Wahrheit arbeiten, denn nicht einzelnen Menschen, sondern seiner Kirche hat Christus verheißen, daß er sie in alle Wahrheit leiten würde durch seinen Geist. „Einigkeit im Geist" muß also vorhanden sein, wenn die gemeinsame Arbeit getan werden soll. Ein Schritt in dieser Richtung wurde getan in der Gründung der evangelischen Kirche. Wir müssen aber nie vergessen, daß nicht die äußere Einheit das Ideal ist, sondern die Einheit im Geist und in der Wahrheit. Jede äußere Einheit, die auf Kosten der Wahrheit, also gegen den Geist Gottes, von Menschen kreiert wird, ist schädlich und irreführend. Dadurch wird nicht die Einigkeit im Geist gefördert, sondern gehindert und gestört. Der erste Schritt zur Einigkeit im Geist ist, daß man die bestehenden Lehrunterschiede zwischen den einzelnen Kirchen und Synoden als wichtig und eingreifend anerkennt. Die oft geflissentlich zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegenüber diesen Lehrunterschieden und das Bemühen, sie als unwesentlich und bedeutungslos hinzustellen, ist entweder beleidigend, oder entspringt aus unlauteren Motiven und untergräbt das Vertrauen. Andererseits ist das gegenseitige Verketzern und Verdammen und das unnötige und gehässige Aufbauschen der Unterschiede, als ob die Differenzen unüberwindlich und unüberbrückbar seien, ein Zeichen geistlichen Hochmuts und ein bedauerlicher Mangel an Liebe. Ohne Liebe ist kein Verstehen und kein gemeinsames Arbeiten möglich. Die Union der Liebe muß der Union des Glaubens und der Lehre vorausgehen. „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, die Liebe aber ist die größte unter ihnen." Die Liebe allein ist imstande, die Unterschiede im Glauben auszugleichen. Die Liebe achtet des anderen Ueberzeugung, die Liebe wird

nicht heftig, wenn der andere in unbrüderlicher und rechthaberischer Weise sich zeigt; die Liebe redet niemals lügenhaftem Indifferentismus das Wort; die Liebe prüft jede ausgesprochene Meinung und verliert niemals die Geduld; die Liebe ergibt sich ernstem theologischen Schaffen und freut sich über die Wahrheit, wo immer eine solche entdeckt ist; die Liebe gefällt sich nicht in Sekten- und Synodenbildung, sondern ihr Streben geht dahin, durch gegenseitiges Aussprechen und Vermittlung von Aussprache die verschiedenen Teilkirchen sich näher zu bringen. Welche Kirche aber in der Welt eignet sich mehr zu dieser Vermittlerrolle als die Evangelische Kirche, deren Prinzip es ist, jede Kirche und Synode als zu Recht bestehend anzuerkennen? Die keinen zurückstößt, keinen verachtet und sich nicht schämt, auch die Brüder zu heißen, die uns am fernsten stehen und deren Geistesrichtung uns fremd ist? Um diesem ihrem heiligen und gottgewollten Berufe getreu zu werden, muß „Recht und Gerechtigkeit für alle" ihr Panier sein. Dann wird sie nicht eine Synode unter vielen anderen sein, sondern eine Geistesmacht, die langsam aber sicher dem großen und herrlichen Gedanken der Union aller Gläubigen Weg und Bahn in allen Landen bricht. Wir alle: Katholiken, Reformierte, Lutheraner, haben jetzt schon so vieles gemein, warum da verzweifeln an Jesu Wort: es soll ein Hirt und eine Heerde werden?

Natürlich ist es verkehrt, wie gewisse Heißsporne belieben, diese theologischen Streitfragen auf die Kanzel zu bringen und vor einem unreifen Publikum zu erörtern, denn die gottesdienstliche Gemeinde hat nichts mit Theologie, sondern nur mit Religion zu tun. Für sie kommt es nicht auf den Begriff der Sakramente an, sondern darauf, daß sie dieselben benützt, um Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit zu erlangen. Würde es aber den Theologen mit der Zeit gelingen, einen allseitig befriedigenden Sakramentsbegriff zu finden, so wird der Segen für die Gemeinde auch nicht ausbleiben, sondern es wird dazu dienen, ein geistliches Band der Liebe und des Vertrauens um alle Christen zu schlingen.

Die Unsterblichkeit der Seele, oder die Auferweckung von den Toten.*)

Von Past. J. Furrer.

Welche von diesen beiden Lehren ist biblisch?. Daß die Auferwekkung der Toten vielfach in der Bibel bezeugt ist, das wird wohl kein

*) Der nachfolgende kurze Aufsatz kommt aus der Feder eines im 80. Lebensjahre stehenden Greises, dem wir aus Achtung vor dem geehrten Bruder die Aufnahme nicht versagen wollten. Er ist zu verstehen als Antwort auf die zwei Stücke im Märzheft dieses Jahres, Seite 88—101. Auch wir haben schon wiederholt uns ausgesprochen gegen die populäre Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seelen, namentlich in dem streng biologisch gehaltenen Aufsatz: „Selig sterben?" im Juliheft 1908, Seite 276 bis 288. Wir halten nach wie vor jenen Aufsatz für streng wissenschaftlich und für echt biblisch.

Den Ausführungen des geehrten Bruders können wir nicht in allem beistimmen und müssen es ihm überlassen, sie zu vertreten. Auch unsere Leser werden ja nach dem Rat des Apostels verfahren: „Prüfet alles und das Gute behaltet."

Mensch leugnen wollen. Nicht nur im neuen, sondern auch schon im alten Testament lesen wir davon. Z. B. als Abraham seinen Sohn opfern wollte, da dachte er: Gott kann ihn auch wohl von den Toten erwecken, 1. Mos. 22; Hebr. 11, 17. Hiob wußte, daß sein Erlöser lebt, und wird ihn hernach auferwecken, Hiob 19, 25. Der Prophet Hesekiel sagt: So spricht der Herr! Ihr sollt erfahren, daß ich Jehova bin, wenn ich eure Gräber öffne und euch herausführe aus den Gräbern, Hesek. 37, 13. Auch Martha wußte gar wohl, daß ihr Bruder auferstehen werde, in der Auferstehung am jüngsten Tage, Joh. 11, 24. Denn Jesus hat das viermal wiederholt, Joh. 6, 39. 40. 44. 54. Paulus schreibt ein ganzes Kapitel, 1. Kor. 15, und an den Timotheus schrieb er, 2. Tim. 2, 18, daß solche, die da sagen, die Auferstehung sei schon geschehen, die seien von der Wahrheit abgewichen und haben das Ziel verfehlt. Also ist die Lehre von der Auferweckung der Toten eine feststehende biblische Lehre. Wie verhält es sich aber mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele? Da sei vor allem das erwähnt, daß in der ganzen Bibel das Wort „Unsterblichkeit" nur zweimal vorkommt, 1. Tim. 6, 16, wo es heißt: Der Herr allein habe Unsterblichkeit, und 1. Kor. 15, 53, nach der Auferstehung müsse das Sterbliche erst anziehen die Unsterblichkeit. Diese beiden Stellen reden klar, und alle Erklärungen von unklaren Stellen sind falsch, insofern sie diesen klaren widersprechen.

Zwar sagt der Prediger 7, 29: „Gott hat die Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste," und nur diese Künste gelten bei vielen als Gelehrsamkeit. So suchen z. B. viele mit dieser Kunst zu behaupten, daß nur der Leib sterblich sei, die Seele hingegen könne nicht sterben, weil sie ein Hauch aus Gott sei. Wir lesen aber in Gottes Wort, 1. Mos. 2, 7, nicht so, sondern: Jehova bildete den Menschen aus Staub von Erde und hauchte ihm Odem des Lebens in seine Nase, und also wurde der Mensch eine lebendige Seele (Nefäsch). Dieser Hauch (Geist) aus Gott hat also das Leben (Seele) erzeugt. Der Geist ist der Ursprung der Seele (Leben). Nur der Geist ist unsterblich, die Seele hört auf,*) sobald der Mensch den Geist aufgibt oder aushaucht, Hiob 33, 4;

*) D. h. der geehrte Bruder will wohl damit nichts anderes sagen, als was Dan. 12, 2, Joh. 5, 28 u. 29 geschrieben ist und was auch Offb. 20, 13 geschrieben steht. Hiergegen ist gewiß nichts einzuwenden.

Bedenklich, oder mißverständlich ist dagegen das Wort: Die Seele hört auf, sobald der Mensch den Geist aufgibt oder aushaucht. Hört die Seele auf, so ist also ihre Existenz vernichtet, wie kann etwas, was nicht mehr ist, an den Ort der Toten gehen? Und aus jenem Ort wieder hervorgehen? Da ist der Ausdruck von Dr. J. Lepsius (Reich Christi 12. Jahrg. 1. Seite 12) genauer: „Totsein heißt nicht „nichtexistieren", sondern im „Totenreich", im „Todeszustand sein", der Kraft des Lebens beraubt und zur Ohnmacht des Seins verurteilt sein. Eine leiblose Seele ist eine leblose Seele. Der Tod ist ein tieferer Schlaf, eine tötliche Erkrankung. Erst die Auferstehung ist ein Erwachen zum Leben und eine Genesung vom Tode." Dieser Ausführung können und müssen wir beistimmen bezüglich der Toten, die **nicht** im Herrn sterben.

„Totsein" heißt oder bedeutet ein Aufhören der Lebensbeziehungen zwischen der Seele und der Umgebung, aus

34, 14. 15; Ps. 104, 29. Daß die Seele sterben müsse seit dem Sündenfall, das finden wir im Alten und Neuen Testament vielfach ausgesprochen, z. B. 5. Mos. 19, 11: So jemand des Nächsten Seele totschlägt. Elias glaubte, daß seine Seele sterben könne, 1. Kön. 19, 4, und dasselbe glaubte auch Jonas 4, 8. Und Assaph sagt Ps 73, 26, daß die Seele ebensowohl verschmachten könne als der Leib. Der Prophet Hesekiel sagt 18, 4: So wahr ich lebe, spricht der Herr Jehova: Die Seele, welche sündigt, soll sterben. Im Neuen Testament sagt Jakobus 5, 10, daß man eine Seele vom Tode erretten könne. Wenn die Seele nicht sterben könnte, dann brauchte kein Mensch Angst zu haben davor.

Der Herr Jesus sagt Matth. 10, 28: Fürchtet euch vor dem, der die Seele ebensowohl als den Leib verderben kann in der Gehenna. Das ist nicht der Hades (Todeszustand), sondern der Feuerpfuhl, Offenb. 20, 14, von dem auch Petrus schreibt 2. Petr. 3, 7. In dieser Gehenna werden die Seelen der Gottlosen das Verderben ernten, d. h. sie werden verbrannt, wie alles Unkraut, Hebr. 6, 8. Das ist dann ihr Ende, wenn der Grimm des Feuers sie verzehrt, 10, 27. Das ist der andere Tod, Offenb. 20, 14. Aus diesem Tod gibt es keine Rettung, wohingegen aus dem Scheol, Hades, alle errettet werden, Hes. 13, 14.

---

welcher sie bisher ihren Lebensunterhalt bezogen hat. Das leibliche Sterben bedeutet: Totsein für die irdische Sinnenwelt. Es schließt aber nicht notwendig auch das Totsein für Gott mit ein. Vergl. Luk. 20, 38. Das letztere ist gleichbedeutend mit Gericht. Die im Herrn sterben, sind nicht tot, sie kommen nicht ins Gericht (Joh. 5, 24), sondern sie leben Ihm und in Ihm. Sonst könnte Offb. 14, 13 uns keinen Trost gewähren. Das „von nun an," soll doch nicht erst nach der Auferstehung eintreten.

Wenn der Verfasser sagt, die Seelen der Gerichteten werden im andern Tode verzehrt, verbrannt, so ist dagegen zu bemerken: Sie müssen also doch noch da sein am Gerichtstage, sonst könnten sie ja doch nicht jetzt dem Feuergericht übergeben werden. Hat die Seele dagegen aufgehört, so ist auch nichts mehr zu verzehren oder zu verbrennen da, ausgenommen Gott schafft durch seine Allmacht die Seele wieder zu dem Zweck, sie jetzt dem Feuergericht zu übergeben! Das wäre eine Ungeheuerlichkeit, die zu glauben wir dem lieben Bruder nicht zutrauen. Wo bliebe denn die Identität der Person? Ist die Seele, die gesündigt hat, im Tode völlig aufgelöst worden, wie könnte denn die in der Auferstehung von Gott wieder geschaffene Seele die Verantwortung tragen für die Sünden, welche jene vor Jahrtausenden gestorbene und vergangene Seele im Leibesleben begangen hat?

Dieser Widerspruch löst sich bei der Darstellung, die wir von Dr. J. Lepsius oben gegeben haben, und bei unserer Auffassung, die wir im Juliheft 1908 (Selig sterben?) vertreten haben. Ferner:

Der Ausdruck: Verbrennen führt seinem Begriff nach zu der Auffassung: Vernichtung, Auflösung der Seele. Es gibt bekanntlich sehr viele ernste Forscher, welche die Anschauung vertreten von der endlichen Vernichtung der Verdammten. Jes. 66, 24 scheint darauf hinaus zu deuten. Angenommen das sei wirklich das letzte Ende der Verdammnis — was wir dahin gestellt sein lassen —, wozu dann die schon Jahrtausende toten Seelen wieder schaffen? Nur um sie der Gehenna zu überliefern zur endgiltigen Vernichtung? Sie haben ja aufgehört zu sein als sie starben! Nein, in diesem Stück müssen wir unbedingt festhalten: Die Seele vergeht nicht, sie hört nicht auf zu existieren, wenn sie den Leib verläßt, sonst könnte es keine Verdammnis geben.

Denn Jesus hat sein Lösegeld für alle bezahlt, Hebr. 2, 9, daher gerade so, wie sie in Adam alle starben, so werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden, 1. Kor. 15, 22; (Das ist aber nicht etwa eine Wiederbringung aller Dinge). Es wäre unbegreiflich, daß Menschenkinder diesen klaren Gottesworten gegenüber noch sagen könnten von der Unsterblichkeit der Seele, wenn es nicht heißen würde Joh. 3, 19: Die Menschen lieben die Finsternis mehr als das Licht. Die alte Schlange hat diese Lehre von der Unsterblichkeit aufgebracht, 1. Mos. 3, 4, und weil sie später der heidnische Weltweise Plato weiter ausbildete, zur Zeit, da es keine Propheten gab, so stimmte dann auch im 15. Jahrhundert, zur Zeit vor der Reformation, als das Licht unter den Scheffel gestellt war, ein Dominikanermönch namens Thomas von Aquino mit dieser Lüge aus der Finsternis überein, und auf Grund dieser Lehre sind dann eine Masse von Spuk- und Gespenstergeschichten, sowie der Spiritualismus, der vor Gott ein Greuel ist, 5. Mos. 18, 12, wieder aufgerichtet worden, wie zur Zeit des gottlosen Königs Saul und der Hexe zu Endor, siehe 1. Sam. 28. Aber Gottes Wort macht alle solche Ansichten zu schanden, denn es sagt uns ganz klar, wie es mit Geist, Seele und Leib zugeht, wenn der Mensch stirbt. Z. B. Pred. 12, 7 lesen wir: Wenn der Lebensfaden bricht, dann kehrt der Staub wieder zur Erde, wie er war, und der Geist kehrt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Das ist der Weg aller Welt, 1. Kön. 2, 2. Wenn in obiger Stelle der Prediger nichts sagt von der Seele, so weiß ein jeder, der die Schrift mit Nachdenken liest, daß Seele und Leben identisch ist, so daß man überall, wo das Wort Seele oder Nefäsch steht, lesen könnte „Leben." Nun weiß aber auch jedermann, daß das Leben (Seele) aufhört, sobald der Mensch stirbt, also kein Leben mehr vorhanden ist, darum redet der Prediger in dieser Stelle nichts davon. Wir finden aber in anderen Stellen, wo die Seele hingeht, z. B. in den Scheol (Todeszustand), oder Apstg. 2, 27 in den Hades (Todeszustand bis zur Auferweckung von den Toten). So bezeugt Jesus das selbst, wenn er sagt Offb. 1, 18: Ich war tot, und nur mein Geist kam in die Hände meines Vaters, Luk. 23, 46. Jesus konnte aber nicht lange im Tode bleiben, weil der Gerechte die Verwesung nicht sehen sollte, Apstg. 2, 32. Darum hat Gott diesen Jesus schon am dritten Tage von den Toten auferweckt, Röm. 4, 24. Wir hingegen sind allzumal Sünder, darum kehrt Gott uns Menschen zur Zermalmung, Ps. 90, 2. Daher bleibt fest, was Gott gesagt hat, 1. Mos. 2, 17. Vom Tage deines Essens an wirst du sterbend sterben, bis du, 3, 19, wieder zur Erde wirst. Das bestätigt auch die Erfahrung, daß Gott die Wahrheit ist, der Teufel aber der Lügner mit seiner Unsterblichkeitslehre. Was aus dieser Unsterblichkeitslehre schon für Unheil hervorgegangen ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Wir wollen uns deshalb an Gottes Wort halten, wenn auch bei allen Völkern dieser Unglaube stattfindet. Es ist auch viel einfacher und leichter zu verstehen und zu glauben, was Gottes Wort sagt, als das, was die Menschenkinder sich eingebildet haben.

Wie einfach und klar ist das, wenn gesagt ist, daß der G e i st zu Gott gehe, wenn der Mensch stirbt, anstatt wie die Hexe zu Endor dem ungläubigen Saul klar zu machen suchte, daß der Geist Samuels,oder gar er selber mit samt dem Mantel aus der Erde heraufsteige, 1. Sam. 28, 14. Auch wenn gesagt wird Luk. 23, 46, Jesus habe seinen G e i st in die Hände seines Vaters befohlen und Stephanus, Apstg. 7, 58, habe gesagt beim Sterben: Herr Jesu, nimm meinen G e i st auf, und daß das Leben (Seele) in den Todeszustand übergehe, bis zur Auferweckung der Toten. Dann ist es wieder so leicht faßlich, wenn man liest, 1. Kor. 15, 38, daß G o t t einem jeden wieder einen Leib gebe, ganz entsprechend dem, der gestorben ist. Anstatt zu glauben, der Staub werde vom Winde, oder irgend wie zusammengetragen, daß er wieder einen Leib bilde, oder daß er wie ein Samenkorn beim Begräbnis gesäet werde, und dann aus demselben ein neuer hervorgehe, wie 1. Kor. 15, 36 soll gesagt sein, so es doch dort heißt: Was d u säest, und nicht was andere in den Boden stecken. Wenn du warten wolltest mit dem Säen, bis du t o t wärest, dann könntest du ausfinden, daß ein totes Samenkorn nicht wieder aufstehen kann. Gott aber gibt einem jeden seinen Leib und in diesen Leib kehrt dann der Geist zurück, wenn Jesu Stimme erschallen wird, wie das genau beschrieben ist Luk. 8, 55 bei der Auferweckung des Jairi Töchterlein. Darum spricht auch der G e i st und die Braut Offb. 22. 17: Komme bald. Herr Jesu.

Exegetische Meditation über Ephes. 5, 1. 2.

Von Pastor J. Naase.

Der Apostel hat in dem Kapitel, das unseren zwei Versen vorausgeht, das hohe Idealbild Christi und der christlichen Sittlichkeit vor Augen gestellt: „'Εν τῷ 'Ιησοῦ ἀλήθεια ἐστιν" schreibt er — die Wahrheit auch betreff der Sittlichkeit. Kap. 5, 1 faßt er nun mit einem „οὖν" das Gesagte zusammen; und spricht damit die notwendige logische Verpflichtung aus, die aus dem Gesagten herausspringt. Der Apostel aber verschärft den Ernst der Konsequenz, indem er οὖν mit „γίνομαι" verbindet. Das Wort ist mehr wie unser „sein", wie es abgeblaßt gebraucht wird. Γίνομαι bedeutet werden, geboren werden, anfangen, sich beweisen als. Nicht nur um ein äußerliches „Sein" und „Verhalten" handelt es sich im Christentum: etwa wie ich Kinder ermahne, „seid artig", die das dann, auf Befehl, ohne eigenen Willen, sind. Das genügt im Christentum nicht; darum sagt Paulus: „γίνεσθε οὖν": werdet, entstehet als solche Menschen, wie ich geschildert; es werde geboren ein solcher Mensch aus euch. Γίνομαι schließt also das deutsche Wort „Leben" ein. Ein Lebensprinzip muß also gesetzt sein, wenn die Ermahnung des Apostels nicht ein Luftstreich sein soll. Und es ist ein Lebensprinzip gesetzt in der Verkündigung der „ἀλήθεια ἐν τῷ 'Ιησοῦ." Denn die Wahrheit, wirklich ausgesprochen, hat die Kraft der Zeugung. Es hat darum das deutsche Wort „Zeuge" für Wahrheitsbote einen tiefen Sinn. Wenn daher Paulus ermahnt: „γίνεσθε οὖν" — so ist da nicht nur die augen-

blickliche Ermahnung vorausgegangen, sondern überhaupt die Verkündigung der Wahrheit „ἐν τῷ Ἰησοῦ," die das Geistesleben zeugt in dem Geiste der Menschen, die einer Befruchtung durch den רוּחַ אֱלֹהִים מְרַחֶפֶת (des lebenbrütenden Geistes Gottes) überhaupt fähig sind. Leider trifft das nicht bei allen Menschen zu, denn manchem ist sein Geist hoffnungslos verschlossen, er ist zerrütteten Sinnes, untüchtig zum Glauben durch die Philosophie und lose Verführung κατὰ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου. Mit solchen handelt der Apostel hier nicht, denn es wäre vergeblich von einem Menschen zu verlangen, in Jesu hohe Sittlichkeit hinein zu wachsen, der noch gar nicht befruchtet ist durch die Wahrheit Jesu. Auch wir Lehrer der Religion müssen daraus lernen, wollen wir vor Enttäuschungen bewahrt bleiben, einen Unterschied zu machen zwischen Wiedergeborenen (wie sehr treffend sich die Schrift ausdrückt), und nicht Wiedergeborenen. Das christliche Sittlichkeitsideal ist unausführbar für den Ungläubigen. Darum irren die Prediger, die da meinen, die Kanzel habe nur zu ermahnen zu christlicher Sittlichkeit. Nein, die Kanzel muß vor allem, durch den Heiligen Geist inspiriert, das religiöse Leben zeugen durch die klare Predigt der Wahrheit ἐν τῷ Ἰησοῦ — das soll heißen: der Wahrheit von der Person Jesu und seines Heilswerkes im Kreuze. Das Heilswerk des Kreuzes aber ist das Erste wiederum, was gepredigt werden muß, da dasselbe die negative Erlösung ist — das heißt, es räumt aus dem Wege, was der Zeugung durch den Heiligen Geist im Wege steht. Darum sehen wir die Apostel so überraschend oft, wo man es oft gar nicht erwartet, auf Christus und sein Werk hinweisen. Das müssen auch wir nachmachen, wenn unsere Ermahnungen zur christlichen Sittlichkeit keine Luftstreiche sein sollen. Denn das religiöse Leben wird in dem Menschengeist nicht durch Ermahnungen zu den abstrakten Tugenden geboren, sondern allein durch den Kontakt der Seele mit der Person Christi, die den Menschen vor Augen gemalt werden muß, damit sie in diesen Kontakt kommen. Aus der Person Jesu allein fließt uns der Heilige Geist, der ja der Geist Jesu Christi ist, zu, und macht uns lebendig. Seid nun „μιμηταὶ τοῦ θεοῦ." Ein Nachahmer kann ich nur sein, wenn ich die Sache oder hier die Person, der ich nachahmen soll, vor Augen habe. Gottes Nachahmer nun aber im eigentlichen Sinn: als der Gottheit, kann ich nun nicht werden, denn die Gottheit hat keiner gesehen und kann kein Geschöpf sehen (1. Tim. 6, 16), weil sie zu groß und unfaßlich ist. Wenn Paulus das also meinte, dann ermahnte er vergeblich. Aber man weiß, Paulus, und überhaupt die neutestamentlichen Männer verstehen, daß in ihrem inneren Bewußtsein Gott und Christus völlig sich zu einem Begriff verbunden hat. Wenn die Apostel „Gott" sagen, dann denken sie diesen Gedanken nicht ohne zugleich Christus dahinein zu denken; und wenn sie Christus sagen, dann denken sie Gott gleichzeitig. Und dasselbe ist nebenbei gesagt auch zu beobachten, wenn die Apostel von dem Heiligen Geiste reden. Ein immer währendes Durcheinander ist es scheinbar, wenn die Apostel die drei

Personen der Gottheit nennen: Bald nennen sie „Christus“ Gott, wie hier offenbar, bald „Gott Christus; bald nennen sie den „Heiligen Geist“' den Geist Gottes, bald den Geist Christi. Ein unlogisches Durcheinander scheint das zu sein — aber dies Durcheinander ist Absicht des inspirierenden Heiligen Geistes. Denn die Gottheit ist nur eines und nicht drei. Es gibt keine *eigentliche* Trinität, sondern nur eine uneigentliche. Nur die Ungeeignetheit der menschlichen Sprache hat dies dogmatische Wort erfunden. Wollte die Gottheit, daß ihre kleinen Menschengeschöpfe von ihm etwas wüßten, so war der einzige Weg, daß die Gottheit sich erniedrigte zu ihrer Stufe und sich einkleidete in eine Erscheinungsform, die den Menschen analog ist, und von den Menschen verstanden werden konnte. Die Menschwerdung der Gottheit ist also eine logische Notwendigkeit, sollten überhaupt die Menschen Gott erkennen und zu ihrem, von der Gottheit bestimmten Ziele gelangen. Der Mensch „Jesus“ ist also weiter nichts als eine ἀποκάλυψις der Gottheit. Der Mensch Jesus ist dem Geiste nach Gott und seiner *Menschlichkeit* nach der Sohn Gottes. Obwohl wir nun also mit vollem Rechte sagen: Christus ist Gott, so ist doch auch klar, daß in den Menschen Jesus nur soviel von der Gottheit hineinging, wie eben in dies Offenbarungsgefäß hineinging. Freilich mit der menschlichen Entwicklung Jesu zu solcher Höhe, daß die Gottheit wie ein immerwährender Strom in seine menschliche Seele einströmen und ausströmen konnte. Das Organ hatte sich die Gottheit somit geschaffen, durch das der Geist der Gottheit zu den Menschen gelangen konnte.

Wie nun von seiten der Gottheit gesehen Jesus die tiefste Erniedrigung der Gottheit bedeutet, so bedeutet von seiten der Menschen gesehen Jesus die höchste Blüte wirklicher Menschheit. Jesus ist der Kulminationspunkt der Menschheit, der König, der Κύριος der Menschheit, das Prinzip, die Essenz der Menschheit.

Aus diesem unaustilgbaren Wert der Person Jesu erklärt sich, daß Jesus Christus ein so großer Faktor in der Geschichte der Menschheit ist, der der Menschheit neue Werte: die wahren Werte wiedergab. Und heute mißt jedes Menschentum an seiner Person; und was dieses Maß nicht verträgt, verfällt rettungslos dem Ruin. Das wird heute deutlicher wie je wieder gesehen. Christi Geist hat gesiegt auf der ganzen Linie. Gerichtet steht heute jede Philosophie, die es versucht hat, wieder andere Werte zu schaffen *κατὰ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου* anstatt *κατὰ χριστόν.*

Heute hat also der apostolische Befehl „*γινέσθε οὖν μιμηταὶ τοῦ θεοῦ*“ noch einen ganz andern Klang, denn 1900jährige Erfahrung mehr der Notwendigkeit einer solchen Nachahmung Gottes — doch sagen wir jetzt Nachahmung Christi, — steht vor unsern Augen.

Wir haben nun freilich zwar auch allerlei unechte *μιμητεία τοῦ θεοῦ* erlebt: unechtes Christentum und Heuchelchristentum und in unserer Zeit noch eine besondere Art erstarrtes Formenchristentum. Viele Christen und Pastoren sind nur Schauspieler und noch dazu schlechte.

Ein schlechter Schauspieler (Mime sagte man früher) ohne Genius,

wird nur mit Mühe und Selbstzwang seine Rolle darstellen, und jeder Kenner sieht die Unwahrheit seiner Darstellung. Ein guter Schauspieler aber wird so tief seine Rolle erfassen, so daß es wie ein Geist des Wahnsinns über ihn kommt, der ihm einbildet, er sei die Person der Rolle. So muß es mit einem μιμητὴς τοῦ θεοῦ auch sein: er muß ein Mensch sein, in dem der religiöse Genius noch lebt, der mit Begeisterung und Kraft die Rolle der Person Christi erfaßt und sich assimiliert, der so tief sich hineinführt und hineinlebt in diese Rolle, daß es wie ein heiliger Wahnsinn (wenn ich einmal unerlaubt so rede) über ihn kommt: der Heilige Geist nämlich.

Ehe dieser heilige Größenwahn: er sei ein „Christ", sich nicht festsetzt in seinem Sinn, glauben nennt es die Schrift, eher hat ein Mensch nicht Mut und Kraft als Christ zu handeln.

Ein Mime τοῦ χριστοῦ wird also nur ein Liebhaber Gottes und Christi. Physiognomen behaupten, daß Menschen, die sich stark lieben, sich gegenseitig ähnlich werden. Von dem heiligen Franziskus von Assisi, einem Manne, der unserer ganzen Hochachtung wert ist, wird berichtet, daß die Wundenmale Jesu an ihm erschienen seien. Seine Kontemplation und Meditation richtete sich in so intensiver Liebe auf Christus und sein Opfer, daß er Jesu ähnlich wurde in dieser Hinsicht. Dazu gehört dann nun freilich die große Liebe eines Mystikers.

Seid nun Nachahmer Gottes als „τέκνα ἀγαπητά." So ist denn im Neuen Testament die große, allein unsere Seele befriedigende Lösung der „Sündenfrage" gegeben. Wir Menschen können wieder Gottes Kinder werden, d. h. wir können wieder aufstehen zu der Aehnlichkeit des göttlichen Vaters. Nicht auf dem Wege des Verdienstes und des Rechtes, wie das Alte Testament zu versuchen lehrte, sondern auf dem Wege eines Gnadenaktes Gottes i n C h r i s t o, durch dessen Opfer unsere Seele versühnt wird (das ist die negative Erlösung) und dessen Geist in uns Wohnung macht, (das ist die positive Seite). Die Kennzeichen der tatsächlichen Gotteskindschaft aber sind: ein himmelgerichteter Sinn, die Natur Jesu, die an dem Geistgebornen zur Erscheinung kommt, eine Trauer über seine Sünde und die Sünde der Welt, Liebe zu Gott und den Menschen. Solche sind Kinder Gottes: „geliebte Kinder". Ἀγαπητὰ fügt der Apostel hinzu, um das Beglückende dieses Verhältnisses Gott gegenüber fühlen zu machen. Darin liegt nun zugleich die allerstärkste Ermahnung für Christen, sich auch wie geliebte Kinder Gottets zu betragen und Gottes Nachahmer zu werden. Denn damit erinnert der Apostel an den so großen Dank, den wir Gott schulden; erinnert an das, wodurch Gott Sünder zu „Geliebten" gemacht hat: nämlich durch „d e n G e l i e b t e n". Was gäbe es für einen stärkeren Antrieb, gut zu sein, als das!

„Περιπατεῖτε ἐν ἀγάπῃ": Das soll heißen: Die Liebe muß unser Lebensprinzip sein, in welchem wir denken und handeln. Vielleicht denkt der Apostel bei diesem Ausdruck an die Peripathetiker. Diese Philosophen der aristotelischen Schule, die da wandelnd lehrten und lehrend

wandelten, sprachen damit im Gleichnis aus, daß ihr Lebenswandel in der Philosophie ihres Meisters sei. So seien auch die Schüler Jesu Peripathetiker, wandelnd im Prinzip der höchsten Philosophie des höchsten Meisters: nämlich im Prinzip der Liebe, auf der Christus seine σοφία aufbaute. Denn allein dies Prinzip bringt die Lösung des Welträtsels. Und dies Prinzip nun gilt es für den Jünger Jesu zu seinem Studium und Handeln zu machen. „Ob du auf dem Wege bist, oder in deinem Hause bist, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst" — sagt auch das alttestamentliche Gebot.

Die Jünger der Philosophen, die in ihren Meistern das Ideal der Menschengröße und in deren Philosophie die Lösung des Welträtsels erblickten, haben in dem „Wandeln" in ihrer Philosophie die Unrichtigkeit ihrer Prinzipien beweisen müssen. Ebenso nun aber muß unsere Nachahmung Christi und das „Wandeln" in seinem Prinzip die logische und praktische Richtigkeit seiner Lebenswahrheit beweisen. Dieser Erweis aber ist in der Geschichte erbracht: Denn alle wahren Elemente der heutigen Kultur sind auf den Einfluß der „Wahrheit Jesu" zurückzuführen. Während die nichtchristliche Philosophie im Altertum, wie in der modernen Zeit, zu ihrer Konsequenz den Ruin der Völker gehabt hat und wieder hat. So sind wir Christen also verpflichtet, auch der Ehre unseres Meisters und Herrn wegen zu „wandeln" im Prinzip der Liebe, damit der Welt bewiesen werde an durch dies Prinzip geheiligten Persönlichkeiten, und durch dies Prinzip geschehener Weltverbesserung, daß Christi ςωόσοφία die Wahrheit ist.

Vers 2 erklärt nun Paulus an der Person Christi das Wesen der Liebe und weist uns mit dem Wort „καθὼς" auf die „Nachahmung" seiner Person. „Καθὼς κὰι ὁ χριστὸς ἠγάπησεν ὑμᾶς καὶ παρέδωκεν ἑαυτὸν ὑπὲρ ἡμῶν."

Im Aorist steht das Wort „ἠγάπησεν," das das Geschehene und Immerwährende der Liebe Christi ausdrückt, denn Christus ist immerwährend. Weil er uns aber liebte und liebt, darum gab er sich selbst: „ὑπὲρ ἡμῶν." Die Menschheit brauchte einen „Mittler", wenn sie das Ziel erreichen sollte, das Gott ihr gesetzt. Und dazu gab Christus sich her. Indem er die Menschheit sich anzog und das vornehmste Stück, die Blüte derselben wurde, hatte nun die Menschheit in ihm ihren Kulminationspunkt gefunden. Es ist dies ein neuer Gedanke der positiven Theologie und wird vielleicht nicht verstanden, darum ein Beispiel. Auch einzelne Völker haben stets kulminiert in solchen Persönlichkeiten, die ihre eigentlichen Könige waren, die bahnbrechend und führend für ihr Volk waren. Luther ist eine solche Persönlichkeit. Hätten die germanischen Völker ihn verworfen, so wäre ihre Geschichte seit dieser, ihrer großen, entscheidenden Stunde im öden Sande verlaufen. Aber der deutsche Genius hob sich auf mit ihm aus den Fesseln Roms und eine neue mächtige Kulturepoche setzte ein. Zoroaster, Confucius, Buddha, Muhammed, Napoleon, Bismarck sind ebenfalls solche Persönlichkeiten gewesen. Im ganzen Sinne aber war Christus der

Mensch, der Universalmensch, der absolute Mensch, der Idealmensch, der μονογενής auch παρὰ ἀνθρώπων, der zweite Adam, das Haupt des Leibes: nämlich der wirklichen Menschheit. So konnte Christus sich denn geben in dieser seiner einzigartigen Bedeutung „f ü r u n s" und ein Erlöser der Menschen werden, denn die Menschheit war er. Was er gesagt, ist unser, und was er getan und gelitten ebenso. „Wir sind mit Christus gestorben und wieder auferstanden." Alles was von unserer Seite zu geschehen hat, ist die Sache in ihrer Bedeutung gelten zu lassen, und als rechtmäßiges Eigentum sich anzueignen, sowie jeder Deutsche sich Bismarcks Schöpfung und jeder Evangelische sich Luthers Werk aneignet, — das ist „glauben".

Zwar macht man die Sache nicht zu schanden durch sein Nichtglauben — aber für sich selbst macht man sie zu schanden. Denn die Rebe an ihm, die nicht in i h m bleibt, wird weggeworfen. — Wer sich von Christus los löst, löst sich von der Menschheit los, — die ja ein lebendiger Organismus ist, durchflutet von dem heiligen Geiste Jesu Christi, — und muß sterben.

„Christus gab sich selbst für uns als προσφορὰν καὶ θυσίαν τῷ θεῷ." Wir fassen „προσφορὰν" rückbeziehend auf ἡμῶν. Christus bietet sich uns an als Darbietung: nämlich als Retter und Mittler und Stellvertreter, der sich darbietet unsere Weltschuld zu tragen, und als Wiederhersteller unserer Gottesnatur und unserer Welt.

Das aber kann er nicht einseitig dadurch, daß er sich u n s darbietet, sondern daß er auch andererseits sich G o t t darbietet als Opfer, um Gott eine Sühne, Sühnopfer darzubieten. „θυσία„ ist das blutende, geschlachtete Opfer. Der Fluch Gottes über die Sünde war der T o d, der dadurch eintritt, daß die Lebenseinflüsse von Gott her und sein Geist aufhören zu wirken, da die Sünde ein Abschneiden ist von Gott, dem Lebensquell. Durch den Tod des sündigen Geschöpfes a l l e i n konnte der Frevel gesühnt werden. Denn die Sünde steigt mit dem Grade der Würde dessen, gegen den gesündigt wird. Eine Beleidigung einem Könige zugefügt wiegt schwerer wie dieselbe Beleidigung gegen einen Bettler.*) Die Sünde gegen den Unendlichen und Ewigen ist damit eine unendliche und ewige, und kann nur gesühnt werden durch den ewigen Tod des Sünders. Daraus ergibt sich für den, der es unternehmen

---

*) Dieses Argument bedarf nach unserer Auffassung einer Einschränkung. Nur wenn die Schuld mit vollem Bewußtsein und bösem Willen als eine gewollte Majestätsbeleidigung sich ausweist, dann ist sie eine Verschuldung im höchsten Grade. Geht ein König incognito umher und wird von rohen oder boshaften Menschen beleidigt, so kann nach strengem Recht nicht von Majestätsbeleidigung die Rede sein. — Als die Juden Jesum, den Herrn der Herrlichkeit, kreuzigten, wußten sie nicht, daß in ihm der Vater incognito erschienen war. Daher plädierte der Herr für sie: „Vater, vergib ihnen, d e n n s i e w i s s e n n i c h t, was sie tun." (Vergl. auch 1. Kor. 2, 8.) Unwissenheit gilt als Entschuldigung vor der erbarmungsreichen Gerechtigkeit Gottes (1. Tim. 1, 13. 14; Apg. 17, 30; Apg. 3, 17); sie unterscheidet sich darin von dem erbarmungslosen, starren Rechtsbegriff des Menschen, der auch Unwissenheit, resp. Unkenntnis des Gesetzes nicht als Entschuldigung gelten läßt im Gericht. **Die Red.**

will, ein Erlöser der Sünde zu werden, daß er selbst ewig und unendlich ist, um ein ewiges und vollgenügendes Opfer zu leisten und den Tod abzuwenden von der Menschenwelt. Das beweist abermals die Notwendigkeit der Menschwerdung Gottes.

Der ewige Christus hat dies Opfer gebracht Gott als „ὀσμὴν εὐωδίας," d. h. es war Gottes Wohlgefallen, solch Opfer zu bringen. Oder man kann auch so auslegen: Dies Opfer der Weltversöhnung wird Gott zum großen Ruhme und Preise sein, der von der erlösten Menschheit und den Engeln, die ja Zuschauer des großen Schauspiels sind, aufsteigt, Gott ein duftender Wohlgeruch. Denn um kein Werk seiner Hände wird Gott so überschwenglich gepriesen werden in „die Zeitalter der Zeitalter" — als um dies wunderbare blutige Opfer des Lammes, das der Welt Sünde trug.

Doch gehen wir nun wieder zurück zu dem Thema des Textes, das ja nicht eigentlich von der Erlösung handelt, sondern nur darauf hinweisend war, um das Wesen der Liebe zu erklären. Also „καθώς," d. h. so wie Christus uns liebte, so wir. Liebe ist: solcher Darbietung und solchen Opfers fähig zu sein, gleichwie Christus. — Erziehen wir uns also zu solcher Liebe! Wandeln wir also in dieser heiligen Gesinnung und solchem Tun, fähig auch des schwersten Opfers, weil die Liebe Christi uns drängt, dann sind wir rechte Nachahmer Gottes.

Christus und das Gesetz.

Referat von Past. L. von Lanyi, gehalten vor der Hermanner Pastoralkonferenz, und auf ihren Wunsch eingesandt.

I.

„Das Gras ist verdorrt, die Blume ist abgefallen; aber das Wort unseres Gottes besteht in Ewigkeit." Jes. 40, 8. Auch die Worte, in denen Mose Gottes Rechte, Satzungen und Gebote kund tat, kamen aus Gottes Munde, bestehen in Ewigkeit. Nicht nur der Dekalog, welchen Gott selbst auf die steinernen Tafeln schrieb und in der Bundeslade aufzubewahren befahl, sondern alle Worte des Gesetzes sind ewig; der ganze Gesetzesbund, den Gott Israel gab, ist ewig. Der Unterschied zwischen Zeremonial- und Moralgesetz ist eine menschliche Erfindung, denn die Schrift macht ihn nicht. Gott hatte keine Zeremonien angeordnet. Die vor- und sinnbildlichen Handlungen, die Gott dem Volke Israel zu tun befahl, waren bedeutungsvolle, wahre, heilige Handlungen und keine puren Zeremonien. Ihre Ausführung war Gott ebenso wichtig, wie das Halten der zehn Gebote. Wo immer in der Schrift von dem Gesetz, durch Mose gegeben, die Rede ist, da ist das ganze Gesetz, der ganze Gesetzesbund gemeint und nicht blos irgend ein Teil derselben. Es ist eine unbiblische Anschauung, daß der Dekalog, weil er einen besonders wertvollen Teil des Gesetzes bildet, allein ewige Gültigkeit besitzen sollte. Warum der Dekalog so ganz besonders ausgezeichnet wurde, so daß ihn Gott mit eigenem Finger auf die steinernen Tafeln schrieb, und daß er beständig in der Bundeslade aufbewahrt werden

mußte, ist nicht schwer zu erkennen. Die zehn Gebote kann man fast alle immerfort übertreten, die meisten andern Gebote aber nur zu bestimmten Zeiten und bei bestimmten Gelegenheiten, daher mußten die zehn Gebote besonders ausgezeichnet, in den Vordergrund gestellt und mit besonderer Aufmerksamkeit eingeprägt werden.

Die Ewigkeit aller anderen Gebote ist ebenso deutlich bezeugt, wie die der zehn Gebote. Gewiß ist das Gebot, nicht zu töten, ewig, aber das Gebot der Beschneidung nicht minder. „Es soll gewißlich beschnitten werden dein Hausgeborener und der für dein Geld Erkaufte. Und mein Bund soll an eurem Fleische sein als ein e w i g e r B u n d." 1. Mos. 17, 13. Gewiß ist das Sabbathgebot eine ewige Verordnung. Gott selbst bezeugt es: „Und die Kinder Israel sollen den Sabbath beobachten, um den Sabbath zu feiern bei ihren Geschlechtern: ein e w i g e r B u n d. Er ist ein Zeichen zwischen mir und den Kindern Israel e w i g l i c h." 2. Mos. 31, 16. 17. Aber ebenso ewig wie das Sabbathgebot ist das Verbot des Fett- und des Bluteſſens. „Eine e w i g e S a t z u n g bei euren Geschlechtern in allen euren Wohnsitzen: alles Fett und alles Blut sollt ihr nicht essen." 3. Mos. 3, 17. Es ist ebenso ewig wie das Sabbathgebot, und nicht minder, wie alle Verordnungen, welche den Hohenpriester, die Priester und die Leviten, und den ganzen Dienst der Stiftshütte betreffen.

Weil nun die Gebote des ganzen Gesetzes gleich wichtig und gleich ewig sind, darum ist auch die Strafe für ihre Uebertretung die gleiche. „Mein Bund soll an eurem Fleische sein als ein ewiger Bund. Und der unbeschnittene Männliche, der am Fleische seiner Vorhaut nicht beschnitten wird, selbige Seele soll a u s g e r o t t e t werden aus ihrem Volke; meinen Bund hat er gebrochen." 1. Mos. 17, 14. „Sieben Tage sollt ihr Ungesäuertes essen; ja, am ersten Tage sollt ihr den Sauerteig aus euren Häusern wegtun; denn jeder, der Gesäuertes isset, von dem ersten Tage bis zum siebenten Tage, selbige Seele soll a u s g e r o t t e t werden aus Israel." 2. Mos. 12, 15. „Wer desgleichen (Oel der heiligen Salbung) mischt, und wer davon auf einen Fremden tut, der soll a u s g e r o t t e t werden." 2. Mos. 30, 33. Ganz dieselbe Strafe trifft auch die Uebertreter anderer Gebote. „Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, soll gewißlich g e t ö t e t werden." 2. Mos. 21, 12. „Und wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, soll gewißlich g e t ö t e t werden." 2. Mos. 21, 15. Kurz, von jedem Gebot gilt der gleiche Fluch: „Verflucht sei, wer nicht aufrecht hält die Worte dieses Gesetzes, sie zu tun!" 5. Mos. 27, 26. Weil nun die Uebertretung eines jeden Gebotes den Tod zuzog, konnte Jakobus sagen: „Wer irgend das ganze Gesetz halten, aber in e i n e m straucheln wird, ist aller Gebote schuldig geworden." Jak. 2, 10. Wer also den gesetzlichen Sabbath hielte, äße aber Fett oder Blut oder Schweinefleisch, der wäre dennoch verflucht, „denn so viele aus Gesetzes Werken sind, sind unter dem Fluche; denn es steht geschrieben: Verflucht ist jeder, der nicht bleibt in a l l e m, was im Buche des Gesetzes geschrieben ist, um es zu tun!" Gal. 3, 10.

Diese Gültigkeit des Gesetzes hat nun Christus ausdrücklich und eindringlich anerkannt, indem er erklärte: „Wähnet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis daß der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht e i n Jota oder e i n Strichlein von dem Gesetz vergehen, bis alles geschehen ist." Matth. 5, 17. 18.

Und nicht nur das. Jesus selbst war sein Erdenleben hindurch dem Gesetz untertan und gehorsam bis zum Tode am Kreuz. Wir aber sollen ihm nachfolgen und in seine Fußstapfen treten. Müssen wir da nicht ebenso wie er das ganze Gesetz beobachten? Ist dadurch nicht das ganze Gesetz für alle Ewigkeit zur Richtschnur des Wandels der Gläubigen gemacht? Selbst der Apostel Paulus verwahrt sich dagegen, daß er das Gesetz abschaffen wolle. Er sagt: „Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! sondern wir bestätigen das Gesetz." Röm. 3, 31. Und Johannes versichert: „Dies ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten." 1. Johannes 5, 3. Ja, selbst die Offenbarung hält an der Ewigkeit der Gebote Gottes fest. Den Tieranbetern werden die Heiligen gegenüber gestellt mit den Worten: „Hier ist das Ausharren der Heiligen, welche die Gebote Gottes halten und den Glauben Jesu." Offb. 14, 12. So wird vom ersten bis zum letzten Buche der Heiligen Schrift die Ewigkeit des Gesetzes gelehrt.

II.

Obgleich die Schrift einerseits die Ewigkeit des Gesetzes lehrt, so lehrt sie anderseits auch die Vergänglichkeit desselben Gesetzes und Gesetzesbundes. „Siehe, Tage kommen, spricht Jehova, da ich mit dem Hause Juda einen n e u e n B u n d machen werde: nicht wie der Bund, den ich mit ihren Vätern gemacht habe an dem Tage, da ich sie bei der Hand faßte, um sie aus dem Lande Aegypten herauszuführen." Jer. 31, 31. Es liegt in dem Begriffe des n e u e n Bundes, daß der alte durch ihn abgetan und beendet wird. Das sagt uns der normale Menschenverstand und die Schrift betont es ausdrücklich, wenn sie spricht: „Indem er sagt: „einen neuen", hat er den ersten alt gemacht; was aber alt wird und veraltet, ist dem Verschwinden nahe." Ebr. 8, 13. Und in der Tat war der alte Bund damals, als der Ebräerbrief geschrieben ward, dem Verschwinden nahe, denn als der Tempel und Opferaltar und alle Heiligtümer verschwunden waren, da war auch der alte Bund verschwunden, der durch Jesu Christi Tod schon veraltet und verjährt war! Wenn aber der alte Bund aufgehoben ist, dann ist auch der Dekalog aufgehoben, um durch die Gebote Jesu Christi ersetzt zu werden. Da Gott es voraus wußte, daß man diese Wahrheit dereinst leugnen würde, so hat er sie ausdrücklich durch den Propheten Jeremias bezeugen lassen. Der Dekalog stand auf zwei Tafeln, zu deren Aufbewahrung die Bundeslade diente, und von dieser Bundeslade Gottes weissagte Jeremias durch Gottes Geist also: „Es wird geschehen, wenn ihr euch im Lande mehret und fruchtbar seid in jenen Tagen, spricht Jehova, so wird man

nicht mehr sagen: „Die Bundeslade Jehovas“; und sie wird nicht mehr in den Sinn kommen und man wird ihrer nicht mehr gedenken noch suchen, und sie wird nicht wieder gemacht werden.“ Jer. 3, 16. Bedarf es eines Nachweises, daß in diese Weissagung des Propheten Jeremias das Neue Testament einstimmt? Die Briefe Pauli sind voll von Gedanken, daß das Gesetz des alten Bundes durch Christus beendet sei. „Christus ist des Gesetzes Ende, jedem Glaubenden zur Gerechtigkeit.“ Röm. 10, 4. „Und euch, als ihr tot waret in den Vergehungen und in der Vorhaut eures Fleisches, hat er euch lebendig gemacht mit ihm, indem er uns alle Vergehungen vergeben hat; als er ausgetilgt die uns entgegenstehende Handschrift in Satzungen, die wider uns war, hat er sie auch aus der Mitte weggenommen, indem er sie an das Kreuz nagelte.“ Kol. 2, 13. 14. „Da aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter einem Zuchtmeister,“ dem Gesetz nämlich. Gal. 3, 25.

III.

Der Schrift nach ist das mosaische Gesetz mit allen seinen Geboten einerseits ein ewiges und anderseits ein vergängliches Gesetz, das durch ein vollkommenes ersetzt werden mußte. Wie kann aber beides zugleich wahr sein? Wie kann das Gesetz ewig und dennoch vergänglich sein?

Viele Gläubige, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, meinten die Antwort darin zu finden, daß sie das Gesetz in zwei Teile teilten; in einen vergänglichen, sogenannten zeremoniellen Teil und in einen ewigen, sogenannten moralischen Teil. Nach der Schrift ist jedoch das Gesetz ein unmittelbares Ganzes, denn wer sich am kleinsten Teile desselben versündigt, der hat alle Gebote, das ganze Gesetz, übertreten. Jak. 2, 10. Es wird ferner von dem Teile des Gesetzes, den man Zermonialgesetz nennt, ebenso die Ewigkeit behauptet, wie von dem Dekalog, den man das Moralgesetz heißt; und von dem Dekalog ebenso die Vergänglichkeit dargetan, wie von dem sogenannten Zermonialgesetz. Wo und wie finden wir nun die Lösung dieses Problems? Im Worte Gottes. Das allein kann uns die rechte Belehrung und den zuverlässigsten Aufschluß erteilen. Wenn wir nun in der Schrift suchen, so werden wir finden, daß Paulus dieses Problem unter der Leitung des Heiligen Geistes in einer tiefsinnigen und umfassenden Art längst gelöst hat, indem er erklärt: „So richte euch nun niemand über Speise und Trank, oder in Ansehung eines Festes oder Neumondes oder von Sabbaten, die ein Schatten der zukünftigen Dinge sind, der Körper aber ist Christi.“ Kol. 2, 16. 17. Hier liegt die Lösung des scheinbaren Widerspruches zwischen der Vergänglichkeit und Ewigkeit des Gesetzes.

Der Schatten eines Körpers zeigt dessen Gestalt im Umriß. Wenn nun der Körper ewig ist, dann kann man in voller Wahrhaftigkeit sagen, daß seine Schattengestalt ewig ist, obgleich sie natürlich verschwinden muß, sobald der Körper selbst, von allen Seiten beleuchtet, vor uns steht. Die Gestalt des Körpers ist zugleich auch die Gestalt des Schattenrisses und weit mehr als das. Ein Maler zeichnet den Schattenriß einer menschlichen Gestalt mit wenigen Strichen und Linien. Wir ver=

mögen annähernd zu erkennen, wen der Schattenriß darstellt. Nun nimmt der Maler Pinsel und Farben und füllt den Schattenriß künstlerisch aus. Jetzt sehen wir ein schönes Bild, in dem wir sofort erkennen, wen es darstellt. Obwohl der Schattenriß verschwunden, so ist er dennoch in dem Bilde enthalten. Wir dürfen also in voller Wahrheit beim Anblick des ewigen Körpers sagen: Hier lebt der Schatten, der vergangen ist, ewig fort; ja der Schatten lebt in dem ewigen Körper viel genauer und viel treuer fort, als es die Kenner des bloßen Schattens nur ahnen konnten.

„Das Gesetz hat einen Schatten der zukünftigen Güter, nicht der Dinge Ebenbild (Gestalt, Wesen) selbst." Ebr. 10, 1. Und das Ebenbild der Dinge selbst ist viel wertvoller, es ist die Gestalt des Gesalbten Jehovahs. Weil nun der Schatten Christi, das Gesetz, in ihm selbst dem Wesen nach enthalten ist und in ihm fortlebt, kann man ohne Widerspruch behaupten: das Gesetz ist seiner Form nach zwar vergangen, aber seinem Wesen nach ist es trotzdem ewig.

Betrachten wir beispielsweise das Gebot: „Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll gewißlich getötet werden." 2. Mos. 21, 12. Das vollkommene Gesetz Christi lautet: Liebe jeden Menschen, auch deinen Feind. Dieses Gebot der Liebe enthält dem Wesen nach das Gebot, nicht zu töten, aber es enthält noch mehr als das, denn es besagt, man solle nicht nur das Leben des Nächsten nicht nehmen, sondern man solle es zu erhalten suchen. Die Strafe für die Uebertretung dieses Gebotes war in der mosaischen Haushaltung das Abschneiden vom zeitlichen Leben und in der Haushaltung Christi ist es das Abschneiden vom ewigen Leben.

Ehedem war es die höchste Tugend, nach dem mosaischen Gesetz zu leben, und das wird zum Vorwurf, wenn ein unvergleichlich besseres, vollkommenes Gesetz als Richtschnur des Lebens erschienen ist. Wer sich noch jetzt nach dem Schatten der zukünftigen Güter richten zu müssen glaubt, der beweist damit, daß er den Gesalbten Jehovas in seiner eigenartigen Herrlichkeit und Vollgenügsamkeit noch nicht erkannt hat.

Vor dem Erscheinen des Messias waren Gottes Gebote stets das mosaische Gesetz, nach seinem Erscheinen sind es seine Gebote, die Gebote Jesu Christi. Der Missionsbefehl Jesu Christi lautet: „Lehret sie halten alles, was i c h euch befohlen habe." Also nicht mehr, was Moses befohlen hat. Auf dem Berge der Verklärung erscholl Jehovas Stimme, die sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich Wohlgefallen gefunden habe; i h n höret." Matth. 17, 5. Und ferner erklärt Christus: „Wer m e i n e Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer aber mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden; und ich werde ihn lieben und mich selbst ihm offenbar machen." Joh. 14, 21. Von den mosaischen Geboten ist gar keine Rede mehr, außer um zu zeigen, daß sie in den Geboten Christi ihrem Wesen nach enthalten sind. Wenn im Neuen Testament von den Geboten Gottes schlechthin die Rede ist, da sind die Gebote Christi gemeint. Johannes spricht:

„Dies ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer." 1. Joh. 5, 3. Die mosaischen Gebote können nicht gemeint sein, denn die werden von Petrus als unerträglich schwer bezeichnet. Act. 15, 10. Aber seine Gebote nennt Christus „ein sanftes Joch" und „eine leichte Last". Matth. 11, 30.

IV.

Der Herr Jesus spricht: Wähnet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen (aufzuheben); ich bin nicht gekommen aufzulösen (aufzuheben), sondern zu erfüllen." Matth. 5, 17. Das Gesetz „erfüllen" kann nicht bedeuten „beobachten". Dazu war Jesus Christus nicht besonders gekommen, sondern jeder Israelit war dazu gekommen, das Gesetz zu beobachten. Dann heißt es aber auch das Gesetz und die Propheten erfüllen. Es muß somit das Wort „erfüllen" auf beides passen. Demnach kann das Wort „erfüllen" hier nur die Bedeutung von „verwirklichen", vollmachen", „in ganzer Fülle darzustellen" haben. Wenn es sich nur auf das Gesetz bezöge, so könnte man es allerdings im Sinne von „beobachten" verstehen und sagen, es bedeute, die Pflichten erfüllen, welche das Gesetz vorschreibt. Weil sich aber das betreffende Wort auch auf die Propheten bezieht, deren Weissagungen Christus zum Teil verwirklicht hat, zum Teil noch verwirklichen wird, so ist es klar, daß es nicht im Sinne von „beobachten" aufgefaßt werden kann. Dies wird sogleich verständlich, wenn man die Wahrheit festhält, daß das Gesetz der Schatten des Gesalbten ist.

Christus spricht: „Es ist aber leichter, daß der Himmel und die Erde vergehen, als daß ein Strichlein des Gesetzes wegfalle." Luk. 16, 17. Das Gesetz soll also in seinem ganzen Umfange, in allen seinen Bestimmungen bis zum kleinsten Strichlein immer in Geltung bleiben, immer beobachtet werden. Das ist nur dann verständlich, wenn der Herr Jesus meinte, in ihm und seinen Geboten ist das ganze Gesetz in seiner wahren Absicht enthalten und verwirklicht, wie in der Gestalt des Menschen sein Schattenbild enthalten ist. Weil also in Christi Geboten und Wesen das ganze Gesetz enthalten ist, so hält man, wenn man in Christo lebt und seine Gebote hält, auch die Gebote des mosaischen Gesetzes und weit mehr als das.

Die Erfüllung des Gesetzes in Christo besteht also darin, daß in ihm und durch ihn das wahre Ziel, der eigentliche Zweck der Gebote dargestellt, verwirklicht werden. Den wahren Zweck des Gesetzes erkennen und seine wahre Absicht auszuführen, das heißt das Gesetz erfüllen, und das kann man nur in dem Gesalbten Jehovas tun. Um also ein Gebot wirklich erfüllen zu können, muß man seinen eigentlichen Zweck und seine wahre Absicht erkennen, man muß das Gebot gleichsam in seine Bestandteile zerlegen, seinen Kern herausschälen, man muß es auflösen. Das Auflösen des Gebotes ist also das Gegenteil vom Aufheben desselben. In diesem Sinne wird auch folgendes Wort Jesu verständlich: „Wer irgend nun eines dieser geringsten Gebote auflöst und also die Menschen lehrt (auflösen), wird der Geringste heißen im Reiche der Himmel; wer

aber sie tut und lehrt, dieser wird groß heißen im Reiche der Himmel." Matth. 5, 19. Als Glied des Himmelreiches gilt schon der, welcher eines der geringsten Gebote aufzulösen vermag, wer also die wahre Erfüllung desselben in Christo erkannt hat. Das ist aber nur dem möglich, der an Christus wahrhaft gläubig geworden ist und ihn erkannt hat als den Sohn Gottes, der durch Gottes Gnade für jeden den Tod schmeckte. Fängt doch das neue Leben mit einer neuen Erkenntnis an: „Dies aber ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Joh. 17, 3. Aber mit der Erkenntnis Gottes und Christi heißt man noch klein im Reiche der Himmel. Das neue Leben setzt sich in neuen Taten fort, die aus der neuen Erkenntnis entspringen. Wer nun ein Gebot nicht nur auflöst, sondern auch tut, wer nicht nur zu sagen weiß, wie seine wahre Absicht in Christo verwirklicht wird, sondern diese wahre Absicht eines Gebotes in Christo auch ausführt, der heißt schon groß im Reiche der Himmel.

Es bleibt für alle Ewigkeit das Gebot in Geltung, daß die Sünde durch das Blut eines Lammes ohne Fehl gesühnt werden müsse. Niemals wird man auf andere Weise Vergebung seiner Sünden empfangen und mit Gott versöhnt werden; aber nicht mehr durch ein vorbildliches, schattenhaftes Opferlamm, sondern durch das wahre Lamm Gottes, Jesus Christus, und sein Blut. Diese Versöhnung geschah nun auch nicht darum, weil das Gesetz ein Opferlamm vorschrieb, sondern umgekehrt. Weil eine dauernde, wahrhaftige Errettung und Versöhnung durch Christi Blut von Gott beschlossen war, daß sie zur vom Vater fest bestimmten Zeit geschehen sollte, darum wurde ehemals den Juden das Schlachten des Opferlammes befohlen. Durch das Darbringen der Tieropfer sollten sie erzogen werden für den Glauben an das ewig gültige und ewig dauernde Opfer des gekreuzigten Sohnes Gottes, der sich selbst zum Lösegeld hingab. Der schattenhafte Opferkultus sollte sie befähigen, dereinst den wunderbaren Erlösungsratschluß zu erkennen. Die Erlösten und Geheiligten in Christo Jesu sollen dauernd Gott Dankopfer darbringen von dem Besten, was sie besitzen, genau so, wie es das Gesetz fordert, nur weit mehr als das. Die Erstlinge an Vieh und Frucht genügen Gott jetzt nicht mehr, das war nur der schattenhafte Dankopferdienst der Juden. Die Geheiligten in Christo sollen, unter der neutestamentlichen Dispensation stehend, ihren ganzen Leib, sich selber zum Opfer darbringen, gemäß den Worten des Apostels: „Ich ermahne euch nun, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Schlachtopfer, welches euer vernünftiger Dienst ist." Röm. 12, 1. Und das nicht darum, weil ehedem die Erstlinge und der Zehnte Gott geopfert werden mußten, sondern umgekehrt sollten diese Opfer ein Zuchtmeister sein auf das eine große Dankopfer des neuen Bundes. In diesem einen großen Opfer der Selbstaufopferung der Geheiligten in Christo leben alle Dankopfer des alten Bundes dem Wesen nach fort, und eben darum sind sie der Form nach verjährt, beendet.

Weil das Ziel der Erziehung Gottes ist, die Menschen zur Erkenntnis der Liebe von Golgatha zu bringen, darum wurde den Juden das schattenhafte Vorbild dieser Liebe in einzelnen Satzungen gegeben. Da Jesus Christus sich selbst aus Liebe zum Lösegeld gab, ist das schattenhafte Vorbild verwirklicht, erfüllt. Jesu Christi Vorbild, seine Verordnungen und sein neues Gebot sind fortan die Richtschnur der Geheiligten in Christo. Die Gemeinde Christi hat also fortan das Gesetz Christi als ihr Grundgesetz. Das Schattenbild Christi ist nicht mehr das Lebensideal der Heiligen in Christo, sondern die Person Jesu selbst.

V.

Viele Parteien der Christenheit mengen Gesetz und Evangelium in einander, weil es ihnen an Erkenntnis und Kraft fehlt, sich vom mosaischen Gesetz ganz frei zu machen und dem Gesetz Christi sich hinzugeben. Sie „jübeln" bald mehr, bald weniger. Und eben darum fehlt es ihnen an dem wahren Leben aus Gott. Deshalb ist die Erkenntnis von der Erfüllung und Verwirklichung und dem Ende des Gesetzes sehr wichtig. Sie ist jedoch keine bloße Bereicherung des Wissens, sondern eine Stärkung des Lebens, denn sie hat nicht nur Einfluß auf das Denken, sondern auch auf das Handeln. Im Reiche Gottes gibt es eben keine rein theoretischen und rein praktischen Wahrheiten, sie sind beides, theoretisch und praktisch. Für eine pure Kopferkenntnis hätte sich ein Mann, wie der vom Heiligen Geiste in besonderer Weise erleuchtete und geleitete Apostel Paulus, gewiß nicht abgearbeitet. Die Erkenntnis von der Verwirklichung und dem Ende des Gesetzes war ihm so wichtig, daß sie ihm Seufzer, Gebete und Kämpfe gekostet hat. Der Irrtum, daß das Gesetz, auch seiner Form nach, dauernde Gültigkeit habe, lag ja den Juden im Blute. Es fiel ihnen so schwer, sich in diesem Punkte zu bekehren, weil sie damit ihren Nationalstolz und ihre besondere Auszeichnung fallen lassen mußten. Viele Glieder der jungen Christengemeinden, die aus dem Judentum kamen, gelangten nie dahin, und suchten statt dessen andere Gläubige, besonders die, welche aus den Nationen kamen, auf die Stufe ihrer Bekehrung hinabzuziehen. Ueberall treten sie auf, um in kurzsichtiger Verblendung auf die eine oder andere Weise dem Bestand und der Verbindlichkeit des Gesetzes neben dem Evangelium Geltung zu verschaffen. „Falsche Brüder", nennt sie der Apostel, die sich eingeschlichen, „die neben eingekommen waren, um unsere Freiheit auszukundschaften, welche wir in Christo Jesu haben, auf daß sie uns in Knechtschaft brächten." Gal. 2, 4. Wie groß ihr Einfluß war, sieht man daraus, daß selbst Petrus und Barnabas sich dazu bewegen ließen, ihnen zeitweise nachzugeben und durch ihr Beispiel die Heidenchristen zu veranlassen zu „jübeln".

Paulus aber hatte durch Erleuchtung des Heiligen Geistes erkannt, daß die Lehre von der Gültigkeit des Gesetzes neben dem Evangelium im Grunde genommen das Evangelium vernichte. „Denn", erklärt er, „wenn Gerechtigkeit durch Gesetz kommt, dann ist Christus umsonst gestorben." Gal. 2, 21. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Le-

ben," hatte Christus gesagt, und damit offenbar gemeint, der einzige Weg. Wer neben Christus noch einen andern Weg, als eine Art Ergänzung braucht, der verleugnet ihn als den einzigen Weg.

Paulus, der hervorragendste Wahrheitszeuge kämpfte unablässig gegen den gefährlichen Irrtum, das Gesetz und das Evangelium verbinden und verquicken zu wollen. Er ward nicht müde, immer wieder die große Wahrheit vorzuhalten: Jesus Christus ist der einzige und vollgenügende Weg zur Erlösung und Versöhnung, zur Wiederherstellung und zum Leben. Christus ist in seiner Person und in seinem Werke die Verwirklichung und das Ende des ganzen alten Bundes mit allen seinen Gesetzbestimmungen und Verheißungen.

Es ist beklagenswert, daß dem Irrtum, Gesetz und Evangelium, den alten und den neuen Bund verbinden und verquicken zu wollen, eine große Schar derer, die sich Christen nennen, nachgewandelt ist. Denn was ist das Papsttum anderes als ein System, welches aus der mit heidnischen Ideen durchwobenen gründlichen Vermengung des alten Bundes mit dem neuen Bunde hervorgegangen ist? In welchem Namen und worauf gestützt sind alle jene Greuel, welche den Namen Christi schänden, verübt worden? Jene Inquisitionstribunale, jene Ketzerrichtereien, jene bluttriefenden Verfolgungskämpfe gegen die Geheiligten in Christo? Sind sie etwa in Jesu Namen und gestützt auf das Evangelium geschehen? Das war selbst den verwegensten Irrlehrern und falschen Propheten nicht möglich zu lehren, man müsse in Christi Namen und gemäß dem Evangelium foltern, brennen, rädern, köpfen und verwüsten. Die Pseudokirche und die ihr dienende Staatsgewalt holten aus dem alten Bunde ihre Begründung für ihr Tun. Gibt man zu, daß der alte Bund neben dem neuen Bunde noch immer in Kraft steht, dann hatten sie recht. Sie sind nur dann im Unrecht gewesen, wenn der vollkommene neue Bund den alten Bund absorbiert hat und an seine Stelle getreten ist.

Und wie verhält es sich mit vielen Protestanten? Sie leben in dem geschilderten Irrtum, indem sie, wie die Kolosser, die Gläubigen verurteilen „über Speise oder Trank, oder in Ansehung eines Festes oder Neumondes oder von Sabbaten." Kol. 2, 16. Sie wollen denen, welche der Sohn Gottes frei gemacht hat, gebieten: „Berühre nicht, koste nicht, betaste nicht!" Kol. 2, 21. „Ein Christ darf keine Blutwurst essen," sagen diese, „ein Christ darf kein Schweinefleisch essen," fügen jene hinzu. „Ein Christ darf kein Bier und keinen Wein genießen," meinen noch andere, ohne zu bedenken, daß sie damit den Heiland der Sünde zeihen, der nicht nur selbst genoß, sondern auch Wasser in Wein verwandelte, ja der Wein in dem Kelche des heiligen Abendmahls zum Stellvertreter seines eigenen Blutes einsetzte.

In unseren Tagen sind es insonderheit die „Adventisten des siebenten Tages," die mit außerordentlichem Eifer und Geschick Propaganda machen für ihre besondere Vermengung des alten Bundes mit dem neuen Bunde, des Gesetzes mit dem Evangelium, indem sie die Form des Ge-

setzes, besonders in betreff des Sabbatgebotes in die neutestamentliche Haushaltung hinein zu tragen sich bemühen.

Auch die Mormonen versuchen ihre so verderbliche Institution der Polygamie durchs alte Testament zu stützen.

Allerdings regelt das mosaische Gesetz nicht nur die persönliche Moral, sondern auch die des ganzen Volkes. Das geschah nicht nur durch Gebote und Mahnungen, sondern auch durch Anwendung physischer Gewalt, indem es die Uebertreter meist durch Steinigung zu töten befahl. Das mosaische Gesetz war eben das staatlich bürgerliche Gesetz des Israel nach dem Fleisch, des Hauses der Knechte. Aber das fleischliche Israel war ein schattenhaftes Vorbild des geistigen Israel, des Hauses der Söhne, der Gemeinde oder Kirche Christi, welche ist sein Leib. Die Kirche Christi kennt aber keine fleischlichen Zuchtmittel und kann mit dem mosaischen Gesetz schon darum nichts anfangen. Die Kirche hat ein vollkommenes Gesetz der Freiheit, das Gesetz Christi. Innerhalb der Kirche Christi darf nichts regieren als der Geist des Herrn und sein Gesetz. Nur so kann sich die Kirche Christi auferbauen und wachsen. Jedes andere Wachstum ist hohler Schein und wird sich früher oder später als solcher offenbaren. Wer da will, daß sein Erdenwirken in die Ewigkeit hineinreichen soll, der muß wirken allein auf dem Grunde, der gelegt ist, welcher ist J e s u s C h r i st u s.

„Der Prediger“ als Prediger für die Gegenwart.

Von Past. T. Lehmann, Baltimore, Md.

Referat, gehalten vor der Baltimore-Pastoralkonferenz, und eingesandt auf besonderen Wunsch derselben.

Ein vielumstrittenes Buch, das mannigfach mißverstanden und wenig genug gewürdigt wird, manchen sogar sehr bedenklich erscheint, bildet den Gegenstand dieser Abhandlung. Sie will daher nichts Neues bringen, sondern nur die Sachlage darstellen, damit dieses Buch der Heiligen Schrift, in dessen Kanon es nach mancher Meinung gar nicht gehört, mehr gelesen und beachtet, und vielleicht auch zur Erbauung der Gemeinde hie und da gebraucht werden möge. Es soll uns demnach die Entstehung, der Inhalt und die etwa mögliche praktische Anwendung des P r e d i g e r S a l o m o beschäftigen.

Der bekannte Titel des Buches, wie auch seine Ueberschrift, — Wortes des Predigers, Sohnes Davids, Königs zu Jerusalem — weist zunächst natürlich auf Salomo als Verfasser desselben hin, und bis 1714 ist diese Annahme fast allgemein gewesen, obwohl auch schon Luther dies bezweifelte. Seitdem kam man mehr und mehr zu der Ansicht, daß die Person Salomos nur als schriftstellerische Einkleidung anzusehen ist, daß, mit andern Worten, diese sogenannten Worte der Weisheit dem König Salomo in den Mund gelegt werden, weil die allumfassende Bildung, der alles überstrahlende Ruhm des Salomo sprichwörtlich geworden war, und deshalb das von ihm Stammende mehr

Beachtung und Anerkennung finden würde, als das Produkt irgend eines anderen Gelehrten seiner Zeit.

Der Verfasser nennt sich zwar in der Ueberschrift und 1, 12, wie auch an andern Stellen des Koheleth, König über Juda zu Jerusalem, aber nie Salomo, was nichts Bestimmtes über die Person des Autors aussagt, aber deutlich andeutet, daß er für Salomo gehalten sein will, um seiner Weisheit mehr Nachdruck zu verleihen. Wen haben wir uns nun unter Koheleth zu denken? Das Wort an und für sich ist die weibliche Partizipialform des hebräischen Verbums Kahal, in der Bedeutung von versammeln, und wir hätten es daher, als „die eine Versammlung haltende, die predigende“ zu fassen.“ Wir könnten etwa ergänzen — die predigende Weisheit ruft vor dem Volke; sie wird als personifiziert gedacht, wie sie auf der Straße umhergeht, und denen, die sie hören wollen, Dinge mitteilt, die gut und nützlich sind. Wir haben es darum nicht einmal mit einem Personennamen zu tun, was unsere Auffassung über den Verfasser nur bestärkt. Eine andere Schwierigkeit ist jedoch die weibliche Form des Wortes, die man vielleicht aus dem Charakter des Namens als Amtsnamen ableiten könnte, wie solches im Hebräischen und Syrischen öfter vorkommt; jedenfalls wird der Ausdruck als Masculinum gebraucht, wie auch der lateinische Name Ecclesiastes und Luthers Uebersetzung Prediger richtig andeuten.

Ferner sprechen gegen die salomonische Abfassung 1, 12, wo Koheleth von sich als einem gewesenen König über Juda redet; auch 1, 16 und 2, 9: wo er von seinen Vorzügen über alle, die vor ihm zu Jerusalem gewesen waren, spricht, während doch bekanntermaßen nur zwei Könige vor ihm regiert hatten; was diese Ausdrucksweise unnatürlich erscheinen lassen würde. Außerdem klingt nach 12, 9—11 Luthers Auffassung recht annehmbar: „Es ist aber das Buch freilich nicht durch den König Salomo selbst mit eigener Hand geschrieben oder gestellet, sondern aus seinem Munde durch andere gehört und von den Gelehrten also zusammengefaßt. Wie sie denn selbst am Ende bekennen, da sie sagen: ‘Diese Worte sind Spieß und Nägel, gestellet durch die Meister der Gemeinde und von einem Hirten dargegeben’.“ Hiernach wäre aber nur an eine Zusammenstellung salomonischer Sprüche durch die Hand andrer zu denken, während in Wirklichkeit sogar Gründe dagegen sprechen.

Die Zeit der Enstehung dieses Buches kommt nämlich auch noch in Betracht. Dieselbe wird durch die Beschaffenheit der Sprache, die voll Chaldäismen ist, als eine nachexilianische gekennzeichnet. Da aber nach 4, 17 ein Haus Gottes, ein Tempel, existiert hat, so kommen wir noch weiter herunter in die Zeit, da Juda wohl schon aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, aber unter fremder Herrschaft stand. Und es ergibt sich aus verschiedenen Stellen, daß es von Königen regiert wurde, die zu mancher Klage Veranlassung gaben; es wird von Zuständen geredet, die Koheleth nicht bessern konnte, was, wenn er selbst König gewesen wäre, kaum zu denken ist. Für ein spätes Zeitalter spricht auch die Klage über das viele Büchermachen (12, 12).

Ueberhaupt passen die Beschreibungen und Erwägungen am allerbesten in die Zeit des Verfalles des Perserreichs, obwohl man eher noch an eine spätere, als frühere Zeit denken dürfte. Wahrscheinlich ist das Buch im dritten Jahrhundert vor Christo von einem oder mehreren Weisen verfaßt worden.

Das Buch gehört zu der Klasse von Lehrgedichten, die als Maschal — Weisheitsspruch — bezeichnet werden, und kann seinem Inhalt gemäß neben die Sprüche und Hiob gestellt werden. Die alttestamentliche Chokmah, die darin niedergelegt ist, darf natürlich nicht am Maßstab christlicher Begriffe gemessen werden, sie hat aber trotzdem einen Wert an sich selbst, hauptsächlich, wenn sie im richtigen Rahmen gefaßt wird, nämlich als ein Mittelglied zwischen alttestamentlicher Prophetie und neutestamentlicher Offenbarung. Erstere ergibt sich nicht aus der erfahrenen Anschauung der Verhältnisse, sondern ist auf mehr oder weniger direkten göttlichen Einfluß zurückzuführen; letztere rückt für den Menschen alles in ein helleres Licht, von wo aus man um sich schauen kann, und die Ahnungen der Väter bewundern muß. Zwischen diesen wirkt die Chokmah, die Weisheit, die sich allein auf die Erfahrung stützt, dabei aber doch ihre Schlüsse zieht; durchdrungen vom göttlichen Geiste und im Glauben an einen lebendigen Gott, will sie zum Nachdenken reizen, und vor der Verzweiflung bewahren, sie will zum gottgemäßen Handeln anregen, — da die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang ist, — und vor dem Leichtsinn warnen; somit ist sie göttlichen Ursprungs, hat aber eine subjektive und objektive menschliche Grundlage, sie ist nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch tätig in der Verwirklichung sittlicher Lebensgüter, die dem irdischen Leben erst einen Wert geben. Darum beschäftigt sie sich mit den menschlichen Gemeinschaftskreisen der Familie und des Staates, alles will sie beeinflussen, alles soll gebessert werden. Negativ und positiv sucht sie zu wirken, und wer sich ihrer Einwirkung nicht entzieht, kommt dem Ideale näher, selbst wenn er immer wieder erfährt, daß auf der Erde nicht alles so ist, wie es sein soll.

Eine Einteilung des Buches ist überaus schwierig, und sie ist von vielen schon versucht worden, aber mit verschiedensten Resultaten. Das hat seine Ursache in der losen schriftstellerischen Form des Predigers, der seine Gedanken teils in zusammenhängenden Abschnitten, teils in Einzelsprüchen vorführt. Doch wäre es verkehrt anzunehmen, daß dem Ganzen eine Gliederung vollständig fehlt. Es lassen sich vielmehr eine Anzahl von Gedankengruppen unterscheiden, die zum Teil selbst durch solche von einander getrennt werden.

Folgende Disposition legen wir zum Zweck der Einsicht in die reiche Fülle der Gedanken des Buches vor:

Thema: Die Eitelkeit der Dinge und die Frage nach dem Wert des menschlichen Lebens.

Einleitung: Kapitel 1, 2—11.

Erste Gedankengruppe:
- a) Die Eitelkeit der Weisheit. 1, 12—18.
- b) Die Eitelkeit des Genusses des Irdischen. 2, 1—11.
- c) Die Eitelkeit der Arbeit und des Lebens. 2, 12—35.
- d) Resultat aus dem Obigen. 2, 24—26.

Zweite Gedankengruppe:
- a) Ueber die Richtigkeit der ordnungsmäßigen Anordnung der Dinge in der Welt, unterbrochen von abweichenden Sentenzen. 3, 1—4, 6.
- b) Vorzüge menschlicher Gemeinschaft. 4, 7—12.
- c) Eitelkeit irdischer Herrschaft. 4, 13—16.
- d) Etliche praktische Vorschläge für das Leben mit abweichenden Unterbrechungen. 4, 17—5, 19.
- e) Eitelkeit des Reichtums und der Ehre. 6, 1—12.
- f) Erfahrene Tatsachen und Ratschläge. 7, 1—24.
- g) Warnung vor Buhlerei. 7, 25—29.
- h) Mahnung zur Geduld unter allen Verhältnissen. 8, 1—15.

Drittens, Gedankenreihen:
- Aeußere Gleichheit der Frommen und Gottlosen.
- Leben nach dem Tode.
- Vorzug der Weisheit vor Körperkraft.
- Einfluß des Bösen auf das Gute und seine rückwirkende Schädigung des Täters.
- Empfehlung des Fleißes.
- Empfehlung des vorsichtigen Redens. 8, 16—10, 20.

Vierte Gedankengruppe:
- a) Mahnung zur Wohltätigkeit. 11, 1—8.
- b) Ermunterung zur Treue von Jugend an. 11, 9—12, 7.

Epilog: 12, 8—14. Wert der Gottesfurcht.

Es ist weniger unsere Absicht, nach einer bestimmten Disposition des Buches zu verfahren, als vielmehr seine Gedanken unmittelbar auf uns wirken zu lassen, damit wir prüfen mögen, ob der Inhalt desselben so unbiblisch ist, wie vielfach behauptet wird, oder ob in demselben nicht tatsächlich ein für alle Zeit verwendbarer Gedankenreichtum enthalten ist, der vor allem auch in der Gegenwart mehr Beachtung verdient, als ihm meistenteils wird.

Ehe wir jedoch auf den Inhalt des Buches näher eingehen, möchten wir etliche Gesichtspunkte feststellen, die nach unsrer Ansicht ein besseres Verständnis dieser Schrift möglich machen. Dies ist umsomehr nötig, als dieselbe als eine pessimistisch, epikuräisch und materialistisch angelegte verschrieen wird. Es ist solchen Urteilen gegenüber durchweg festzuhalten, daß die irdische Eitelkeit Gegenstand der Erfahrung des Weisen ist; daß ihr aber das Gleichgewicht gehalten wird durch das Postulat oder die ahnungsvolle Annahme der göttlichen Vollkommenheit und des einstigen Gerichts.

Der Verfasser redet vom Irdischen in seiner tatsächlichen Erscheinung, dafür zeugen folgende klare Ausdrücke. 25mal ist wohl zu lesen: Alles ist eitel, aber 29mal heißt es: unter der Sonne, dreimal unter dem Himmel, viermal auf Erden. Dabei hält er immer unerschütterlich fest an seinem Glauben an Gott und an dessen Gericht über die Welt, weshalb denn auch als das Resultat seiner Weisheitsforschung die Furcht Gottes und der Gehorsam gegen Gottes Gebote hervortritt.

Das Thema des Predigers ist die Eitelkeit des Geschaffenen. Der hebräische Ausdruck für eitel bedeutet: Dampf, Staubwolke, Windhauch, Schwindel, Ausdünstung. Unsres Erachtens sind es drei Thesen, die behandelt werden:

1) Der bloße Augenschein zeigt uns nur, daß alles Irdische eitel ist.

2) Doch ist dem Menschen ein Sinn eingegeben, der ihn über das äußerlich Wahrnehmbare hinwegweist.

3) Darum hat der Mensch trotz des vergänglichen Charakters der Dinge um und an sich Verpflichtungen, deren treue Erfüllung allein seinem Leben einen Wert geben können.

I. „O Eitelkeit der Eitelkeiten, spricht der Prediger, o Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles eitel!“ So gedrückt und traurig beginnt er die Durchführung der Gedanken, die er nach vielem Forschen und sorgfältigem Nachdenken gewonnen hat und die er jetzt seinem ihm teuren, aber unter dem Schatten der Torheit wandelnden Volke vorlegen will, um es auch zum Streben nach Erkenntnis zu veranlassen.

Alles, um das der Mensch unter der Sonne sich abmüht, ist eitel und vergänglich. Ein Geschlecht nach dem andern vergeht. Die Erde zwar bleibt scheinbar, aber auf ihr vollzieht sich im natürlichen Leben ein fortwährender Wechsel. Und in diesem Kreislauf muß selbstverständlich wieder alles an seinen alten Ort kommen, — nichts Neues gibt es unter der Sonne. Selbst das größte Gut, die Weisheit, nach der Koheleth strebte und die sich in ihm mehrte auf Grund seiner Beobachtungen, erhob ihn nicht über die Vergänglichkeit, denn bei wachsender Erkenntnis häufte sich auch der Schmerz. Darum wandte er sein Herz, und versuchte es mit der Freude, aber enttäuscht mußte er zugeben: Unsinn! Er aß und trank Wein, er bemühte sich um die Herstellung eines in jeder Beziehung großartigen Hauswesens: Gärten und Parke mit den herrlichsten Bäumen pflanzte er, Wasserteiche, sie zu tränken, ließ er machen; Mägde und Knechte sammelte er um sich, und Herden ohne Zahl; Silber und Gold — Gesang und Kunst — nichts versagte er seinen Augen, nichts seinem Herzen, aber siehe, alles war eitel und windiges Streben.

Darum haßte er das Leben, er haßte auch die Mühe, er haßte die Weisheit, — doch auch das brachte keine Befriedigung.

Noch einmal rafft er sich auf, und schaut um sich, scharf beobachtet er alles, was vorgeht. Er sieht vor seinen Augen ein Gebilde der Ordnung, alles geschah zu seiner Zeit, auch die Plage und das Wehklagen

hatten ihre Zeit; daher das Zugeständnis (3, 11): Alles hat er schön gemacht zu seiner Zeit. Ja, er fühlt, daß diese Erkenntnis darauf zurückzuführen ist, daß Gott die Ewigkeit in das Menschenherz gegeben hat; nur ist es ihm nicht möglich, alles Göttliche zu erkennen. Denn, wenn er die Bedrückung und die Tränen der Unterdrückten sehen muß, die keinen Tröster haben, so kommt es ihm wieder vor, als ob am Ende doch die Toten mehr zu preisen seien als die Lebenden. Es leuchtet ihm zwar ein, daß Geselligkeit besser ist als Einsamkeit; (4, 9) besser zwei als nur der eine und eine dreifache Schnur zerreißt nicht so bald, aber es scheint der Vorzug nur darin zu liegen, daß sie die Angriffe anderer besser zurückweisen können; auch im politischen Leben gibt es Umstände, die vor andern als annehmbar bezeichnet werden könnten. Ein junger König ist besser als ein alter. Aus niedrigster Stellung hat er sich sogar emporgearbeitet, groß war sein Volk, übermäßig groß, doch seine Nachkommen freuen sich seiner nicht, d. h. auch er wird vergessen, wenn andre seinen Platz eingenommen haben; — auch das ist eitel und vergänglich. Kurz, Weisheit, Leben, Herrlichkeit, Reichtum, Vergnügen — alles ist nichtig, wenn daher Gott dem Menschen nicht die Ewigkeit in das Herz gegeben hätte, so wäre er gar sehr elend; allein diese Erkenntnis, die ihm die Eitelkeit der Welt so schroff vor die Seele führt, hält ihn aufrecht, treibt ihn zum ferneren Nachdenken, weshalb er sich vom Gegenwärtigen wegwendet zur Aufnahme der Spekulation über das Zukünftige.

Ehe wir jedoch darauf eingehen, mag es angebracht sein, die Urteile näher zu erwägen, die mancherseits über diese Gedanken des Koheleth gefaßt werden, daß er sich nämlich in diesen seinen Auslassungen als Stoiker und Fatalist, Epikuräer, Skeptiker oder Pessimist zeige.

Gewiß ist, daß einzelne Stellen dies scheinbar bestätigen. Was kann z. B. 3, 9 außerhalb des Zusammenhanges anders bedeuten, als daß es keinen Zweck habe, sich mit irgend etwas in dieser Welt abzugeben, daß man ähnlich einem Stoiker sich völlig resigniert in die Verhältnisse schicke? Eng damit finden wir noch den fatalistischen Gedanken verbunden, daß ein blinder Zufall den Menschen zu diesem unbefriedigenden Denken und Tun verbanne. Aehnlich zweifelhaft klingen unsern Ohren auch die pessimistischen Ausdrücke 2, 11: Keinen Gewinn gibt es unter der Sonne; 2, 17, darum verdroß mich zu leben; und 1, 18, wer viel lernt, muß viel leiden. Gar sehr skeptisch angehaucht erscheinen: 2, 16, der Narr stirbt, also auch der Weise, und 3, 19, es gehet dem Menschen wie dem Vieh, wie dies stirbt, stirbt er auch und haben alle einerlei Odem. Und wer wittert nicht sofort den verwerflichen Zug der epikuräischen Philosophie in dem Streben, zu essen, zu trinken und alles zu geniesen, zumal diese Ausdrücke sehr oft wiederkehren.

Diese und andere Aussagen haben nicht verfehlt, Spott und Verachtung nicht nur über dies Buch, sondern über die ganze Heilige Schrift hervorzurufen, der es doch auch angehört, so daß manche eifrige Apologeten sich gedrungen fühlten, es als unkanonisch zu stempeln. Andere

schauen ruhiger auf das Ganze, während sie im einzelnen vieles kritisch verwerfen zu müssen glaubten, um die Ehre des Bibelbuches zu retten. Wir fühlen uns kaum fähig, Weisen und Gelehrten die Stange zu halten, aber beim nachdenklichen Lesen des Buches funkeln uns trotz absprechender Kritik manche Edelsteine entgegen, ja wir behaupten sogar, daß, im Zusammenhang genommen, und unter der Lupe des Endresultats betrachtet, vieles seinen skeptischen Anstrich verliert, und andres selbst einem aufrichtigen Christenmenschen annehmbar gemacht werden kann.

Im übrigen werden wir noch Gelegenheit finden, diese Ansichten zu widerlegen, wenn wir die Ideen des Koheleth verfolgen, darin er sich über das äußerlich Wahrnehmbare emporschwingt und in die Zukunft blickt.

II. A) Ausgehend von 3, 11: Alles hat e r schön gemacht zu seiner Zeit, auch die Ewigkeit hat er gegeben in ihr Herz, nur daß nicht finden mag der Mensch das Tun, das Gott getan hat von Anfang bis zu Ende — erkennen wir, daß er Gott über alles setzt, als den Schöpfer der Dinge, und ihm wird die Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens gegenübergestellt. Zu beachten ist aber, daß der Prediger immer von Elohim redet, und nicht von dem sich Israel in besondrer Weise offenbarenden Jahveh, was allenfalls nur gegen die salomonische Abfassung spricht, sonst jedoch weit vom Skeptizismus und Atheismus, vom Unglauben entfernt ist.

Außerdem anerkennt Koheleth den direkten göttlichen Einfluß im menschlichen Leben, wenn er 3, 13 sagt: wenn irgend jemand ißt und trinkt und Gutes sieht für alle seine Mühe, dies eine G a b e G o t t e s sei. Weitergehend stellt er sich über das Zeitliche und blickt in die Zukunft, in die Ewigkeit; 3, 14 — alles was Gott tut, das wird für ewig sein, womit er den höheren Standpunkt angibt, den er trotz der irdischen Vergänglichkeit und trotz der immerwährenden Wiederkehr der Dinge einnimmt. Wenn daher auch der Ausdruck, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, an die Stoiker erinnert, so erhält er doch einen ganz andern Sinn in Verbindung mit dieser Anerkennung eines göttlichen Prinzips in der Welt. Es ist dieser rote Faden im ganzen Buch unleugbar vorhanden, wenn auch oft verborgen, und schließlich läuft er auf ein herrliches Aufleuchten einer Glaubenszuversicht hinaus, die die Furcht Gottes als Hauptprinzip des Lebens sieht und übt. Menschliche Erfahrung wird dadurch keineswegs sofort und vollständig von der Beobachtung des Werdens und Vergehens in der Welt, eines Wechsels, den der bloße Augenschein uns vorführt, abgebracht; diese Tatsache stellt der Verfasser objektiv dar, kommt dabei auch manches Mal in die bedrängte Lage, wo er pessimistisch nur trübe Wolken über sich sieht, aber das ist vorübergehend, denn so gewiß wie die Erfahrung des Nichtigen, ist ihm immer wieder sein Glaube an die göttliche Vollkommenheit und die enliche Herrschaft des Göttlichen. Gibt es nicht heute noch Menschen, die Aehnliches durchmachen? Gelingt es immer, sich über Wasser

zu halten? Bringt uns nicht oft der Augenschein, das in dieser Welt allein direkt Wahrnehmbare, auf Gedanken, die das Göttliche in ein Dunkel hüllen, aus dem wir uns nur schwer und vielleicht erst nach energischem Ringen emporzuschwingen vermögen zu den Höhen des göttlichen Erbarmens und der Zuversicht auf eine einstmalige Verherrlichung, die auch der Mensch genießen soll? Ist nicht gerade diese Erfahrung mit ein Glied in der Kette der pädagogischen Gedanken Gottes, gegenüber welchen wir nur festzuhalten haben an der Gewißheit der Ewigkeit und der Tatsache, daß sie sich in das Irdische hinein erstreckt, um das Irdische umzugestalten? Darum darfst du unter keinen Umständen verzweifeln. Nicht Schoppenhauer und Nietzsche dürfen dich gefangen nehmen. Hoffnungslos bist du ein Objekt der schwankenden äußeren Umgebung, und sie wird dich, wie ein Strudel, hinabziehen in die Nacht des Unglaubens; — aber solange Gott noch für dich existiert, solange der göttliche Zug in dir wirkt, solange ist auch die Hoffnung noch möglich, daß es früher oder später gelingen muß, dein geistliches Gleichgewicht wieder herzustellen, und deiner Bestimmung gerecht zu werden. Soviel über die Bedeutung des Augenscheins; wie er widerlegt und über ihn der Sieg errungen werden kann, wird zwar nicht bestimmt angegeben, ergibt sich jedoch aus dem Postulat der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, das der Prediger festhält.

B) Eine zweite Gedankenreihe über die Zukunftsstellung des Menschen erhebt sich auf dem Fundamente des überlieferten Scheolglaubens. Zunächst erwägen wir die Stellen, die gegen ein Leben nach dem Tode zu sprechen scheinen. Ek. 3, 19. Denn Zufall sind die Menschenkinder und Zufall das Vieh, und ein Zufall trifft sie alle. Wie das eine stirbt, stirbt auch das andere und einen Odem haben sie alle; und einen Vorzug des Menschen vor dem Vieh gibt es nicht, denn alles ist Eitelkeit. — Wenn jedoch hiezu gleich Vers 20 genommen wird, — alles geht an einen Ort. Alles ist geworden aus Staub und alles kehrt zum Staube, — so wird der Zweifel wenigstens eingeschränkt. Mit andern Worten, der Prediger redet hier gar nicht von dem, was am Menschen bleibt, von der Seele, sondern stellt nur die Behauptung auf, daß in körperlicher Beziehung Menschen und Vieh das gleiche Schicksal trifft. Sie werden beide begraben, beide verwesen und kehren um zum Staub. Was er nicht sagt, brauchen wir ihm auch nicht unterzuschieben. Allerdings bezeugt auch Vers 21, daß er keineswegs Klarheit hat: Denn wer kennt der Menschenkinder Geist, ob er aufsteigt nach oben? Und den Geist des Viehes, ob er hinabfährt nach unten zur Erde? — Darum freue der Mensch sich dieses Lebens; „denn wer wird ihn dahinbringen, zu blicken in das, was nach ihm sein wird?" (22) Wer will daraufhin fest behaupten, daß der Prediger das Leben nach dem Tod leugne? Der Augenschein lehrt ihn sicher nichts über das, was kommen wird. Dementsprechend ist auch das Gewisse, das gegenwärtige Leben, das Beste — 9, 4 bei allen Lebendigen gibt es Hoffnung; denn ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe. — Damit stimmt auch der witzige, und doch

tragische Ausspruch: denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden (5); und von unsrem irdischen Standpunkt aus betrachtet, wissen die Toten gar nichts, und haben weiter keinen Lohn, d. h. von ihnen kann nach unserem Verständnis, nichts gefordert werden, darum wird ihnen auch nichts zu teil, denn ihr Gedächtnis wird vergessen, — aber wohlgemerkt — auf der Erde. Vom Standpunkt dieser Erde erscheint es so, und der überlieferte Scheolglaube gab den Juden auch keine bestimmte Angabe, außer, wie Vers 6, daß Liebe, Haß, Eifer dort verschwunden sind und daß sie keinen Anteil haben an dem, was unter der Sonne geschieht. Soweit, so gut! Wer aber davon ausgehend eine völlige Verwerfung der Unsterblichkeit annimmt, macht sich des gewaltigen Versehens schuldig, daß er etwas behauptet, was der Verfasser nicht sagt. Es ist dabei gewissermaßen der Wunsch der Vater des Gedankens, und weil man nicht an ein Leben nach dem Tode glauben will, greift man mit beiden Händen zu und eignet sich die Gedanken des Koheleth an, und meint nun einen ausgezeichneten Gewährsmann für seinen Unglauben zu haben. Dieser Gedankengang ist etwa folgendem ähnlich: Johannes sagt: Niemand hat Gott je gesehen, darum wird ihn auch niemand sehen, darum gibt es auch keinen Gott, oder wenn es einen gibt, so geht er mich nichts an. Die Torheit solchen unlogischen Schlusses leuchtet sofort ein. Verkehrt ist er, weil die Prämissen formell verkehrt sind. Aber selbst wenn diese richtig formuliert wären, könnte man keine solche Deduktion machen, weil wir zum richtigen Verständnis des Ausspruchs auch die übrigen Ausführungen des Verfassers hinzunehmen müssen.

Wir fügen noch etliche Bemerkungen über die alttestamentliche Unsterblichkeit ein. Sie erscheint in drei Stadien, entsprechend den verschiedenen Geschichtsperioden oder besser in Uebereinstimmung mit der fortschreitenden Offenbarung Gottes seinem Volk gegenüber, wie sie sich darstellt im Mosaismus, in der Prophetie und in der alttestamentlichen Weisheit. Von einem bestimmten Glauben an ein Leben nach dem Tode, oder von einer Auferstehung von den Toten finden sich überhaupt nur Andeutungen, die im Pentateuch keimartig vorhanden sind, wo hauptsächlich von einem Zustand im Scheol, dem Totenreich, geredet wird, worüber aber direkt nichts zu erfahren ist. Man denkt sich einen Ort, wo der Mensch alles dessen beraubt ist, was das Sein zum Leben macht, einen Ort der Tiefe, der Finsternis, des Schweigens, wohl aber vom Grabe selbst bestimmt unterschieden. Das Selbstbewußtsein bleibt jedoch, ebenso die Identität der Persönlichkeit. (Nach W. Becker: Alttest. Theologie.) Inwieweit sich das Los der Frommen von dem der Gottlosen unterscheidet, wird nirgends gesagt. Die Prophetie kennt nur eine Auferstehung für Israel, die aber mehr als Errettung des Gerechten gefaßt wird. Den Höhepunkt unter den Propheten erreicht Daniel (12, 2). In den Hagiographen nimmt Hiob wohl die erste Stelle ein, der 19, 25—27 eine deutliche Ahnung von einem Leben nach dem Tode ausspricht, die aber nur als eine etwaige Aussicht auf Wiederherstellung

nach d i e s e m Leben gelten will, falls er auf dieser Erde nicht mehr erfahren sollte, daß Gott seine Gerechtigkeit anerkennt und vor den Menschen beweist. Kann im Einverständnis mit diesen Grundideen billig vom Prediger verlangt werden, daß er höher steige? Aber daß er wenigstens auf derselben Stufe steht, und hie und da vielleicht noch höher hinaufsteigt, daß es also allein eine einseitige Anschauung seiner Ausführungen ermöglicht, im Koheleth eine Leugnung der Unsterblbichkeit zu finden, dafür spricht deutlich seine Auffassung von der göttlichen Vergeltung, die kaum auf dieser Erde völlig zur Geltung kommen kann.

Außerdem hält er fest an der Existenz des Totenreichs, des Scheol (9, 10) und gegen Schluß seines Buches erhebt er sich auch zu der bestimmten Aussage: (12, 7) Der Staub kehrt zurück zur Erde und der Geist kehrt zurück zu Gott, der ihn gegeben. Das ist nun auch keine christlich individuelle Unsterblichkeit, die er sich hier vorstellt, aber immerhin eine Aussicht, die nichts weniger als skeptisch klingt, und unsre ursprüngliche Behauptung bestärkt, daß der Prediger inmitten der Weisen seiner Zeit ein Gottsucher gewesen ist, und daß er in seinem Streben auch je und dann Höhen erreicht hat, von wo aus er weithin zu blicken vermochte, was wir auch aus seinen Gedanken über die göttliche Vergeltung entnehmen können.

C. Daß sich schon auf dieser Erde eine göttliche Weltordnung geltend macht, die unabänderlich und von welcher der Mensch abhängig ist, ist uns schon aus obigem entgegengetreten. Diese unabwendbare Einschränkung des menschlichen Tuns und Strebens ist ihm nichts andres als eine Prüfung des Menschen von seiten Gottes (3, 18). Darum sprach Koheleth auch in seinem Herzen: Wenn es auch hier oftmals scheint, als ob Recht und Unrecht nebeneinander bestehen dürfen, als ob das eine vor dem andern keinen Vorzug habe, so wird e r doch den Frevler und Gerechten richten, wenn dort dafür seine Zeit gekommen ist (3, 17), gleichwie auch hier alles seine Zeit hatte. Dazu kommen noch zwei klare Aussprüche 11, 9 und 12, 14, wo erstens auf die Gewißheit des göttlichen Gerichtes hingewiesen, und zweitens auch die Einsicht und Gerechtigkeit Gottes betont wird. Daß diese Gedanken jedoch nicht weiter ausgesponnen werden, läßt sich nach dem Gehörten erklären,es ist etwas, was man nicht so genau wissen kann, wie das, was täglich vor den Augen der Menschen passiert, was aber als Postulat des Glaubens nicht aufgegeben werden darf, wenn anders das menschliche Tun dem Menschen nicht verhängnisvoll werden soll, was auf Grund des dem Menschen eingegebenen Ewigkeitssinnes nicht ausbleiben könnte; — darum, o Mensch, sei fröhlich und gutes Muts, aber vergiß nicht, daß Gott für alles von dir Rechenschaft fordern wird.

III. Alles Bisherige war uns mit seinem theoretischen Anstrich vielleicht nicht so wichtig, und wenn der Prediger dabei geblieben wäre, könnten wir kaum einen bedeutenden Beitrag zur kanonischen Literatur konstatieren. Grau ist alle Theorie, wenn dieselbe jedoch mit praktischen Gedanken verbunden wird, ist sie durchaus nötig. Koheleth ist nun

glücklicherweise nicht nur Theoretiker, sondern auch ein praktischer Philosoph, und in diesem Teil deckt er eigentlich erst unser aufgestelltes Thema. Es lag uns nämlich daran zu zeigen, daß der Prediger auch der Gegenwart predigt, und daß mancher wohl tun würde, wenn er sich in diese Gedanken vertiefen und aus denselben für seine Lebensführung Anleitung schöpfen würde. Oder es erübrigt noch zu fragen: Welche Verpflichtungen ergeben sich für den Menschen aus den von Gott erhaltenen Lebensgütern?

Die Ethik des Predigers ist natürlich auch begrenzt, und wer darin rein christliche Grundsätze erwartet, mag enttäuscht werden. Der Verfasser ist ein Kind seiner Zeit, hat aber seine Augen und Ohren offen gehabt und viel gelernt, darum auch viel mitzuteilen. Einerseits sind es Worte der Anmut (12, 10), andrerseits Stacheln und scharfe Nägel (12, 11) gerade deshalb aber für mannigfache Verhältnisse passend und sapienti sat. Vier Hauptgedanken enthält die Ethik des Predigers:

1. Nach ihm besteht wahre Weisheit zunächst in der Gottesfurcht, die ihn sowohl vor einer Verachtung, als auch vor einer Ueberschätzung der irdischen Lebensgüter bewahrt. Das tritt uns 2, 24 entgegen, wo der Umstand, daß alles aus Gottes Hand kommt, den Menschen zufrieden machen soll, damit er in seiner Mühe und Arbeit doch das Gute des Lebens genießen möge. Daraus ergibt sich doch auch für uns, daß Murren und Unzufriedenheit, pessimistischer Unmut durchaus nicht gottgefällig sind; — denn wer kann essen und wer kann genießen außer von ihm, von Gott, her? 2, 25. Dasselbe wird 3, 12 und 22 ausgesprochen. Ueberaus wichtig erscheint aber in diesem Zusammenhang 4, 17—5, 6, wo zum aufrichtigen Gottesdienst ermuntert wird, wo die Allgegenwart Gottes als Zuchtmittel gegen unvorsichtiges Reden und vorschnelles Handeln dargestellt wird. Desgleichen ist es die Pflicht des Menschen, seine Gelübde Gott zu halten, und nicht leichtfertig sein Tun zu entschuldigen. Gib dich nicht eitlen Träumereien und der nutzlosen Schwätzerei hin; — vielmehr f ü r c h t e d u G o t t ! und du wirst vor manchem Uebel bewahrt bleiben. Richte du nicht allzuschnell, sondern überlasse es Gott; — er wachet über den Hohen und ein Höchster über ihnen (5, 7). Reichtum kann dir allenfalls schaden, während du bei der Arbeit süß schlafen kannst; nichts kann der Mensch von seinem Erworbenen mitnehmen und sein irdisch Gut schützt ihn nicht vor Aerger und Krankheit, darum sagt Koheleth noch einmal: Sei zufrieden, denn alles kommt von Gott. Warum daher das Streben nach Schätzen und Ehre, die Seele findet darin doch keine Befriedigung! (6, 7.)

Auch die sinnliche Lust ist eitel: „Bittrer als der Tod ist das Weib dessen Herz Netze und Schlingen sind" (7, 26). Es gilt darüber hinweg sich nach Gott zu strecken, der dem Menschen ein Rechtlichkeitsgefühl eingegeben hat. Zum Gehorsam gegen die Obrigkeit (8, 1—8) wird desgleichen gemahnt, trotzdem dieselbe tyrannisch die Freiheit des Menschen beschränkt, zumal sie über den Todestag keine Herrschaft haben und ihr Frevel ihnen nicht zu gut kommt. Denn wenn auch Gott wartet, und

dem Sünder gegenüber Langmut übt, so wird es doch schließlich dem Gottesfürchtigen (7, 18; 8, 12) wohlgehen, darum sei zufrieden und freue dich deines Lebens, zumal es bei aller Traurigkeit und Beschwerde doch unleugbar viel Schönes und Gutes in der Welt gibt.

In allen diesen Ausführungen fällt uns wohl kaum ein Ausdruck so sehr auf, als der — nichts ist besser für den Menschen unter der Sonne als essen und trinken und sich freuen, — weshalb wir darüber noch dies sagen möchten. Diese epikuräisch klingende Mahnung oder Deklaration, je nachdem sie formuliert sein mag, ist durchaus nicht so gefährlich, wie es den Anschein hat. Es soll damit kaum etwas andres gesagt werden, als was durchweg im Alten Testament als „allgemeiner Wohlstand“ bezeichnet wird, der als Beweis göttlichen Wohlwollens dem Menschen gegenüber anerkannt und dankbar, ja freudig genossen werden soll. Weil weder Koheleth, noch die andern alttestamentlichen Schriftsteller, die doch zu Kindern ihrer Zeit reden wollten, verstanden worden wären, wenn sie nur auf zukünftige Güter hingewiesen hätten, darum dieser so materialistisch klingende Ausspruch. Außerdem wäre es doch eine gewagte Behauptung, daß hier Koheleth auf rein heidnisch-philosophischem Standpunkt stehe, weil immer und immer wieder auf Gott als den Ursprung dieser Güter hingewiesen wird, was nach paulinischer Ausdrucksweise so gefaßt worden ist: Denn alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird. (1. Tim. 4, 4.)

2. Wahre Weisheit besteht nach Koheleth ferner im „Maß halten“, wie 7, 16—18 ausgeführt wird: „Sei nicht gerecht zu sehr und halte dich nicht weise übermäßig. Warum willst du dich selbst zu Grund richten? Frevle nicht allzusehr und sei nicht töricht! Warum willst du sterben, ehe noch deine Zeit ist? Gut ist, wenn du ergreifst das eine und auch vom andern nicht abziehst deine Hand; denn wer Gott fürchtet, entgehet dem allen.“ Gewiß will der Prediger nicht sagen, daß irgend ein Mensch zu gerecht sein könne und daß er im Frevel ungestraft bis zu einem gewissen Grade sich Freiheit erlauben dürfe, wenn er es nur nicht zu arg treibt; der Sinn ist vielmehr der: Dünke dich nicht zu gerecht, denn vollkommen bist du noch lange nicht, und halte dich nicht für zu weise, daß du die Mängel und Fehler andrer ohne Rücksicht tadeln mögest, kurz — hüte dich vor Einbildung und Hochmut, vor Selbstgerechtigkeit und lieblosem Urteil über den Nächsten. Andrerseits will er vor frecher Gottlosigkeit und Gesetzesübertretung warnen, zumal anerkanntermaßen jeder Mensch frevelt und sündig ist (cf. V. 20). Eine goldene Mittelstraße wird daher empfohlen; — denn beide Extreme — die rigoröse formelle Gesetzheiligkeit und die grenzenlose Gleichgültigkeit gegen Gottes Gebote — sind ein Uebel; weise ist der Mensch, der Gott fürchtet, Maß und Ziel zu halten weiß, daß er einerseits in der Selbstverurteilung nicht zu gelinde, und andrerseits in der Beurteilung des Splitters im Auge des Nächsten nicht zu streng verfährt, daß er einerseits seine eigene Schwachheit zugibt, und andrerseits des Nächsten Schwachheit

tragen hilft. Dann braucht er sich aber auch nicht um das Gerede der Leute zu kümmern, die ihn als scheinheilig verurteilen, er halte nur fest an der Demut, und lasse sie reden, — wohlbewußt und dessen eingedenk, daß auch er oft den Stab über andre gebrochen, wovor man sich hüten muß, wenn man das Gericht andrer über sich vermeiden will. Ist der Prediger hier nicht der goldnen Regel des Heilandes nahe: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen?

Der Weise läßt sich eben nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen, noch läßt er sich durch den Schein verführen. Seine Weisheit, im stillen geübt, ist darum auch besser als das Geschrei des Herrschers (9, 17). Weil jedoch eine tote Fliege das Oel des Salbenhändlers stinkend macht, d. h. ein Sünder kann oft viel Gutes verderben, und weil die große Menge oft Torheit höher schätzt als Weisheit, gilt es umsomehr sich zu hüten und gelassen zu bleiben, denn dadurch kann der Zorn der Bösen überwunden werden. Allerdings wird der Schein oft sehr gepriesen, Toren kommen hoch und Reiche sitzen in Niedrigkeit, Knechte reiten auf Rossen und Fürsten wandeln zu Fuße, aber sei du nur getrost, sie werden fallen; indem sie andern Schaden zufügen, kommen sie selbst ins Unglück, denn wer Holz spaltet, wird sich daran verwunden, und wenn einer mit stumpfer Axt drauffschlägt, strengt er seine Kräfte an, aber er richtet nichts aus. Knechisch gesinnte und fürstlich angelegte Charaktere finden demnach nicht sofort ihren Lohn, scheinbar würdigt man die Toren mehr als die Weisen, doch ist es immerdar das beste und vorteilhafteste, sich der Weisheit zuzuwenden, weil nur sie allein auf die Dauer Erfolg bringen kann. Dazu gehört zuletzt auch das vorsichtige Reden — „der Tor macht viele Worte“ (14) — und die Treue im Berufe — „durch große Faulheit senkt sich das Gebälk“ — im Hause natürlich, wo man nicht arbeiten will.

3. Hat Koheleth nun als wahre Weisheit das freudige Genießen der von Gott beschiedenen Güter empfohlen, so vergißt er auch nicht zum gleichmütigen Ertragen des Beschwerlichen und Unangenehmen im Leben zu ermuntern; cf. 7, 14: am guten Tag sei fröhlich und am bösen Tag erwäge, auch diesen, gerade so wie jenen, macht Gott, damit der Mensch nicht das geringste hinter sich finde; was mit andern Worten bedeutet: damit er nichts ergründen könne, was hinter seinem gegenwärtigen Zustand liegt; das hinter ihm Liegende ist nach gewöhnlicher Auffassung das vor ihm Liegende, die Zukunft, und diese braucht er nicht zu kennen, er soll sich vielmehr auf Gottes Gnade und Führung verlassen. Zu solcher Geduld und solchem Gleichmut treibt den Menschen die Erwägung, daß ein guter Name besser ist als Salböl, d. h. ein guter Ruf ist besser als die Sinnenlust, wobei zur Schmückung des Körpers Salböl verwendet wird; besser ist der Tag des Todes als der Tag der Geburt, denn bei der Geburt kann man nur auf Freude hoffen, die sich aber oft als eitel herausstellt, während man am Todestag weiß, was das Leben gebracht hat und außerdem noch auf eine vollkommenere Herstellung seines Glückes im andern Leben Aussicht haben kann; besser ist es

zu gehen in das Haus der Trauer als in das Haus des Gelages, weil die Traurigkeit zum Nachdenken reizt und die Ausgelassenheit zerstreut. (7, 1. 2.) Denke nicht an die vergangenen, sogenannten besseren Tage, denn das ist nicht Weisheit (7, 10), betrachte nur das Werk Gottes; ja, wenn du auch viele Tage lebst, so freue dich in ihnen allen, und gedenke der Tage der Finsternis, die auf die Zeit im Totenreich verweisen, wo man bereuen wird, was man hier verfehlte an freudiger Dankbarkeit (11, 8); hier auf dieser Erde ist doch alles, was wird, nichtig; hat also keinen Bestand, und darf dich deshalb nicht in Unruhe versetzen — sei nur geduldig, und harre des Herrn!

4. Daß aber dabei Koheleth nicht das starre Nichtstun und die tatenlose Resignation als Ideal hinstellen will, daß er darin keine Verwirklichung von Lebensgütern erhofft, wie etwa ein Stoiker oder Fatalist sich die Sachlage denken würde, soll uns noch als letzter und vierter Hauptgedanke vorgeführt werden. So sehr er zum zufriedenen und ruhigen Leben ermuntert, so sehr liegt ihm zuletzt auch daran, den Menschen zum Eifer, zur Treue, zum Tun anzuregen. Bemühe dich in dieser Welt Gutes zu tun. Säe deine Aussaat und laß nicht ruhen deine Hand. Wirf dein Brot hin auf das Wasser, denn im Lauf des Tages wirst du es wieder finden (11, 1), d. h. sei wohltätig und es wird dir in unerwarteter Weise wiederkommen.

Allerlei Uebel wird dadurch nicht aus dem Wege geschafft oder vom Eintreten abgehalten, doch wenn die Wolken sich mit Regen füllen, so gießen sie ihn wieder zur Erde und machen sie fruchtbar, somit hat auch das Leiden seinen guten Zweck; es hilt aber nichts sein Leben in trüben Betrachtungen zuzubringen, denn wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer nach den Wolken schauet, der erntet nicht. In starrer Ruhe kommt dir nichts ein und Gottes Werk wird dir dadurch nicht klarer; ebenso wenig wie du den Weg des Windes bestimmen kannst, kannst du Gott seine Wege vorschreiben; er tut, was er will, und er weiß, was dir gut ist. Deinerseits kommt es nur darauf an, dich selbst in das Ganze einzufügen, und da, wo du hingehörst, deine Pflicht zu erfüllen. Und zwar genügt es nicht, wenn du bei zunehmendem Alter allmählich zu dieser Erkenntnis kommst, sondern frühe mußt du deine Bürde auf dich nehmen und deine Aufgaben erfüllen.

Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe noch die bösen Tage kommen, und die Jahre nahen, von denen du sagst, sie gefallen mir nicht (12, 1—7). Dann mag es zu spät sein, denn das Lebenslicht verfinstert sich und die Wolken kehren wieder, im Alter folgt eine Trübsal der andern, sie überhäufen dich und rauben dir deine Kraft und Freudigkeit. Alsdann werden die Wächter des Hauses, deine Arme, zittern, und die Männer der Kraft, die Beine sich krümmen; dann werden die Müllerinnen feiern, die Zähne, die weniger werden, und die Augen werden sich verfinstern. Der Verkehr mit der Außenwelt durch den Mund muß auf ein Minimum beschränkt werden und nach und nach ganz aufhören oder nur schwach tönen wie die piepsende Sperlings-

stimme. Das Gehen auf die Höhen wird beschwerlich sein, denn der Mandelbaum, das Bild des Greisenalters, wird blühen, und das Geringste wird zur Last; — denn der Mensch gehet hin zu seinem Ende, der silberne Lebensfaden löst sich und reißt, das goldene Gefäß des Lebens zerbricht, der Eimer an der Quelle wird zertrümmert und zerschmettert das Rad am Born. Welche bilderreiche Sprache! Welch ein bedeutungsvoller Abschnitt! So genau schildert Koheleth die Machtlosigkeit und Arbeitsunfähigkeit des Alters, damit kein Mensch sich auf die späten Tage seines Lebens vertröste; sofort, je eher, desto besser, heißt es ans Werk, zu tun, was dir obliegt. Und diese Verpflichtungen richten sich keineswegs nach dem, was vor den Augen der Menschen Geltung findet, es kommt auf die Verwirklichung von Lebensgütern an, die vor Gott Bestand haben, denn ihm sind die Menschen Verantwortung schuldig. Diese Gewißheit soll sie einschränken in der Befriedigung der Lust, sie soll sie willig machen zu streben nach Weisheit, und alles in Bewegung zu setzen, um das zu erreichen, was dieses Leben wertvoll macht. Wehe dem Leichtsinn! Wehe der Sinnenlust! Wehe der Gleichgültigkeit! Wehe dem Unglauben! — Wohl dem, der den Herrn fürchtet und nach seinen Geboten wandelt! Kann der Prediger der Gegenwart etwas Wichtigeres, Besseres vor seine Gemeinde bringen? Darf er nicht ernstlich forschen und aus Koheleth Weisheit schöpfen? Und wenn diese verklärt wird durch die höhere und vom Sohne Gottes gelehrte Welt- und Lebensweisheit, so haben wir in der Tat nichts, was dem Menschen die Ewigkeit näher bringen und die Gegenwart zur Erreichung des Ewigen wichtiger machen könnte.

Schlußwort: Der ursprüngliche Zweck des Predigers war, seinem Volk in einer schweren, bedrängten Zeit zu helfen, sich entweder das anzueignen, was sie noch nicht oder nicht mehr besaßen, oder das abzulegen, was ihre Gemeinschaft mit Gott hinderte, und ihre Bestimmung, Gottes Volk zu sein, in Vergessenheit geraten ließ.

Die Zeit war gefährlich, und es fehlte an furchtlosen und wahrheitsgetreuen Predigern, die das Volk warnten. Wie nötig das war, sagt Koheleth selbst. Ek. 9, 12: Denn es weiß der Mensch nicht seine Zeit, gleich Fischen, die gefangen werden in bösen Netzen, und wie Vögel, die gefangen werden in der Schlinge. Gleich ihnen werden verstrickt die Menschenkinder zur Unglückszeit, wenn sie sie plötzlich überfällt. Wer wollte nicht Gott für den Leuchtturm und seine treuen Wächter, in finstrer Nacht, auf sturmbewegter See danken? Wer könnte auch einen schöneren Lebensberuf wählen, als den eines Wächters auf Zions Mauern, damit das Volk Gottes zu rechter Zeit gewarnt, und wenn es hören will, womöglich noch vor dem drohenden Verderben bewahrt werde?

Koheleth kannte sein Volk, er wußte seine Not und Bedrängnis, darum forschte er nach Weisheit, um andre Weisheit lehren zu können zu ihrem Heil. Er sah, wie viele sich dem Unglauben zuwandten und verächtlich sprachen: Es ist kein Gott; daher die wiederholten Hinweise

auf die Existenz Gottes und an sein Interesse an dem Ergehen des Menschen. Er merkte, wie viele im Sinnentaumel und in der Befriedigung der niedrigsten Begierden die Unruhe ihres Herzens zu ersticken suchten, daher die Darstellung der wahren Freude und ihrer ewigen Bedeutung. Er konnte sich auch nicht gegen das Formenwesen, den Pharisäismus, die Heuchelei, wie sie überall um sich griffen, verschließen, daher die Mahnung zur Frömmigkeit im Tun des Guten. Er sah, wie ihrer viele am Irdischen hingen, im Reichtum und in der Ehre das Glück suchten, — daher die Warnung: alles ist eitel, und die Darlegung der Tatsächlichkeit des göttlichen Gerichts; kurz, der Atheismus, die Weltlust, die äußere Kirchlichkeit, der Materialismus nagten an dem Herzen des aus dem Exil zurückgekehrten Volkes der Juden; darum trat der Prediger auf.

Er zeugte, er predigte durch Wort und Wandel; volles Heil brachte er nicht, das war nur nach der Erscheinung und Annahme des Messias möglich, aber auf ihn hat er hingewiesen, sein Vorläufer war auch er. Nicht mehr lange dauerte es bis zur Fülle der Zeit und was dann geschah, verbunden mit der Erfahrung der Weisen des alten Bundes, das alles ist uns zum Gebrauch, zur Anwendung, als Erbe hinterlassen.

Prüfet alles, und das Gute behaltet. Des vielen Büchermachens ist ja immer noch kein Ende, laßt uns daher aus Weisheitsquellen schöpfen! Auch diese Arbeit soll uns anregen, auf die Höhe zu fahren, und unsre Netze auszuwerfen; auf die Höhe zu steigen, und von der Spitze des Berges im Lichte der göttlichen Offenbarung das ganze Buch zu betrachten, das nichts andres will, als was auch jetzt noch der Menschenseele heilsam ist, daß sie nämlich die Mahnung beherzige: „F ü r c h t e G o t t und halte seine Gebote; denn dies soll jeder Mensch! Denn alles Tun wird Gott bringen ins Gericht über alles Verborgene, es sei gut oder böse."

Zur Ehescheidungsfrage.

Unser geehrter Mitarbeiter hat in einem neulich im Juliheft publizierten Aufsatz Seite 249 sich zur Wiedertrauung geschiedener Personen in einer Weise geäußert, die nicht allgemeine Zustimmung finden wird. Er macht keinen Unterschied zwischen dem schuldigen und unschuldigen Teil, sondern verwirft, wie es scheint, auch die Wiedertrauung der unschuldigen Seite. Das widerspricht dem kirchlichen Recht, wie es seit der Zeit der Reformatoren festgestellt ist.

In den Schmalkaldischen Artikeln, (s. Konk. Buch Seite 343) heißt es Artikel 78: "Injusta etiam traditio est, quae prohibet conjugium personae innocenti post factum divortium." Der deutsche Satz heißt: „So ist dies auch unrecht, daß, wo zwei geschieden werden, der unschuldig Teil nicht wieder heiraten soll."

Dr. J. T. Beck, der hochangesehene, gläubige Bibeltheologe und

1) Pastorallehren, S. 146, 147.

ernste Christ, äußert sich zu dieser Frage, wie folgt[1]: „Man kann auch die Pforte noch enger und den Weg noch schmäler machen, als der Herr sie macht. Dies geschieht durch Ueberspannung des Gesetzes, sowie der evangelischen Bestimmungen in Beziehung auf Buße und Heiligung; oder indem man die sittlichen Forderungen des Christentums ablöst aus ihrer inneren Anordnung, von ihrer göttlichen Heilsgrundlage, indem man schon fordert, wo noch gar nicht gegeben ist[2]), wozu noch nicht Grund gelegt ist aus der göttlichen Gnade, durch die Erkenntnis der Herrlichkeit Christi und seines Himmelreichs, noch nicht die Einpflanzung des Lebens aus Christo erfolgt ist[2]), woraus erst Kraft zum sittlichen Leben des Christen erwächst. So wird das Christentum zu einer gesetzlichen Forderung[2]) gemacht, und es fehlt die Grundvoraussetzung der Erfüllbarkeit dieser Forderung. Dahin gehört denn auch, wenn aus dem, was bloß in Folge der innern Lebens- und Geistesentwicklung dem einzelnen zum freien individuellen Geistesgesetz werden soll, eine äußerliche Vorschrift gemacht wird, welcher alle, auf allen Stufen unterworfen sein sollen.[2]) Es fehlt hierin auch die Staatskirche, sofern nämlich aus den Geistesgesetzen des Evangeliums, aus den inneren Glaubensgesetzen politisch-kirchliche gemacht worden sind; so wurde das christliche Ehegesetz, das persönliches Glaubensleben voraussetzt, zum Polzeigesetz gemacht.[2]) Und das ganze christliche Satzungswesen ist eine willkürliche Schmälerung des christlichen Lebensweges. Auch alle diese Verkehrungen werden mehr oder weniger verdeckt und beschönigt mit vereinzelten Bibelsprüchen, mit dem Gebahren christlicher Liebe, Sanftmut, Humanität u. s. w., kurz, mit Schafskleidern, mit frommen und christlichen Einkleidungen."

Eine Kirche dieses Landes beschäftigte sich neuerdings mit dieser Frage. Der „Deutsche Evangelist", ein Blatt, herausgegeben von Pastor Herm. C. Gruhnert „im Auftrage der Konvention der deutschen presbyterianischen Prediger und Aeltesten des Ostens" brachte in zwei verschiedenen Nummern (12 und 13 d. J.) Berichte, die wir im Wortlaut mitteilen, da der zweite eine teilweise Berichtigung und Erläuterung des ersten Berichtes gibt und keiner ohne den andern verstanden wird.

In No. 12 heißt es: Die Beobachtung, daß der „Modernismus" immer weitere Kreise zieht, drängt sich uns auch auf, wenn wir die bedenkliche Stellungnahme eines größeren Kirchenkörpers unseres Landes zu der hier doch wirklich brennenden Ehescheidungsfrage ansehen. Es war auf der kürzlich in Asbury Park, N. J., tagenden Generalsynode der Reformierten Kirche (nicht des bekenntnisfesten niederländischen

---

2) Von uns gesperrt.

dutch reformed Zweiges), wo sich, den Zeitungsberichten nach, ein Prediger zu der Behauptung verstieg, daß Ehescheidungen unter gewissen Umständen ebenso ehrenhaft seien, als Eheschließungen. Und die Synode — schloß sich im allgemeinen dieser Meinung an, anstatt auf Grund des klaren Wortes des Herrn über diese Frage, wie wir es in Matth. 5, 31. 32 und 19, 4—5 finden, eine vom christlichen Standpunkte so ungeheuerliche Behauptung energisch zurückzuweisen. Und das zu einer Zeit, wo nicht nur von seiten der Kirche, sondern auch der weltlichen Behörden der Kampf gegen diesen Krebsschaden am Volksleben, herausgefordert durch die hierin drohenden Gefahren, mit großer und löblicher Entschiedenheit aufgenommen worden ist.

Der Herr läßt nur einen triftigen Grund für die Ehescheidung gelten, aber dort sollen sechs verschiedene „gute" Gründe angegeben sein worden. Was man auch vom Standpunkte eines sozialen Opportunismus zu Gunsten von Ehescheidungen „unter gewissen Umständen" anzuführen imstande sein mag: gewiß ist, daß eine bekenntnistreue christliche Kirche in diesem Punkte keinen anderen Standpunkt kennen und einnehmen darf, als den ihres Herrn und Meisters.

Darauf folgte in No. 13 nachfolgende doppelte Antwort, die der geehrte Editor, als von zwei befreundeten, tüchtigen Pastoren kommend, bereitwilligst aufnahm.

Baltimore, Md., den 20. Juni 1910.

Lieber Br. Gruhnert!

„Evangelist" No. 12 erhalten. Ich lese denselben stets mit großem Interesse, besonders auch die gediegenen editoriellen Schilderungen über Zeiterscheinungen im gesellschaftlichen, religiösen und kirchlichen Leben.

Bezüglich der reformierten Kirchen scheint aber allerwärts, und so auch im editoriellen Sanctum, ziemliche Unklarheit zu herrschen (siehe Seite 138, Spalte 3). — Jene Generalsynode in Asbury Park war gerade die niederländisch reformierte (dutch reformed) Kirche! — nicht etwa meine deutsch-reformierte Kirche, welche in solchen Fragen überaus konservativ ist! — Nun eine Erklärung:

1. Die deutsch-reformierte Kirche heißt neuerdings offiziell: „Reformed Church in the United States", und besteht aus fünf ganz englischen und drei teilweise deutschen Synoden. Es gehören ihr an etwa 1685 Gemeinden mit 250,000 Gliedern (fast alle deutscher Abstammung) und 1175 Pastoren. Sie ist am stärksten vertreten in Pennsylvanien und Ohio. — Von Bloomfieldern gehören ihr an Professor Philipp Vollmer, Ph. D., Dayton, O., sowie die Pastoren Jakob Schmitt, Qual, Barny, Wiemer, Bräm, Godduhn und P. H. Schnatz.

2. Die holländisch-reformierte Kirche heißt neuerdings amtlich: „Reformed Church in America", und hat etwa ein Drittel soviel Mitglieder, wie die deutsch-reformierte Kirche. Ursprünglich war diese Kirche ganz holländisch und „herrschte" seinerzeit unbeschränkt in New Amsterdam, dem jetzigen New York. — Diese Kirche ist sehr reich und ist am stärksten in den Staaten New York und New Jersey. — Von

Bloomfieldern gehören ihr an die Pastoren Dr. Rudolph, L. Göbel, Erhardt, E. A. Mehry, Geo. H. Miller, Geo. E. Müller, Ernst Saure, Mellen, Stoebener, Schröck, Oswald, Wacker, Herge, Chas. Vögelin, Straub und Wahl.

Erstere, die deutsch=reformierte Kirche, hat zwei orthodoxe Seminare im Westen, und zwar in Franklin, Wis., (Missionshaus) und Dayton, Ohio (Central Seminary). Ferner hat dieselbe ein altehrwürwürdiges Seminar in Lancaster, Pa. (Fortsetzung von Mercersburg), welches den Ruf hat, sehr hochkirchlich und fortschrittlich (rationalistisch) zu sein.

Letztere Kirche, die holländisch=reformierte, soll ziemlich orthodox in der Lehre sein, aber in praktischen Fragen oft sehr fortschrittlich.

Uebrigens ist es eigentlich nicht richtig, hier von „Zweigen" der reformierten Kirche zu reden, da jede dieser beiden Kirchen ihre eigene separate „Generalsynode" hat. — Wir reden von drei reformierten Kirchen in Amerika, nämlich von der „deutsch=reformierten", „holländisch=reformierten" und „schottisch=reformierten", letzteres offiziell: „presbyterisch".

Herzlich grüßend, P. H. Schnatz.

Ehescheidung.

Bezugnehmend auf die 6. editorielle Notiz in No. 12 des „Ev." erlaube ich mir einige kurze Bemerkungen. Die Generalsynode in Asbury Park war allerdings die der Ref. Kirche in Amerika (R. C. A.), früher niederländische genannt, heute wohl auch noch außeramtlich als solche bezeichnet im Unterschiede von der Ref. Kirche in den Ver. Staaten, früher deutsche ref. Kirche genannt. Unsere Kirche beklagt gewiß die vielen, dem Worte Gottes widersprechenden Ehescheidungen und erkennt den von Christus genannten Ehebruch auch als einzigen Scheidungsgrund an. Die Frage ist nur: „Was ist Ehebruch?" Ich glaube, die richtige Antwort lautet: „Ehebruch ist der mutwillige Bruch irgend eines der heiligen Gelöbnisse, die beim Eheschlusse die Gatten einander gegeben haben." Von diesen Gelöbnissen ist aber eines so wichtig und heilig wie das andere. Fleischessünden des einen Teils kann der andere vergeben, wenn er will. Gewinnt er dies nicht über sich, so ist die Scheidung durchaus gerechtfertigt. Es wäre schief ausgedrückt, wollte man diesen bedauerlichen Schritt „ehrenvoll" nennen, aber der gekränkte Teil ist ganz berechtigt, eine Fortdauer des früheren Verhältnisses nicht mehr als mit seiner Ehre verträglich anzusehen. — — Ferner: auch "non-support" ist Ehebruch! 1. Tim. 5, 8 schreibt der große Apostel, den viele Kirchenlehrer für einen Witwer gehalten haben: „So aber jemand die Seinen nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide," so kann bei ihm von einer christlichen Ehe überhaupt nicht mehr die Rede sein. In diesem Falle ist es mit der Ehre eines Weibes durchaus unverträglich, bei einem Manne auszuharren, dem sie nur als Arbeitssklave und zur gelegentlichen Befriedigung seiner Begierden gut

genug ist. Den feinen Unterschied freilich zwischen Trennung und Scheidung (separation und divorce) kennt die Heilige Schrift nicht. — Gleicherweise ist auch fortdauernde Mißhandlung seitens eines rohen Gatten als Ehebruch anzusehen, die eine Fortbauer des ehelichen Verhältnisses als unverträglich mit der Ehre und Würde einer Frau erscheinen läßt. An sich ist es ja immer ehrenvoll, für seine Ehre und Würde einzutreten. Doch genug. "Cum grano salis" verstanden, wird die Aeußerung auf der Synode alles Verletzende verlieren.

J. Rudolph.

Wir beanspruchen mit vorstehenden Ausführungen keine maßgebende Entscheidung gegeben zu haben, anwendbar auf alle vorkommenden Fälle im Amtsleben des Pastors; würden auch dankbar sein, wenn erfahrene Amtsbrüder auf Grund praktischer Erfahrungen sich zu dieser schwierigen Frage äußern wollten. Denn nicht Theorie, sondern Praxis kann da die Richtlinien geben, wie im einzelnen Fall zu handeln ist.

Es entsteht z. B. die Frage: Ein Ehepaar hat Kinder. Der Mann ist ein Wüstling, ein Säufer und Schlemmer, der allen Verdienst seinen Lüsten opfert, Weib und Kind nicht nur darben läßt, sondern sogar noch mißhandelt, die Kinder mitschleppt ins Wirtshaus und betrunken mit heimbringt: Ist es da dem Geist Christi entsprechend, wenn die Kirche das Gesetz aufstellt und rigoristisch durchzuführen strebt: Die Frau darf sich nicht scheiden lassen und — im Falle der Scheidung darf ihr keine ehrenvolle kirchliche Trauung wieder gewährt werden, obgleich sie vielleicht nicht, oder kaum imstande ist, sich und ihre Kinder ordentlich zu ernähren? Ist es nicht vielmehr gebieterische Pflicht der Kirche, dem unschuldig leidenden Teil erbarmend entgegen zu kommen und ihm zu helfen in seiner unglücklichen Lage?

Allerdings wenn eine Ehegattin in der ersten Zeit ihrer Ehe in treuster Liebe und innigster Seelengemeinschaft mit dem Manne verbunden war, der Mann aber ist durch schlechte Gesellschaft und widrige Umstände auf schlechte Wege geraten und zum rohen Wüstling geworden — da mag der Fall eintreten, daß die Frau lieber lebenslang die Hölle auf Erden erduldet, namentlich wenn sie ein aus dem Geist Gottes geborenes Gotteskind ist, als daß sie sich von dem Manne scheiden läßt. Das ist die vom Geist gewirkte Liebe, die alles trägt, alles hofft und alles duldet. Das ist die Union der Herzen von Gott gewirkt. Und in solchem Falle wäre in ihrem Gewissen Scheidung ihrerseits auch dem Ehebruch gleich zu setzen.

Wo aber nie wahre Seelen-, sondern nur Leibes- und Fleischesgemeinschaft bestand, weil eben die innere Verschmelzung der Seelen nicht zustande kam, kann man da auch sagen: Gott hat sie zusammengefügt? Und kann man den christlichen Heroismus einer gläubigen Dulderin, die um der Liebe willen alles erträgt, zum allgemeinen Kirchengesetz in Ehesachen machen? Kurz, kann man das individuelle Geistesgesetz Christi (siehe oben Becks Ausführung), das der Geist in echt

gläubigen Christenseelen kräftig zur Geltung bringt, zu einem Kirchengesetz machen, nach welchem alle getauften Christen sich müssen richten lassen, ganz einerlei, ob sie aus dem Geist geborene und erstarkte Gotteskinder sind, oder aber Leute, die noch kaum erst die ersten Schritte gehen lernten in der echten Nachfolge Jesu Christi?

Uns will bedünken: Von diesem Standpunkt aus müsse diese Frage angefaßt werden, und es darf nicht jeder Geistliche als „Pfaff" verurteilt werden, der nicht rigoristisch jede Trauung Geschiedener rundweg verweigert. Auch das ist individuelle Gewissenssache.

Aus Armenien.

Reiseeindrücke von Herrn Direktor Schuchardt, Frankfurt a. M.

Ein Aufruf!

Beim Lesen des Namens Armenien fragt sich vielleicht mancher, welche besonderen Ereignisse wohl mit demselben im Zusammenhang stehen. In unserer raschlebigen Zeit hat mancher schon die furchtbaren Ereignisse vergessen, die vor wenig mehr als Jahresfrist sich in diesem Lande abwickelten. Dem Schreiber dieser Zeilen, der erst vor kurzem aus diesem Lande heimgekehrt ist, haben noch überall deutlich sichtbare Zeichen die Erinnerung an die traurigen Ereignisse aufs neue wachgerufen.

Da ist zunächst in unserm Krankenhause in Marasch (Asiatische Türkei) noch heute ein Mann in Behandlung, der am 19. April vergangenen Jahres als eine blutige, scheinbar leblose Masse ins Hospital eingeliefert wurde; die Schädeldecke war ihm zertrümmert und das Gehirn war vollständig entblößt. Sein Körper war mit vielen Stichwunden bedeckt, von der in diesem Lande so sehr beliebten Dolchwaffe herrührend. Da außer diesem Verwundeten noch eine ganze Anzahl anderer eingeliefert wurden, so nahm unser Arzt zunächst diejenigen vor, die er nach menschlichem Ermessen hoffte durchbringen zu können. Vorerwähnten Kranken ließ er, da kaum Hoffnung für sein Leben vorhanden war, zurück, um ihn als einen der Letzten in Behandlung zu nehmen. Der liebe Doktor sagte mir: „Als ich diesen Mann auf meinem Operationstisch vor mir hatte, hielt ich es für völlig ausgeschlossen, daß er überhaupt noch länger als wenige Tage leben könne, denn seine Verwundung war furchtbar, und durch den Blutverlust war der Mann sehr geschwächt. Die Knochensplitter der Schädeldecke wurden entfernt und dann geflickt und genäht, so gut es eben ging. Heute ist der Mann ziemlich wieder hergestellt, doch ist auf dem Kopfe eine Stelle geblieben, die trotz aller Bemühungen des Arztes nicht zuheilte, und durch einen kleinen Kanal, in den man einen kleinen Finger hineinlegen kann, sieht man das Gehirn liegen. So besteht für diesen Mann noch beständige Lebensgefahr, denn wenn nicht jeden Tag ein neuer, reiner Verbandpfropfen in diesen Kanal gesteckt wird, so kann durch die geringste Verunreinigung Gehirnentzündung eintreten.

In einem andern Krankenhaus sah ich einen unserer früheren Waisenknaben, der bis zu den Metzeleien mit großem Fleiß sein Schusterhandwerk betrieb und auch gut vorwärts gekommen war. In der Massakrezeit ist auch er durch zwei Schüsse in den Oberschenkel verwundet worden, die aber jetzt gut geheilt sind, so daß er seinem Handwerk wieder nachgehen kann. Natürlich muß der Arme ganz von vorne anfangen, da sein ganzer Schuhvorrat, sowie sein Lederbestand geraubt wurden. Ich habe mich aber gefreut, mit welcher Zähigkeit dieser Mann in den wesentlich schwierigeren Verhältnissen bestrebt ist, sich und seine Familie zu ernähren.

Die Dörfer, in denen die Metzeleien stattfanden, und von denen ich eine ganze Reihe besuchen durfte, zeigen noch ein sehr trauriges Bild, da viele Ruinen noch vorhanden sind, von denen die meisten wohl so liegen bleiben, da die Besitzer getötet wurden. In Adana und Tarsus zeugten große Trümmerfelder von der Verheerung, die der blinde Fanatismus angerichtet hat. Dabei sind viele Häuser schon wieder aufgebaut worden. Trotzdem steht man unter dem Eindruck, daß die Metzeleien erst seit ganz kurzer Zeit stattgefunden hätten.

Die Stimmung der Bevölkerung ist eine denkbar gedrückte und man kann verstehen, daß ihr Vertrauen zu der Regierung und deren Hilfe ein recht geringes ist. Auch in diesem Frühjahr wurde ein neues Massakre mit Bestimmtheit erwartet und war der 25. April als Tag des Losschlagens bezeichnet worden. Dem Herrn sei Dank, daß diese Vorhersage nicht zutraf.

Die Notlage gestaltet sich besonders für den ärmsten Teil der Bevölkerung auch in diesem Jahre äußerst drückend, war doch ein großer Teil der Ernte des vergangenen Jahres durch die Unruhen nicht eingebracht worden, da die Dorfbewohner nicht den Mut hatten, auf ihre Felder zu gehen. Andererseits haben Mohammedaner und leider auch christliche Wucherer das wenige vorhandene Getreide gekauft, in ihre Speicher gelagert und die Preise nach Belieben in die Höhe getrieben, so daß für den geringen Mann keine Möglichkeit gegeben war, sich und seine Familie mit Brot, dem Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, zu versorgen. Unsere Geschwister in Marasch suchen die Notlage nach Möglichkeit zu lindern, indem sie arme Arbeitswillige mit Anlegen von Straßen und Instandsetzung von Wegen beschäftigen. Für die Allerärmsten und Elendesten, die zu keiner Arbeit mehr fähig waren, wie auch für die Kranken, hatte man eine Suppenküche errichtet, in denen dreimal in der Woche ein warmes, einfaches Mittagessen verabreicht wurde. Alle diese Mittel waren aber wie ein Tropfen auf einem heißen Stein und doch war die Bevölkerung dafür herzlich dankbar, wurde ihnen doch damit die Hoffnung auf eine bessere Zeit in die Herzen gelegt und die Bestätigung gegeben, daß der Herr sie nicht vergessen hat. Trübsalszeiten sind ja für die meisten Menschen Segenszeiten, und so sind auch diese schweren Zeiten vielen Christen eine Zeit des Suchens nach dem lebendigen Gott geworden. Leider fehlt es aber auch an solchen nicht,

die es genau so machen, wie es bei uns in der Heimat so viele tun, indem sie sagen: Wie kann Gott solches zulassen? Noch heute trifft man auch viele Trümmerhaufen, besonders von Kirchen, die noch aus der Zeit des ersten Massakres im Jahre 1894—95 herrühren.

In den Dörfern des Alabasch Distrikts war besonders große Not, von der wir uns durch einen Ritt nach denselben überzeugen konnten. Die Eingeborenen lebten dort von abgebrühtem Gras und schlechtem, aus minderwertiger Hirse hergestelltem Brot. Daß wir außer das Wort Gottes zu verkündigen, die Not dieser Aermsten auch nach Möglichkeit zu lindern suchten, ist selbstverständlich.

Man muß anerkennen, daß es die jungtürkische Regierung im Laufe des vergangenen Jahres sich auf mancherlei Weise hat angelegen sein lassen, die Verhältnisse zu bessern.

Trotzdem bietet sich der christlichen Liebestätigkeit noch ein großer, weiter Spielraum, der nicht nur darin besteht, für die Witwen und Waisen des Landes zu sorgen, sondern auch an dem Aufbau des Ganzen mitzuarbeiten. Deshalb lasset uns Gutes tun und nicht müde werden.

Wer sich für die Arbeit des Deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient, die in der Hauptsache im Erziehen von Waisenkindern, Schularbeit, Arbeit an den Kranken, Notstandsarbeit besteht, interessiert, wolle sich wegen weiterer Auskunft an Herrn Direktor Fr. Schuchardt, Frankfurt a. M., Fürstenbergerstraße 151, wenden.

In den Waisenhäusern des Deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient, E. V., Frankfurt a. M., Fürstenbergerstraße 151, sind fast 1900 Waisenkinder untergebracht und werden 169 Witwen versorgt. — Unsere Waisenhäuser verteilen sich auf die Stationen in Mesereh (mit Zweigstation Peri und Keghi), Marasch (mit zwei gemieteten Häusern), Musch und Wan. In Bardisag und in den amerikanischen Waisenhäusern zu Adabasar, Bitlis und Hadjin sind auch eine Anzahl Kinder untergebracht. Außerdem werden in Karput vier Mädchen erzogen. — Die Witwen werden in Mesereh, Marasch, Musch und Wan versorgt. — Ferner haben wir in Mesereh: Schuhmacherei, Weberei, Schneiderwerkstatt, Schmiede, Schlosserei, Krankenarbeit, Kindergarten und Krippe. — In Marasch: Krankenhaus, Schreinerei, türkische und europäische Schuhmacherei. Schneiderwerkstatt, Weberei, Töpferei, Bäckerei, Gärtnerei, Suppenküche. — In Demreck und Tschürükkos: Notstandsarbeit. — In Musch: Krankenarbeit, Weberei, Bäckerei. — Wan: Weberei, Bäckerei, Schuhmacherwerkstätte. — Auf einer Anzahl Dörfer stehen von uns angestellte Lehrer in treuer Arbeit, und eine stattliche Zahl Eingeborener sind unseren Geschwistern meist eine rechte Hilfe. — Im Seminar in Mesereh werden begabte Kinder als Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet um ihrem Volke zu dienen. — In Harunije (Tharne) werden noch zwei Waisenhäuser für je 80 Knaben und Mädchen erbaut, außerdem in Marasch ein solches für 120 Knaben.

Kirchliche Rundschau.

Ausland.

Ein mohammedanisches Seminar in Deutschland.

Ein solches ist in Potsdam eröffnet worden. Dasselbe soll nicht etwa Propaganda für den Islam treiben, sondern es soll christliche Studenten in den Stand setzen, mit dem Islam sich bekannt zu machen, event. sich für die Arbeit unter den Mohammedanern vorzubereiten. Es soll also dem Studium des Islam und der mohammedanischen Theologie dienen. Die Vorlesungen für das Wintersemester 1909/10 umfassen: Unterricht im Arabischen, Persischen, Türkischen und seinen Dialekten, Auslegung des Koran, mohammedanische Theologie, Derwischorden und sufitische Philosophie, Islam der Gegenwart, Ethnographie und Politik der islamischen Völker, Neues und Altes Testament im Verhältnis zum Islam, der Islam und der alte Orient. Als Lehrkräfte des Seminars sind bis jetzt gewonnen: Pastor Awetaranian, Scheich Achmed Keschaf, Müderis Nessimi Effendi, Pastor Fleischmann, Pastor Klein, Dr. Lepsius, Frl. Mierendorff, Lic. Dr. Rohrbach und Dr. Wagner. Für die mohammedanischen Wissenschaften stehen dem Seminar drei gelehrte Mollahs zur Verfügung, die den Gottesdienst und die Theologie des Islams als mohammedanische Geistliche und theologische Lehrer in ihrer türkischen Heimat von Grund aus kennen gelernt haben. Neben dem Sprachunterricht und dem geschichtlichen Studium des Islams soll vor allem der Gottesdienst und die Lehre des gegenwärtigen Islams in seinen Konfessionen, Orden und Sekten erforscht werden. — Hoffentlich dient das bessere Veerständnis dieses Religionssystems der Ausbreitung des Christentums in mohammedanischen Ländern.

Sachsen.

Mit welcher lobenswerten Entschiedenheit der evangelisch-lutherische Schulverein für das Königreich Sachsen aufgetreten ist, zeigt die an das Kultusministerium und an das Landeskonsistorium unterm 5. Februar v. Js. gerichtete Frage: „Soll es wirklich dazu kommen, daß man aus der Landeskirche austreten muß, wenn man seine Kinder einem Religionsunterricht entziehen will, der mit den Grundlagen des evang.-luth. Bekenntnisses im direkten Widerspruche steht?“ In einer besonderen Eingabe an das Kultusministerium vom 20. März wurde sodann unter Hinweis auf das gesetzliche Recht des bekenntnismäßigen Religionsunterrichts und auf die tatsächlichen Zustände innerhalb der Lehrerschaft die Bitte ausgesprochen, „das Kultusministerium möge im Verwaltungswege Anordnung treffen, daß der Religionsunterricht nur bekenntnistreuen Lehrern übertragen, solchen aber, die die Glaubenslehren der evang.-luth. Kirche bekämpfen, unverweilt entzogen wird.“ Ob daraufhin im Schoße der Behörden Erwägungen und Entschlüsse stattgefunden haben, ist noch nicht bekannt geworden. Der Verein will aber auf seiner Forderung bestehen.

Schottischer Kirchenstreit.

Die vom englischen Parlament im Sommer 1905 ernannte neue Kommission zur Verteilung des fraglichen Eigentums zwischen der schottischen Freikirche und der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands hat Ende 1909 ihre Arbeit abgeschlossen und den „Wee's“, also einer verschwin-

denden Minderheit von einigen tausend Gemeindegliedern, fast die Hälfte des Kapitalvermögens der ursprünglichen Freikirche zugesprochen, obwohl die Freikirche mit 643 gegen 27 Stimmen im Okt. 1900 den Beschluß der Vereinigung faßte. Die Minderheit protestierte damals gegen den Beschluß, erklärte, die wahre Freikirche zu sein, und klagte gegen die Mehrheit auf Herausgabe des Gesamtvermögens der Freikirche. Die Klage wurde durch zwei Instanzen abgewiesen; dagegen stellte sich die oberste Instanz, das House of Lords, am 11. Aug. 1904 auf die Seite der „Wee's" genannten Minderheit, überwies den drei Dutzend Geistlichen und ihrem Anhang das gesamte Vermögen, d. i. die Kirchen, Pfarrhäuser, Universitäten, öffentlichen Gebäude und ein Kapital von über 5 Millionen Dollars und entrechtete die Mehrheit, annähernd tausend Geistliche und Gemeinden. Das Urteil setzte zur Zeit ganz Schottland in begreifliche Aufregung. Die Regierung war gezwungen, eine königliche Kommission zu beauftragen, zu prüfen. Diese Kommission entschied, daß die „Wee's" gänzlich außerstande seien, das Vermögen stiftungsgemäß zu verwalten und die Aufgaben einer Nationalkirche zu erfüllen; tatsächlich, praktisch sei die Mehrheit, die jetzige United Free Church, die treue Nachfolgerin und Fortsetzerin der alten Freikirche.

Mit der Glaubensfreiheit

ist es in Rußland noch nicht so gut bestellt, wie das von der Ferne aussieht. Man hüte sich überhaupt, sich diesbezüglich Illusionen hinzugeben. So schreibt man dem „Allianzblatt": „Das Gesetz über Glaubensfreiheit ist noch nicht im Reichsrat und hat der Zar selbst noch nichts damit zu tun. Augenblicklich arbeitet eine Kommission der Duma daran. Die Sache ist aber äußerst ernst, man will alle Andersgläubigen zu einem Verein stempeln, und dann ist es mit aller Freiheit gänzlich dahin. Die Folgen würden sehr schlechte für uns werden. Die Mennoniten werden eine Abordnung nach St. Petersburg senden, und die Sache zu verhindern suchen. Der Synod ist dem Evangelium äußerst feindlich gesinnt und bietet alle nur erdenklichen Mittel auf, um die Ausbreitung zu verhindern. Sie sollten alle Kinder Gottes darauf aufmerksam machen, daß sie für das arme Rußland beten, und gerade jetzt tut es doppelt not. Es kann leicht so werden, wie im Allianzblatt angezeigt, und man befürchtet dann mit Recht, daß die Bomben wieder fliegen werden."

Die Lage der protestantischen Landeskirche in Bayern, rechts des Rheins.

Während in verschiedenen deutschen Landeskirchen der Kampf zwischen der Theologie des alten und des neuen Glaubens schon lange entbrannt ist und heftig hin- und herwogt, war dagegen in der rechtsrheinischen Landeskirche Bayerns bisher ein verhältnismäßiger Friedenszustand. Von theologischen Differenzen wurde man nach außen hin wenig gewahr. Doch in aller Stille fand auch unter den protestantischen Geistlichen Bayerns die neuere, freisinnige Theologie ihre Anhänger. Freilich, sie scheinen bislang noch wenig agitatorisch aufgetreten zu sein, und so gab es keinen Anlaß zu irgend welchen öffentlichen Kämpfen. Aber die letzten Jahre brachten es denn doch den positiv gläubigen Kreisen zum Bewußtsein, daß sich in aller Stille die freisinnige Theologie auch in der bayrischen Kirche Heimatrecht zu erringen sucht. Freilich, für den Fernerstehenden ist es schwer, eigentlich greifbare

Tatsachen zu finden, die zu einem ernsten und entschiedenen Auftreten gegen die Neologie berechtigten.

Wir sind für die Berichterstattung hauptsächlich auf zwei allerdings sehr gegensätzliche Quellen angewiesen. Die „Chron. d. chr. Welt" berichtet vom Standpunkt der Neologen aus, die Gleichberechtigung neben dem alten Evangelium beanspruchen. Die andere Seite ist vertreten in einer ausführlichen Abhandlung von Prof. Reinh. Herold, veröffentlicht im Dezemberheft der „Neuen kirchl. Zeitschrift" vom vor. Jahr. Um die Lage der Kirche klarzustellen, müssen wir wohl beide Berichterstatter teilweise zu Wort kommen lassen.

Die „Chr. d. chr. Welt" schreibt: In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist in Bayern der „alte Glaube" wieder erwacht und hat den Rationalismus verdrängt. In der Folge ist die „Erlanger Theologie" durch Harleß im Kirchenregiment maßgebend geworden und unter Führung von Hofmann, Thomasius und Zezschwitz zur offiziellen Theologie der Landeskirche herangewachsen. Der Leipziger Luthardt hat ihren Einfluß verstärkt; bis zum Tod Franks ist ihre Herrschaft unbestritten geblieben. Von der Normaltheologie gab es eigentlich nur ein Abweichen nach rechts; die Altlutheraner schlossen sich unter Löhe zur „Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission im Sinn der lutherischen Kirche" zusammen und gaben sich im „Freimund" ihr rückschrittliches Organ. Eine Anzahl von Beckianern bildete und bildet eine Kategorie für sich; um ihres Biblizismus und ihrer aus Ernst und Frohsinn gepaarten Herzensfrömmigkeit willen sah man ihnen den Mangel an dogmatischer und landeskirchlicher Bestimmtheit nach. Die Zahl der „Liberalen" soll der Vorgänger des jetzigen Oberkonsistorialpräsidenten auf fünf bis sieben geschätzt haben. Noch Mitte der neunziger Jahre waren die Verhältnisse so friedlich, daß man an die Existenz leibhaftiger Ritschlianer gar nicht glauben wollte und den beiläufigen Satz einer Examenpredigt, ein Christ müsse auch ohne die „Krücken" der Bibel gehen können, wie eine Blasphemie kolportierte. Vermutlich hat gerade die Selbstverständlichkeit, mit der die „Erlanger Theologie" als Inbegriff der Wahrheit angesehen wurde, den Umschwung mit vorbereitet. Hatte doch nicht einmal die alttestamentliche Frage die Gemüter nennenswert aufregen können; die Posaunenstöße des temperamentvollen Dr. Rupprecht von Sausenhofen waren in erster Linie gegen die „ungläubige" Theologie Norddeutschlands gerichtet. Bayern besaß keine alttestamentlichen Ketzer. Franks Theologie und seine geistesmächtige Persönlichkeit beherrschte zu seinen Lebzeiten die Geistlichkeit Bayerns. Nach Franks Tod verlor sein System um so rascher an Anziehungskraft, als seiner imponierenden Größe ebenbürtige Nachfolger versagt blieben. Damit begann die, lange Zeit in der Stille, neuerdings endlich von Dekan Böckh-Schwabach offen festgestellte „Einflußlosigkeit der gegenwärtigen theologischen Fakultät in Erlangen auf den theologischen Nachwuchs". Aber dieses negative Moment konnte doch nur beschleunigen, was sich auch bei einer wirkungsvolleren Vertretung des „alten Glaubens" in Erlangen vollzogen hätte: die Methode und die Probleme der modernen Zeit und der von ihrem Geist beherrschten Theologie mußten früher oder später auch in Bayern Eingang finden. Vielleicht war es kein Schaden, daß es verhältnismäßig spät geschah.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts trat, anfangs schüchtern, dann immer deutlicher zu Tage, daß die Einheitlichkeit der bayerischen Theologie unwiderbringlich dahin ist. Eine Reihe von Faktoren hat bewirkt, daß die moderne

Theologie nicht auf den Widerstand gestoßen ist, der nach der Vergangenheit der lutherischen Landeskirche zu erwarten gewesen war: die Zurückhaltung, mit der die Jungen zu Werke gingen, die pietätvolle Rücksicht, die sie auf die Tradition und die Majorität nahmen, die wissenschaftliche Ueberlegenheit, religiöse Wärme und praktische Tüchtigkeit ihrer Führer. Außerdem bereitete die gemeinsame Arbeit auf dem Gebiete des Pfarrervereins, des Evangelischen Bundes, der Inneren Mission und der Kirchlich-sozialen Konferenz, auch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, den Boden für eine gegenseitige Verständigung; die konfessionell exponierte Lage der Landeskirche wies gebieterisch auf eine solche hin. Im Januar 1907 fanden sich in Nürnberg gegen 150 Geistliche (bei einer Gesamtzahl von etwa 1000 Pfarrern und 300 Kandidaten) zu einer Besprechung ein; hiebei wurden die Gegensätze nicht verschleiert, aber die gemeinsamen Ziele energisch betont. Der einträchtige Verlauf der Versammlung schuf aber zunächst der „Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission im Sinn der lutherischen Kirche", dann einer größeren Zahl anderer „positiver" Geistlicher ernste Sorgen; im März 1907 unterzeichneten ca. 100 Geistliche eine Erklärung gegen die Zurückstellung der vorhandenen Glaubensgegensätze und gegen jede von dem alleinigen Grund der Heilstatsachen abweichende kirchliche Tätigkeit. Doch war die Erklärung in der Form würdig, in der Sache maßvoll gehalten. Ebenso ist auch eine amtsbrüderliche Versammlung in Anspach, 4. September 1907, verlaufen, die von über 100 „positiven" Geistlichen besucht war. Den Hauptvortrag hielt Rektor D. Bezzel-Neuendettelsau. Das Thema war „Notwendigkeit persönlicher Irenik in den gegenwärtigen Kämpfen", die Ausführung des Themas ein ernstes Selbstgericht. Bezzel betrachtete die kritische Lage, in die die Landeskirche geraten sei, als Reaktion gegen die vielfach eingetretene Ueberspannung der Begriffe, gegen die Sicherheit, der man sich hingegeben und in der man die Rechtgläubigkeit als Annexum der Landeskirche betrachtet habe, gegen den obrigkeitlich patentierten Optimismus, daß in den Gemeinden alles aufs beste bestellt sei, und forderte zur Kritik an der eigenen Persönlichkeit, am eigenen Haus auf, zum Zusammenschluß der gläubigen Kreise, zur gegenseitigen Handreichung und Ergänzung, zur Schonung der individuellen Art unter den Amtsbrüdern. Im Verhalten gegen Andersdenkende müssen die persönlichen Invektiven zurücktreten, man dürfe bei den Gegnern nicht immer mala fides voraussetzen, müsse ihre Positionen zu verstehen suchen und eindringlich studieren, sich und die Gegner als werdende betrachten und für die irrenden Brüder, vor allem aber für die eigene Sache den Geist der Hoffnung haben, sofern sie Sache Christi sei. Von einer ausdrücklichen Protesterklärung sah die Versammlung ab, da eine solche wahrscheinlich als Anathema aufgefaßt werden würde; in organisatorischer Hinsicht beschränkte man sich darauf, das vom März her bestehende Komitee zu erweitern, auch beschloß man, weitere Versammlungen zunächst nur von Fall zu Fall zu berufen.

Dieser liberale Bericht, dem wir bisher folgten, gibt nun gar keinen Einblick, was die Ursache der Beunruhigung war. Die tatsächliche Sachlage war nach R. Herolds Bericht folgende:

Gewitter anzeigende Wolken waren schon oft genug am Horizont aufgestiegen, sie ließen sich seit Jahren beobachten. Zwar in offiziellen Reskripten konnte man immer wieder die Versicherung lesen, die Geistlichen der Landeskirche stünden erfreulicherweise auf dem Boden des Bekenntnisses und die Neologie sei noch nirgends in gefahrdrohender Weise aufgetreten. Allein es

war längst ein offenes Geheimnis, daß vorgelegte Synodalarbeiten und Predigten kein zuverlässiges Barometer abgeben. Artikel in außerbayerischen Fachzeitschriften „liberaler" Richtung bekundeten, daß es in der bayerischen Landeskirche Anhänger der dort vertretenen Anschauungen gebe. Im „Korrespondenzblatt für die evang.-luth. Geistlichen in Bayern" überraschte uns periodenweise der und jener Vorkämpfer des „Modernismus". Allmählich wagten Vertreter der Linken sich auch bei Versammlungen in Bayern selbst offener hervor. (Pastoralkonferenz in Nürnberg.) In letzterer Stadt, aber auch in Würzburg und Regensburg begannen begabte Kanzelredner ihre Predigttätigkeit in modern-liberalem Sinn. ...... Aeußerungen aus den Kreisen junger Kandidaten wurden kolportiert, die keinen Zweifel darüber ließen, daß man dort nur unwillig sich noch Zurückhaltung auferlege. Der eine oder andere Uebertritt in den Dienst einer freieren Kirche hatte seinen Grund in gebrochener Stellung zu Bibel und Bekenntnis. Es blieb nicht aus, daß bei kirchlichen Festen von den erwählten Predigern der Standpunkt der modernen Theologie vor der breiten Masse ziemlich unverhüllt vertreten wurde. Für aufmerksame Beobachter wurde es allmählich gewitterschwül im Lande. Solche Luft ist ungesund. Eine drückende Luft, für den, der gesunde kirchliche Zustände wünscht.

Soweit Dr. Herold. Wir fügen dem noch bei, daß bis dahin Vertreter der beiderlei Richtungen gemeinsam zusammen gearbeitet hatten im Zentral-Bibelverein und im Landesverein für Innere Mission in der evang.-luth. Kirche Bayerns. Ein Vertreter des Modernismus, Hauptprediger Dr. Geyer von Nürnberg war erster Vorsitzender des Landesvereins für Innere Mission und zweiter Vorsitzender des Bibelvereins. Und er war im Laufe der letzten Jahre zum Führer der „Jungen" geworden. Angeblich ohne die Berufung durch Dr. Geyer war ein liberaler Festredner bei dem Jahresfest des Bibelvereins aufgetreten und hatte durch seine Rede bei einigen Pfarrern Anstoß erregt. Sie empfanden es peinlich und als unpassend, „daß in der breitesten Oeffentlichkeit Leute als Vertrauensmänner der ganzen Landeskirche dastehen und wirken dürfen, welche Anschauungen vertreten, die in weitesten Kreisen eben dieser Landeskirche als dem echten evangelischen Christentum fremd und seiner Pflege abträglich erachtet werden."

Außer Dr. Geyer ist noch, ebenfalls in Nürnberg, Pfr. Dr. Lic. Rittelmeyer ein Vertreter des Modernismus. „Als begabte Redner haben die beiden in dem, wie es scheint, gegen Ende des vor. Jahrhunderts sehr unkirchlich gewordenen Nürnberg wieder größere Scharen ins Gotteshaus gezogen und viele versichern, daß sie in den Predigten der beiden freigesinnten Geistlichen reiche Anregung und Erbauung fänden. Auch ihr gemeinsam herausgegebenes Predigtbuch „Gott und die Seele" hat in Kürze eine überraschende Verbreitung gefunden. Die darin vertretene Theologie .... ist ausgesprochen modern-liberal und verschweigt oder negiert — wie Dr. Hering angibt — die Heilstatsachen und dogmatischen Hauptlehren, die bisher als Grund und Pfeiler echten Christentums galten." — In dem Bericht Herings werden aus genanntem Predigtbuch einige Stichproben angeführt aus Festpredigten (Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Pfingsten, Trinitatis), welche eben den festen Grund, den Glauben an die biblischen Tatsachen und den kirchlichen Glauben schmerzlich vermissen lassen. Wir können hier uns nicht genauer darauf einlassen.

Diese vorstehend angedeuteten Dinge bewirkten nun auf Seiten positiver Geistlichen bedeutende Beunruhigung und sie hielten es einfach für eine ihnen

obliegende Gewissenspflicht, der weiteren Ausbreitung des Modernismus gewisse Schranken zu ziehen. In dem begreiflichen Bestreben, die Sache nicht gleich an die breite Oeffentlichkeit zu bringen, wurde nun aber zunächst ein Weg eingeschlagen, den selbst Hering nicht billigt in seinem Bericht.

Der sogenannte „Ansbacher Ausschuß“, bestehend aus den Herren Rektor D. Dr. Bezzel-Neuendettelsau, Pfarrer Braun, Dr. Eichhorn-Ansbach, und Eichhorn-Erlangen, Dr. Nägelsbach, Pfr. Sperl und Stirner, hatte schon unterm 11. März 1907 eine Erklärung veröffentlicht, „wonach sie eine kirchliche Tätigkeit, die nicht auf dem klaren Zeugnis von den in Gottes Wort gegebenen und im Bekenntnis der Kirche dargelegten Heilstatsachen ruht, nicht für geeignet anzuerkennen vermögen, die Gemeinde Jesu Christi wahrhaft zu erbauen, und worin sie von einer jenen Grund verlassenden Amtsführung sagen, sie würde das brüderliche Zusammenhalten und das einmütige Zusammenwirken der Geistlichen unserer Landeskirche ernstlich beeinträchtigen, ja auf die Dauer unmöglich machen.“ (Korresp. Bl. 1907, No. 10; vgl. 1908, No. 32.)

Daß diese öffentliche Erklärung an der Sachlage nichts zu ändern vermochte, läßt sich denken.

Nun ging der Ansbacher Ausschuß einen Schritt weiter. Er ließ an die Vorstandschaft des Zentral-Bibelvereins und des Landesvereins für Innere Mission eine Eingabe richten, die zunächst „streng vertraulich“ bezeichnet wurde. In dieser wurden die genannten Vorstandschaften gebeten, „Geistliche, von denen bekanntermaßen in weiten Kreisen unserer Landeskirche ernstlich bezweifelt wird, ob ihre Amtsführung auf jenem Grunde (s. o.) beharrt, nicht mit maßgebenden Verrichtungen in Ihrem Verein zu betrauen und soweit das schon geschehen ist, bei der nächsten Wahl von ihnen abzusehen, auch wenn sie im übrigen noch so tüchtig und noch so geeignet dazu erscheinen sollten. Ebenso bitten wir Sie auch, Geistliche dieser Art nicht zu Predigern bei Ihren Vereinsfesten zu berufen.“

Diese Eingabe wurde zunächst als vertrauliches Rundschreiben bei solchen Geistlichen zirkuliert, von denen man Zustimmung und Unterschrift erhoffte.

Aber dieses Schreiben kam natürlich auch in Hände, für die es nicht bestimmt war und es wirkte „wie eine Kriegsfanfare“. Berichterstatter Hering mißbilligt selbst diese Art des Vorgehens, wenn sie auch wohl gut gemeint war; sie unterlag zu sehr der Mißdeutung. Der Vorwurf der Heimlichtuerei und der Unkollegialität wurde erhoben. Ein Entrüstungssturm erhob sich; auch viele Leute aus dem Lager der Positiven mißbilligten diesen Schritt und fragten, was denn Geyer und Genossen schon Gefahrbringendes angestellt hätten, daß man gegen sie vorgehen müsse. Das führte denn dazu, daß die Angelegenheit durch Veröffentlichung im Korrespondezblatt (No. 32 und 33) allgemein bekannt gemacht wurde. Jetzt gab auch Hering seine Zustimmung, die er folgendermaßen begründet:

Weil es sich nun nach meiner Auffassung um ein Bekenntnis für oder wider das echte evangelische, reformatorische Christentum handelte, im letzten Grunde um ein Bekenntnis für oder wider Christum den Christus der Bibel und der Bekenntnisschriften. Wenn man dies ausspricht, greift man freilich in ein Wespennest und muß gewärtigen, daß die „Liberalen“ mit Entrüstung über einen herfallen. Aber damit ist nicht bewiesen, daß jene Kennzeichnung der Situation unrichtig ist. In der evangelischen Christenheit ist's tatsächlich soweit gekommen, daß man nicht einmal mehr darüber einig ist, worin das Wesen des Christentums besteht; ja weiter noch, — es ist bereits an dem,

daß vielleicht die Mehrzahl der „Christen" das, was nach Bibel und Bekenntnis bisher als die Hauptsache am Christentum galt, über Bord geworfen haben und die, welche noch daran festhalten, für eine bornierte, herrschsüchtige „Partei" erklären. Wortführer im gegnerischen Lager belieben Töne letzterer Art gerne hören zu lassen. Man greift sich ans pochende Herz und fragt sich: worauf ich als evangelischer Christ getauft und konfirmiert worden bin und was ich bisher für die Kraft meines Lebens und für den Grund meiner Ewigkeitshoffnung gehalten habe, das soll ein „unfreier" Autoritätsglaube oder von der geschichtlichen Entwicklung längst überwundener Kinderglaube sein? Wenn ich dafür eintrete, daß dieses alte evangelisch-lutherische Christentum unserer Landeskirche nicht genommen wird, dann bin ich ein Parteimensch und treibe „Parteipolitik"? Wenn es mir am Herzen liegt, daß in der Landeskirche, der ich angehöre und in der von Rechts wegen das evangelisch-lutherische Bekenntnis gilt, die sich einschleichende Unklarheit und Unwahrhaftigkeit aufgedeckt und ihrem weiteren Vordringen ein Damm entgegengesetzt wird, dann beteilige ich mich an einem „parteitaktischen Experiment"? Wir Vertreter des alten Glaubens protestieren ganz entschieden dagegen, daß man uns eine solche Rolle zuschieben will.

Um dieses Urteil weiter zu begründen, folgen im Bericht dann die schon oben erwähnten Zitate aus dem Predigtbuch der liberalen Nürnberger Pfarrer. Eine „neue Gnosis" nennt er die Lehrweise derselben, die gewisse Elemente des alten Christenglaubens festhalten will, in der Hauptsache aber darauf ausgeht, die modernen Bildungselemente ins religiöse Bewußtsein aufzunehmen. — Abweichend beurteilten andere den Schritt des Ansbacher Ausschusses, welche die Sache nicht so sehr als Gewissenssache ansahen, sondern den Schritt vom kirchenpolitischen Standpunkt aus als große Unklugheit bezeichneten.

Dr. Geyer gab im Auftrag von „ungefähr 40 freigesinnten Geistlichen der bayrischen Landeskirche" die Erklärung ab, daß sie diese Angriffe lebhaft bedauerten und „es tief beklagen würden, wenn es nicht gelänge, das Parteiwesen mit allen seinen Schäden der Landeskirche zu ersparen und die Gemeinsamkeit der Arbeit zwischen den verschiedenen theologischen Richtungen, ganz besonders auf dem Gebiet der praktischen Liebestätigkeit festzuhalten."

Hier ist nun anzufügen: „Noch ehe die Ansbacher Eingabe an ihre Adresse gelangt war, legte Dr. Geyer den Vorsitz im Landesverein für Innere Mission nieder, um dessen notwendiges Liebeswerk nicht zu gefährden. Die Vorstandsstelle in dem finanziell gesicherten Bibelverein behielt er bei. Der Ausschuß des Landesvereins trat zu einer Sitzung zusammen, erklärte einstimmig, daß nach seiner Ueberzeugung die bisherige Tätigkeit des ersten Vorsitzenden innerhalb des Vereins keinerlei Anlaß zu dem Vorgehen des Ansbacher Ausschusses gegeben habe, sprach Dr. Geyer die „dankbare Anerkennung für die, unter Zurückstellung jeglicher Parteitendenzen, aber mit außerordentlicher Opferwilligkeit und Tüchtigkeit geschehene Leitungstätigkeit" aus und bat ihn, sein Rücktrittsgesuch zurückzuziehen und den Vorsitz wieder zu übernehmen. Die nichttheologischen Mitglieder des Ausschusses sollen durch die Ansbacher Eingabe äußerst verstimmt gewesen sein; die theologischen Mitglieder, die gleichfalls auf Dr. Geyers Seite getreten sind, gehören durchaus zu den „Positiven". Dr. Geyer ließ sich jedoch nicht bewegen, der Bitte des Ausschusses zu entsprechen. Daraufhin wählte der Ausschuß einen Laien zum ersten Vorsitzenden, den General z. D. Gottlieb von Thäter, einen um den

Verein bereits verdienten Mann, dessen religiös-theologische Stellung dem Ansbacher Ausschuß freilich nicht besser gefallen dürfte als die Dr. Geyers.

Mitten in diese innerkirchlichen Kämpfe fiel der Tod des Oberkonsistorialpräsidenten, Exz. von Schneider, der selbst kein Theologe, es schwer empfunden haben soll, an einem Platz zu stehen, der mehr als je einen wissenschaftlich durchgebildeten Theologen erforderte. Damit sah das bayrische Kirchenregiment sich vor die Notwendigkeit gestellt, einen neuen Oberkonsistorialpräsidenten zu wählen. Welch eine ernste Situation in dieser Zeit der Kämpfe! Kultusminister Dr. v. Wehner scheint, ehe er seine Wahl traf, zuvor sich in Kreisen der Pfarrgeistlichkeit selbst Information geholt zu haben, und dann wählte er einen Mann, von dem er annehmen mußte, daß er allseitiges Vertrauen besitze. Seine Wahl fiel auf Dr. theol. und phil. Hermann Bezzel, den wegen seiner eminenten Begabung und Arbeitskraft allseits bekannten und geachteten Rektor der Diakonissenanstalt Neuendettelsau. „Theologisch durchaus biblisch positiv, in seiner Gesinnung irenisch, eine Persönlichkeit im besten Sinne des Worts, dazu ein Christ, der mit Leib und Seele an den Herrn Jesum Christum gebunden und gewillt ist, in seiner Nachfolge zu wandeln, — sollte er nicht geeignet sein, in dieser schweren Zeit aus dem Präsidentenposten etwas zu machen zum Besten seiner Gemeinde?" (So R. Herold). Aber man denke sich: Ein Nachfolger Löhes — des starren Lutheraners — wird an die Spitze der Landeskirche berufen! Ob Dr. Bezzel auch im Konfessionalismus ein Nachfolger Löhes ist, ist uns nicht bekannt.

Nachdem seine Berufung in diese hohe Stelle erfolgt war, folgte im Herbst 1909 die bayrische Generalsynode, die sich mit den theologischen Streitigkeiten befassen und Stellung zur Bekenntnisfrage nehmen sollte.

"Die vereinigte ordentliche Generalsynode für die Konsistorialbezirke diesseits des Rheins" tritt alle vier Jahre abwechselnd in Ansbach und Bayreuth zusammen und besteht aus einem königlichen Kommissär, einem Mitglied des Oberkonsistoriums als Dirigenten, den Vertretern der beiden Konsistorien, sowie je einem geistlichen und weltlichen Abgeordneten der 65 Dekanate. Dazu kommt ein Abgeordneter der theologischen Fakultät Erlangen.

Wir geben nun noch den Bericht von R. Herold über die Verhandlungen der Generalsynode unverkürzt wieder.

Man erwartete von der Generalsynode, daß sie etwas Entscheidendes zur Klärung der Lage tun werde. Wie hat sie dem entsprochen? Selbstverständlich waren in der vorliegenden Sache mehrere Anträge an sie gestellt worden, darunter auch einer seitens des Ansbacher Ausschusses, der folgendermaßen lautete: „Hochwürdige Generalsynode wolle aussprechen: 1. Die Grundlage aller kirchlichen Verkündigung wie überhaupt aller amtlichen Tätigkeit ist und bleibt die in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments geoffenbarte göttliche Wahrheit, wie sie in dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche bezeugt ist. 2. Der unveräußerliche Inhalt aller kirchlichen Verkündigung ist demnach und muß bleiben das Zeugnis von den Heilstatsachen Gottes zu unserer Erlösung, insbesondere die Botschaft von dem menschgewordenen Gottessohn, der gekreuzigt, gestorben, wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, und der einst kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. 3. Eine Leugnung dieser Tatsachen in Predigt, Unterricht oder sonstigen öffentlichen Aeußerungen kann bei keinem Diener der Kirche geduldet werden. Auch kann sich die Kirche durchaus nicht damit zufrieden geben, wenn ihre Diener in ihrer amtlichen Verkündigung die Heilstatsachen

umgehen, abschwächen und umdeuten. 4. Das Kirchenregiment wird gebeten, in allen seinen Maßnahmen hierüber keinen Zweifel zu lassen, sich aber zugleich unseres theologischen Nachwuchses im Sinne der Befestigung in der Haushaltertreue so kräftig als möglich anzunehmen." Weitergehend war der Antrag der Diözesansynode Thalmässing (K.-Bl. No. 27), welcher die modernistische Irrlehre als den schwersten Schaden bezeichnete, an welchem unsere Landeskirche z. Z. leide, und in dem Satze gipfelte: „Für jeden Christen dem die Heilige Schrift die lauterste Quelle und die einzige Regel und Richtschnur der Heilslehre und des Heilsglaubens ist, steht als selbstverständlich fest, daß solche Irrlehren von einem berufenen Diener der Kirche unter keinen Umständen in Predigt und Unterricht oder sonstwie öffentlich vorgetragen werden dürfen und daß solche Personen nach Gal. 1, 8 und 9 weder in Amt und Würden belassen, noch zu Amt und Würden zugelassen werden können." Also schärfstes Vorgehen gegen die Liberalen. Andere Synoden sprachen sich ausdrücklich gegen solches Vorgehen aus, so diejenige von Kempten, auf welcher einige Gemeindevertreter sich energisch gegen eine Beunruhigung der Kirche mit „Theologengezänk" verwahrten, — damit allerdings nach unserer Meinung keine sehr tiefe Einsicht in den Kern der Sache verratend. Die Artikel für und wider flogen in Scharen aus. Sie suchten die Generalsynode bald nach dieser bald nach jener Seite zu beeinflussen. Auch die beiden Führer der Modern-Liberalen gaben eine öffentliche Erklärung über ihre theologische Stellung ab, in welcher es u. a. heißt: „Das Heil der Welt ist nach unserer Ueberzeugung zwar ohne Zweifel durch außergewöhnliche Ereignisse bestätigt, weitaus vor allem aber in Jesus selbst lebendig erschienen und in ihm für alle Zeit herzbezwingend verkörpert. Jesus ist uns nicht etwa bloß der größte religiöse Lehrer der Menschheit, sondern die frohe Wirklichkeit der vollen Gottesoffenbarung in einem Menschenwesen und Menschenleben und damit zugleich die große weltumgestaltende Erlösungsgabe Gottes an die Menschheit, völligen Frieden und umwandelnde Kraft allen bringend, die von ihm das Leben nehmen. ... Wir wären aber nicht Diener der evangelischen Kirche, wenn wir nicht der wohlbegründeten Ueberzeugung wären, daß unsere Auffassung von Jesu Person und Werk allein der recht verstandenen Heiligen Schrift wirklich entspricht und daß durch sie die bleibende innere Wahrheit der reformatorischen Bekenntnisse zum Ausdruck gebracht wird." „Wir verwahren uns aber auch nachdrücklich gegen die Bekämpfungsweise, die in der Konsequenz des Ansbacher Antrages gegen uns angewendet werden müßte. Wir wünschen, daß unsere Gegner uns allein durch die Macht ihrer religiös-sittlichen Tüchtigkeit bekämpfen, daß sie der inneren Kraft ihrer Wahrheit wirklich vertrauen und auf alle äußeren Druckmittel*) endgültig und vollständig verzichten. Uns selbst halten wir für verpflichtet, nicht die Landeskirche im Stich zu lassen, sondern im Gegenteil recht kräftig in ihr zu wirken**) und die Lebensmächte, die nach unserer Ueberzeugung und Erfahrung gerade in unserem Verständnis Jesu und seines Evangeliums liegen, zur vollen Auswirkung zu bringen."

---

*) Bezüglich der damit diskreditierten Schritte der Gegner ist doch wohl zu beachten, daß es sich um ordinierte Geistliche einer auf dem Boden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses stehenden Landeskirche handelt und daß eine Organisation in dieser Welt nun einmal nicht bestehen kann, ohne daß ihre berufenen Leiter auf Erhaltung der in ihr gültigen Satzungen dringen.

**) Darin liegt, daß man sich zu einer energischen Propaganda für die modernen Ideen für verpflichtet und berechtigt hält.

Die Behandlung der schwierigen Materie war zunächst dem dritten Ausschusse der Generalsynode zugewiesen, das Referat hatte Universitätsprofessor Dr. Caspari. Was die prinzipielle Seite der Sache betrifft, so stellte derselbe den Satz auf: „Unangetastet muß das Prinzip bleiben, daß die amtliche Lehrtätigkeit der Katecheten, Prediger und Seelsorger dem Bekenntnis unserer Kirche entsprechend sein muß. Dies ist notwendig wie um der Selbsterhaltung so um ihrer heiligen Aufgabe willen." Nach der praktischen Seite äußerte er: „Das Kirchenregiment kann nach der Meinung der Majorität des Ausschusses deshalb auch in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht anders verfahren, als es bisher und zwar auch in früheren Zeiten verfahren ist: es muß den einzelnen Fall, der zum Einschreiten nötigt, nach seiner Eigenart behandeln. Auf die Vorschläge und Wünsche der vorliegenden Anträge im einzelnen einzugehen, hält die Majorität des Ausschusses nicht für angezeigt. Eine Empfehlung des einen oder anderen Antrages würde die Situation vielleicht mehr erschweren als erleichtern." „Weiter setzt der Ausschuß voraus, daß das Kirchenregiment sich angelegen sein lassen wird, die Katecheten und Prediger, im besondern den theologischen Nachwuchs zu derjenigen persönlichen Aneignung des kirchlichen Bekenntnisses anzuhalten und anzuleiten, die zu einer gedeihlichen, dem kirchlichen Bekenntnis entsprechenden Handhabung des Wortes in der amtlichen Tätigkeit unerläßlich ist." Schließlich wurde als Ergebnis der stellenweise sehr erregten Verhandlungen des Ausschusses folgender Antrag gestellt: „Die Generalsynode hegt das Vertrauen, daß das hohe Kirchenregiment sich des heiligen Ernstes und der ganzen Schwierigkeit seiner Aufgabe: den Gemeinden unserer Landeskirche in gegenwärtiger Zeit die gedeihliche und dem Bekenntnis der Kirche entsprechende Handhabung des Wortes in Predigt und Unterricht zu sichern, vollkommen bewußt ist, und das hohe Kirchenregiment mit Klarheit, mit seelsorgerlicher Liebe und Treue und mit schonender Berücksichtigung der Umstände und der Persönlichkeiten dieses ihm zustehenden Amtes warten werde." Zugleich wurde vorgeschlagen, diesen Antrag im Plenum ohne Debatte anzunehmen, — ein Vorschlag, der um der eigenartigen Situation willen klug, aber unseres Bedünkens nicht geeignet war, die Sachlage zu klären. Von verschiedenen Seiten wurde uns versichert, daß die weltlichen Abgeordneten in ihrer großen Mehrzahl über die eigentlichen Abweichungen der Liberalen vom Glaubensbekenntnis gar nicht genügend unterrichtet waren; eine öffentliche Aussprache hierüber hätte mindestens den Gewinn gehabt, weiteren Kreisen der Landeskirche die Augen darüber aufzutun, um was es sich in der gegenwärtigen Krisis eigentlich handle. So aber wurde der Riß noch einmal künstlich überklebt und schließlich die ganze Last der Verantwortung auf die Schultern des Oberkonsistoriums und seines Präsidenten gelegt. Was jenem Antrag an Klarheit und Entschiedenheit fehlte, wurde, so gut es bei der schwierigen Lage nur möglich war, in der Erklärung des Dirigenten nachgeholt, welche folgenden Wortlaut hatte: „Die Kirchenleitung wird, der Seelsorgepflicht eingedenk, ihrer jungen Geistlichen mit Ernst und Milde sich annehmen; sie erwartet und erbittet die allseitige Unterstützung in dem Bemühen, sich zur Erkenntnis und Verkündigung der schrift- und bekenntnismäßigen Wahrheit anzuleiten und in ihr zu stärken.

Die Kirchenleitung wird aber auch aus der beschworenen Wächterpflicht heraus das gute Bekenntnis der Landeskirche nie beeinträchtigen noch verkürzen lassen, sondern ernstlich Sorge dafür tragen, daß die Gemeinde durch volle Erschöpfung der Heilstatsachen erbaut und gefördert werde.

Bei dieser Erklärung will und kann die Kirchenleitung nicht auf die Hoffnung verzichten, daß unsere Geistlichen mit ihr den Christus der Schrift als den einigen und ewigen Trost der Kirche bekennen und bezeugen."*) Der Berichterstatter der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (1909, No. 42) schreibt: „Noch einmal glaubten viele, wenn auch unter schwerer innerer Entscheidung, einen Weg des Friedens gehen zu müssen und gehen zu können ohne Verleugnung der Wahrheit. Gott gebe, daß die Entwicklung der Dinge ihnen recht gebe. Es war nicht Kampfesscheu oder falscher Optimismus, die bei ihnen das letzte Wort sprachen, sondern die Liebe, die alles hofft." Ja „noch einmal" ist es geschehen; aber wir haben kaum die Hoffnung, daß, wenn die Generalsynode wieder zusammentritt, eine ähnliche Zudeckung des großen Grabens möglich sein wird, — es müsse denn der Herr der Kirche durch seinen Geist in einer Weise Wandel schaffen, die uns bis jetzt noch verborgen ist.

Seitdem hat nun Dr. H. Bezzel im Lauf dieses Jahres einen Hirtenbrief an die protestantische Geistlichkeit von Bayern erlassen, den wir hiermit im Wortlaut anfügen. — Bei der Wichtigkeit dieser kirchlichen Kämpfe halten wir es für recht und für unsere Pflicht, darüber möglichst objektiv zu berichten nach den uns zugänglichen Nachrichten.

(Schluß folgt.)

Spaniens Kulturkampf.

Spanien hat jetzt auch seinen Kulturkampf, und wenn die Kurie sich hier eben so eigensinnig und unnachgibig zeigt, wie z. B. in Frankreich, so hat sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn auch in Spanien die Gesetze kirchenfeindlich zugespitzt werden. Am 11. Juni d. J. fand eine Kabinettssitzung statt, in welcher König Alfons den Vorsitz führte und der Ministerpräsident Canalejas den Antrag stellte, daß die Verfassungsklausel aufgehoben werde, die Nichtkatholiken das Abhalten von Gottesdiensten verbietet. Der König erklärte sich mit dem Vorschlag einverstanden, und noch am Abend wurde dem Volk bekannt gegeben, daß durch königliches Reskript die Religionsfreiheit in Spanien proklamiert werden solle. Die Ankündigung hat in allen Teilen des

---

*) Hierzu fügte Präsident D. Dr. Bezzel folgendes Schlußwort:: „Sie haben durch Ihre einstimmige Annahme des Ausschußantrages und durch die Entgegennahme der unter heißen Kämpfen niedergelegten Erklärung Ihres Dirigenten der Kirchenleitung eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe zugewiesen, die Aufgabe des ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, Wahrheit und Liebe, Friede und Zucht in wirkungsvoller und wirksamer Weise zu verbinden. Sie haben die Kirchenleitung beauftragt, daß sie ihrerseits alles tue, um der Landeskirche den Frieden, die Wahrheit und den Ernst gemeinsamen Ringens um das heilige Gut des Glaubens zu erhalten. Die Kirchenleitung ist sich in diesem Momente der vollschweren, ernsten Aufgabe bewußt. So bewußt, daß sie eben an Den, der für Seine Gemeinde gelitten hat, die heiße Bitte und das andringende Gebet richtet: Heilige uns in Deiner Wahrheit, Dein Wort ist die Wahrheit! Eine so ernste Aufgabe ist uns gegeben, daß wir in dieser schweren verantwortungsreichen Bevollmächtigung nur des Wortes uns trösten können, wollen und dürfen: Vater, Ich will, daß wo Ich bin, auch die bei Mir seien, die du Mir gegeben hast, daß sie Meine Herrlichkeit sehen, die du Mir gegeben hast. Diesem Seelsorger ohnegleichen, diesem priesterlichen Fürbitter ohne Maß und Ende, dem erhöhten Haupte Seiner Gemeinde befehle ich die bitterernste Sorge für die uns allen in der Gesamtheit teuere Kirche, ich befehle ihm aber auch, daß Er der Generalsynode reichlich in Haus, Amt und allerlei Werk vergelten und segnen wolle, was sie in dieser Stunde getan hat." —

Landes höchste Aufregung wachgerufen. Sofort protestierte der päpstliche Nuntius im Auftrage des Vatikans gegen das königliche Dekret; die republikanischen Blätter aber gehen unverzüglich noch einen Schritt weiter und fordern, daß alle religiösen Bekenntnisse jetzt auch rechtlich gleichgestellt werden und daß namentlich die staatliche Unterstützung der katholischen Kirche aufhöre. Trotzdem einem 1887 gegebenen Gesetze gemäß alle Orden, die sich mit Industrie befassen — und das sind in Spanien die meisten, sowohl Mönchs- als Nonnenorden — bei den Provinzialgouverneuren sich zu melden haben, um sich autorisieren zu lassen, umgehen sie das Gesetz und bleiben steuerfrei. Premier Canalejas hat den Protest des Nuntius damit beantwortet, daß er allen Gouverneuren die Weisung erteilte, die sofortige Erfüllung dieses Gesetzes zu fordern bei Strafe der Auflösung der Genossenschaften und Schließung ihrer Gebäulichkeiten ..... Allem Anschein nach ist das arme Spanien endlich entschlossen, der Tyrannei der Papstkirche ein Ende zu machen, eine strenge Trennung von Kirche und Staat vorzunehmen, kein Konkordat mehr mit dem Papste einzugehen und das Beispiel Frankreichs nachzuahmen. „Los von Rom!“ ist die Parole. (Abdsch.)

Fürst von Monako und Papst.

Zu allem Schmerz, den der Papst neuerdings erleben muß, z. B. mit den nicht gewünschten Besuchen protestantischer Herren von Amerika, kommt nun noch der, daß ein katholischer Fürst im Quirinal seine Aufwartung machte und — den Vatikan umging. Die „Wartburg“ schreibt darüber:

Der Besuch des Fürsten von Monako im Quirinal setzte den Vatikan und die katholische Presse doch in größere Aufregung als man bei einem so winzigen Herrscher vermuten sollte. Er ist nämlich, wie die Kath. K.-Z. 19 berichtet, „der erste katholische Fürst, der seit 1870 Rom besucht und beim Quirinal, nicht aber im Vatikan vorgesprochen hat. Loubet, der französische Präsident, hat ihm zwar das gute Beispiel gegeben, aber so ein Präsident ist eben doch nur ein Bourgeois.“ Ergötzlich ist es, wie es die Kath. K.-Z. fertig bringt, den Besuch des Fürsten als eine Mache seiner französischen „Beschützer“, des Sozialistenführers Jaurès und des früheren Marineministers Pelletan hinzustellen. Sie „zwangen ihn, in die Fußstapfen Loubets zu treten.“ Als die natürlich auch französischem Esprit entsprungene Unterscheidung zwischen dem Fürsten und Gelehrten noch nicht verfangen wollte, ist schließlich durch „ein Revolutiönchen“ diese Haupt- und Staatsaktion durchgesetzt worden. Und welchen tiefen Eindruck sie auf „Seine Heiligkeit“ gemacht hat, geht daraus hervor, daß der Papst „durch seine Vertreter den katholischen Fürsten wissen ließ, daß er im Verhalten des Fürsten von Monako eine Mißachtung des heil. Stuhles erblicke.“ Wir beglückwünschen den Fürsten von Monako, daß er auf diese Weise wenigstens einmal im Mittelpunkt der Weltgeschichte gestanden hat und schlagen ihm vor, in gerechter Würdigung dieses Ereignisses den Tag seiner Romfahrt als Nationalgedenktag für ewige Zeiten in seinem Lande feiern zu lassen.

Die Borromäus Enzyklika und ihre Wirkung.

Wir würden es als einen Mangel betrachten, wenn unser Blatt keinen Bericht brächte über die sogenannte Borromäus-Enzyklika, die allenthalben so gewaltige Erregung in Deutschland und Oesterreich erzeugte und zu Vor-

testen von allen Seiten Anlaß gab. Wir geben einen kurzen geschichtlichen Bericht über deren Veranlassung, ihren Inhalt und ihre Wirkung.

Im Jahr 1610 hat Papst Pius V. den 1584 verstorbenen Erzbischof von Mailand, Kardinal Carlo Borromeo, heilig gesprochen. Borromeo hatte in dem Schweizer Teil seiner Diözese den Protestantismus ausgerottet, hatte sich aber auch um die sittliche und dogmatische Erneuerung des Katholizismus große Verdienste erworben. Zum Jubiläum seiner Heiligsprechung hat Papst Pius X. am 26. Mai eine Enzyklika herausgegeben. Die Enzyklika beginnt mit dem Lobpreis Borromeos, endigt mit der Warnung vor den Modernisten und beschreibt zwischenhinein die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts mit Worten, die einen allgemeinen Entrüstungssturm hervorriefen. Zunächst wurde nur ein italienischer Text der Enzyklika bekannt, der uns im Wortlaut vorliegt. Dann wurde erst acht Tage später der lateinische Text in Deutschland bekannt. Die auf die Reformatoren bezügliche Stelle lautet im lateinischen Text wie folgt:

Inter haec superbi ac rebelles homines consurgebant, inimici Crucis Christi, qui terrena sapiunt, quorum Deus venter est (Phil. III, 18. 19). Hi non moribus corrigendis, sed negandis Fidei capitibus animum intendentes, omnia miscebant, latiorem sibi aliisque muniebant licentiae viam, aut certe auctoritatem Ecclesiae ductumque defugientes, pro lubitu corruptissimi cuiusque principis populive, quasi imposito iugo, doctrinam eius, constitutionem, disciplinam in excidium petebant. Deinde, iniquorum imitati morem, ad quos pertinet comminatio: Vae qui dicitis malum bonum et bonum malum (Isai V, 20), rebellium tumultum et illam fidei morumque cladem appelarunt instaurationen, sese autem disciplinae veteris restitutores. Re tamen vera corruptores extiterunt, quod, extenuatis Europae per contentiones et bella viribus, defectiones horum temporum et secessiones maturarunt, quibus uno velut impetu facto, triplex illud, antea disjunctum, dimicationis instauratum est genus, a quo invicta et sospes Ecclesia semper evaserat; hoc est, primae aetatis cruenta certamina; domesticam subinde pestem errorum; denique, per speciem sacrae libertatis vindicandae, eam vitiorum luem ac disciplinae eversionem, ad quam fortasse nec aetas media processerat.

Die deutsche Uebersetzung, welche die „Chr. W." aus dem italienischen Text gab, wird durch den lateinischen Text wenig berührt. Sie lautet:

Inmitten dieser Uebel erstanden hochmütige und rebellische Männer; Feinde des Kreuzes Christi; Männer irdischen Sinnes, deren Gott der Bauch ist. Diese suchten nicht die Sitten zu verbessern, sondern leugneten die Dogmen, vermehrten die Unordnung und ließen für sich und andere der Zügellosigkeit freien Lauf, oder sie verachteten, indem sie den Leidenschaften der am meisten verdorbenen Fürsten und Völker folgten, die Autorität und Führung der Kirche und zerstörten fast tyrannisch ihre Lehre, Verfassung und Disziplin. Alsdann ahmten sie jenen Gottlosen nach, denen die Drohung gilt: Wehe euch, die ihr das Böse gut nennt und das Gute böse! Diesen Tumult der Rebellion und diesen Umsturz des Glaubens und der Sitten nannten sie Reformation und sich die Reformatoren. Aber in Wahrheit waren sie Verderber, entnervten durch Uneinigkeit und Krieg die Kräfte Europas, bereiteten die Rebellion und Apostasie moderner Zeit vor und entfachten die dreifache Verfolgung, gegen welche die Kirche bisher einzeln siegreich zu kämpfen hatte, nämlich erstens die blutige Verfolgung der ersten Jahrhun-

derte, zweitens die häusliche Pest der Ketzerei und drittens unter dem Namen evangelischer Freiheit jene Verderbnis der Laster und Zerrüttung der Zucht, die das Mittelalter so nicht kannte.

Ganz passend schreibt Dr. Rade zu dieser Beschimpfung der Reformation:

Das erste Gefühl, das man diesen Sätzen gegenüber hat, ist dies: welche Blamage für den Papst! welches Maß von Unbildung! Mag er doch denken, was er will, — so etwas sagt man nicht! Hat er denn keine Sekretäre zur Seite, die all das manierlicher auszudrücken wissen? Ist dieser Merry del Val denn von aller Welt-Weisheit verlassen?

Der zweite Gedanke war der an die „dogmatische Intoleranz" des Papsttums, die nicht umlernt. Insofern hat der Inhalt der obigen Sätze nichts Ueberraschendes, aber in seiner unerbittlichen Rückständigkeit auch etwas geradezu Schauriges: so redet und denkt die unfehlbare oberste Autorität von 250 Millionen.

Der dritte Gedanke verweilt bei unsern gebildeten und gelehrten deutschen Katholiken. Es kann ihnen nur ein geringer Trost sein, daß die Enzyklika bloß an die Italiener gerichtet ist. Die italienische Unbildung und Unwissenheit ist es ja gerade, worunter sie leiden.

Und zum Vierten wir? Luk. 12, 35! Welch eine Konkurrenz würde bei der Zerfahrenheit des Protestantismus heute für uns eine katholische Kirche sein, die wirklich rein Kirche wäre, religiöse Gemeinschaft. Aber derlei plumpes Gerede, wenn das heute die Religion des Vatikans ist? Wir erkennen in Pius X. gern einen persönlich frommen Papst. Aber das ist die Sprache einer Frömmigkeit vergangener Tage, die nur dank dem Gesetz der Trägheit eine Gegenwart, sicher aber keine Zukunft hat. Wir können sie tragen; dieser Fanatismus (vielleicht ist's noch nicht einmal das) schneidet sich nur ins eigene Fleisch.

Alsbald wurden nun Proteste laut gegen die Unwissenheit, Intoleranz und rohe Verunglimpfung der Reformatoren und der protestantischen Fürstenhäuser.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf alles Einzelne eingehen. Im preußischen Abgeordnetenhaus wurden sofort mehrere Interpellationen angemeldet, die der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg ohne Säumen beantwortete im Auftrag des Kaisers. Er sagte u. a.: „Die päpstliche Enzyklika enthält eine Beurteilung der Reformatoren und ihrer Arbeiten und der damit in Verbindung stehenden Fürsten und Völker, die das religiöse, nationale und moralische Gefühl verletzen muß. Daraus erklärt sich die in die weitesten Kreise übergegangene Erregung, die leicht den religiösen Frieden gefährden könnte. Sofort nach Eintreffen des lateinischen Textes der Enzyklika veranlaßte ich Vorstellungen beim Vatikan durch den deutschen Gesandten, der die Erwartung von seiten Deutschlands zum Ausdruck brachte, daß die Kurie Mittel und Wege finden möge, den durch die Veröffentlichung der Enzyklika angerichteten Schaden wieder gut zu machen."

Auch der (katholische) König von Sachsen protestierte beim Papste. In vielen Städten des Reichs, selbst in Bayern wurden Massenversammlungen gehalten, um laut gegen die Enzyklika des Papstes zu protestieren. In allen protestantischen Kirchen wurde der Gegenstand von den Kanzeln herab zur Sprache gebracht; ja sogar im österreichischen Reichsrat war protestiert worden. Da blies der Papst zum Rückzug! So etwas ist noch selten im Papsttum vorgekommen! Pius X. **erklärt, es habe keine Absicht vorgelegen (?),**

die deutschen Protestanten zu beleidigen, und die Enzyklika werde hiermit, soweit Deutschland in Frage komme, zurückgezogen und möge als nicht existierend betrachtet werden. Also „blamoren" bis über die Ohren. (Abdsch.)

Gegen die päpstliche Enzyklika erließ der Evang. Bund eine Erklärung, in welcher es u. a. heißt:

„Diese Beschimpfung der religiösen Heldenzeit und der größten Befreiungstat unseres Volkes ist eine empörende Herausforderung des deutschen Protestantismus. Zugleich ist das Wort von den „am meisten korrumpierten Fürsten und Völkern" eine Schmähung der deutschen Nation durch einen auswärtigen Priester, der die Rechte eines Souveräns für sich beansprucht und von deutschen Regierungen zugebilligt erhält. Es wirft dieses ungeheuerliche Urteil über die deutsche Reformation und den Ursprung unserer evangelischen Kirche ein grelles Schlaglicht auf die geschichtliche Bildung des „unfehlbaren" Oberhauptes der römischen Kirche und seiner Ratgeber, auf die Unduldsamkeit und Unversöhnlichkeit des Ultramontanismus, auf den wahren Wert der Friedensreden katholischer Bischöfe und auf die nationale und kulturelle Gefahr der protestantischen Organisation der päpstlichen Bannerträger im deutschen Reiche. Wir erheben deshalb im Namen unserer Mitglieder und wohl auch im Sinne aller bewußten deutschen Protestanten entrüsteten Einspruch gegen die rücksichtslose päpstliche Friedensstörung, die um so verletzender wirkt, weil sie ohne jeden Anlaß und ohne jede Beachtung der Proteste wider die Canisius-Enzyklika vom Jahre 1897 die damaligen Beschimpfungen noch zu überbieten wagt."

Und endlich hat im Namen der verbündeten deutsch-protestantischen Kirchen der den Bund der Landeskirchen vertretende K i r c h e n a u s s c h u ß folgende Protesterklärung erlassen:

Durch die öffentlichen Blätter sind schwere Verunglimpfungen und Herabwürdigungen bekannt geworden, die Papst Pius X. in der zum 300jährigen Gedenktag der Heiligsprechung des Kardinals Carlo Borromeo erlassenen Enzyklika gegen die Reformatoren, das Werk der Reformation und die an ihr beteiligten Fürsten und Völker auszusprechen Anlaß genommen hat. Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hält es nicht nur für sein unveräußerliches Recht, sondern betrachtet es auch als seine unabweisbare Pflicht, namens der in ihm zusammengeschlossenen deutschen evangelischen Landeskirchen diesen durch nichts begründeten Angriff gegen die evangelische Kirche mit voller Entschiedenheit zurückzuweisen. Zwar sind ähnliche Vorstöße nicht neu. Sie sind in gelehrten wie populären Schriften vielfach zutage getreten, ohne daß eine andere Abwehr erforderlich schien, als die Korrektur, die die geschichtliche Wahrheit von selbst herbeiführt.

Anders verhält es sich aber, wenn, wie es unlängst in der Canisius-Enzyklika vom 1. August 1897 geschehen ist und nun hier in noch schärferer und verletzenderer Weise wiederholt wird, das Haupt der römisch-katholischen Kirche selbst das Wort nimmt. Mit der vollen Wucht höchster kirchlicher Autorität werden hier Behauptungen ausgesprochen, die durch auffallenden und weitgehenden Mangel geschichtlicher Einsicht Unkundige irreführen müssen. Und nicht nur dies, sondern durch die herabwürdigende Beurteilung der reformatorischen Großtaten, auf denen unsere evangelische Kirche ruht und die unser evangelisches Volk unter seinen heiligsten Erinnerungen bewahrt, werden Kirche und Volk auf das tiefste verletzt und das friedliche Einvernehmen der Konfessionen wird schwer gestört. Indem wir als einen durch die

Reformation errungenen Besitz die Freiheit des Gewissens fordern, achten wir jede religiöse Ueberzeugung, die anderen heilig ist, und verwerfen jede Kampfesart, die diese Achtung vermissen läßt.

Wir trachten um unseres deutschen Volkes, wie um des Evangeliums willen danach, daß der unvermeidliche Gegensatz der Konfessionen sich umwandle in einen heiligen Wettstreit des Ringens um die ewige Wahrheit zur Entfaltung und Erweisung der in ihr beschlossenen Kräfte der Liebe. Darin erblickt die evangelische Kirche den allein gewiesenen Weg zu dem für unser Vaterland unentbehrlichen Frieden der Konfessionen. Eben darum aber können wir nicht anders, als mit heiligem Ernste der Wahrheit im Namen der in dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß zusammengeschlossenen Landeskirchen Deutschlands aussprechen: Wir weisen zurück die unbegründeten Schmähungen unserer Reformatoren, deren hohe und geweihte Gestalten unser evangelisches Volk als Bahnbrecher und Väter seines Glaubens zu verehren und hochzuhalten niemals aufhören wird. Wir weisen zurück die Verunglimpfung ihres Werkes, durch welches das evangelische Volk sich bewußt ist, den einigen Hohenpriester Christus und den Weg zum Heil, die Freiheit von aller Menschensatzung und das allen zugängliche Wort Gottes gefunden zu haben. Wir weisen endlich zurück die sittliche Herabwürdigung der Fürsten und Völker, die Träger der reformatorischen Bewegung geworden sind, und deren Nachkommen bis heute den vollen Beweis geliefert haben, welche geistlichen, sittlichen, kulturellen Kräfte durch jene Bewegung entbunden und bei ihnen wirksam geworden sind.

Noch vor wenigen Tagen haben wir als Vertreter der deutschen evangelischen Kirchen in erhebendem Gottesdienste in der Kapelle der Wartburg uns zu dem Evangelium der Reformation bekannt. Mit diesem Bekenntnis zum Werke der Reformation und ihren Trägern wiederholen wir in Einmütigkeit mit der gesamten evangelischen Kirche aufs neue das Bekenntnis zu dem biblischen Evangelium, das sie uns als ein unvergängliches Gut gerettet haben, und zu dem Heilande, von dem Luther singt: Das Feld muß er behalten!

Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß. Voigts.

An dieser beifallwürdigen Erklärung, die sich zum biblischen Evangelium bekennt, sieht man erneut, welchen großen kirchlichen Fortschritt wir mit der Bildung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses gemacht haben. („Die Ref.")

Helf, was helfen mag!

Der Vatikan braucht Geld, viel Geld! Um sich das zu verschaffen, soll jetzt die Fabrikation von „Heiligen" im Großen betrieben werden! Darüber schreibt der „Christl. Botschafter" wie folgt:

„Ein profitables Geschäft. Daß für Rom die Religion eine unschätzbare Einnahmequelle, eine unerschöpfliche Goldgrube ist, ist längst und allgemein bekannt und bedarf keiner weiteren Erklärung; wie viel die Priester Roms für das Lesen der Messe beziehen,*) wissen diejenigen hinlänglich, die nicht ganz fremd sind mit den kirchlichen Regeln und Vorschriften Roms, daß aber das Geschäft der „Heiligsprechung" sich so gut bezahlt, das dürfte sich wahrscheinlich der allgemeinen Kenntnis entziehen. Wie berichtet wird, so steht in Rom die Ernennung von dreihundertundzwanzig neuen Heiligen in der nächsten Zeit bevor, d. h. die betreffenden „Prozesse" sind bei der

*) Man vergleiche unseren ersten Artikel in diesem Heft.

Kongregation der Riten anhängig. So besagt der Ausweis oder die „Nota", die alljährlich beim Jahresbeginn den Mitgliedern dieser Kongregation zugestellt wird. Von diesen Heiligenkandidaten entfallen auf Europa 281; auf Asien und Nordamerika je 10, auf Südamerika 13, auf Afrika 5 und auf Ozeanien 2. Unter den europäischen Ländern nimmt natürlich in dieser Beziehung wieder Italien den ersten Platz ein mit 155 „demnächstigen" Heiligen; dann folgt Frankreich mit 68; Spanien stellt nur 20 dieser Kandidaten; das kleine Belgien indessen 7, (ob König Leopold II. darunter ist, wird nicht gesagt); Oesterreich und Portugal liefern je 4; die Insel Malta und die Schweiz je 3; Deutschland und Irland je 2, und England, Ungarn, Dalmatien, die Türkei und Holland je einen Kandidaten.

Bedenkt man nun, daß eine jede Heiligsprechung dem Vatikan und der römischen Kurie rund $75,000 einbringt (so hoch belaufen sich die verschiedenen Abgaben, „Sporteln" und Gebühren, welche für die verschiedenen „Prozesse", Dekrete, Vorbereitungen, Bullen, Untersuchungen, Verhandlungen, Zeremonien u. s. w. zu zahlen sind), so ergibt sich daraus, daß diese künftigen Heiligen dem päpstlichen Stuhl und dessen Dienern $24,000,000 einbringen werden. Seitdem die Päpste die Selig- und Heiligsprechungen als ihr ausschließliches Monopol erklärten (früher hatten entweder die Tradition oder die Bischöfe dies besorgt), wurden im ganzen 214 feierliche Heiligsprechungen vorgenommen; da für diese gezahlt wurde, so ist leicht auszurechnen, daß diese Heiligen dem Vatikan gerade $14,000,000 einbrachten.

Während des vorigen Jahrhunderts kamen einunddreißig Heiligsprechungen vor, was $2,000,000 abwarf. Allein unter Leo XIII., der zwölf Heiligsprechungen vornahm, kamen $900,000 ein. Pius IX. ernannte neun Heilige und hatte somit $675,000 aus dieser Einnahmequelle. Dagegen erhielt der Vatikan durch die vier Heiligen Pius' X. $300,000 an Gebühren. Rechnet man die bisherigen 214 Heiligen mit den demnächst bevorstehenden zusammen, so ergibt sich eine Summe von $40,000,000.

Das sind nun ganz ungeheure Summen und scheinen selbst vielen Katholiken hoch, viel zu hoch zu sein, doch werden sie durch das „Päpstliche katholische Jahrbuch" (Jahrgang 1903, S. 407) beruhigt, indem dieses bemerkt: „Es handelt sich zwar in Wahrheit um eine ansehnliche Summe; aber was bedeuten die Goldkilos gegen die Glorie, die den zum Heiligen erhobenen Diener Gottes umfängt, und gegen die Ehre, die dadurch die liebe Braut unsers Herrn Jesus Christus, die Kirche, empfängt?" Ja, ja, wenn das Geld im Kasten klingt—.

Literatur.

Die Hauptunterschiede zwischen unserer evangelischen Kirche und den orthodox-lutherischen Synoden. Von H. Riefer, Pastor der evang. Christus-Gemeinde zu Milwaukee, Wis. 91 Seiten. Geb. 25 Cents.

Das Büchlein sollte viel mehr bekannt und verbreitet sein in unserer Synode und sollte namentlich massenhaft verbreitet werden unter den Mitchristen, die unter dem Bann und Druck des fanatischen Luthertums stehen, das sich geberdet, als ob es im Alleinbesitz der Wahrheit wäre. Besonders wünschenswert wäre eine englische Uebersetzung, um auch den gebildeten Amerikanern den Unterschied zwischen uns und den Lutheranern klar zu machen.

Vom Verlag des Hofbuchhändlers F. v. Bahn in Schwerin, Mecklenburg, kamen uns zu:

„Kann auch ein Pastor selig werden?" Ernste Gedanken für Seelsorger und alle, die an anderen Seelen arbeiten. Von Dietrich Vorwerk, Konsistorialrat und Superintendent in Roßla am Harz. Kasch. 1.80 Mark.

Im Vorwort heißt es: „Wer dieses Buch in die Hand nimmt, denke: Es ist ein Karfreitagsbuch. Es ist unter dem Kreuze Christi geschrieben und will unter dem Kreuze Christi gelesen werden. Und wem der Titel mit seiner ernsten Frage zu scharf und schneidend erscheint, der denke: Es steckt ein Nagel vom Kreuze Christi darin. Den hatten die Hirten, Menschenfischer und Apostel hineingetrieben, als sie den Gekreuzigten im Stiche ließen." —

Zunächst für Pastoren bestimmt, wird jeder, der als Vater oder Mutter, Lehrer, Evangelist, Laienprediger oder missionierender Christ seine Seele auf Händen trägt und sich verpflichtet fühlt, auf andere Seelen einzuwirken, den gesamten Inhalt auch für sich verwerten können. Wer das Buch mit einem wachen Gewissen liest, dem wird es ein Karfreitagsgottesdienst sein, auf den ein Ostertag folgt.

Kurze Uebersicht des Inhalts: Die Seligkeit der Pastoren. Bekehrung und Bewährung der Pastoren. Der seligmachende Glaube und der Geist unserer Zeit. Kleine Feinde und Freunde.

Das ist ein Pastorenspiegel, den wir alle sehr nötig haben, um unser ganzes Leben nach innen und außen, das private und das öffentliche zu prüfen im Lichte des Angesichts Gottes. Verfasser kennt die Gefahren, die dem geistlichen Leben des Pastors drohen, sie sind unmittelbar mit seinem Beruf so eng verknüpft und so mannigfaltig ernst, daß doch kein im Amte stehender Amtsbruder denken soll: Ich bin über alle Gefahr hinweg! Sondern: „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle." Was die Röntgenstrahlen dem materiellen Leibe sind, das kann und soll dieses Buch dem treuen und gewissenhaften Diener Christi leisten für sein persönliches und Amtsleben. Und je gewissenhafter ein Pastor zu seinem Amte steht, um so eher wird er geneigt sein, zu diesem Buche zu greifen. Wer aber sich vor ernster Selbsterforschung scheut, wird gerne unter irgend welchem Vorwand sich davon dispensieren.

Stöwesand, Max, „Laß dich finden!" Predigten über alttestamentliche Texte. 1906. Lex. 8°. VIII. 180 Seiten. Eleg. geh. 3 Mk., gebunden 3.60 Mk.

Der Band enthält 20 aus dem ganzen Kirchenjahr ausgewählte Predigten über alttestamentliche Texte. Sie sind für eine ernst nachdenkende Gemeinde berechnet. Man muß sie mit Bedacht lesen. Oft im ganz einfachen Gedankenfluß blitzt es plötzlich auf, und man muß lange darüber nachsinnen — wie wenn jemand vom Boot ins Wasser sieht, und sieht mit einem Mal tief unten viele Fische (cf. Seite 158, 156 u. a.). Auch ein feines Gewand von Poesie liegt über den Predigten, ein Gewand, das ohne viel Zierat die Glieder der Gedanken schön und klar sehen läßt. Oft besteht diese Poesie in überraschender, aber gut treffender Kürze. Wer die Glocke „Gemüt" klingen lassen will, muß so kurz und richtig anschlagen (vergl. z. B. Nr. 6 die ganz knappe Schilderung der Hagar). Um so energischer reckt oftmals klare Nüchternheit in harten Fragen und Bedenken aus diesem überredenden Gewand heraus, z. B.: „So — schätzest du dich selbst als edlen Menschen ein?" Stöwe=

sand kennt sehr gut die Oberflächlichkeit des gesellschaftlich sichern, des umgänglich liebenswürdigen modernen Menschen. So sehr er aber psychologisch klug den Menschen in allen Stimmungen und Gedanken zu finden weiß, so wenig versucht er die Gestalt Christi durch Verkleidung und Uebermalung dem modernen Menschen bequemer zu machen, vielmehr zeichnet er in allen Predigten, meistens im zweiten Teil, die Gestalt des Meisters bei aller Formenfeinheit doch in aller ihrer überweltlichen Erhabenheit, mit all ihren unfaßbaren Rätseln. Ueberreden will er zum Ernst, zum Nachdenken, aber ins Christentum selbst gelangt man nicht durch Ueberredung, sondern durch Entscheidung (cf. die letzte Predigt über Bekehrung), durch täglich neue Bekehrung und durch das Wagnis des Glaubens an den, den man nicht sieht. Anfangs entbehrte ich gerade bei Stöwesand die Versuche, das Rätsel Christi modern verständlich zu machen, aber bald ist mir klar geworden, was er meint: Es ist kein Handel, das Christentum — das möchte die verdienende und berechnende Welt gern — es ist eine Entscheidung und ein zuversichtlicher Versuch, bei dem jeder, wenn er ihn macht, Gott — und Gott ihn findet.

Doch das beste Urteil gewinnt man, wenn man den Mann selbst hört. Zu Kains Geschichte heißt es u. a.: „Wenn in unserer Zeit das neue Evangelium gepredigt wird vom Uebermenschen, der sich dem Herdenmenschen herrisch gegenüberstellt und ihn beseitigt, wo er ihm im Wege steht, vom Starken, der den Schwachen unterdrückt, das Evangelium der Selbstvergötterung, d. h. der höchsten Selbstsucht, die triumphiert in diabolischer Verblendung: Gott ist tot, ich aber lebe! — was ist das anders, als der alte Fluch Kains, der in modernster Gestalt über unser Geschlecht hinschwebt? Unstät und flüchtig geht Kain, unsterblich durch die Jahrtausende, vom Angesicht Gottes immer abgewendet; wo er auftritt, da muß Abel fallen — Kain, der Mensch der Sünde, ohne und wider Gott.

Aber wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn! Ja, wer nur ohne Kains Sünde ist! Wer wagt's? Des Paulus Urteil belastet uns alle: „Sie sind allzumal Sünder." Wir haben alle etwas von Kainsart an uns. Ist Christus nicht um unsertwillen gestorben? Hat er nicht durch uns sein Blut vergossen? Das Kreuz richtet uns alle als Kainiten! Wohl, wir sind keine Totschläger und Mörder im gröblichen Sinn. Du glaubst dich unschuldig gegenüber dem Gebot: Du sollst nicht töten! Wirklich? Woraus entsprang denn Kains Sündentat? Was war denn der innere Hebel in seinem Herzen, der seinen Arm hoch hob gegen seinen Bruder? Johannes hat eine sehr umfassende Unterschrift unter die Kainsgeschichte geschrieben: „Wer seinen Bruder hasset, ist ein Totschläger"; und das hat er gelernt von seinem Meister, dem Herzenskündiger, dem Ausleger des fünften (6.) Gebots auf dem Berge: „Wer mit seinem Bruder zürnt, ist des Gerichts schuldig." Neid, Haß, Zorn, kurz: alles, was der Liebe widerspricht, hat Kain zum Brudermord getrieben." —

Heutzutage, wo übertriebene Kritik uns das alte Testament entwerten will, so daß, wer von ihr angesteckt ist, keinen rechten Gebrauch mehr von den Texten des Alten Testaments zu machen weiß, — da ist's um so erfrischender, in diesen Predigten Muster von alttestamentlicher Schriftverwendung zu finden, die, obgleich auf der Höhe der Zeit stehend, doch nicht angekränkelt sind vom Geist der Zweifelsucht, der über alle Offenbarung der Schrift das Satanswort setzt: Ja, sollte Gott gesagt haben?

„Wenn ich ihn nur habe!" Zwanzig Predigten über alttestamentliche Texte von Max Stöwesand, Pfarrer an der Friedens-Kirche in Bremen. Ein stattlicher Band. Elegant kartoniert 3 Mk, geb. 3.60 Mk. Ein dritter Band wird den Jahrgang zum Abschluß bringen.

Auch dieser Band ist von demselben Geiste des ungeschwächten und unverwässerten Glaubens an die Schrift durchdrungen. Das zeigt uns unter anderm schon das Vorwort, in welchem er sagt:

„Ich habe versucht, die Geschichten und Worte des alten Testaments so zu betrachten und zu verstehen, wie es Jesus und die Apostel tun, nämlich nach dem Wort des Herrn an die Schriftgelehrten: „Ihr suchet in der Schrift, und sie ist's, die von mir zeuget." Ohne diesen messianischen Zug, den Zug des Vaters zum Sohn, stände es auf derselben Stufe wie andere alte Religionsurkunden, Gesetzsammlungen, Sagen- und Geschichtsbücher, wenn es auch immer das großartigste Buch dieser Art bliebe. Es wäre lediglich ein Menschenbuch. Aber die Christusweissagung und Christustendenz durchzieht und durchtränkt es so völlig vom ersten bis zum letzten Blatt, daß es Gottes Wort an die Menschheit geworden ist und in Verbindung mit seiner Erfüllung und seinem Ziel, dem neuen Testament, auch bleiben wird, bis wir einst kein Buch mehr brauchen, weil der ganze Inhalt dieses Buchs erfüllt ist."

Hier ist treue Schriftverwertung im Geist des Glaubens, der sich nicht irre machen läßt von satter, hochmütiger Wissenschaftlichkeit, die uns den Himmel rauben und die Erde als das rechte Vaterland vorgaukeln möchte.

Im Verlag von A. Runge, in Groß Lichtenfelde, erscheinen noch immer die schon mehrfach angezeigten Hefte:

Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Dr. Fr. Kropatscheck, Professor in Breslau. Fünf Serien von je 12 Heften sind erschienen. Das letzte in der 5. Serie enthält:

Die geschichtliche Offenbarung, von Mag. theol. Karl Girgensohn, Professor in Dorpat.

Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge. Das einzelne Heft kostet je nach Umfang 40 Pf., 45 Pf., 50 Pf., 60 Pf. und mehr. Jede Serie besteht aus 12 Heften. Zum Vorzugspreise von Mk. 4.80 für eine ganze Serie von 12 Heften kann jederzeit abonniert werden. Es werden auch 12 Hefte aus verschiedenen Serien nach Wahl, sofern sie den Ladenpreis von 6 Mark nicht übersteigen, für Mk. 5.40 abgegeben.

Jetzt beginnt eine neue Serie, die sechste der „Biblischen Zeit- und Streitfragen" zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Kropatschek, zu erscheinen. — Während sonst eine Serie von 12 Heften im Einzelkauf bis zu Mk. 6.70 kostet, kann man eine Serie im Abonnement zum Vorzugspreise von Mk. 4.80 bekommen. Bestellungen nimmt unser Verlagshaus in St. Louis entgegen.

Von der sechsten Serie ist das erste Heft erschienen: „Paulus als Seelsorger." Von Dr. C. F. Georg Heinrici, Prof. in Leipzig. Sechste Serie, 1. Heft, 34 Seiten.

Von dem Bilde des guten Hirten ausgehend und dem Unterschied des Ideals eines Erziehers (Sokrates) und eines Seelsorgers, hebt der Verfasser eine Seite der Wirksamkeit des Apostels schärfer hervor, als es gewöhnlich geschieht. Die Briefe und die Apostelgeschichte geben hierfür reiche Ausbeute. Die Tatsache, daß Paulus es vermocht hat, im römischen Weltreich nicht nur

erfolgreich zu missionieren, sondern auch die so verschiedenartigen Gemeinden zusammenzuhalten, gehört zu den merkwürdigsten der Weltgeschichte; und der Verfasser hat einen glücklichen Griff getan, indem er die Mittel des vielseitigen Wirkens Pauli unter den Gesichtspunkt der Seelsorge gestellt hat. In unserer Zeit, wo Paulus zum Verderber des Christentums und zum Mittelpunkt unhaltbarer Geschichtskonstruktionen gemacht wird, berührt dies besonnene, ganz nach kontrollierbaren Quellen gearbeitete Lebensbild wohltuend und kann recht aufklärend wirken.

Als weitere Themata für diese Serie stehen in Aussicht: „Das Evangelium von Jesus Christus," von Prof. Dr. Ihmels. — „Die Unsterblichkeit," von Prof. Dr. R. Seeberg. — „Die Versöhnungslehre," von Prof. Dr. Schäder. — „Nietzsche und das Christentum," von Prof. Dr. Richard H. Grützmacher. — „Die sittlichen Vorschriften Jesu," von Prof. Dr. O. Kirn. — „Die Bibelkritik im Religionsunterricht," von Prof. Mag. Hahn. — „Die Anfänge des Judentums in der Perserzeit," von Privatdoz. Lic. Alt. — „Die Nachfolge Jesu bei Franz von Assisi," von Prof. v. Walter. — „Die Trinität" und andere mehr.

Theologischer Jahresbericht. Achtundzwanzigster Band. Fünfte Abteilung. Systematische Theologie. Leipzig 1909. M. Heinsius Nachfolger.

Wenn man die vorliegende Abteilung des Theologischen Jahresberichts mit Jahrgängen vergleicht, die längere Zeit zurückliegen, so fällt einem sofort die Zunahme des Umfangs in die Augen. Zum Teil mag dies an der größeren Vollständigkeit der Registrierung der hierher gehörigen Literatur liegen, zum Teil liegt es aber auch daran, daß die literarische Tätigkeit auf dem Gebiet der systematischen Theologie wieder zugenommen hat.

Das Ganze teilt sich ein: Enzyklopädie, Methodologie und Geschichte der Theologie; Apologetik und Religionsphilosophie; Evangelische Dogmatik. Dann folgt: Katholische Dogmatik und Apologetik. Den Schluß bildet die Uebersicht der Literatur über Ethik.

Am größten ist die Geschäftigkeit auf dem Gebiet gewesen, das unter Nummer zwei aufgeführt worden ist. Während unter Nummer eins nur 42 Titel erscheinen, von denen nur der siebente Teil kurz besprochen ist, so beträgt die Zahl der unter Nummer zwei registrierten Literaturstücke beinahe 1540 mit 250 Besprechungen, die sich meist nur auf wenige Zeilen beschränken müssen. Die 1537 Nummern sind unter vier Rubriken verteilt. Die erste ist: Die Religion im Verhältnis zum modernen Weltbild. Zuerst wird die Gestaltung des modernen Weltbildes in den einzelnen Wissensgebieten, und dann die Gesamtanschauung aufgeführt. Darauf folgt: Die Auseinandersetzung der Religion mit dem modernen Weltbild sowohl auf den einzelnen Wissensgebieten, als auch in der Gesamtanschauung, und dann folgt noch die Besprechung einzelner Streitfragen. Als zweite Rubrik erscheint: Apologetik als Ganzes, als dritte: Religionsphilosophie als Ganzes, und als vierte: Die Auseinandersetzung des Christentums mit andern Religionen. Zuerst wird die Literatur über Christentum und Religionsgeschichte, oder das Verhältnis des Christentums zu den wirklichen Religionen, dann die über das Wesen des Christentums besprochen. Darauf werden unter der Ueberschrift: „Moderne Religionsersatzversuche" nicht weniger als 191 Literaturstücke registriert, deren große Anzahl wenigstens teilweise dadurch ausgeglichen wird, daß sie fast alle von ziemlich geringem Umfang sind. Ihr Inhalt scheint übrigens auf den

Referenten auch keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben, denn nur fünfzehn Schriften wurden besprochen. Es scheint eben doch nicht so leicht zu sein, wie manche meinen, das Christentum durch irgend etwas zu ersetzen. Zeigt schon die Geschichte, wie schwer es ist, eine Religion durch eine bessere zu beseitigen, oder eine veraltete Form einer Religion durch eine neue zu ersetzen, so wird es noch schwerer sein, die Religion ganz und gar aus dem menschlichen Leben zu verdrängen. Kann das nicht ohne einen Ersatz geschehen, dann ist doch klar, daß die Religion eben ein notwendiger Teil der Menschlichkeit oder eine derjenigen Tätigkeiten ist, wodurch der Mensch Mensch ist, d. h. sich von dem bloßen Tier unterscheidet.

Es ist daher auch leicht begreiflich, daß die Dogmatiker durch diese Ersatzversuche weder abgeschreckt worden sind, noch erst ihren Erfolg abwarten, sondern ruhig weiter gearbeitet haben, und daß ihre Arbeit auch mehr Aufmerksamkeit seitens der Referenten des Theol. Jahresberichtes gefunden hat. Auf einunddreißig (31) Seiten wird die Literatur über evangelische und auf siebenundzwanzig die über katholische Dogmatik und Apologetik registriert und besprochen, während die Literatur über Ethik siebenundvierzig Seiten in Anspruch nimmt. Auf das Einzelne auch hier noch einzugehen, würde zu weit führen. Nur das sei gesagt, daß die Vollständigkeit der Registrierung, sowie die Sachlichkeit der Besprechung alle Anerkennung verdienen.

W. Becker.

Vom Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, kam uns zu:

„Für Gottes Wort und Luthers Lehr!" Biblische Volksbücher. In Verbindung mit zahlreichen namhaften Theologen herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. Dr. Joh. Rump.

Von diesem beachtenswerten apologetischen Unternehmen liegen wieder eine Reihe von bedeutsamen Heften vor:

Schulze, D.Dr. Ludwig, Konsistorialrat und Professor der Theologie in Rostock, „Die Abendmahlslehre der lutherischen Kirche nach ihrer biblischen Grundlage." Eine biblisch-theologische Untersuchung mit Rücksicht auf die modernen Auffassungen der Gegenwart. (3. Reihe, 1. Heft.) 156 Seiten. 1.20 Mk.

Mit eingehender Berücksichtigung der in der Gegenwart erhobenen Bedenken und aufgestellten unhaltbaren Vermutungen, daß das heilige Abendmahl keine Stiftung des Herrn sei, führt der Verfasser den wissenschaftlichen Nachweis, daß 1. auf Grund unserer Quellen für die Geschichte der Kirche es eine Stiftung Jesu Christi des Hauptes der Kirche sei, daß 2. allein die Lehre der lutherischen Kirche und ihrer Bekenntnisse den biblischen Urkunden entspricht, und 3. daß eine dem Willen des Herrn entsprechende Feier allein die Erfüllung der Verheißungen verbürgt.

Diese Schrift ist zwar von streng lutherischem Standpunkt aus verfaßt; sie ist aber durchaus in wohltuend irenischem Geiste verfaßt und kann bei einiger Achtung vor der Ueberzeugung des Autors keinen Anstoß erregen auch bei gegnerischem Standpunkt. Verfasser hält fest an der kirchlichen Lehre von den zwei Naturen in Christo, an der sog. communicatio idiomatum etc., und sucht von hier aus die Lehre vom heiligen Abendmahl zu begründen. Es ist eine sehr gründliche Arbeit, die in gedrängtester Kürze folgende Momente behandelt: 1. Den Zusammenhang des heiligen Abendmahls mit der alttestamentlichen Passahfeier; 2. Die Passahfeier Jesu mit seinen Jüngern; 3. Die

Quellen für die Stiftungsworte; 4. Erklärung der Einsetzungsworte. 5. Die ursprüngliche Feier in der apostolischen Gemeinde; 6. Lehre der Apostel. 7. Ergebnis: Hat Jesus eine neue Stiftung gewollt? 8. Zur Geschichte der Lehre vom Sakrament. (Hier kommen die konfessionellen Unterschiede zur Sprache). 9. Die Feier im Gottesdienst.

Die Schrift erfordert immerhin schon einige Bildung, um recht verstanden zu werden, auch von dem Nichttheologen.

Bonwetsch, Dr., Professor in Göttingen. „Die Entstehung des Neuen Testaments. (3. Reihe, 2. Heft.) 40 Pf.

Wie die einzelnen Schriften des Neuen Testaments ein Ganzes geworden und wie diese Sammlung neben dem Alten Testament die „Heilige Schrift“ der Kirche ward, will dieses Heft darlegen. Das Ergebnis ist, daß dies Neue Testament nicht einem überlegenden Verfahren seine Entstehung verdankt, sondern daß es erwachsen ist aus der Vorlesung seiner Schriften im gemeindlichen Gottesdienst, — ein Geschenk des Herrn an seine werdende Kirche. Der Verfasser zeigt, wie aus der unbedingten Autorität, welche die „Worte des Herrn“ schon für die Apostel besaßen, sich für die Schriften, die sie enthalten, bereits in der nachapostolischen Zeit die Stellung des „Evangeliums“ ergab.

In unserer Zeit, die sich so viel streitet um die Inspirationslehre, wobei manche Theologen und Laien es als Abfall von der evangelischen Wahrheit beurteilen, wenn jemand die sog. Verbalinspiration ablehnt — ist diese vorliegende Schrift für Laienkreise von großem Wert. Sie zeigt die ganz allmähliche Entstehung der Sammlung des Neuen Testaments unter der providentiellen Leitung des Geistes Christi, die die Kirche Christi dahin führte, die echt apostolischen Geistesprodukte erster Hand zu unterscheiden von den Schriften, die schon so bedeutende Abschwächungen und Trübungen des Geistes zeigen. Die Schrift des Neuen Testaments, wie sie zuletzt anerkannt wurde, ist „nicht ein geoffenbartes Glaubensgesetz, wie z. B. der Koran, aber Christus, als der Mittler der Gottesgemeinschaft erschließt sich darin dem gläubigen Erkennen.“ Von ihr „gilt erst recht das Wort des Heilandes“: Joh. 5, 39.

Hashagen, D. Fr., Professor in Rostock. „Die Gleichnisse des Herrn.“ (3. Reihe, 3./4. Heft.) 1.10 Mk.

Der Verfasser bespricht zunächst die Veranlassung, die Stellung und das Wesen der Gleichnisse des Herrn im Neuen Testament. Seine Hauptaufgabe findet er indessen darin, daß er sie auf brennende Bedürfnisse im religiösen und moralischen Leben der Gegenwart anwendet und z. B. eingehender bespricht, welches Licht aus diesen Gleichnissen fällt auf die Loslösung des Volkslebens vom Evangelium, auf die Etablierung eines Reiches „reiner Humanität“, auf das falsche Suchen nach Gott u. s. w. Positiv ist alles Gewicht darauf gelegt, wie das Himmelreich als göttliche und geschichtliche Institution, als Sache des persönlichen Herzensglaubens und der christlichen Erkenntnis auch in den Gleichnissen des Herrn uns entgegentritt.

Diese Schrift ist unter die „Biblischen Volksbücher“ eingereiht. Wir stehen jedoch unter dem Eindruck, daß sie für das „Volk“ zu gelehrt und abstrakt gehalten ist und zu wenig dem einfachen Verständnis des Volks Rechnung trägt. Auch Pastoren werden nicht sehr leicht einen praktischen Gebrauch davon zu machen wissen.

Ein kräftiges Zeugnis wird gegen den antichristlichen Geist der römisch-katholischen Kirche abgelegt. Seite 116f.

Gensichen, D. M., Missionsdirektor. „Gabe und Aufgabe der lutherischen Missionskirche Südafrikas. 3. Reihe, 5. Heft.) 60 Pf.

Nachdem nachgewiesen ist, daß bei Luther der Missionsgedanke keineswegs „ausgeschaltet" war, zeigt der Hauptteil der Schrift in großzügiger, ebenso klarer wie überzeugender Weise an der Missionskirche Südafrikas, daß gerade die charakteristische Eigenart der lutherischen Kirche in Lehre, Kultus und Disziplin sich als in besonders hohem Maße für die solide Fundamentierung und gesunde Entwicklung einer Missionskirche geeignet erwiesen habe. Der Nachweis wird durch zahlreiche praktische Beispiele erbracht, die der wohl einzig dastehenden Missionserfahrung des Verfassers entnommen sind; das gibt den Ausführungen besonderen Reiz und hervorragende Anziehungskraft.

Für unser Gefühl ist zu viel Luthertum in diesem Heft. Doch entnehmen wir mit Freude daraus, daß der exklusive fanatische Geist des Luthertums nicht in der lutherischen Missionskirche in Südafrika gepflegt wird, der hier zum Aergernis der Christen die Herrschaft hat in einer ganzen Anzahl lutherischer Kirchenkörper. Brüderliche, Kanzel- und Gebetsgemeinschaft, gemeinsame Missionsfeiern mit den Reformierten zeigen, daß doch der Geist Christi mächtiger waltet in jener Mission als der Geist fanatischen Luthertums.

„Beiträge zur Förderung christlicher Theologie." Herausgegeben von Prof. D. A. Schlatter und Prof. D. W. Lütgert. (Verlag von C. Bertelsmann in Güterloh.)

Die „Beiträge", welche nunmehr in den 14. Jahrgang eingetreten, haben in steigendem Maße Bedeutung erlangt und seien auch an dieser Stelle empfohlen. Der Jahrgang, 6 Hefte umfassend, kostet 10 M., doch werden die Hefte auch einzeln abgegeben. Soeben erschien das 1. Heft:

Schlatter, D. A., Prof. in Tübingen. „Wie sprach Josephus von Gott?" 1.80 Mk. (Verlag von C. Bertelmann in Güterloh.)

Das 2. Heft wird enthalten: Studien zum Text der Psalmen. Von Past. G. Müller in Thurau.

1. Der Herr; 2. Der Vater; 3. Die Einzigartigkeit Gottes; 4. Das Wesen Gottes; 5. Gottes Geist und die Geister; 6. Der Schöpfer; 7. Gottes Regierung; 8. Der Richter; 9. Der zürnende Gott; 10. Der gnädige Gott; 11. Der Gott Israels. Wortregister.

In griechischen Zitaten wird hier die Rede- und Ausdrucksweise des Josepus mitgeteilt.

Goebel, D. Siegfried, Prof. und Geh. Konf.-Rat in Bonn. „Die Reden unsers Herrn nach Johannes im Grundtext ausgelegt." Zweite Hälfte, Kap. 12—21. 6. Mk., geb. 7 Mk. (Die erste Hälfte, welche im Jahre 1906 erschien, kostet 9 M., geb. 10 M.)

Dieses bedeutsame Werk ist bei Erscheinen der ersten Hälfte durchweg günstig beurteilt worden. So schrieb u. a. die „Kirchliche Rundschau für Rheinland und Westfalen": „Wer einmal Schrifterklärung, wie sie der heutigen Stufe der Forschung entspricht, aus dem Vollen heraus zu genießen begehrt, eine Erklärung, die das sichere Gefühl gibt, daß sie sich mit allen abweichenden Meinungen gewissenhaft auseinandergesetzt hat, ohne doch den Leser mit dem ganzen Ballaste dieser Auseinandersetzung zu beschweren und zerstreuen, der greife nach diesem trefflichen Werk. Es ist durch und durch Gehalt und Kraft, es bietet Speise, von der man satt wird." — Prospekte mit weiteren Urteilen stellt die Verlagsbuchhandlung gern zur Verfügung.

Wir haben schon im Märzheft 196, Seite 149f., den ersten Band dieses Werkes besprochen und freuen uns, daß jetzt auch der zweite Teil erschienen ist, der die Reden des Herrn aus der zweiten Hälfte des Johannes bringt. Es ist kein fortlaufender Kommentar des Johannes-Evangeliums, sondern nur die von Johannes als Worte des Herrn berichteten Verse werden nach dem Grundtext behandelt. Wir wollen, statt nur eigenes Urteil zu geben, hier noch einigen Rezensenten das Wort verleihen.

„Ein erfreuliches Buch. Welch arger Mißbrauch des an sich richtigen Gedankens, daß die Jesusreden bei Johannes durch das Medium des Berichterstatters hindurchgegangen seien, entwertet manche sonst gute Auslegung der vier Evangelien. Ich denke dabei auch an mündliche, wie sie etwa in exegetischen Pastorenkränzchen üblich ist, aus Erfahrung redend. Göbel erklärt für unmöglich, zwischen echtem Jesuswort und späterer Zutat scheiden zu wollen. Er hält fest an der Tatsache der Inspiration. Gott hat die Fassung der Jesusreden bei Johannes durch seinen Geist geschaffen; und er schreibt seine Auslegung für solche, welche dasselbe unendlich gespannte Glaubensinteresse besitzen, mit dem einst Jesu gläubige Jünger Worte ewigen Lebens vom Munde des Herrn genommen haben. Göbel besitzt die Gabe klarer und scharfer Problemstellung. Eine scharf gestellte Frage hat, wie mit Recht gesagt ist, ihre Antwort in sich selbst. Er verschmäht nicht, auf die wichtigsten Textvarianten einzugehen. Fremde Ausleger werden nur selten genannt. Die ganze Auslegung hat viele Meditation an sich; aber sie besitzt darum nichts Unnatürliches, sondern überrascht durch ihre Einfachheit." „Theol. Lit. Ber."

„Ein ganz herrliches Buch, tiefe, volle, klare Ermittelung biblischer Wahrheit, frei von vorgefaßten Meinungen, moderner Ankränkelung und schwächlicher Apologetik, die Schrift nur aus sich selbst verstehend, statt sich bei Zeit- und Streitfragen aufzuhalten. Die Ewigkeitsworte, die aus dem Munde des Herrn gekommen, erlauschend und dem Verständnisse bietend in wissenschaftlich bestimmter und doch auch dem denkenden Laien, zumal wenn er den griechischen Bibeltext nachzulesen vermag, nicht unfaßlicher, knapper und edelster Sprache, fortan eine unentbehrliche Fundgrube gesunder Auslegung für alle, die über johanneische Jesusworte Predigten oder Bibelstunden zu halten haben. Es ist schwer zu sagen, ob man über die Neuheit oder über die Einfachheit der Deutungen des Verfassers sich mehr verwundern oder freuen soll. Wer einmal Schrifterklärung, wie sie der heutigen Stufe der Forschung entspricht, aus dem Vollen heraus zu genießen begehrt, eine Erklärung, die das sichere Gefühl gibt, daß sie sich mit allen abweichenden Meinungen gewissenhaft auseinandergesetzt hat, ohne doch den Leser mit dem ganzen Ballaste dieser Auseinandersetzung zu beschweren und zu zerstreuen, der greife nach diesem trefflichen Werk. Es ist durch und durch Gehalt und Kraft, es bietet Speise, von der man satt wird."

„Kirchliche Rundschau für Rheinland und Westfalen."

Mayer, Lic. theol. Dr. G., „Die Pastoralbriefe in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis." 3.60 Mk., geb. 4.20 Mk., Subskriptionspreis 3 Mk., geb. 3.60 Mk.

Das Mayersche Bibelwerk, von dem wieder ein neuer Band vorliegt, hat in weiten Kreisen freudige Aufnahme gefunden. Es ist nicht eine von den landläufigen Bibelerklärungen, die hier geboten wird, sondern eine Anleitung, die Heilige Schrift mit modernem Verständnis zu lesen. „Sie erweckt"

— so schrieb ein berufener Kritiker — „neue Freude an der Schrift und leitet zu erneuter religiöser Verwertung des Gotteswortes an. Wir sind nicht nur vollauf befriedigt, sondern geradezu entzückt von der hier zutage tretenden großzügig angelegten Behandlungsweise."

Auch dieser Band greift mitten in die volle Gegenwart hinein und bringt Dinge zur Besprechung, die für den im praktischen Amt stehenden Geistlichen ganz besonders aktuell sind. Wir greifen einige Kapitelüberschriften aus den 66 Abschnitten heraus, in welchen die Pastoralbriefe behandelt sind:

Die theologischen Streitigkeiten. Wer ist ein Mann? Frauenemanzipation. Das evangelische Pfarrhaus. Orthodoxe Irrlehrer. Weibliche Kräfte im Gemeindedienst. Pastor und Gemeindekirchenrat. Abstinenzbewegung. Von der Inspiration. Die dreifache Autorität des Pfarrers.

Wir wünschen dem ganzen Werk reichliche Verbreitung in Pfarrhaus und Gemeinde.

Zeitschriften im Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh:

Der Geisteskampf der Gegenwart, (früher Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart.) Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauueng. Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 46. Jahrgang. 1910. (Jan. bis Dez.) Monatlich ein Heft von 32—40 Seiten. Preis vierteljährlich 1.50 Mk., mit Porto 1.65 Mk. — Mit „Theolog. Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht" zusammen vierteljährlich 2 M., mit Porto 2.30.

Inhalt des 5. Heftes: Der kirchlich-soziale Kongreß in Hannover. Von Emil Pfennigsdorf. — Vorwärts — aufwärts! Von Prof D. Mahling. — „Evangelische Gemeindearbeit" als Bundesgenosse im Geisteskampf der Gegenwart. Von K. Exter. — Kunst und Sittlichkeit. Von Adolf Mayer. — Hat Jesus gelebt? Von Hermann Knott. — Vor Michelangelos Statuen. — Des Lebens Urquell. Gedichte von Karl Ernst Knodt. — Worte zum Nachdenken. — Miszellen. — Notizen und Besprechungen.

Inhalt des 6. Heftes: Die „Lüge des Bewußtseins." Von Emil Pfennigsdorf. — Die Bedeutung der Religionsgeschichte für die Theologie. Von Lic. Dr. Oscar Bensow. — Jesus Christus im Lichte der nichtchristlichen Religionen. Von Konf.-Rat R. Falke. — Wie Bismarck ein Christ wurde. Von Herm. Knott. — Rundschau im Geisteskampf. — Miszellen. — Notizen und Besprechungen.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Studiendirektor J. Jordan, 33. Jahrgang 1910. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte 3 Mk., mit Porto 3.60 Mk.

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor J. Jordan. 4. Jahrg. 1910. (Jan.—Dez.) Jährlich 4 Hefte. 1 Mk., mit Porto 1.20 Mk.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer D. Julius Richter. 16. Jahrgang 1910. (Jan.—Dez.). Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Baldern) 3 M., mit Porto 3.60 Mk. Probeheft gratis.

Inhalt des 5. Heftes: D. Griffith John, der Vater der zentralchinesischen Mission. Von P. Richter. (Mit 4 Bildern.) — Die Lage der Breklumer Mission in Jeypur. Von Pastor F. Büttner. — Skizzen aus Amerika.

Vom Herausgeber. (Mit 10 Bildern.) — Neue Nachrichten. (Mit einem Bilde.)

Inhalt des 6. Heftes: D. Griffith John, der Vater der zentralchinesischen Mission. (Schluß.) Von P. Richter. (Mit 5 Bildern.) — Zum Edinburger Welt-Missionskongreß. (Mit 2 Bildern.) — Swadeschi. — Die Missionsaufgabe in Ruanda und Urundi. Von Miss. Joanssen. (Mit 8 Bildern.) — Vermischtes. — Neue Nachrichten. (Mit einem Bilde.) — Bücherbesprechungen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Paul Richter. 12. Jahrgang 1910. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) 1 Mk., mit Porto 1.36 Mk. (In Partieen billiger.) Mit „Die Evangelische Missionen" zusammen 3.75 M., mit Porto 4.35 Mk.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Juniheftes: Willensfreiheit und praktisches Handeln. Von E. Langenbeck. — Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Von Friedrich Lienhard. (Fortsetzung.) — Die Krankenpflege als Beruf. Von Marie Hansen. — Mutter Erde. Von Hero Max. — Der Streit um die Rote Rose. Eine hansische Historie von Ewald Gerhard Seliger. (Schluß.) — Was König Eduard wollte und erreichte. — Darbende Ehre. — Wer sind die „Besten?" — Bauerndichter? — Vom Gehorchen der Kinder. — Die Sterblichkeit an „Blinddarmentzündung". — Gesellschaft. — Weshalb Schopenhauer „Weiberhasser" wurde. — Bismarck und Moltke. — Der Halleysche Komet. — Hat Jesus gelebt? Von Prof. Dr. Artur Drews. — Zum Kapitel „Ein Traumdichter". Von H. Wagner. — Türmers Tagebuch: Selbsterniedrigung. Fügsame Tatsachen. Die Heimkehr des verlorenen Sohnes. — Zu den Meeren Gottes. Von neuer religiöser Lyrik. Von Dr. Emil Hadina. — Ferdinand Freiligrath. Zu seinem 100. Geburtstage am 17. Juni 1910. Von Dr. Valerian Tornius. — Johann Gottfried Seume. Zu seinem 100. Todestage am 13. Juni 1910. Von Willy Braubach. — Zwei Tote. Von K. St. — Der Volks-Goethe. Von Herman Krüger-Westend. — Vom deutschen Mietshause. Von Eugen Kalkschmidt. — Die Ausstellung der Berliner Sezession. Von Karl Storck. — Otto Heinrich Engel. Von K. St. — Robert Schumann. Zu seinem 100. Geurtstage 8. Juni 1910. Von Dr. Karl Storck. Meine Truppen, Deine Truppen. Von Günther von Vielrogge. — Das Urheberrecht am neugefundenen „Wilhelm Meister" Goethes. Von Paul Hennig. — Berliner Theater. Von Felix Poppenberg. — Spielen oder erleben? Von R. Kr. — Kunstbeilagen: Otto H. Engel. Abendfrieden. Nach dem Sturm. Ein Gutshof. Abend in der Marsch. Sommers Ende. Der Spaziergang. Friesische Küche. Studie zu einem Kinderfeste. — Notenbeilage: Pfingstreihen. Ged. von Johann Heinr. Voß. Komp. von J. A. P. Schulz. Aus Junitagen. Ged. von E. v. Schoenaich-Carolath. Komp. von H. Kade. Sehnsucht. Ged. von Ricarda Huch. Komp. von Fritz Jürgens. In fremdem Garten. Ged. von Anna Klie. Komp. von Fritz Jürgens.

❦ Magazin ❦

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 12. Band. St. Louis, Mo. November 1910.

Ewiges Leben.

Zum Totenfest.

Es geht ein Zug durch die Menschen unserer Tage, den wir Lebenshunger nennen können. Alles will leben, will das Leben genießen, möglichst lang und möglichst angenehm. Manche wollen sich ausleben; ein sehr bedenkliches Wort, denn was sich ausgelebt hat, ist fertig für immer. Auf das Sichausleben kann nur ewiger Tod folgen. Welcher Widerspruch: Dieselben Personen, die einen Heißhunger nach Leben haben, verderben dasselbe, beschleunigen ihr Ende und treiben mit vollen Segeln einem unabsehbaren Tod entgegen. Das ist Betrug des Satans. — Man sagt, Leben sei Entwicklung. Darum sucht man alles zu entwickeln, was der Mensch ist und hat, Leib und Geist und alle Gaben und Kräfte. Hochgetrieben erscheint die Entwicklung der Hochgebildeten. Unsere Zeit zeigt einen Wettkampf in dem Streben nach Entwicklung. Auf allen Gebieten wird gelernt, geforscht, versucht, ob man es nicht noch weiter bringen könnte. Hat man Erde und Meer bezwungen, und gibt es für die Menschen unserer Tage auf Erden keine Entfernungen mehr, so ist man nun daran, auch über den Luftraum Herrschaft zu gewinnen. Und das alles fürs Leben. Aber wohin führt alle Entwicklung? Zum Tode. Der Mensch und die unvernünftige Kreatur, ja die Erde selbst: alles wird alt und muß zuletzt sterben. Mag man das Leben des einzelnen Menschen lang und länger hinausziehen, mag man immer neue Erkenntnisse über die Leiblichkeit des Menschen, immer neue und bessere Mittel zur Heilung und Erhaltung des Lebens gewinnen: das Ende ist doch der Tod. Und alles Leben der Welt in Wissenschaft, Kunst, Arbeit oder Genuß, es hat für den einzelnen nur so lange Wert, als sein Leibesleben dauert, und das ist nur eine kurze Zeit. Was sind 70, 80 Jahre in den 6000 Jahren der Menschheitsgeschichte? Im Strom der Zeit ist das Leben des einzelnen ein Gegenstand, der auftaucht, eine Zeitlang oben schwimmt und dann für immer versinkt. Für immer? Das wäre trostlos. Gott hat dem Menschen die Ewigkeit ins Herz gegeben, darum will er nicht sterben.

„Ich möchte gern noch bei euch bleiben," sagt der 80jährige Greis auf dem Sterbelager zu den Seinen. Und auch wenn Unglück, peinliche Leiden oder Schwäche des Alters den Menschen lebensmüde machen, daß er zu sterben wünscht: nehmt Unglück, Leiden und Schwachheit hinweg, und er wird um keinen Preis aufs Weiterleben verzichten wollen. Gewiß, der Wille zum Leben ist ein von Gott uns eingeschaffener Trieb. Wir wollen leben, wollen ewig leben.

Aber der Tod ist da und widerspricht dem Lebenstrieb, ja, er ist ein Hohn auf den Lebenshunger der Menschen. Und doch, der Tod kann den Lebenshunger nicht auslöschen. Sechstausend Jahre des Sterbens haben die Menschheit noch nicht lebensmüde und lebenssatt machen können. Unser Leben kann nicht so kurz sein, dachten die edelsten der denkenden Menschen, denn wir tragen die Ewigkeit in uns. So dämmerte schon frühe in den Menschen die Hoffnung auf: es muß für uns ein Leben geben, das der Tod nicht töten kann. Prophetische Geister aller Nationen weissagten, jeder in seiner Weise, von einem ewigen Leben, von einer Welt der Geister, in der andere Gesetze des Lebens gelten und herrschen als jetzt auf Erden. Und was sie sahen im schwachen Dämmerlicht und es vermischten mit den Ausgeburten ihrer Phantasie, es wurde Gemeingut der Völker und erzeugte entweder Furcht oder Hoffnung, je nach der Vorstellung von dem, was jenseits des Sterbens auf die Menschen warte. Erst wenn ein Volk heruntersinkt in seinem sittlichen Empfinden, wenn die Stimme des anerschaffenen Gewissens verstummt, weil der Mensch sie erstickt, klammert er sich an den Gedanken: mit dem Tod ist alles aus. Dann ist aber auch dem Fleisch der Zügel abgenommen, und der Tod mit seinem Gefolge beherrscht das Leben schon vor dem Sterben.

Die Wahrheit über das ewige Leben hat die Menschheit von sich aus nicht gefunden, auch den Weg zu diesem Leben nicht. Weder die tiefsinnige Weisheit der Aegypter, noch die Denkkraft der griechischen Philosophen, noch der Forschergeist anderer Völker hat dazu hingereicht. Auch Israel, dem Gott so vieles offenbarte, was dem Verstand ewig verborgen geblieben wäre, fand den Weg zum ewigen Leben lange nicht, wenn auch seine Propheten Blicke in zukünftige Lebensherrlichkeit tun durften. Gott wollte erst das Sehnen der Völker, den Hunger nach ewigem Leben schreiend werden lassen, schreiend wenigstens bei denen, die dazu fähig waren, weil ihnen die Treber der Erdenluft nicht genügten. Psalmisten und Propheten waren es, die durch Gottes Geist erleuchtet, zuerst die Aussicht in ein ewiges Leben gewannen. „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese. Du tust mir kund den Weg zum Leben; vor dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu deiner Rechten ewiglich." So singt schon David im 16. Psalm. Und Jesaja ruft (Kap. 26, 19) prophetisch aus: „Aber deine Toten werden leben, meine Leichname werden auferstehen." Und Kap. 25, 8: „Er wird den Tod verschlingen ewiglich." Und Hosea sagt im Namen des Herrn Kap. 13, 14: „Ich

will sie erlösen aus der Hölle und vom Tode erretten. Tod, ich will dir ein Gift sein; Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein." Aber wie umflort war noch das prophetische Auge! Fügt doch Hosea gleich hinzu: „Doch ist der Trost vor meinen Augen verborgen." — Der hellste Blick wird dem Propheten Daniel geschenkt, der Kap. 12, 2 und 3 schreibt: „Viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; etliche zum ewigen Leben, etliche zu ewiger Schmach und Schande. Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich." (Dies ist die einzige Stelle des Alten Testaments, wo der Ausdruck „ewiges Leben" vorkommt.) Mutet uns das nicht an wie die Morgenröte des neuen Tages? Von da an wurde die Hoffnung auf ein ewiges Leben Bestandteil des Glaubens in Israel. In den Apokryphen des Alten Testaments steht der Ausdruck „ewiges Leben" viermal (Weish. 2, 23; 15, 3; 2. Makk. 7, 9. 36), und ausdrücklich heißt es Weish. 2, 23: „Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben." Zu Jesu Zeit waren die Pharisäer die Träger und Verteidiger dieser Lehre. So war Israel, so war auch die Völkerwelt vorbereitet für das Leben, das erscheinen sollte.

Bis zur Zeit Christi war vom ewigen Leben nur die Rede als von etwas Zukünftigem, was jenseits von Tod und Grab zu erwarten sei. Auch Jesus selbst spricht von solchen, die das ewige Leben in einer zukünftigen Welt „ererben" (Matth. 19, 29), und von solchen, die als Gerechte in das ewige Leben „gehen" (Kap. 25, 46). Paulus schreibt Röm. 2, 7 von solchen, die mit Geduld „trachten" nach dem ewigen Leben, und Tit. 1, 2 von „Hoffnung" des ewigen Lebens. In diesen und ähnlichen Stellen ist unter ewigem Leben allerdings etwas zu verstehen, was jenseits des Grabes liegt, und es verbindet sich damit der Begriff einer ewigen Seligkeit und Herrlichkeit. Ein auch in seiner äußeren Erscheinung offenbares, durch keine Todeseinflüsse mehr gestörtes oder gehemmtes, sondern ungehindert entfaltetes, auch von keinem Tod mehr bedrohtes Leben ist demnach allerdings etwas Zukünftiges, ein Gegenstand unserer Hoffnung. So lange wir im Leibe wallen, können wir es noch nicht haben, sondern sind noch in gewissem Sinn „ferne vom Herrn" (2. Kor.5, 6). Erst wenn wir außer dem Leibe wallen, sind wir ganz daheim bei ihm.

Aber die Heilige Schrift sagt uns auch klar und deutlich, daß das ewige Leben, das wir hoffen, nicht erst nach dem Leibessterben seinen Anfang nimmt, sondern schon hier, daß es somit nicht nur ein Gegenstand unserer Hoffnung, sondern schon jetzt ein Gegenstand unseres Besitzes ist. „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben." (Joh. 3, 36.) Und Joh. 5, 24 spricht Jesus feierlich: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen." Und abermals Joh. 6, 47: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben." Und Vers 54: „Wer mein Fleisch isset und trinkt mein

Blut, der hat das ewige Leben." Als Zweck der Verkündigung des Evangeliums ist Joh. 20, 31 angegeben: „Daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen." Im hohepriesterlichen Gebet sagt Jesus: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist; und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen!" (Joh. 17, 3.) Dabei ist freilich nicht ein bloß verstandesmäßiges Erkennen vorausgesetzt, sondern ein gläubiges Ergreifen des Erkannten. Ist in allen diesen Stellen das ewige Leben vom Glauben abhängig gemacht, so muß es auf Erden anfangen, muß mit dem Glauben zugleich geboren werden. Wer es hier im Leibesleben nicht bekommt, wird es in Ewigkeit nicht haben.

Alles Leben setzt Zeugung und Geburt voraus, so auch das ewige Leben. Der es zeugt ist Gott, das Mittel dazu ist sein Wort. Das Wort Gottes heißt daher der Same der Wiedergeburt (1. Petr. 1, 23), und die Gläubigen heißen „aus Gott Geborene" (Joh. 1, 13; 1. Joh. 5, 1. 4.) Der innere Vorgang, der dazu führt, heißt die Wiedergeburt. Sie ist zur Tatsache geworden, wenn der Mensch mit Bewußtsein und Willen sich hineinglaubt und hineinstellt in den durchs Evangelium geoffenbarten Rat Gottes zu unserm Heil. Der Mittelpunkt dieses Glaubens ist die große Heilstat, die sich in Jesu Sterben und Auferstehung vollzogen hat und deren Symbol das Kreuz ist und bleibt. Ehe dieses Evangelium in Jesu geoffenbart war, konnte kein Mensch ewiges Leben haben, darum ist vom ewigen Leben als etwas Gegenwärtigem nur im Neuen Testament die Rede. Auch du, lieber Leser, kannst ewiges Leben nur haben, wenn du in Jesu deinen Heiland und Erlöser gefunden und deine Hand in die Seinige gelegt hast. Kannst du das von dir sagen, so darfst und sollst du auch glauben, daß du ewiges Leben hast, und kannst mit Paul Gerhardt singen:

> Kann doch selbst kein Tod uns töten,
> Sondern reißt unsern Geist
> Aus viel tausend Nöten,
> Schleußt das Tor der bittern Leiden
> Und macht Bahn, daß man kann
> Gehn zu Himmelsfreuden.

Daß nur durch die Glaubensverbindung mit Jesus, dem Sohne Gottes, das ewige Leben in uns gezeugt und geboren werden kann, hat seinen tiefen Grund in der Bedeutung des Sohnes Gottes für die ganze erschaffene Welt. Er, das ewige Wort, der ewige Sohn Gottes, das Ebenbild des Vaters, er ist das Leben und ist die Quelle alles Lebens. Durch ihn ist alles gemacht, was gemacht ist in den Himmeln und auf Erden, und es besteht alles in ihm. (Joh. 1, 3; Kol. 1, 16. 17.) Auch das natürliche Menschenleben hat nur in ihm seine Wurzeln. Durch die Sünde ist dieser Zusammenhang gestört und gehindert, durch den Glauben wird er wieder hergestellt. Und er soll und wird in ursprünglicher

Kraft wieder hergestellt sein, wenn erst alle Hindernisse hinweggetan sein werden. Indessen aber ist es der Geist Jesu Christi, der den Zusammenhang des Menschen mit dem Lebensquell erneuert und wirksam macht. Durch den Heiligen Geist, der dem Glauben geschenkt wird, geschieht die Pflanzung des neuen, ewigen Lebens im Menschen; darum heißt der Gläubige nicht nur ein aus Gott Geborener, sondern, was gleichbedeutend ist, ein aus dem Geist Geborener. Eben durch den dem Gläubigen innewohnenden Heiligen Geist wird Christus und in ihm der Vater erfaßt und werden die Lebenskräfte wirksam, die aus der Gottesgemeinschaft fließen, und die allein imstande sind, den Menschen frei zu machen vom Gesetz der Sünde und des Todes, und seinen Willen zum Guten und Göttlichen so zu stärken, daß der Mensch sagen kann: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus." Ob auch der „alte Mensch" sich noch regt, den neuen noch je und je überrumpelt, er ist doch zum Tode verurteilt, und das Leben, das ewig ist, wird ihn völlig überwinden. Der Sieg des Lebens über den Tod offenbart sich nicht selten besonders herrlich an den Sterbebetten der Kinder Gottes. Wie sieghaft gehen sie hinein ins dunkle Tal, weil sie eines ewigen Lebens und ihrer Seligkeit gewiß sind!

Das ewige Leben, wie es ein Christ schon diesseits des Grabes hat, und wie es auf der Geistesgemeinschaft mit Jesu Christo, dem Lebensquell, beruht, beweist sich im zeitlichen Leben in einer tiefgründigen Liebe zu Gott, zum Heiland und zu den Kindern Gottes, in entschiedener Abkehr von der Sünde in jeglicher Gestalt, in der Willigkeit und dem herzlichen Verlangen, dem Willen Gottes im Geiste Jesu zu entsprechen, also durchaus gehorsam zu sein in regem Interesse an der Reichssache Gottes, in der Bereitwilligkeit, dem Herrn und seiner Sache zu dienen, in herzlicher Demut, in der inneren und äußeren Bereitwilligkeit zur Selbstverleugnung, in der Glaubensstellung und Geduld im Leiden und in der getrosten Zuversicht im Sterben. Wo diese Züge sich finden, da ist ewiges Leben.

Das ewige Leben kann einen Anfang in uns gewonnen haben, und wir können es wieder verlieren. Wer sich zwar bekehrt, aber in seinem Herzen noch Haß gegen jemand hegt, oder aufkommen läßt, der hat das ewige Leben nicht bei ihm bleibend. (1. Joh. 3, 15.) Er kann es gehabt haben, aber die böse Wurzel des Hasses erstickt es in ihm. So ist es auch mit andern Sünden; sie können das Leben in uns morden. Es gibt auch im geistlichen Sinn „erstorbene Bäume", die ausgewurzelt werden. (Jud. 12.) Das ewige Leben muß, wie auch das natürliche, genährt, gepflegt und bewahrt werden. Dazu gehört viel Gnade von oben, aber auch ein ernster Wille und beharrliche Treue von unserer Seite. Darum, du Gottesmensch, fliehe die Sünde! Jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmut! Kämpfe den guten Kampf des Glaubens. Ergreife das ewige Leben, dazu auch du berufen bist. Amen.

Aus „Philadelphia", Organ für evang. Gemeinschaftspflege."

Die „Christusmythe" des Herrn Professor A. Drews (Karlsruhe) im Licht der Geschichte.

Von Pastor F. Wilhelm Brepohl, Wiesbaden.*)

Wie den Lesern bereits aus der Tagespresse bekannt, hat der Professor der Philosophie an der technischen Hochschule zu Karlsruhe in Baden Arthur Drews in mehreren deutschen Städten Vorträge gehalten, in denen er nachzuweisen suchte, daß Jesus von Nazareth eine mythische Figur sei, die niemals gelebt habe, sondern nur aus der Verdichtung der alten Messiashoffnungen der Juden, der Mythologie der hellenischen und babylonischen Religion und der Erlösungssehnsucht der damaligen Kulturvölker entstanden sei. Herr Drews hat hierbei erfahren müssen, daß auch in Deutschland, trotz seiner scheinbaren Religionslosigkeit noch viel gesundes Glaubensleben vorhanden ist. Zu Tausenden nahm die Bevölkerung an den Protestversammlungen in Berlin und Frankfurt teil. „Ein feste Burg ist unser Gott" und „Jesus lebt, mit ihm auch ich" aus tausend und aber=tausend Kehlen gesungen, stieg zum Himmel auf, als Beweis dafür, daß wie einst in Israel 7000 ihre Knie nicht vor Baal beugten, so auch heute in Deutschland Legionen von Menschen ihr altes heiligstes Gut, das Christentum, bewahren und dem, im Gewand der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Forschung einhergehenden modernen Zeitgeist sich nicht beugten.

Drews hat seine Gedanken in einem Werk: „Die Christusmythe", welches bei Eugen Diedrichs in Jena erschienen ist und wie ich höre, auch in Amerika ziemlich Verbreitung gefunden hat, ja dessen englische Uebersetzung vorbereitet ist, niedergelegt. Es ist daher auch für amerikanische Christen von großer Bedeutung, die Gedanken und Behauptungen Drews einmal im Lichte der Geschichte zu betrachten.

Wenn ein Gegner um so gefährlicher wäre, je lauter sein Geschrei ist, so wäre Herr Professor Arthur Drews ein gefährlicher Feind der christlichen Religion, denn er ahmt in seinem Werk „Die Christusmythe" jenem Riesen unter den Philistern nach, der sechs Ellen und eine Hand hoch mit übermütiger Rede die Israeliten zum Kampfe herausforderte. Herr Drews kann nach seiner eigenen Angabe nicht warten, bis die Theologen wahr werden, d. h. bis diese so weit verirrt sind, daß sie uns das beste was wir haben, den Glauben an Jesus von Nazareth, zu zerstören suchen. Mit dieser Begründung erhebt Herr Drews seine Stimme, um dem Christentum seiner Meinung nach den Todesstoß zu geben. Bekanntlich ist Herr Drews Nachfolger Eduard von Hartmanns. Ja man darf wohl sagen, Herr Drews ist derjenige unter den Philosophen, der Eduard von Hartmann am tiefsten erfaßt und in seinem Werk über Eduard von Hartmann das tiefste Verständnis für die Philosophie desselben zeigt. Was braucht es uns denn Wunder zu nehmen, wenn er, wie sein Meister, eine neue Weltreligion schaffen will.

*) Adresse des Verfassers: F. W. Brepohl, Wiesbaden, Philippsberg 7.

Aber zur Schaffung derselben ist ihm das Christentum im Wege, und so mußte es erst aus dem Wege geräumt werden. Der Wunsch war also hier der Vater des Gedankens und dieser Gedanke heißt „Die Christusmythe.“ „Alle Wesen schufen etwas über sich hinaus,“ so ruft Nietzsche in seinem Zarathustra. Auch Herr Drews will, wie Nietzsche, dem Christentum den Todesstoß versetzen und etwas über sich hinaus schaffen. Er will größer sein als sein Meister Eduard von Hartmann, und doch wird gewöhnlich der, der größer sein will als sein Meister, zu Schanden. Eduard von Hartmann hatte trotz seiner Idee der Schaffung einer neuen Weltreligion, doch noch Hochachtung vor dem, was anderen heilig ist, und was sich durch Jahrhunderte als erhaltende und durchsalzende Kraft bewiesen hatte, vor dem Christentum. Er wagt es nicht, als Philosoph an den historischen Grundwahrheiten zu rütteln. Dies hat er seinem Schüler und Nachfolger, Herrn Professor Arthur Drews überlassen. Damit hat Herr Drews aber auch einen Schritt getan, der ihm einen traurigen Ruhm einbringt. Selbst ein Nietzsche hat, trotz seines glühenden Hasses gegen das Christentum nicht gewagt, die Person Jesu aus der Welt und aus der Geschichte hinauszuwerfen. Dieser Schritt blieb Herrn Drews überlassen. Allerdings beruft sich Herr Drews auf protestantische Theologen wie Pfleiderer und Kalthoff und auf die Versuche anderer, die jahrelang zurückliegen. Ach, weiß denn Herr Drews, daß diese Leute es ehrlich anerkennen, daß sie nur Vermutungen aussprechen! Weiß er nicht, daß die weiter zurückliegenden Versuche längst verschollene sind? Weiß er nicht, daß der erst wenige Jahre alte Einfall eines bekannten Assyriologen, Jesus sei der ins Jüdische übertragene Held des babylonischen Nationalepos Gilgamesch ohne Eindruck auf die Menschheit geblieben ist, weil der durch Jahrtausende dastehende Glaube an den Jesus von Nazareth doch zu viel Geschichtliches für sich hat? Weiß Drews nicht, daß der protestantische Theologe Kalthoff in Bremen das Material, das er zusammentrug und das Drews zum größten Teil ohne Prüfung mitbenutzt, im viel höheren Maße beherrschte als Drews, daß er es viel ernster durchdachte, und trotzdem so wenig gegen den Glauben an den historischen Christus ausrichtete? Oder meint Herr Drews vielleicht, daß, weil er darauf reist und weil die bereite Zeitstimmung ihm entgegenkommt, er nun auch die Macht haben würde, das alte Gebäude des Christentums zu zertrümmern? Wir können dem Herrn Drews die beruhigende Versicherung geben, daß er trotz seines großen Messers uns nicht als ein blutiger Henker erscheint, sondern nur als ein riesiger Philister, der uns dadurch nicht wehrlos macht, daß er uns keine andere Waffen zutraut, als den Erguß eines neuen Wortschwalles. Sagt doch z. B. das durch seine Feindschaft gegen den Glauben bekannte „Freie Wort“ Frankfurt, daß die Protestler in die „Lärmposaune“ stießen und die ganze gläubige Christenheit der Stadt zusammentrommelten, um gestützt auf das Neue Testament, Kommentatoren und Exegeten, sowie auf innere Gegengründe ein Autodafé an dem „unglücklichen Philosophen in Karlsruhe zu voll-

ziehen.“ Für den gläubigen Christen bleibt das bestehen, was auch der jüngste unter den Söhnen Isais erfahren mußte: „Der Herr, der mich von Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von diesem Philister.“ Warum sollte nicht aus dem Lager der gläubigen Christen einer oder der andere, der nur die Hirtenschleuder zu führen weiß, einen Gang wagen, auf die Gefahr hin, von dem erzürnten Riesen angefahren zu werden: „Bin ich denn ein Hund, daß du zu mir kommst mit dem Stecken?“

Während Eduard von Hartmann nur den Mut hat, von einer „Selbstzersetzung des Christentums“ die Vorbereitung für eine neue Weltreligion zu erwarten, dauert seinem Nachfolger es zu lange, bis diese Theorie und Phantasie Hartmanns von einer Selbstzersetzung des Christentums Wahrheit wird. Er möchte nun auch nicht, daß sein Lehrmeister mit seiner Theorie zu Schanden wird, und bestrebt sich deshalb nachzuhelfen.

Es ist recht interessant, daß Drews in seiner Christusmythe an das anknüpft, was Hartmann als Grundlage des Selbstzersetzungsprozesses bezeichnet, an die negative Theologie, an den protestantischen Liberalismus und an den Modernismus. Herr Drews beweist sich auch da als Schüler seines Meisters und als Hartmannianer. Um so mehr verwundert es einem, daß der Schüler größer ist als der Meister. Wenn Herr Drews auch behauptet, daß er seine Schrift nicht für gläubige Christen geschrieben habe, und daher diese von selbst aus der Diskussion ausgeschlossen haben will, so hat er doch durch seine Vortragsweise mehr als durch die Schrift selbst der gesamten gläubigen Christenheit den Fehdehandschuh hingeworfen, den dieselbe auch im Vertrauen darauf, daß die gerechte Sache siegt, ruhig aufnehmen kann. Wir wollen den Protestversammlungen, die an verschiedenen Orten stattfanden, weniger Beachtung schenken. Allein sie müssen Herrn Drews doch auch sagen, daß er das heiligste Gut der gesamten Christenheit angegriffen hat. Erwähnt sei hier nur noch die Rede des K u l t u s m i n i s t e r s Exzellenz D r. B e c k in der ersten sächsischen Kammer in Dresden, wo derselbe bei Beratung der Reform des Religionsunterrichtes in den Volksschulen betont: Er stehe nach wie vor auf dem Standpunkte, daß die Eltern verlangen können, daß ihre Kinder, die einem bestimmten Glauben angehören, auch in diesem erzogen werden, und nicht in „einem Allerwelt-Religionsunterricht.“ Es gelte Stellung zu nehmen gegen die öffentlichen Angriffe, wie sie zu keiner Zeit, vielleicht ausgenommen die ersten Jahrhunderte nach der Entstehung des Christentums selbst, so scharf gegen dasselbe gerichtet worden seien, wie jetzt. Angriffe, die bereits in die Köpfe der Kleinen durchsickern und sie verwirren. Erfreulicherweise trete bereits gerade infolge dieser Angriffe jetzt eine viel größere Begeisterung für die hohen Werte des Christentums zu Tage, als es vordem seit langer Zeit beobachtet worden. Auch in Dresden seien die apologetischen Vorträge zum Schutze des Christentums überfüllt. D a s e r n s t e R i n g e n d e r G e g e n w a r t, d e r M e n s c h h e i t d i e

Wertschätzung für die Religion wieder näher zu bringen, als es früher der Fall gewesen ist, müsse gefördert und unterstützt werden. Er hoffte, daß das ernste Sehnen und Ringen nach neuem Leben, auch noch dazu führen würde, daß nicht bloß in Bezug auf die berechtigte psychologisch pädagogische Methode, sondern auch in Bezug auf den Inhalt des Religionsunterrichtes, die wünschenswerte Begeisterung erreicht werde.*)

Hat Jesus gelebt?

Herr Drews hat eine verwirrende Fülle von gelehrtem Material in seiner Schrift „Die Christusmythe" zusammengetragen, um dadurch seine Hypothese: Jesus habe überhaupt nicht gelebt, zu begründen. Er ist aber ehrlich genug zuzugeben, daß seine Behauptungen auf Hypothesen beruhen. Nun haben Hypothesen sich schon sehr oft als trüglich erwiesen. Es muß hierauf ausdrücklich aufmerksam gemacht werden, da bei der Menge des zusammengetragenen Materials der Laie zu leicht den Eindruck geschichtlicher Tatsachen hat. „Hat Jesus gelebt?" das ist die Frage, um die es sich handelt! Dem gläubigen Christen ist diese Frage eine solche, daß er sie wie ein Königskind an sich vorbeirauschen lassen kann, denn er hat in seinem Leben die Wahrheit des Christentums erfahren, und ihm kann man nicht daran rütteln. Es gibt aber, wie Heim schön sagt, auch solche Christen, die an einer gefährlichen Stelle stehen, wo Fragen des Zweifels ihn anstarren wie Felsen, hinter denen Mörder des Glaubenslebens und der Seele lauern. Ich werfe hier nicht diese Frage auf für jene kalten Skeptiker, die für dieselbe nur ein spöttisches Lächeln haben, weil sie meinen, im erleuchteten Zeitalter des 20. Jahrhunderts mit der Sonne Häckel und den Sternen Hartmann, Nietzsche und Drews sei solche Frage überflüssig. Nein, diese Frage geht solche Menschen an, denen der Zweifel die Seele zerrissen hat. Vielleicht verrät sich diese innere Zerrissenheit gerade durch die Leidenschaft, mit der sie Drews Schrift begrüßt haben, während doch ihre Seele voll Sehnsucht nach der Realität der Religion aufschaut. Vielleicht sind es auch solche, die in jedem Gottesdienst zu finden sind, die in keinem religiösen Vortrag fehlen, die aber abends auf ihrem Zimmer auf dem Sande sitzen und über die wie ein dumpfer Druck diese Frage kommt. Die in Gefahr stehen, Drews zu erliegen, denen oft alles wie Täuschung erscheint. Man sage gar nicht, der gläubige Christ ist gefeit gegen derartige Kämpfe, denn er habe seine Vernunft gefangen gegeben unter dem Gehorsam Christi. Die Gestalt des Meisters sei ihm zu heilig, als daß er es wage, ihr anders als betend zu nahen. Ach wie oft genügt ein neues Buch, ein neuer Tischgenosse und diese Frage wird zur bangen Zweifelsfrage, das Vertrauen zur Ueberlieferung und zur Vernunft der Geschichte der Religion wird erschüttert. Lebte Jesus nicht, so hat die gesamte Kulturmenschheit 2000 Jahre im Bann eines

*) Sitzung der ersten sächsischen Kammer vom Donnerstag, dem 3. März 1910.

Betrugs oder eines Wahns gestanden, so beruht die kulturschaffende, weltüberwindende Religion des Christentums auf kühner Kombination, die nur unwahre Geister und Phantasten zu einem Lebensbild verdichtet haben. Dann ist aber auch der berühmte menschliche Geist und die menschliche Vernunft so schwach, daß sie bis heute nicht imstande waren, dies zu ermitteln und zu beweisen. Dann sind alle unsere Historiker von einem blinden Wahn gefangen gehalten gewesen, da sie nicht in der Lage waren, diesen Betrug nachzuweisen. Dann gehören große Leuchten menschlichen Denkens zu den Betrogenen. Dann hat selbst ein Treitschke zu diesen gehört, denn derselbe hat einmal, wie mir vor einigen Tagen Herr Professor Dr. Liesegang in Wiesbaden mitteilte, diesem gegenüber erklärt, es sei unmöglich, daß eine Persönlichkeit, von der aus solche großen, die Welt durchdringenden Wirkungen ausgegangen seien, in das Reich der Sage, der Fabel oder der Mythe verwiesen werden könne. Schon die Wirkungen des Lebens Jesu bewiesen, daß seine Existenz historisch unanfechtbar sei.

Für Drews sind natürlich alle diese Zeugnisse nicht maßgebend. Für ihn muß Jesus aus der Geschichte verschwinden, damit die Meinung, Geschichte werde durch Persönlichkeiten geschaffen, zum Beweise der materialistischen, monistischen Weltanschauung aus der Welt verschwinde.

Von größter Bedeutung ist daher eine möglichst korrekte, nicht durch Hypothesen beeinflußte, rein geschichtliche Beantwortung der Frage. Da tauchen nun zuerst die Antworten der

außerchristlichen, jüdischen und heidnischen Schriftsteller

auf.

Es ist Tatsache, daß wir über Person und Geschichte Jesu nur äußerst spärliche Nachrichten von außerchristlichen, jüdischen und heidnischen Schriftstellern haben. Es ist auch verständlich, daß dieser Mangel benutzt wird, um das Christentum anzugreifen. Wenn wir uns aber fragen, woher es kommt, daß die Nachrichten so spärlich sind, so wird es doch nicht so schwer zu erkennen sein, daß das entstehende Christentum, welches für die äußerliche oberflächliche Betrachtung seiner Zeit nichts anderes war, als eine kleine, unbedeutende Partei, als ein Auswuchs des Judentums wenig berücksichtigt wurde. Die jüdischen Schriftsteller warfen ihren Blick auf die Gesamtentwicklung des jüdischen Volkes, die römischen auf die Geschichte dieses mächtigen Reiches. Darüber wurde einer solchen kleinen Partei wenig Berücksichtigung geschenkt, wie sollte es auch anders sein. War doch der Gründer des Christentums in einem unbekannten Winkel des verachteten Palästinas, einem unbekannten jüdischen Landstädtchen geboren. War er doch nur ein Rabbi, der kurze Zeit in den engen Grenzen jener abgelegenen Gegend einiges Aufsehen erregt und dann, weil sein Treiben durch die jüdischen Obersten dem römischen Landpfleger verdächtig gemacht war, hingerichtet wurde. Das war in damaliger Zeit eigentlich kein seltenes

Ereignis. Es braucht uns daher gar nicht Wunder zu nehmen, wenn die Berichte nur spärlich sind. Um so größer ist das von Belang, was durch die Feder außerchristlicher Schriftsteller und Historiker aufbewahrt geblieben und was wir, zusammengehalten mit anderen historischen Erscheinungen, daraus folgern können. Herr Drews hat seine Schlußfolgerung aus dem Vergleich der Mythologien gezogen. Wir wollen sie aus der Schlußfolgerung dessen, was Historiker mitteilen, ziehen. Herr Drews hat die historische Erscheinung einfach ignoriert und da, wo er sie nicht umgehen konnte, einfach als unglaubwürdig, unecht oder gefälscht bezeichnet. Aber so viel geht aus ihnen, wenn man nicht alle historischen Uebertragungen als zweifelhaft hinstellen will, als unleugbar hervor, daß Christus gelebt hat, daß er unter den Juden, seinen Volksgenossen, wirkte, und daß er zur Zeit des Kaisers Tiberius seine Lehren der Menschheit gab. Dies kann kein Drews, kein Kalthoff aus der Welt hinwegdisputieren, ebenso wenig wie Baylischer Skeptizismus es bezweifeln, noch Voltairischer Spott ins Lächerliche ziehen konnte. Wenn schon vor Drews Volney in seinem bekannten Werk „Ruinen" (Ruines) oder Dupuys in seiner Schrift „Vom Ursprung aller Kulte" (Origine de tout les cultes) es allen Ernstes bezweifelte, so sind sie damit zu Schanden geworden, und wenn jemand, wie Napoleon in seiner bekannten Unterredung mit Wieland im Scherz oder ein Häckel mit leichtem Spott es aus der Wirklichkeit heraus zu disputieren suchte oder sucht, so ist das nur möglich infolge eines großen Geschichtsunglaubens und hat keine Bedeutung im Bereiche einer gesunden Wissenschaft, welche den Wert der Zeugnisse und Tatsachen historisch zu würdigen weiß. Dieser Vorwurf fällt auch auf Professor A. Drews. Ich sprach kurze Zeit nach dem Erscheinen seines Werkes „Die Christusmythe" mit dem Herrn Direktor einer Landesbibliothek, der mir sagte, er halte von der „Christusmythe" des Herrn Drews gar nichts. Es sei eine Eintagsfliege, umsomehr, da ein Mann, der nicht Historiker sei, sich auf historisches Gebiet begebe und über eine Sache Hypothesen aufstelle, obwohl er nicht imstande sei, deren Erscheinungen historisch und geschichtswissenschaftlich zu würdigen. Geschichtsunglaube ist noch kulturfeindlicher wie Religionsunglaube, und derjenige, der geschichtliche Ergebnisse skeptisch behandelt, ist sicherlich nicht ernst zu nehmen in Sachen, die zum Bereich der gesunden Wissenschaft gehören. Hier zeigt es sich auch am besten, warum Herr Drews seine Behauptungen aufstellt. Er will nicht, daß „dieser" über ihn herrsche. Ebenso gut hätte er die Frage, ob Alexander oder Sokrates gelebt habe, aufwerfen und sagen können, daß Sokrates eine Personifizierung eines Lebensideals der von Plato uns überlieferten Ideale sei, und daß Alexander der griechische „Siegfried" wäre. Ideen, die auch sehr viel Hypothesen hätten auslösen können. Dabei hätte er ebenfalls Plato und andere als gefälscht erklären können, und wäre dann mit genau derselben Wissenschaftlichkeit verfahren, wie er es bei seiner Chri=

stusmythe ist. Herr Drews hat Erwiderungen aus den Kreisen der Theologen erwartet, weil er „in deren Domaine eingedrungen sei" und in ein fremdes Amt gegriffen habe. Ach nein, diese Erwiderungen sind es nicht allein, auch die Historiker hat er hintenangesetzt und sich für weiser gehalten als diese selbst. Es bewahrheitet sich hier das Wort: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden."

Bekanntlich weist Josephus, der Schreiber der jüdischen Geschichte, in seiner Archäologie 18. Band, III., 3 eine viel umstrittene Stelle auf, welche heißt: „In dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn anders einen Menschen nennen soll u. s. w. . ." Diese Stelle ist, wie gesagt, viel umstritten. Man hat nachzuweisen versucht, daß sie nicht echt sei, sondern von Christen eingeschoben. Sonderbarerweise haben die jüdischen Schriftsteller niemals dagegen Protest erhoben. Noch am 28. Januar des Jahres 1910 bezeichnet die „Allgemeine Zeitung des Judentums", welche bei Rudolf Mosse in Berlin erscheint, das Volk der Juden in einem Angriffsartikel auf den Verfasser der vorliegenden Arbeit, als das Volk, welches die größten Geisteshelden der Kulturgeschichte hervorgebracht hätte, und nennt in einem Atem als Söhne dieses Volkes Moses, J e s u s und Spinoza. Da steht nichts davon, daß Josephus Jesus nicht gekannt habe und ihn nicht als Volksgenossen anerkenne. Nein, im ersten Dezennium des 20. Jahrhunderts erkennen die Juden diesen Jesus noch als Volksgenossen an. Ja als einen Mann, der für die Kulturmenschheit Großes geleistet hat. Trotzdem seine Nachfolger, resp. die sich nach ihm nennen, dem Volk der Juden manche Ungerechtigkeit erwiesen haben.

Unlängst fragte, wie die „North American Review" berichtete, Dr. J. K. Funk viele jüdische Theologen, Historiker und Schriftsteller in Amerika und Europa, welchen Begriff sie von Jesus Christus hätten. Viele Persönlichkeiten, die auf dem Gebiete der jüdischen Wissenschaft, Religion und Literatur hervorragen, gaben ihm folgende Antworten:

Der erste jüdische Theologe in Amerika, Dr. K. Kohler, Direktor des jüdischen Kollegs in Cincinnati, schrieb, die Juden hätten keine Ursache, Jesus von sich zu weisen, einen untertänigen und liebenswürdigen Menschen und Lehrer, der die Erniedrigten und Bedrückten geliebt habe. Er war einer der besten und reinsten Söhne der Synagoge und ein wahrer Prophet. Heute sehen die Juden in ihm das Ideal der Seelenschönheit. Das ganze zeitgenössische Judentum reklamiert in ihm einen ihrer größten Söhne."

Der Rabbiner Dr. Gustav Gottheil in New York antwortete: „Der jüdischen Propheten kann es nicht unwürdig sein, noch wird ihr Wert steigen, wenn wir ihnen Jesus an die Seite stellen, weil er ihren Seelenreichtum mit neuen Perlen einer Glaubensherrlichkeit vermehrt hat. Seine lebendigen Worte dringen bis in die Tiefe des menschlichen Herzens. Warum sollten sich denn die Juden seiner nicht rühmen?"

Morris Jastrov, Professor der semitischen Sprachen an der pennsylvanischen Universität und einer der bedeutendsten zeitgenössischen Ori-

entalisten, sagte: „Vom **geschichtlichen** Standpunkt aus können wir Jesus als den unmittelbaren Erben der jüdischen Propheten betrachten. Gewöhnlich wird behauptet, die Juden wollten von ihm nichts wissen. Dies beruht auf Wahrheit, insofern sie überhaupt von ihren alten Propheten nichts wissen wollen, jedoch können wir uns gleichzeitig fragen: Hat das Christentum Jesus aufgenommen? Weder unsere sozialen, noch politischen Einrichtungen gründen sich auf jene Satzungen seiner Liebe, die Jesus begeistert verkündigte. Die lange ersehnte Versöhnung des Juden- und Christentums wird sich erfüllen, wenn die Menschen nach den Grundgesetzen Jesu wandeln werden.“

Max Nordau schrieb: „Jesus ist die Seele unserer Seele, der Weg unseres Lebens. Wer könnte ihn aus dem Hause Israels ausschließen? Der Petrus ist der einzige Jude, der von Davids Sohne sagte, er kenne ihn nicht. Wenn die Juden bis zum heutigen Tage noch nicht öffentlich ihre Achtung Jesus gegenüber bekannt haben, einer Gestalt von verklärter, moralischer Schönheit, so geschah das deshalb, weil sie bisher um seines Namens willen verfolgt, geplagt und erschlagen wurden. Sie haben den Meister nicht unterschieden von denen, die sich seine Nachfolger nennen. Jesus gereicht unserer Rasse zur Ehre. Wir erkennen ihn an, wie auch das Evangelium, die Blüte der jüdischen Literatur.“ — Theodor Reinach, Präsident der „Societé des Etudes Juives“ schrieb, Jesus sei der Nachfolger der Propheten und es müsse die Verbindung wieder hergestellt werden, welche ihn mit dem Judentum verknüpft.

Endlich äußerte sich Jakob Schiff, der große amerikanische Menschenfreund: „Wir Juden schätzen und ehren Jesus, wie auch die Propheten, welche seine Vorgänger waren.“

Warum sollte Josephus ihn nicht als Volksgenossen anerkennen, wenn die Juden es heute noch tun? Es ist aber, was weniger bekannt ist, außer dieser viel umstrittenen Stelle in der Archäologie des Josephus noch eine weitere Stelle im 22. Band, wo Josephus von dem Bruder des, „den man auch Christus nennt,“ spricht.[1]

Dazu kommt, daß in den späteren Sammlungen der jüdischen Literatur, z. B. im Talmud, Jesus hin und her erwähnt wird, natürlich in der denkbar ungünstigsten Beurteilung. Und wie ist es mit Celsus, läßt er nicht einen Juden auftreten, der alles denkbar Unschöne über den Jesus von Nazareth sagt?[2] Nein, die jüdische Literatur hat niemals die Existenz des Jesus von Nazareth geleugnet, dies ist erst dem Herrn Professor P. Jensen eingefallen, der als ordentlicher Professor der semitischen Philologie sich auch verpflichtet fühlte, dem Jesus von Nazareth,

1) Archäologie, 22. Band, 9, 1.

2) Die Bibliotheca Judaica antichristiana von Rossi (Parma 1888) stellt die Behauptung auf, daß Jesus der uneheliche Sohn eines Soldaten Pantheras und der Maria gewesen sei, eine Behauptung, die auch Celsus aufstellt und die offenbar in einer alten jüdischen Verleumdung ihren Ursprung hat. Vergl. das bei Celsus Gesagte. (Die erwähnte Bibliotheca antichristiana erwähnt die Erzählung an vier Stellen, Seite 66, 94, 114 und 121, aber sie wagt nicht die historische Tatsache des Lebens Jesu zu leugnen.)

der ihm ein Aergernis und ein Anstoß war, den Todesstoß zu geben. Nach ihm sind Moses, Jesus, Paulus drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamensch. Da Jensen aber dadurch, daß er direkt alle drei aus der Geschichte verschwinden läßt, den Beweis erbringt, daß es ihm nur darum zu tun ist, diese Persönlichkeiten, die ihm ärgerlich sind, aus der Welt zu schaffen, ist seine Arbeit nicht ernst zu nehmen.[1])

Wir kämen somit auch zur heidnischen Literatur. Zunächst möchte ich auf die bekannte Stelle von Sueton in Claudio, Kapitel 25, hinweisen. Sueton, der etwa 120 n. Chr. das Leben des Kaisers Claudius beschrieb, erzählt, Kaiser Claudius hätte etwa ums Jahr 50 „Juden, die unter der Führung eines gewissen Christus anhaltend Unruhe stifteten, aus der Stadt verwiesen." Wenn also der Geschichtsschreiber des Kaisers weiß, daß es sich um eine bestimmte Persönlichkeit handelte, deren Nachfolger die Christen waren, so gibt er damit doch einen Beweis der Existenz dieser Persönlichkeit. Von größerer Bedeutung ist aber das, was der besonders auch den Deutschen bekannte Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, Tacitus, der etwa im Jahre 110 lebte, in seinen Annalen 15, 44 schreibt: „Nicht werktätige Menschenliebe, nicht Spenden des Fürsten, noch Veranstaltungen, die Götter gnädig zu stimmen wuschen ihn rein von dem schmählichen Verdacht, er selbst habe den Brand der Stadt veranlaßt. Um dieses Gerücht aus der Welt zu schaffen, schob Nero Schuldige vor und belegte die mit den ausgesuchtesten Strafen, welche man um ihrer Schandtaten willen allgemein haßte, die Christen. Dieser Name wird hergeleitet von einem Christus, der unter Kaiser Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus getötet wurde. Für den Augenblick war damals der verderbliche Aberglaube zurückgedrängt worden. Aber er brach sich wieder Bahn. Nicht nur in Judäa, dem Ausgangspunkt dieses Uebels, sondern auch in der Hauptstadt, wo von überall her alles Scheußliche und Schandbare sich in Hülle und Fülle zusammenfindet und Anhang gewinnt. Alle, die sich offen zum Christentum bekannten, wurden zunächst ergriffen, dann auf deren Anzeige hin eine gewaltige Menge. Man konnte sie jedoch nicht der Brandstiftung überführen, vielmehr überwies man sie des allgemeinen Menschenhasses. Mit den zum Tode Geweihten trieb man dann noch Kurzweil, indem man sie in Tierfelle einwickelte und den Hunden vorwarf. Und als der Tag sich neigte, verwendete man sie als Fackeln. Nero gab für dieses Schauspiel seine Gärten her und veranstaltete ein Zirkusspiel, wobei er sich, als Wagenlenker verkleidet, unter das Volk mischte oder auf seinem Wagen stand. Gewiß waren die Bestraften schuldig und verdienten die härteste Züchtigung. Aber es regte sich doch das Mitleid mit ihnen; denn man sagte sich, nicht der Wohlfahrt des Staates, sondern der Grausamkeit eines Einzigen würden sie geopfert."

Herr Drews, dem natürlich dieser Ausspruch des Tacitus nicht paßt, sieht sich gezwungen, die Echtheit dieses Stückes anzuzweifeln. Er

[1]) P. Jensen, Moses — Jesus — Paulus, 2. Auflage, Frankfurt 1909.

beruft sich dabei auf einen Franzosen. Wenn man so „wissenschaftlich" arbeiten will, dann kann man den Himmel, anstatt für blau für gelb erklären. Dann gibt es in der Geschichte gar keine Treue und Glaubwürdigkeit mehr. Betrachten wir nur den Stil, dann sehen wir, mit welcher stoischer Erhabenheit Tacitus auf die Christen herab blickt. Dann erkennen wir seinen unnachahmlichen Stil und seine vornehme Verachtung. Hätten Christen diese Stelle eingeschoben und gefälscht, sie hätten sicher das Christentum in etwas günstigerem Lichte gezeichnet. Herr Drews führt einen unbekannten französischen Gelehrtennamen für die Fälschung des Tacitus an. Dem steht aber gegenüber, daß nach einstimmigem Zeugnis der ganzen Gelehrtenwelt gerade Tacitus am unverfälschtesten uns erhalten blieb. Vielleicht konnte jener französische Gelehrte es dem Tacitus nicht verzeihen, daß er ein günstiges Urteil über die Germanen hatte, und war sein Nationalgefühl und Nationalbewußtsein der Vater des Gedankens, den Tacitus abzuschwächen. (Man verzeihe diese Hypothese,. Aber da Herr Drews mit Vermutungen operiert, darf ich vielleicht auch einmal eine solche aufstellen, besonders, da ein unbekannter französischer Gelehrter seiner Behauptung dienen muß.) Herr Drews ist überhaupt sehr bei der Hand, wenn es sich um Leugnung geschichtlicher Tatsachen handelt. So verweist er auch die ganze Christenverfolgung des Nero in das Reich der Sage(!!), ganz zu schweigen von seiner Abhandlung „Die Petruslegende.*) Demnach sind nicht nur biblische, sondern auch außerbiblische Schriftsteller Lügner. Denn nicht nur der Heide Tacitus, sondern auch Clemens von Rom (96 n. Chr.), Dionysius von Corinth (170 n. Chr.), Cajus von Rom, Tertullian von Nord-Afrika und Zephyrinus, erzählen uns in ihren Werken von der Christenverfolgung unter Nero. Drews aber weist 1909 n. Chr. durch seine Vermutungen nach, daß dies alles Schwindler waren, resp. daß deren Schriften gefälscht seien. Wenn man so geschichtswissenschaftlich etwas beweisen will, dann sind die Beweise und mit ihnen „die Geschichtswissenschaft" traurige, hinkende Boten und Zeugnisse von einem Geschichtsunglauben. Ja, Drews darf sich nicht verwundern, wenn unter derartigen Umständen seine ganze Arbeit trotz des gehäuften gelehrten Materials eine Eintagsfliege ist. Denn alles und das wichtigste, was man von einem wissenschaftlich arbeitenden Herrn verlangt und verlangen kann, die Korrektheit und das Sichbeugen unter gegebene Tatsachen, fehlt Herrn Drews.

Nicht nur Sueton und Tacitus reden von Jesus, nein, auch Lucian, der Spötter, nimmt in seiner Schrift „Morte peregrini" Bezug auf Jesus und bezeichnet ihn als den Gekreuzigten (Lucian, „Morte peregrini", Kapitel 11, 12 u. 13). Ferner nennt er ihn den Weisen der Christen, der eine neue Religion und Gottesverehrung gestiftet, den die Christen anbeten und nach dessen Gesetzen sie lebten. (Morte peregrini 11, Vers 13).

Von großer Wichtigkeit ist auch die Tatsache, daß Kaiser Alexander Severus einst den großen Männern des Christentums und Judentums

*) Frankfurt 1909.

neben den heidnischen Männern, die etwas geleistet hatten, Recht wider=fahren lassen wollte. Da stellte er nach Aelius Lampridius in vita Alexandrus Severus Kap. 29 neben einem Abraham, Christus in seinem „Lalarium" zur Verehrung auf. Nicht etwa einen der großen christlichen Zeitgenossen, nicht etwa den bekannten Apostel Paulus hielt Alexander Severus für den zur Verehrung geeigneten Christen. Nein, er erwählte Jesus und gibt dadurch den Beweis, daß ihm Jesus als Persönlichkeit unanfechtbar war. Es wäre lächerlich, Severus beschuldigen zu wollen, daß er sich durch Mythen habe täuschen lassen. Dies hat Herr Drews auch nicht gewagt, oder war ihm vielleicht dieses wichtige Zeugnis für die Persönlichkeit Jesu unbekannt?

Einer der wichtigsten Zeugen für die Existenz des Jesus von Nazareth ist Celsus, der heftigste Gegner des Christentums. Er spricht bekanntlich in seinem Anti=Evangelium in polemischer Weise von den Taten, Lehren und den Aussprüchen Jesu, namentlich auch von seiner Kreuzigung und Auferstehung. Im Jahre 1907 ist in Frankfurt eine deutsche Uebersetzung des „Anti=Evangelium des Celsus" nach der Ausgabe von A. Dide übersetzt von Dr. Adolf Sager erschienen, der ich die nachfolgenden Zitate des Celsus entnehme. Dide ist einer der heftigsten Gegner des Christentums und hat in seiner Schrift die überlieferten Zitate des Celsus zu polemischen Auseinandersetzungen mit den Christen benutzt. Man darf ihm daher glauben, daß er sein Bestes getan hat, um die Zitate des Celsus uns möglichst getreu zu verschaffen. Celsus lebte unter der Regierung des Kaisers Hadrian im 2. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Er war Freund des Kaisers Marc Aurel und Anhänger der Lehre des Plato, Pythagoras und Empetokles, ein vielgereister Mann und hatte große Kenntnisse der orientalischen und griechischen Literatur, sowie der Geschichte der Juden, der christlichen Kirchen und der Dissidenten Sekten. Er kennt die drei ersten Evangelien und eine gewisse Anzahl von Schriften der altchristlichen Literatur, und auch die christlichen Apologetiker. Sein Hauptwerk: „Das wahre Wort" (Sermo verus), welches Dide mit Anti=Evangelium bezeichnet, war gegen das Christentum gerichtet. In diesem lästert er Jesus von Nazareth, wagte es aber nicht, seine Existenz in Zweifel zu ziehen. Im Gegenteil, er erweckt den Anschein, daß er genau den Spuren Jesu folgte und ihm nur Verleumdungen anhängte. Leider ist die Schrift des Celsus im Original verloren gegangen, jedoch hat sein berühmter Gegner, der Philosoph und Theologe Origines, in seiner Widerlegung eine große Menge der Celsusschen Stellen wörtlich zitiert, die bedeutende Literaten, z. B. Kein,*) zusammengestellt haben. Selbst Gegner des Christentums wie Dide geben zu, daß diese Bruchstücke des Celsusschen „Wahren Wortes" Beweise für das Leben Christi geben, allerdings in ungünstiger Beleuchtung des Lebenswerkes Christi.

„Jesus", sagt Celsus, „stammt aus einem kleinen Flecken Judäas, er ist der Sohn einer armen Bäuerin, vor der ihre Nachbarn keine son=

*) Kein, „Celsus, Wahres Wort", Zürich 1875.

derliche Achtung hatten. Sie wurde überführt, mit einem Soldaten namens Pantheras Ehebruch begangen zu haben und wurde daher von ihrem Manne aus dem Hause gejagt, der seines Zeichens ein Zimmermann war. Schimpflich vertrieben, ziellos umherirrend kam sie insgeheim nieder.“ So gehässig diese Verleumdung und Lästerung ist, ist sie doch von Wichtigkeit. Schon Origines weist darauf hin und sagt: „Celsus stimmt mit uns überein, daß Joseph nicht Jesus Vater ist. Er scheint gegen seinen Willen etwas übernatürliches in seiner Geburt zu erkennen. Dies geht aus dem Fleiß hervor, den er darauf verwendet, die lächerliche Fabel von dem Soldaten Pantheras zu ersinnen. Somit sind wir darüber einig, daß Joseph nicht der Vater Jesus ist. . . . Hätte Gott, der die Seele dem Körper verbindet, zugegeben, daß ein Wesen, das so viele Wunder verrichten sollte, auf ungesetzlichem und strafwürdigem Wege geboren würde? Nein. —“

Celsus gibt zu oder vielmehr bestätigt es, daß Jesus in Wirklichkeit gelebt hat, daß sein Pflegevater ein Zimmermann war, daß er aus der Niedrigkeit stammte. Die Fabel von Pantheras, die übrigens jüdischen Ursprungs ist, und, wie schon gesagt, von Rossi 1800 neu herausgegeben wurde, beweist uns auch, daß es bekannt war, daß Joseph nicht sein Vater war, Celsus konnte nichts anderes gegen Jesus vorbringen, als diese Fabel zu erdichten. Sämtliche Beweise, die Celsus in seiner Schrift für die ungünstige Beurteilung des Jesus von Nazareth beizubringen sucht, zeugen gegen Drews und für die Wahrheit: „Jesus von Nazareth *hat* gelebt.“

Jesus in der außerkanonischen christlichen Literatur des Altertums.

Aber nicht nur die angeführte jüdische und heidnische Literatur steht im Widerspruch mit den Ausführungen des Herrn Professors Drews. Wir haben auch das Zeugnis einer handschriftlichen Ueberlieferungsgeschichte der ersten Jahrhunderte. Abgesehen von der Kirchengeschichte des Eusebius und einer großen Anzahl gnostischer Schriften, abgesehen von den apokryphen Evangelien und den Briefen eines Clemens von Rom, eines Barnabas, eines Ignatius, Polykarp, Papias und anderer Zeugen, deren Vorhandensein doch einmal nicht zu leugnen ist, wenn auch ihre Zeitbestimmung unsicher ist, haben wir eine Menge anderer Schriftstücke, die uns zum Teil durch drei von einander wesentlich unabhängige Sammelwerke aus dem byzantinischen Zeitalter zusammengestellt sind. Das älteste und vornehmste der Sammelwerke ist von dem gelehrten byzantinischen Erzbischof Aretas von Cesara (um 314 n. Chr.). Es ist dies ein Werk, welches alle christlichen apologetischen Schriften des 2. Jahrhunderts bis auf Eusebius enthält. Es enthält unter andern die Schriften des Quadratus, eines Apostelschülers des Aristides, eines athenienschen Philosophen, die letzterer dem Kaiser bei seinem Aufenthalt in Athen als Schutzschrift für die Christen übergeben hat. Außerdem die

Schriften des Tatian. Dies sind Schriften, auf Grund deren Fusenius nachher seine Kirchengeschichte schrieb. Die Tatsache, daß Eusebius nicht nur neutestamentliche Schriften und Apokryphen erwähnt, sondern auch diese apologetischen Schriftsteller des Altertums, macht es sicher, daß er von dem Grundsatz ausgeht, aus den von ihm angeführten und besprochenen Werken in der Regel nur geschichtlich interessante Fakta mitzuteilen. Weshalb wir auch ruhig die spätere Kirchengeschichte des Eusebius als ein Zeugnis für die geschichtliche Persönlichkeit des Jesus von Nazareth ansehen dürfen.

Die erwähnte Apologie des Aristides hat eine beträchtliche Literatur hervorgerufen und ist auch in vielen Sprachen übersetzt. Eine armenische Uebersetzung derselben soll nach den Mechitaristen und nach von Himpel dem 5. Jahrhundert angehören. Sie ist nach von Himpel aus dem Griechischen übersetzt. Aeußere Gründe lassen sich gegen die Echtheit derselben nicht geltend machen. Dieselbe besagt in Bezug auf Jesus: „Er war es, der dem Fleisch nach aus dem Geschlecht der Hebräer, aus der Gottesgebärerin, der Jungfrau Maria, geboren wurde." Ein Zeugnis, das für unsere Frage: „Hat Jesus gelebt?" umsomehr in Betracht kommt, da der gelehrte Bügler (im Rheinischen Museum 1880, Band 2) den Aristides als bedeutenden Philosophen hinstellt, der mehr für die Philosophie als für das christliche Glaubensbekenntnis geleistet habe. Die erwähnte Schrift des Aristides ist durch Züge hohen Altertums ausgezeichnet, so daß die Annahme einer echten Grundlage desselben schwerlich bestritten werden kann. Meines Wissens haben nur Bügler und Renan ein Bedenken darüber geäußert, daß der alte Schriftsteller eine Vierteilung der Menschheit vornimmt, aber Harnack hat uns in seiner Arbeit „Die Ueberlieferung der griechischen Apologeten des 2. Jahrhunderts*) darauf hingewiesen, daß dies nichts absonderliches sei, denn auch Tertullian nehme eine Dreiteilung der Menschheit vor, desgleichen Clemens von Alexandrien. Wir finden sie auch im Briefe Hadrians an seinen Schwager Servian. Die Einteilung ist daher kein Grund für die Fragwürdigkeit dieses Zeugen. Kurz, auch Aristides bestätigt uns das Leben Jesu.

Eine andere Schrift darf nicht unerwähnt bleiben. Celsus führt die nach Origenes unbedeutendste der erst-christlichen Schriften an, die nach Origenes auf die Gebildeteren keinen Eindruck machen kann, „Jasons und Papiskus Streitrede über Christus." Origenes sagt, er wünsche: „Daß alle, welche die dreiste Behauptung des Celsus hörten, die Schrift mit dem Titel „Jasons und Papiskus Streitrede über Christus" sei nicht des Lachens, sondern des Hasses würdig, das Schriftchen zur Hand nehmen und sich die Geduld angewöhnen, dasselbe genau zu lesen." Diese Schrift, deren Verfasser unbekannt ist, war zur Zeit des Origenes allgemein bekannt, und enthält einen Disput, in dem ein hebräischer Christ den Juden entgegentritt. Auch sie gibt Zeugnis für das Leben Jesu.

*) Leipzig 1882. Hinrichs, Seite 113.

Eine andere wichtige Schrift ist die Apologie des Justin an den römischen Sachverwalter Minutius Felix, dem das 3. Jahrhundert den Ehrentitel „Philosoph und Märtyrer" beigelegt hat. Auch er bestätigt Jesus als historische Persönlichkeit. Es wäre noch die Oratio des Tatian, ferner die Schriften des Athenagoras, des Theophilus und des Irenäus zu erwähnen, welche alle das Leben Jesu bezeugen. Dazu die vielen christlichen, katholischen und heretischen Schriften des Altertums. In ihrer Lehrauffassung weichen diese von einander ab, aber in dem einen stimmen sie überein, daß Jesus, ihr Meister, ihr Vorbild, nicht eine Idealfigur, sondern eine historische Persönlichkeit, Leben und Wahrheit sei.

Ein kleiner Umstand ist für die Beurteilung unserer Frage sehr wichtig. Justin, der Märtyrer, bezeichnet nämlich in seinem Dialog die Quelle, der er die Geschichte Jesu entnimmt, mit dem griechischen Wort: Apomnemoneumata. Nun findet sich dies Wort in der griechischen Literatur sehr oft mit der Bedeutung: „Erinnerungen an das Leben eines großen Mannes.[1] So ist z. B. das Werk des Xenophon über Sokrates von diesem mit dem gleichen Titel bezeichnet. Da Justin nun ein bedeutender Philosoph, und so viel wir nach seinen Schriften beurteilen können, mit der gesammten philosophischen Literatur des Altertums vertraut war, ist bestimmt anzunehmen, daß er die Bedeutung des Ausdruckes Apomnemoneumata genau kannte, um so mehr, da er in seiner Apologie ein Zitat aus Xenophons Werken bringt. Daraus würde hervorgehen, daß er mit dieser Bezeichnung sagen will, wenn er seine Quellen zitiert, ich zitiere das aus den Erinnerungen der Apostel an das Leben und Wirken eines großen Mannes. Bekanntlich hat Justin niemals Stellen der Evangelien als Quellen angegeben, sondern nur allgemein aus dem Gedächtnis zitiert. Er würde aber niemals den Ausdruck als Erinnerungen an das Leben und Wirken bezeichnet haben, wenn das Leben Jesu ihm nicht als historische Wahrheit bekannt gewesen wäre, denn dazu war er ein zu wahrheitsliebender Philosoph, der auch nach dem Uebertritt den Philosophenmantel noch beibehielt. Von Bedeutung ist also der von Justin gebrauchte Ausdruck für den Beweis der Geschichtlichkeit Jesu. Köpke hat in seiner Abhandlung „Ueber die Gattung der Apomnemoneumata in der griechischen Literatur die Bedeutung des Wortes dahin erklärt, daß es eine durch Erinnerung überlieferte, in Erzählungsform mitgeteilte Aussage sei.[2] Dasselbe bestätigt uns Gellius, der uns sagt, daß unter genannten Begriff die Mitteilung von Taten gehört, zu deren Kenntnis man durch Hörensagen gelangt. Kurz, der Justinische Ausdruck ist ein Beweis, daß zu seiner Zeit man sich an Jesus erinnerte.

---

1) Vergl. Baldus, „Das Verhältnis Justins des Märtyrers zu unsern synoptischen Evangelien", Münster 1895.

2) Köpke, „Ueber die Gattung der Apomnemoneumata in der griechischen Literatur" in dem Programm der Ritterakademie zu Brandenburg, 1857, Seite 4.

Da wir gerade bei Justin sind, möchte ich noch etwas anführen, was allerdings von sehr geringer Bedeutung ist. Justin erwähnt eine Schrift: „Acta Pilati", die Hilgenfeld[1] für eine apokryphische Schrift hält, „Pilatusakten" genannt. Weitzel[2] ist der Ansicht, daß vor dem Ende des 3. Jahrhunderts eine derartige Schrift nicht bestanden hat. Nach Baldus hat dies viel Wahrscheinlichkeit, und wäre dann, wie Weitzel annimmt, die ganze Schrift im Staatsarchiv zu Rom zu suchen. Dies ist auch insofern wahrscheinlich, als Justinus sich nicht für seine Person auf die „Akta Pilati" beruft, sondern seinen Leser darauf verweist. Da dieser der römische Kaiser und sein Sohn waren, ist wohl eher anzunehmen, daß Justin tatsächlich römische Staatsakten und nicht die erst Ende des 3. Jahrhunderts entstandene Schrift meint. Demnach wäre auch zu begreifen, weshalb die Christen mit solcher Sicherheit dem Kaiser Mitteilung von den historischen Tatsachen machten.

Einer späteren Epoche gehören die 17 Schriften des gelehrten Eunuchen Melito an, der seine Apologien an Kaiser Marc Aurel schrieb. Dieser Melito wird schon von dem Bischof Polycrates (gestorben 195 n. Chr.) unter anderen Lichtern der kleinen asiatischen Kirche, welche sind: Philippus, Apostel Johannes, Polykarp, Thraseas, Sagaris, Papirus u. a. genannt. Unter seinen Schriften ist eine betitelt: „Ueber die Erschaffung und Geburt Christi". In dieser und auch in sämtlichen anderen an den Kaiser Marc Aurel gerichteten Schriften spricht Melito von Jesus als geschichtliche Persönlichkeit. Ich könnte hier aus der Fülle der altchristlichen Schriften, so wie aus der Menge der Schriften der antijüdischen Polemik der alten Kirche Zeugnisse für die historische Existenz der Person Jesus angeben. Allein das würde zu weit führen. Die angegebenen Zeugnisse beweisen zur Genüge, daß eine Fülle von Literatur aus interessierten Kreisen, die auch von heidnischen Gelehrten gelesen wurden, vorhanden sind, welche geschichtliche Tatsachen des Lebens Jesu bestätigen. Männer aber, wie der gelehrte Kaiser Marc Aurel, würden mit aller Schärfe in ihren Schriften das Leben Jesu bestritten haben, wenn es nicht eine geschichtlich unanfechtbare Tatsache wäre. Um so mehr der Kaiser Marc Aurel sich im „Rebus suis" 11, § 13 mit den Christen befaßt. Kaiser Marc Aurel[3] nimmt da Bezug auf die Stärke der Christen im Tode, sicherlich hätte er, wenn der Glaube an eine geschichtliche Person Jesus eine Fiktion gewesen wäre, darauf hingewiesen. Wohl macht er den Christen das Streben nach tragischem Effekt

[1] Hilgenfeld, „Kritische Untersuchungen über die Evangelien Justins." Halle 1850.

[2] Weitzel, „Die christliche Passahfeier der ersten drei Jahrhunderte." Pforzheim, 1849.

[3] Es werden außerdem noch zwei Briefe des Kaisers Marc Aurel oft angeführt, in denen er die Christen erwähnt. Der erste befiehlt Milde gegen die Christen und Schonung derselben. Der zweite handelt von Marc Aurels Kriegen und dem Gebet der Christen. Beide zitiere ich hier nicht, da ziemlich sicher ist, daß sie unecht sind und nicht von Kaiser Marc Aurel stammen. Sie sind ihm erst später zugeschoben worden.

bei ihrem Tode zum Vorwurf, niemals aber den Vorwurf der Leichtgläubigkeit. Auch der römische Sachverwalter Minutius Felix, der erst im Alter Christ wurde, bezeugt im Oktavius, Kap. 8, den Mut der Christen. Kaiser Antonius Markus Verus (Marc Aurel) aber würde unbedingt, da er den Grund des Glaubens der Christen, den Glauben an die geschichtliche Existenz Jesu kannte, sicherlich diesen Grund als einen Irrtum bezeichnet haben, wenn er nicht sichere Kunde hatte, daß Jesus gelebt hat! — Kaiser Mark Aurel war ein warmer Menschenfreund, der auch bereit war, die Irrtümer der Menschen zu entschuldigen und aufzudecken. Allein gegen die geschichtliche Existenz des Gekreuzigten konnte er nichts sagen, da auch für ihn dieselbe unumstößliche Tatsache war. Nicht die Existenz des Jesus von Nazareth bezweifeln jene heidnischen Schriftsteller, sondern sie werfen den Apologeten nur die übermäßige Verehrung und die Vergötterung ihres Meisters vor.

Ich möchte nur kurz

das Zeugnis der neu-testamentlichen Schriften

erwähnen. Diese Erwähnung ist Sache der Berufstheologen. Jedoch sei auf etwas aufmerksam gemacht. Herr Drews meint, die Gestalt Jesu im Neuen Testament sei eine Fiktion und eine mythologische Figur, ein Phantasiegebilde. Der unbefangene Leser findet aber eine Persönlichkeit, die das echteste Menschenwesen zeigt, eine Erdgeruch ausstrahlende kleine konkrete Wirklichkeit, zumal im Markusevangelium.*) Hier vereint der Evangelist die ideale Seite, das Bild der Gottheit Jesu, so sehr mit seiner menschlichen Erscheinung, daß wirklich nichts von einer mythologischen Figur oder einem Phantasiegebilde zu finden ist. Es ist die Persönlichkeit, die im Markusevangelium so sehr in Erscheinung tritt, und die auch wohl am meisten auf die, nach Persönlichkeiten trachtenden Römer gewirkt hat. Jesus ist hier Mensch, echter Mensch. Er wird müde, schläft, hungert, frägt, trauert und jubelt, zittert und weint, ja zürnt und schilt. Ist das nicht rein menschlich? Ferner, die Angabe aller Ortsnamen des kleinen unbedeutenden Palästina. Was sollen sie anders, als einen Beweis dafür erbringen, wo Jesus seine Taten wirkte. Wahrlich, bei einem mythologischen Bilde wären die Ortsnamen überflüssig gewesen. So reden die Evangelien für sich selbst und sind dadurch glaubwürdige Zeugnisse für die Wahrheit: „Jesus hat gelebt!“

Auch hat außer Drews bisher niemand gewagt, das Zeugnis des Apostels Paulus für die Geschichtlichkeit Jesu zu bestreiten. Dieses bietet ein so starkes Zeugnis für den historischen Jesus, daß man die Schriften des Apostels, um ihr Zeugnis aus der Welt zu schaffen, einfach für gefälscht erklären muß. Dies hat aber Drews nicht gewagt. Dagegen wagte er es, die Behauptung aufzustellen, Paulus habe keinen geschichtlichen Jesus vorausgesetzt, sondern nur eine Idealperson. Hier-

*) Vergl. meine Schrift „Das Markusevangelium und seine Bedeutung für unsere Zeit.“ Seegefeld 1910. Siehe auch meine Arbeit in der deutsch-amerikanischen Zeitschrift für Theologie und Kirche 1910, 2. Heft.

gegen spricht aber das Zeugnis des Paulus selbst, welcher sagt: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel." (1. Kor. 15, 17). Wie will Drews diesen Widerspruch lösen? Interessant wie Drews solche Widersprüche löst, ist die Tatsache, daß er einfach behauptet, wenn Paulus von Jakobus, dem Bruder des Herrn, rede, habe er nicht an einen leiblichen Bruder gedacht, sondern an einen Jünger, der seinem Idealbild am nächsten gestanden habe, d. h. an einen Menschen, der so viel innere Reife erlangt habe, daß man ihn als dem „Idealbild" ähnlich bezeichnen könne. Herr Drews stellt auch den sonderbaren Satz auf: „Das ganze Erdenleben Jesu ist dem Paulus vollkommen gleichgültig!" Wie verhält sich das mit den Worten: „Da aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weib und unter das Gesetz getan."[1] „Von seinem Sohn, der geboren ist aus Davids Geschlecht nach dem Fleisch."[2] „Und nahm Knechtsgestalt an."[3] „Daß er begraben sei." [4]

Aus diesem wenigen Angeführten sehen wir, wie Herr Drews „biblisch" beweist, und daß die Bibel, wenn man sie nicht mit Herrn Drews Augen liest, das Gegenteil von dem sagt, was Herr Drews als neueste Weisheit menschlichen Wissens uns ausmalt.

Ich möchte, ehe ich aus dem Ergebnis unserer Untersuchung meine Schlüsse ziehe, noch auf zwei Zeugen hinweisen, die keineswegs als Anhänger eines fanatischen Christentums bezeichnet werden können:

Rousseau und Napoleon I.

Beide Zeugnisse geben zu denken. Rousseau sagt in seinem „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vicars", jenem Buch, welches nach seinem Erscheinen (1762) zunächst in Paris auf Anregung des Erzbischofs, sodann in Genf auf Veranlassung des calvinischen Konsistoriums, öffentlich durch Henkershand als ketzerische Schrift verbrannt wurde: „Sokrates Tod, der ruhig mit seinen Freunden philosophierte, ist der sanfteste, den man wünschen kann. Der Tod Jesu, der unter Martern, Schmähungen, Spott, verflucht von einem ganzen Volke seinen Geist aufgab, ist der entsetzlichste, den man fürchten könnte. Als Sokrates den Giftbecher nimmt, segnet er den, der ihn ihm unter Tränen reicht. Jesus betet im Verlaufe seiner schrecklichen Todesstrafe für seine fühllosen Henker. Ja, wenn Leben und Tod des Sokrates die eines Weisen sind, dann sind Leben und Tod Jesu die eines Gottes. Werden wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei eine müssige Erfindung? Mein Freund, so erfindet man nicht, und die Taten Sokrates, an denen niemand zweifelt, sind weniger beglaubigt, als diejenigen Christi. Im Grunde heißt dies nur, die Schwierigkeit zurückschieben, ohne sie zu beseitigen; es wäre unbegreiflicher, daß mehrere Menschen in Uebereinstim-

[1] Galater 4, 4.
[2] Römer 3.
[3] Philipper 2, 5.
[4] 1. Korinther 15, 4.

mung dies Buch angefertigt hätten, als daß ein einziger den Inhalt geliefert hätte. Niemals würden jüdische Autoren diesen Ton, diese Moral gefunden haben. Das Evangelium besitzt so große, so schlagende, so völlig unnachahmliche Merkmale der Wahrheit, daß der Erfinder davon mehr angestaunt werden müßte, als der Held."

Das ist das Ergebnis der Geschichtsbetrachtung eines Mannes und anerkannten Denkers, dem man sicher nicht den Vorwurf christlicher Vorurteile machen kann.

Von ebenso großer Bedeutung ist das Zeugnis Napoleon I. Derselbe Mann, der in seiner Unterredung mit Wieland das Leben Jesu scherzhaft in Frage stellte, sagte, als er auf St. Helena verbannt war und seine glorreiche Laufbahn beendet hatte, bekanntlich zu einem seiner Begleiter: „Können Sie mir sagen, wer Jesus von Nazareth war?" Stellte dann einen Vergleich an zwischen sich und Jesus, indem er ausführte, er, Napoleon, habe zwar auch Tausende von Menschen beherrscht, aber nur vermöge strenger Gewalt und Disziplin, dieser Jesus von Nazareth aber habe keine Gewalt ausgeübt und noch heute seien Tausende und Abertausende bereit, ihr Leben für ihn hinzugeben, seien ihm treu und gehorsam. Das Ergebnis des Nachdenkens Napoleons über die geschichtliche Erscheinung des Christentums brachte ihn zu der Erkenntnis, daß Jesus eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sei. Wie kann es auch anders sein? Treitschke hat einmal den Ausspruch getan, wie mir ein Treitschke nahestehender Professor mitteilte, daß, wenn man die geschichtliche Wirkung, die von Jesus von Nazareth ausgegangen sei, betrachte, und man dann noch überlege, daß der Urheber dieser Bewegung in 33 Jahren eine solche Reife an den Tag gelegt habe, könne man keinen Zweifel an seiner Existenz hegen. Damit kommen wir auf das Zeugnis der Geschichte der Christenheit. — Diese

Geschichte der Christenheit

wird durch eine mit Denkmälern ausgestattete Vergangenheit von 1900 Jahren bewiesen. Daß die Christenheit in engem Zusammenhang mit dem Gekreuzigten steht, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wenn man nun bedenkt, daß in den beiden Sätzen, Jesus ist gekreuzigt und die christliche Gemeinde ist durch ihn vorhanden, ein scheinbarer Widerspruch liegt, so ist die Wirkung der Betrachtung der Geschichte der Christenheit eine noch gewaltigere. Setzen wir z. B. den Fall, wir wüßten von der Geschichte des Christentums nichts, als die außerchristlichen Geschichtsquellen, so müßten wir sagen: Jesus ist weiter nichts als der gekreuzigte Lehrer der Christen. Wir hätten dann mit der Tatsache der Kreuzigung seine Wirksamkeit abzuschließen, könnten aber die Herkunft der Christenheit aus ihm nicht genügend erklären. Wie viel weniger ließe sich die geschichtliche Entwicklung des Christentums und seine Entstehung erklären, wenn dieser Jesus überhaupt nur eine Mythe wäre. Ziehen wir die Lebensgeschichte Jesu selbst in Betracht, so müssen wir sagen, daß, wenn sie Mythe sei, sie sehr gewagt und schlecht angelegt sei. Da finden wir zunächst, daß er ein Sprößling eines Volkes war, welches

von dem wahrhaft nationalen Römer, dem gebildeten Griechen, überhaupt von jedem Polytheisten, trotz mancher Annäherung, durch eine unüberwindlich scheinende Kluft getrennt war. Um so sonderbarer muß es erscheinen, wenn Herr Drews behauptet, die Geschichte sei Mythe. Sicherlich hätten die Erfinder der Mythe, wollten sie jene Völker in den Bannkreis derselben ziehen, nicht das Volk der Juden als Heimatvolk gewählt. Wir wissen von Celsus zur Genüge, mit welcher Verachtung andere Völker auf die Juden herabschauten, und diese hatten eine unüberwindliche Engherzigkeit gegenüber den anderen Nationen. Dazu kommt, daß Jesus nach den Evangelien eine Strafe erduldet, die in aller Augen die schmählichste war. Sein Leben schloß mit dem Akt der äußersten Schande. Es wäre doch geradezu unsinnig, derartiges als religiöse Mythe zu erfinden, wenn man bedenkt, daß der Römer nichts schmachvolleres kannte, als die Kreuzesstrafe. Sagt doch schon *Cicero:* Selbst der Name des Kreuzes sei entfernt, nicht nur vom Leibe des römischen Bürgers, sondern auch von seinen Gedanken, Augen und Ohren! Für die Juden aber war das Erniedrigende der Kreuzigung noch dadurch erhöht, daß sie von heidnischen Römern vollzogen ward. Diese Tatsache als Grundlage für eine Mythe zu benutzen, auf welche sich nachher eine Religionsgemeinde aufbauen soll, wäre absurd. Zwar behauptet Herr Drews, daß bei einer jüdischen Sekte ein mysteriöser Sektengott verehrt sei, aus dem die Christusmythe entstand. Wir haben aber hierfür nicht den geringsten historischen Beweis. Herr Drews will dies nur durch die rasche Verbreitung der neuen, an den Jesus-Messias glaubenden Religions-Gemeinde beweisen. Wie falsch Herrn Drews Schlüsse sind, liegt klar auf der Hand, denn nichts ist schwieriger als eine „Sekte“ zu der Annahme einer anderen Glaubensform zu bewegen. Es ist doch viel einfacher und wahrscheinlicher, den Grund der schnellen Ausbreitung in der hehren Erscheinung der Persönlichkeit des Jesus zu suchen. Eine Mythe, eine Idealfiction würde niemals, wenn sie an einen gekreuzigten Juden anknüpfte, eine derartige Wirkung gehabt haben. Nein, was dem Christentum seine Ausbreitungsfähigkeit gab, war die Persönlichkeit ihres Meisters! Kurz, die Geschichte des Christentums lehrt, daß die Grundlage desselben nicht eine ideale, sondern reale sein muß. Was ja auch, wie vorher bewiesen, aus direkten Quellen bezeugt ist. Wie könnte auch die fabelhafte Sage, von einem gekreuzigten Juden eine Gemeinschaft hervorrufen, die demselben, wie uns ja schon Plinius*) in seinem bekannten Brief an Trajan berichtet, und wie uns Lucian und Celsus bestätigen, schon in der frühesten Zeit, wie einem Gotte Lieder sang. Eine Gemeinschaft, die ihn vom ersten Beginn an verehrt als den Gottessohn, die in ihm Seligkeit empfand und die, wie selbst Lucian uns mitteilt, ein ganz neues religiöses und sittliches Lebensprinzip entwickelte und der Menschheit einpflanzte.

Wie könnte von einer idealen Figur aus eine Gemeinde ausgehen,

*) Plinius Epistel 10, 97.

die von tiefer Gotteserkenntnis und reiner Gottesliebe geleitet, über die schöne Sinnenwelt des Heidentums und die starre Gesetzeswelt des Judentums sich siegreich erhob. Ja, eine Gemeinschaft, welche die bisher sich schroff gegenüberstehenden Völker zu einem Bruderbunde sammelte, welcher keine Zeichen hatte als Gerechtigkeit, Selbstverleugnung, Demut, Keuschheit, Feindesliebe und Wohltätigkeit. Wie wäre es auch denkbar gewesen, daß eine solche Mythe ansprechend genug sei, ernstere Gemüter, welche durch die Religion der Völker und Systeme der philosophischen Schulen sich hindurchgedrungen und mit ihnen vertraut und bekannt waren, in ihren Bann zog und schon in der ersten Zeit ihres Bestehens befriedigte. Ich erinnere hier nur an Justinus, der, von mächtigem Wissensdrang getrieben, weder bei den Stoikern, noch bei den Peripatetikern, noch bei den Pythagoräern Befriedigung fand und endlich durch einen alten Greis zum Glauben an Christus gebracht wurde. Das geschah z. B. des Kaisers Antonius Pius und Marc Aurels, des Philosophen auf dem Kaiserthron.

Ferner an Pantenus, einen Stoiker, und an Titus Flavius Clemens, den sein Wissensdurst erst durch Griechenland, Unteritalien, dann durch Syrien, Palästina und Aegypten führte, bis er durch das Zeugnis des Pantenus an Jesus glauben lernte und in ihm Befriedigung und Ruhe fand. Ferner an Clemens von Rom, der die ganze griechische Philosophie beherrschte, dessen Schriften mit Zitaten aus Homer, Pindar, Euripides, Menander und Platon durchzogen sind, desgleichen an Origenes, der das gesamte Wissen seiner Zeit beherrschte, bei dem Logik, Physik und Ethik in den Dienst des Christentums treten. Zuletzt noch an den schon zitierten Tatian. Wie wäre es denkbar, daß eine Mythe durch drei Jahrhunderte hindurch als Grundlage eines Glaubens diente, der im Laufe von drei Jahrhunderten die Angriffe römischer Macht aushielt und während dieses Kampfes eine große Anzahl geistiger Helden und Märtyrer stellte. Ein Glaube, der trotz der Verfolgung immer mehr Anhänger fand und der endlich eine Neugestaltung in Wissenschaft und Kunst hervorrief. Ein Glaube, welcher der Familie eine höhere Bedeutung und ein reicheres Wesen schenkte. Ein Glaube, der eine Erscheinung in der Entwicklung der Völker bildete, die zu allen Zeiten die größten und edelsten Denker angezogen und festgehalten hat. Ja, von der selbst der Fürst unter den deutschen Dichtern und Denkern, Wolfgang von Goethe, sagt, das Christentum sei dasjenige mächtige Wesen, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet habe. Indem man ihm diese Wirkung zugestehe, sei es über alle Philosophie erhaben. Wäre dies Christentum nur auf einer Mythe aufgebaut, wäre diese Wirkung unmöglich. Eine Idealfiction, und sei es die edelste, ist niemals in der Lage, große geschichtliche Wirkungen hervorzubringen.

Nein, große Taten können nur aus einem großen Geist und ungeahnte Erfolge nur aus einer ungemeinen Kraft kommen. Wenn daher Herr Drews Jesus aus der Geschichte streichen und ihn zu einem Phan-

tasiebild herabwürdigen will, stellt er sich in Widerspruch mit einer allgemeinen historischen Erfahrung. Dieser Widerspruch ist nicht neu. Er liegt in der ganzen monistischen Richtung. Die monistische und materialistische Richtung unserer Zeit ist ja bestrebt, die Meinung, daß die Geschichte durch Persönlichkeiten gemacht werde, ins Reich des Aberglaubens zu verweisen. Herr Drews beruft sich in seinen Ausführungen auf den evangelischen Theologen Pfleiderer, welcher bekanntlich behauptete, Jesus sei weiter nichts, als jüdische Prophetie, rabbinische Lehre, orientalische Gnosis und griechische Philosophie, als Farben auf einer Palette gemischt, von der das Bild Christi in neutestamentlichen Schriften gemacht wurde.[1] Ferner auf den modernen Theologen Gunkel, welcher sagt: „Das Christentum, das bestimmt war, vielen Völkern gepredigt zu werden, war selber nicht aus einem Volke erzeugt worden, sondern stark religiöse Motive, die aus der Fremde gekommen waren, orientalische und hellenistische, sind in ihm zur Verklärung gelangt.[2] Herr Drews will aus beiden entnehmen, daß auch sie der Meinung seien, daß ein geschichtlicher Jesus nie gelebt habe. Diese Meinung ist nach der Auffassung, die jene beiden Theologen vom Christentum haben, falsch. Selbst wenn sie sie gehabt hätten, erbrächte Drews damit keinen Beweis für seine Theorie, denn diese Auffassung widerlegt sich selbst. Nicht nur in den christlichen Urkunden, sondern auch in den heidnischen Zeugnissen, in denen Jesus uns als der eigentliche Gründer der neuen Sekte entgegentritt. Wie wir ja bereits gesehen haben, deutet Sueton auf die Wichtigkeit der Person Jesu hin, wenn er dieselbe als einzigen Impuls der nach innen und außen gerichteten Bewegung der Juden bezeichnet.[3] Auch Celsus bezeichnet Jesus nicht als Idealfiction der Christen, sondern als den Urheber der christlichen Gemeinschaft. Hätte ein Grund vorgelegen, an eine christliche Mythe zu glauben, so wäre von Celsus sicher darauf hingewiesen worden. Stets wird die Einführung der christlichen Lehre und Gottesverehrung von Jesus begleitet. So nennt Lucian ihn den „Sophistes" der Christen, der eine neue Gottesverehrung gestiftet habe, den die Christen anbeteten, und nach dessen Gesetzen sie lebten (de morte peregrini 11, 13.) Die Namen seiner Schüler werden neben Jesus gar nicht genannt. Nur Celsus erwähnt Matthäus einmal, aber nicht in einer in Betracht kommenden Weise. Das Bekenntnis zum Namen Christi galt, wie Plinius uns (in Plinius 1) erwähnt, schon in frühester Zeit als Bekenntnis zum Christentum selbst, und die Verfluchung seines Namens, als das Zeichen der Abtrünnigkeit. Lauter Umstände, so unscheinbar sie sind, setzen sie doch außer Zweifel, daß Jesus von frühester Zeit an von allen Heiden als die Hauptperson des Christentums angesehen wurde. Daß aber dieses

---

1) Pfleiderer, „Das Christusbild des urchristlichen Glaubens, 1903," Seite 4.

2) Gunkel, „Zum religions-geschichtlichen Verständnis des Evangeliums, 1903," Seite 86 und 93.

3) Suetonius vita Claudii, 25.

Hervorragende in der Persönlichkeit Christi auf höherer Frömmigkeit und Sittlichkeit beruhte, als menschliche Ideale sie bis dahin erreicht hatten, ergibt sich negativ aus der Tatsache, daß keiner seiner Gegner, auch der erbittertste nicht, ihm etwas vorzuwerfen hatte und positiv daraus, daß sein Geist in der urchristlichen Gemeinschaft mit wirklicher Glaubhaftigkeit nur Gutes bemerkbar gemacht hat — wie uns Plinius in seinem bereits erwähnten Briefe, Lucian in Bezug auf Bruderliebe und Todesverachtung spottweise in den bereits angeführten Werken, und Kaiser Marc Aurel in Bezug auf ihre Stärke im Tode, im „Rebus suis 11, § 13.“, Celsus in Bezug auf die Kraft ihres Glaubens (Origenes contra Celsus 2, 39, 472) bezeugen. Wenn hierbei zugleich den Christen Vorwürfe gemacht werden, der gehässigen Gesinnung gegen das menschliche Geschlecht (nach Tacitus und Plinius), des Strebens nach tragischem Effekte bei ihrem Tode nach (Markus Antonius, Rebus 11, § 3), so erklärt sich dies einfach aus dem entgegengesetzten Standpunkt ihrer Feinde, teils auch aus den Fehlern und Uebertreibungen Einzelner, und erwächst daraus ein Tadel gegen Jesus nicht, denn er wird nirgends dessen auch nur verdächtigt. Erwägen wir nun aber die Bedeutung des Glaubens an Jesum, den E r l ö s e r, so finden wir, wie auch die heidnischen Schriftsteller, die den Christen eine Vergötterung ihres Meisters vorwerfen, daß Jesus von Nazareth ein vollkommenes Bild des göttlichen Wesens, ein reiner Ausdruck des göttlichen Geistes, der Inbegriff der höchsten Wahrheit, Heiligkeit und Güte sei. Es liegt darin die Anerkennung seiner Einheit mit Gott und der Gottessohnschaft. Zu diesem Glauben hat Jesus nicht allein durch seine eigenen Aussagen Anlaß gegeben, sondern seine ganze Lebenserscheinung hat in denen, die sich ihm hingaben, dies unerschütterlich befestigt.

Herr Drews sucht nun zu beweisen, daß eben die ganze Lebenserscheinung dieses Jesus von Nazareth nicht Wirklichkeit, sondern Dichtung sei. Oder besser gesagt, eine Verdichtung der, in der Idee der Völker liegenden Vorstellung eines kommenden Erlösers zu einer Person. Er stellt dabei die Behauptung auf, daß das Jesusbild nach den Parallelen der babylonischen und parsischen Religion gezeichnet sei, und weist dabei auf die Gestalt eines Marduck Ahuramazda und Mithra hin, die im Kampfe der Götter gegen die feindlichen, bösen Mächte die Rolle des Erlösers spielen. Er behauptet, diese seien die Typen und Urbilder für die analoge christliche Darstellung des Erlösers. Dabei sagt Herr Drews uns aber gar nichts neues. Es wiederholt sich hier das alte Wort: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“ Schon Schrader sagt in seinem Werk: „Die Keilinschriften und das Alte Testament“, daß man solche Parallelen und Entlehnungen in der Vorstellung von Christus als vorweltliches, himmlisches Wesen der wunderbaren Geburt und der Idee seiner Welterlösung und seines Bahnbruches für eine neue Zeit überall fände. Diese Behauptung braucht der Christ nicht zu scheuen. Weiß er doch mit Paulus, daß in der gesamten Menschheit, nicht nur im Judentum, ein Ahnen der kommenden Erlö-

sung lag, welches in allerlei Mythen und Schulen seinen Ausdruck fand. War doch der kommende Erlöser nicht nur dem Stammvater des jüdischen Volkes, Abraham, sondern schon dem Adam, dem Stammvater der Menschheit, verheißen. Das Verlangen nach dieser Erlösung hat sich durch Generationen hindurch in allerlei Mythen der Völker kund getan, bis es in Jesus die geschichtliche Verwirklichung fand. Hierher gehört auch Herrn Drews vorchristlicher Jesus. Er sucht diesen aus einem herrlichen Ausspruch Senecas herauszufinden. Dabei macht er aber falsche Schlüsse, und liest zwischen den Zeilen, was nicht dazwischen steht. Seneca redet in der Möglichkeitsform. Er redet von einer Eventualität, die darin bestehe, daß man einem Menschen begegnen könne, der die höchsten Stufen von Reinheit und Sittlichkeit verkörpere und meint, daß ein solcher Mensch alsdann einen Einfluß auf seine Umgebung, ja auf alle, die mit ihm in Berührung kommen, ausüben werde. Das, was Seneca hier sagt, ist eher ein Beweis dafür, daß Jesus gelebt hat, wie ein Beweis für Herrn Drews Theorie. Zeigt Seneca doch, daß zu seiner Zeit ein Verlangen nach einem Führer vorhanden war, und andererseits geht aus seinem Ausspruch deutlich hervor, daß ihm eine solche Persönlichkeit noch nicht bekannt war. Dann kann man auch Senecas Ausspruch als Beweis für die Tatsache geltend machen, daß *nur von einer Persönlichkeit aus* der völkerverjüngende Einfluß des Christentums in die Welt gehen konnte. Denn Seneca setzt für diesen Einfluß voraus: „Wenn du einen Menschen *siehst*.“ Nur der persönliche Einfluß der geheiligten Persönlichkeit kann nach Seneca eine veredelnde Wirkung hervorrufen. Es ist unverständlich, wie Herr Drews den Ausspruch Senecas zum Beweis seiner Christusmythe heranziehen konnte, da er ebenso gut für das Gegenteil zeugt. Das Sehnen der Völker, die Hoffnung Senecas, ja das Erlösungsbedürfnis der gesamten Menschheit fand erst in Jesus geschichtliche Verwirklichung.

Herr Drews steht meines Erachtens auf einem Standpunkt, der längst überwunden ist. Er ist nämlich der Meinung, daß zur Zeit Jesu die Menschheit auf dem Standpunkt der Zerrüttung und der Fäulnis gestanden habe. Eine Meinung, die wohl hauptsächlich dadurch hervorgerufen wurde, daß die Kirchenväter in polemischer Uebertreibung das Bild der antiken Welt zu düster malen und andererseits, daß die pessimistischen literarischen Selbsterzeugnisse dieser Welt solchen Eindruck erweckten. Mit den düstersten Farben haben viele, allerdings in guter Meinung, uns die Lage der römischen Kaiserzeit gemalt. Allein bei genauer Beobachtung ist diese Meinung nicht ganz richtig. Wohl spiegelt jene Literatur uns die Stimmung der oberen Schicht wieder und ist andererseits reich an Stimmen der Resignation und Negation. Der durch sie bezeugte Luxus der Machthaber mit seinem raffinierten Kultus des Schmutzes und der Roheit verleiht dem Gesamtbild den düsteren Charakter.*) Andererseits aber lebte doch noch viel Fleiß und Zuverlässig-

*) Vergl. Theodor Mommsen, „Römische Geschichte“, Band 5; Ludwig Friedländer, „Darstellung aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine,“ Leipzig 1888, 6. Auflage.

keit im alten Rom, so daß die Segnungen einer alten relativ gefestigten Kultur bis in die letzten kleinsten Winkel zu spüren war. Daneben tritt uns nicht nur bei Seneca sondern auch bei Plutarch u. a. das Persönlichkeitsideal so entgegen,*) daß es undenkbar erscheint, daß dieses Persönlichkeitsideal durch eine mystische Persönlichkeit bei den skeptischen Römern seine Erfüllung gefunden habe. Man muß schon der falschen Ansicht huldigen, daß Rom und Hellas durch und durch morsch gewesen seien, wenn man das annehmen wollte. Dazu kommt die Tatsache, daß aus dem Glauben an Jesus eine Herzensreinheit, Tugend und sittliche Größe hervorgerufen wurde, die eine Mythologie trotz ihrer starken Neigung zum Idealisieren niemals hervorgerufen hat. Wenn man dazu noch bedenkt, daß Jesus am Kreuze starb, so beweist es sich um so mehr, daß es sich hier um eine göttliche Größe handelt. Denn im allgemeinen haben die Menschen keineswegs die Schwäche, daß sie zu leicht an Herzensreinheit glauben. Um so mehr muß es auffallen, daß einem Gekreuzigten sittliche Größe entstammt. Besitzen doch die Menschen, wenn es sich um deren Erkenntnis handelt, eine eigentümliche Widerstandskraft. Sie werden sich lieber vor glänzendem Schein beugen, als die wahre Größe, die in stiller Ruhe unter ihnen steht, anerkennen. Es liebt die Welt, wie der Dichter, der sie kannte, wohl wußte, etwas ganz anderes mit dem Erhabenen und Strahlenden zu tun, als es zu verherrlichen. Der Mensch mißt jeden nach sich, und da dieses Maß im Durchschnitt klein oder doch mittelmäßig ist, so kann nicht viel Großes oder vielmehr nur dasjenige Große in der allgemeinen Anerkennung übrig bleiben, welches sich mit objektiver, unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt. Es ließe sich dies durch tausend Beispiele beweisen. Nur eins sei angeführt, weil es in der naiven Nacktheit des Ausdrucks seinesgleichen sucht: als die Epheser um die 69. Olympiade einen anerkannt trefflichen Mann, den Hermodorus, einen Freund des Philosophen Heraklit, aus ihrer Stadt verbannten, taten sie es mit den Worten: „Unter uns soll niemand vortrefflich sein; will er es aber, so mag er es anderswo und mit anderen sein." Wo nun eine solche Gesinnung herrscht, wird sich der Glaube an vollendete Heiligkeit, auch wenn sie objektiv da ist, nicht leicht im Gemüte festsetzen, geschweige denn, daß er sich von innen heraus bilden sollte, ohne äußere Nötigung. Ein Minimum dieses Entherrlichungsdranges aber findet sich in jedem Menschen; nehmen wir nun auch an, er sei in den Menschen zur Zeit der Entstehung des Christentums durch die idealistischen Strömungen weit überwogen worden, so hätte sich doch jener Drang in der Folge, weil er die Menschen viel gewaltiger beherrscht, desto stärker geltend gemacht. Wenn wir einmal die Aufmerksamkeit in dieser Weise auf subjektive Neigungen der menschlichen Natur lenken, so müssen wir durchaus zugeben, daß in dem Streit und Wechselspiel des Verherrlichungs- und Entherrlichungstriebes auf die Dauer

*) Vergl. Brepohl, „Das Markusevangelium und seine Bedeutung für unsere Zeit"; Seegefeld, 1910, über das Persönlichkeitsideal der Römer Gesagte.

der letztere den Sieg davontragen mußte, weil er entschieden der stärkere und allgemeinere ist. Da wir nun aber hiervon faktisch das Gegenteil finden, so müssen wir es eben aufgeben, die Erscheinung des Glaubens an Jesus bloß aus dem subjektiven Treiben der damaligen Menschheit heraus zu erklären, und haben nur die eine genügend objektive Grundlage, die einzigartige Persönlichkeit, Jesus selbst. Dies müssen auch Gegner anerkennen und haben die größten Denker alle Zeit anerkannt. Abgesehen von den angeführten Zeugen Treitschke, Rosseau, Napoleon und Goethe möchte ich das Zeugnis eines durchaus modernen und zeitgenössischen Schriftstellers herbeiholen. Gerhard Hauptmann schrieb vor einigen Jahren in der Zeitschrift „Volkserzieher" einen Aufsatz, „Die Heiligung" betitelt, in welchem er sagt: „Wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen, da braucht er ein Leben dazu. Kein Leben in Saus und Braus; einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre. Da muß er mit sich allein sein, mit seinem Leiden und mit seinem Gott, da muß er sich alltäglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm sein. Da kommt dann der Heilige Geist, wenn man so einsam ringt und wühlt.

Da kann einem manchmal etwas zu teil werden.

Da wölbt sich's; da spürt man was. Da ruht man im Ewigen; da hat man es vor sich in Ruhe und Schönheit. Da hat man es, ohne daß man will. Da sieht man den Heiland; da fühlt man ihn. Aber wenn erst die Türen schlagen, da sieht man ihn nicht; da fühlt man ihn nicht."

Gerhard Hauptmann spricht hier auch von der einzigartigen Wirkung der Persönlichkeit Jesu, der niemand sich verschließen kann, wenn er sich ernsthaft mit der Frage: „Wer war Jesus?" beschäftigt. Alle diese Leute wären Betrogene und Getäuschte, wenn Herr Drews Recht hätte. Weiß Herr Drews denn nicht, daß die besten Mythologien niemals große geschichtliche Wirkungen hervorgebracht haben? Ach, wenn das Christentum auf so schwachen Füßen stände, wie Herr Drews annimmt, so wäre es gleich einem schönen Traume bald wieder vergangen, und aus ihm wäre nie ein felsenfester, lebenumbildender und todüberwindender Glaube hervorgegangen. Wenn auch Analogien in der Religionsgeschichte zu finden sind, nur einmal kommt diese Erscheinung so einfach und erhaben, so vollständig ausgeprägt in der Geschichte der Menschheit vor. Aber auch dies eine Mal erscheint sie wie ein Wunder, welches nur erklärbar ist, durch ein zweites nicht geringeres Wunder, daß der also Erkannte und Geliebte in der Tat ein Reiner und Göttlicher war. Daß er ohne den Schimmer irdischer Größe auf seine Umgebung eine geistige Macht ausübte, durch welche sie, wie schon Seneca erwartet hatte, als er jenen von Herrn Drews angeführten Brief schrieb, über alle Schranken der Selbstliebe hinausgetrieben, innerlich genötigt wurde, die reinste Größe in freier Bewunderung anzuerkennen und sich ihr in stets frischer Begeisterung ganz zu weihen. Wie diese Wirkung entstand, darüber gibt uns Professor Adolf Deißmann in seinem Werk „Licht vom Osten" eine schöne Schilderung. Er schreibt: „Durch die

Wunder steht tatsächlich das Neue Testament recht plastisch volkstümlich innerhalb seiner Umwelt. — Mitten in sein Zeitalter und seine Schicht hineingestellt, erscheint das Neue Testament übrigens eher zurückhaltend in der Erzählung von Wundern, ja wir finden bei Jesus, Paulus und Johannes gelegentlich eine gegen das populäre Schauwunder gerichtete ironische Stimmung, und es ist von hoher Bedeutung, daß in der synoptischen Ueberlieferung die Hauptmasse der Worte Jesu nicht in einen organischen Zusammenhang mit den Wundern zusammengebracht worden ist. Immerhin, das Neue Testament ist, was es sein mußte, ein Buch auch der Wunder.[1]

Historisch charakteristisch am Urchristen ist in erster Linie das, was der ebenso unwissende, wie unfromme theologische Journalismus unserer Tage oft als eine selbstverständliche Trivialität hinzustellen wagt, der eine lebendige Gott. — Jede Predigt der Missionare war, wie die Areopagrede,[2] Christuspredigt und jeder Hörer der Missionare empfand, sie bringen den Christuskult, selbstverständlich den Kult des Lebendigen. Der Christuskult ist nicht matte Reflexion über historische Tatsachen, sondern pneumatische Gemeinschaft mit dem Gegenwärtigen. Die Tatsachen der Vergangenheit erhalten ihr Licht erst von der himmlischen Verklärung des Gegenwärtigen. Aber in diesem Lichte stehen sie denn auch erschütternd, tröstend, umgestaltend, erbauend vor den Seelen der Ergriffenen: die ewige Herrlichkeit des Gotteskindes beim Vater, sein Herabkommen auf die Erde in freiwilliger Selbstentäußerung und Sklaverei, sein armes Leben bei den Armen, seine Versuchungen, seine Krafttaten, der unerschöpfliche Schatz seiner Worte, seine Gebete, sein bitteres Leiden und Sterben und nach dem Kreuz seine glorreiche Auferweckung und Rückkehr zum Vater — alle diese Akte des gewaltigen göttlichen Dramas, dessen Peripetie nicht in grauer Vorzeit lag, sondern vor wenigen Jahrzehnten geschaut worden war, sind jeder auch der ärmsten und gerade der ärmsten Seele verständlich gewesen.[3]

Dießmanns Auffassung muß jedem einleuchten. Die Wahrheit des Christentums, seine innere Güte, die war es, welche dasselbe empfahl. Der Sieg desselben aber ist der Beweis, daß es auf **Tatsachen** beruht. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß man es wagen durfte, einen mythischen Christus der Menschheit vorzumalen, der erst wenige Jahre vorher gelebt haben sollte. Nein, den mythischen Christus hätten die Apostel in das graue Altertum verlegen müssen, damit ein Nachkontrollieren der Erzählung nicht mehr möglich war. Auch würde eine Mythe mehr der Weltanschauung der damaligen Völker angepaßt worden sein. Herr Drews sagt, die Christusmythe sei der Mythologie angepaßt. Dies

1) Deißmann, „Licht vom Osten“, Tübingen 1908, Seite 283.

2) Apostelgeschichte 17, 31.

3) Deißmann, „Licht vom Osten“ a. O., Seite 284. (Sperrung ist vom Verfasser.)

wäre aber allein nicht möglich gewesen. Sicherlich wäre sie auch der Weltanschauung der damaligen Völker angepaßt worden. Nun erfahren wir aber aus den heidnischen Schriftstellern, daß die Lehre der Christen den herrschenden Grundsätzen der heidnischen Welt entschieden entgegentrat, daß sie ihres strengen Ernstes wegen als die Quelle eines finsteren Welt- und Menschenhasses angesehen wurde, daß sie aber dabei besonders auf Förderung der Redlichkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit, Keuschheit, Bruderliebe, der Demut und des Glaubens gerichtet war. Dazu kommt noch eins, die Mythen der alten Völker strotzen von Ausschmückungen, Wunderbarem und Phantastischem. Das Evangelium von Jesus ist einfach und schlicht, erzählend und darstellend. Der Unterschied ist ein gewaltiger, und gerade die Tatsache, daß die schlichten Erzählungen solch einen Siegeslauf machen, sprechen für die Wahrheit ihres Inhalts.

Ich möchte noch einige Worte über die Osterbotschaft der Geschichte Jesu erwähnen. Es sind die Worte, die der Würzburger Theologe Hermann Schell uns in seinem „Christus“ hinterlassen hat.

„Ist der Osterglaube,“ so schreibt Schell, „ohne die Osterbotschaft als Evangelium der Wahrheit annehmbar und geeignet zur Grundlage des Christentums?“ Unter dem Osterglauben versteht man den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit der Einzelnen, unter der Osterbotschaft den Glauben an die Auferstehung Christi aus dem Grabe. Die geschichtliche Wahrheit, so meint die moderne Kritik, welche der Osterbotschaft zukomme, soll nur das leere Grab Jesu sein. Warum es leer gefunden wurde, sei den Jüngern und Frauen unbekannt geblieben und werde uns ewig unbekannt bleiben. Man solle sich mit dem hohen Bewußtsein genügen lassen, daß sich am leeren Grabe Jesu der Osterglaube an die Unsterblichkeit entzündet und daß er von da aus die Welt erobert habe.

Es wäre also ein Synkretismus von Osterglauben und Osterbotschaft, von Wahrheit und Irrtum, von idealer Wahrheit und geschichtlichem Irrtum, welcher uns in dem apostolischen Zeugnis und Lehrwort gegenüberträte. Weder für die Juden noch für die Heiden bedeutete die ideale Wahrheit etwas Neues: denn der Glaube an die Unsterblichkeit war ein Hauptgedanke der ägyptischen, persischen, chaldäischen Religion, sowie der platonischen Philosophie und der griechischen Mysterienlehre. Die Pharisäer lehrten die Auferstehung des Fleisches. Neu wäre nur die Osterbotschaft von der Auferstehung Christi aus dem Grabe gewesen. Allerdings neu, aber ebenso unwahr. Kann aber eine unwahre Botschaft eine frohe Botschaft sein? Nur die Botschaft der Wahrheit ist ein Evangelium!

Unzweifelhaft gewiß ist es, daß die Apostel mit unzweideutiger Klarheit vor dem Volke und der Hierarchie Jerusalems Zeugnis dafür abgelegt haben, Jesus sei vom Tode auferweckt und als Messias zur Rechten Gottes erhöht worden. Die erste apostolische Verkündigung ist die frohe Botschaft des Auferstandenen. Der große Beweis, den die

Jünger dafür geltend machen, ist die Kraft des Heiligen Geistes, die über sie herabgekommen ist und sie befähigt hat, in allen Sprachen der Weisheit und der Liebe zu reden und zu wirken. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß weder die jüdische Hierarchie noch das Volk gegen die Behauptung der Apostel etwas Entschiedenes geltend gemacht haben. Vielmehr traten viele dem Glauben an Christum bei, und zwar aus dem Kreise der Priester und Pharisäer, also dem Kreise derjenigen, die über alles unterrichtet sein mußten. Neue, geistig hervorragende Männer, die einen zweiten Apostelkreis begründeten, treten mit dem Glauben an den Auferstandenen auf. Sie erleiden dafür den Tod, aber widerlegt wurden sie nicht. Man versuchte es nicht einmal. Die Kunde davon wäre im Talmud sicher nicht verloren gegangen. Was vor allem entscheidend ist: bald nach dem Hingange Christi wurde durch die Uebermacht der Tatsachen ein grundsätzlicher Verfolger, der jugendliche Saul, zum Glauben an den Auferstandenen bekehrt, ein Pharisäer, der alles wissen mußte, was gegen die Behauptung der Apostel in den Kreisen des Hohenrates gesagt werden konnte; ein Geist, dessen ganzes Interesse den brennenden Fragen der Religion und der messianischen Hoffnung seines Volkes gehörte.

Osterglaube und Osterbotschaft sind im Evangelium der Apostel und der Geschichte des Urchristentums ebenso wenig zu trennen wie im Evangelium Christi. Allein ohne Ostern kein Pfingsten. An der natürlichen Erklärung des Pfingsterlebnisses muß alle Psychologie scheitern. Was am Pfingsttage eintrat und von da an als weltgeschichtliche Tatsache vorliegt, ist nicht irgend welche Anschauung und Gemütsstimmung, sondern eine klare, felsenfeste Ueberzeugung und ein starker Willensentschluß zum Apostolat des Auferstandenen. Die Jünger wissen und bekennen sich im Innersten verpflichtet zum Zeugnis für Jesu Auferstehung im Leben und im Leiden. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!" „Entscheidet ihr selbst," so erklären Petrus und Johannes vor dem Hohenrat, „ob es uns erlaubt ist, auf euch mehr zu hören oder auf Gott! Wir können unmöglich verschweigen, was wir gesehen und gehört haben." (Apostg. 4, 19. 20; 5, 29.)

Gewiß war es eine gewaltige Aufgabe für die Jünger, die erschütternden Vorgänge des Leidens- und Todesschicksals Jesu, sowie die Eindrücke der etwa zehnmaligen Erscheinung des Auferstandenen in ihrem Innern zu verarbeiten. Der Weg vom Geisteszustand und den Messiaserwartungen der seitherigen Jünger bis zu der am Pfingsttage gewonnenen Einsicht der nunmehrigen Apostel war sehr weit. Die Zeit, in der er gebahnt wurde, war sehr kurz; besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß die letzte Frage der Apostel an den Auferstandenen, unmittelbar vor seiner Himmelfahrt, also lautete: „Meister, wirst du in diesen Tagen das Reich Israel wiederherstellen?" (Apostg. 1, 6.)

Die Stürme, welche im Innern der Jünger dem Sturme des Pfingstfestes vorausgingen, waren gewiß aufregender, als sie jemals

eine Menschenseele durchzuleben hatte. Was die Menschheit in dem weltgeschichtlichen Kampf um Gott, Wahrheit und Leben denkend, leidend und wirkend durchgerungen, alles das wühlte die tiefsten Abgründe ihrer Seele auf. Gott ist's, der ersehnt wurde und der ersehnt wird. Aber wie kommt er? Wie ist er zu erwarten? Kommt er in der blendenden Herrlichkeit äußerer Macht, oder kommt er im Geiste des Gekreuzigten, im Geiste der Weisheit und der heiligen Verpflichtung, im Geiste der inneren Erleuchtung und Wiedergeburt? Ist er in der gedrungenen Kürze eines einzigen entscheidenden Allmachtswortes zu erwarten, oder in der Sprachfülle der erbarmenden Liebe? Es gibt Erkenntnisse, die nur im Sturme reifen; es gibt Kräfte, die nur in Flammengluten wirken; es gibt eine Liebe, für die nur die Gesamtheit aller Sprachen der genügende Ausdruck ist. Darum ward den Jüngern nichts von dem erspart, was ihren Geist in die Tiefe und in die Weite ausdehnen konnte. Es galt ja im kommenden Pfingsttag die Zusammenfassung der ganzen Vergangenheit, es galt die Frucht aller großen Gottestage, angefangen vom ersten Schöpfungswort: „Es werde Licht", bis zum Todesschrei am Kreuze: „Es ist vollbracht!". Die alten Weissagungen und die Werke des Gottmenschen, die Offenbarungen vom Sinai wie von Golgatha wollten mit Gotteskraft lebendig werden für alle Zeit. Gottes Leben wollte der Menschheit Liebe werden! Licht, Kraft und Liebe wollte der gesamten Menschheit Liebe werden! Licht, Kraft und Liebe: die Gotteskräfte der großen Schöpfungstage, welche den Weltendom zusammenfügen, sollten diesen Weltendom nunmehr zum Tempel des Gottesreiches und zum Sabbatheiligtum des Dreieinigen vollenden.

Gott selber war es, der kommen wollte, um seine Schöpfung heimzusuchen, um sie in ihren tiefsten Tiefen zu berühren und mit den ungeahnten Gluten der Ewigkeit zu durchdringen! Darum mußte auch die Schöpfung aus ihren tiefsten Abgründen heraus dem Ewigen entgegeneilen, im Sturm des Kampfes, in der Glut des Wollens, in allen Sprachen fragenden Verlangens. Es galt ja einen Gottestag, der in den folgenden Jahrtausenden fortwirken sollte, so lange und so weit, als des Geistes Licht und Feuerzungen die Großtaten Gottes erzählen und die Liebe zum Schöpfer, Erlöser und Vollender entzünden! Solange und soweit die Werke des Glaubens im Geiste Christi wirken und sich an Not und Widerstand zu neuer Glut und Kraft entzünden: so lange dauert der Pfingsttag und mit ihm die Kraft des Lebens Jesu fort! Der Pfingsttag kennt keinen Abend, denn seine Sonne, die Liebe kennt keinen Untergang. „Die Liebe höret nimmer auf." „Sie macht ihre Boten zu Sturmwinden und ihre Diener zu Feuerflammen."

Das war die selige Erkenntnis der Jünger Jesu, die nicht blind sich an das Althergebrachte hängten, sondern sich von der gewaltigen, erdrückenden Wucht der Tatsachen überwältigen ließen. Jesus, der zu den Jüngern sagte: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende," ist auch heute noch bereit, seine Macht und Herrlichkeit allen

denen zu offenbaren, die danach ringen. Nur ist der moderne Mensch mit seinem Suchen und Gründen so weit von diesem reinen Empfinden entfernt. Eine gleißnerische Philosophie hat ihn, wie mir letztens eine geachtete Persönlichkeit ganz richtig schrieb, in ihrem Bann. Davon muß er geheilt werden. Dann werden die geschichtlichen Tatsachen wieder auf ihn wirken können.

Damit kämen wir mit unserer Ausführung zu dem

Erfahrungsbeweis.

Herr Drews lehnt zwar in seiner Einleitung diesen Erfahrungsbeweis ab, da er subjektiv und nicht objektiv sei, und Herr Max Henning macht den Veranstaltern der Gegendemonstration in seiner Abhandlung „Der historische Jesus und die Kirche"*) den Vorwurf, daß sie sich zu sehr auf diese inneren Gegenstände stützten, dem unbefangenen Hörer sei es manchmal zu Mute gewesen, als ob der berühmte „geistliche Dunst" mit schwülem Weihrauchduft die Atmosphäre schwängerte. Jener Dunst, gegen den man sich am besten mit den Worten von Wilhelm Jensen wappnet:

„Halt ganz und heil dir die Vernunft,
Verlange Beweise klar und wahr!
Gibst du einen Finger der mystischen Zunft,
So frißt dich der Blödsinn mit Haut und Haar."

Wir antworten darauf sowohl Herrn Drews wie Herrn Henning mit den Worten des Herrn Dr. Phil. Karl Heim: „Wem unter ihnen einmal diese Probleme in die Seele gegriffen haben, der kommt innerlich nicht zur Ruhe, wenn man ihm einige blendende Argumente für die Echtheit des Johannesevangeliums angibt und einige Warnungen vor der atheistischen Geschichtskonstruktion der modernen Theologie hinzufügt. Gerade bei dieser wichtigen Frage wird es ihm ein heiliges Gewissensanliegen sein, alle Zeugen zu hören und gerade die Instanzen, die seinem innersten Bedürfnis entgegen sind, nur um so rückhaltloser auf sich wirken lassen. Freilich, je länger wir versuchen, uns möglichst ohne dogmatisches Vorurteil, ohne Stellungnahme für oder gegen Wunder und Dämonenglauben, in das wunderbare Material zu versenken, und das zeitgeschichtliche Medium zu studieren, durch das die Nachrichten von Jesus hindurchgegangen sind und sie alteriert haben kann, desto deutlicher sehen wir, daß die Wolken um den Berg her immer dichter werden, je höher die historische Untersuchung dem Gipfel entgegensteigt; daß die exakte philologische Stellenvergleichung an das letzte Rätsel dieses einzigartigen Lebens gar nicht herankommen kann, von dessen Lösung dann wieder das Verständnis alles einzelnen abhängt. Nachdem alle in Betracht kommenden Zeugen bis zu Papias und Josephus und Sueton peinlichst verhört sind, können die unparteiischen wissenschaftlichen Geschworenen, ebenso wenig wie seine damaligen Richter, darüber einig werden, ob hier eine Gotteslästerung vorliegt oder

*) „Das freie Wort", Frankfurt 1910, No. 19, S. 738.

eine Gottesoffenbarung, eine Täuschung, die epidemisch um sich greift, oder die Wahrheit selber.

Je mehr man mit richterlichen Fragen in ihn dringt, desto tiefer versinkt dieser einzigartige Angeklagte in Schweigen. Je exakter die historisch-philologische Arbeit getrieben wird, desto mehr legt sie uns die ganze Last der persönlichen Entscheidung für oder wider Jesus auf die Seele. Aber wer es unter dem vollen Eindruck aller entgegengesetzten Instanzen dennoch wagt, **Vertrauen zu Jesus zu fassen,** nicht gezwungen durch historische Beweise, sondern besiegt durch die Uebermacht seiner Persönlichkeit, der erfährt etwas von der Beseligung, die in dem Wort enthalten ist, das Jesus dem einsamen Zweifler im Gefängnis sagen läßt: „Selig ist, wer sich nicht ärgert an mir“; der ahnt etwas von der Tiefe, die in dem Worte Jesus liegt: „Es ist euch gut, daß ich hingehe.“ Er muß uns entschwinden, damit wir ihn im Glauben finden, damit unser Verhältnis zu ihm ein ganz anderes wird, als zu irgend einem Menschen.“*)

Gerade der Erfahrungsbeweis hat in Millionen von Menschen die Festigkeit hervorgerufen, die sie in stand setzt, Angriffe auf ihren Meister, wie Herr Drews u. a. sie in der Neuzeit versuchen, ruhig zu ignorieren und daran vorbei zu gehen. Ihr Glaube beruht auf persönlicher Erfahrung, der von dem Mann von Nazareth ausgehenden lebenwirkenden Heilskraft. Sie allein hat das Leben dieser Leute mit Frieden und Seligkeit und vollem Genüge erfüllt. Für sie steht die Tatsache fest, Jesus hat nicht nur gelebt, sondern **er lebt noch**, und die von ihm ausgehende Kraft, die ich an meinem eigenen Herzen erfahre, ist Wahrheit. Wahrheit aber kann niemals aus einer Mythe oder Lüge geboren werden. Noch heute sind Tausende bereit, für diese Wahrheit ihr Blut hinzugeben und ihr Leben zu opfern, wissen sie doch, daß derjenige, an den sie glauben, gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Tragen sie doch die Erfahrung dieses Lebens, dieses höheren und neuen Lebens in sich. Haben sie doch den Beweis dafür, daß die von Jesus ausgehende Kraft eine das Leben erneuernde, ja etwas neuschaffendes, umbildendes und neubildendes ist. Leben aber kann nur aus Leben entstehen, dies ist ein Beweis dafür, daß der Urquell ihres Lebens gelebt hat. Eine Fiktion, eine Mythe, und sei sie auch die idealste der Welt, kann aber nicht Leben schaffen, deshalb sind Versuche, wie Herr Drews sie macht, im Widerspruch mit dem Erfahrungsbeweis. Herr Drews hält diesen für subjektiv und autosuggestiv. Wie verträgt sich das mit der Tatsache, daß derselbe nicht nur das Leben veredelt, sondern auch Gewißheit und Freudigkeit im Tode gibt. Ein Ideal aber kann das nicht bieten. Wir haben tausende von Beispielen, die uns beweisen, daß ideale Anschauungen niemals in der Lage sind, einem Menschen bis an sein letztes Ende zu heben und zu tragen. Ich erinnere hier nur an Richard Wagner, der doch wirklich ein großer Idealist war, und der noch im mittleren

*) Heim, „Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben?“ 2. Auflage, Ascona 1906, Seite 17.

Mannesalter den griechischen Gott Apollo als das höchste Ideal wahrer Menschlichkeit über Christus stellt. Er schrieb damals, so würde uns denn Jesus gezeigt haben, daß wir Menschen alle gleich und Brüder sind: Apollo aber würde diesem großen Bruderbunde das Siegel der Stärke und Schönheit aufdrücken, er würde den Menschen vom Zweifel von seinem Wert zum Bewußtsein seiner höchsten Macht geführt haben.[1] Später aber bekennt er von den griechischen Göttern: „Götter hießen sie nur, um ihre Natur als eine göttliche zu bezeichnen; das Göttliche selbst aber nannten sie „der Gott": Theos. — Nie ist es den Griechen beigekommen, „den Gott" sich als Person zu denken und künstlerisch eine Gestalt ihm zu geben, wie ihren bekannten Göttern; er blieb ein ihren Philosophen zur Definition überlassener Begriff, um dessen deutliche Feststellung der hellenische Geist sich vergeblich bemühte[2] — bis von wunderbar begeisterten armen Leuten die unglaubliche Kunde ausging, der Sohn Gottes habe für die Erlösung der Welt aus ihren Banden des Truges und der Sünde sich am Kreuze geopfert. . . . . Hiermit war denn auch die Gestalt des Göttlichen in anthropomorphistischer Weise von selbst gegeben: es war der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannte Leib des höchsten Inbegriffes aller mitleidvollen Liebe selbst. Ein unwiderstehlich, zu wiederum höchstem Mitleiden, zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles selbstsüchtigen Willens hinreißendes — Symbol? — Nein, Bild, wirkliches Abbild. In ihm und seiner Wirkung auf das menschliche Gemüt liegt der ganze Zauber, durch welchen die Kirche sich zunächst die griechisch-römische Welt zu eigen machte."[3]

„Nur der Gott, den uns Jesus offenbarte, der Gott, welchen alle Götter, Helden und Weisen nicht kannten, und der nur den armen galiläischen Hirten und Fischern mitten unter Pharisäern, Schriftgelehrten und Opferpriestern mit solcher seelendurchdringenden Gewalt und Einfachheit sich kundgab, daß, wer ihn erkannt hatte, die Welt mit allen ihren Gütern für nichtig ansah, — dieser Gott, der nie wieder offenbart werden kann, weil er das eine Mal, zum ersten Mal uns offenbart worden ist, ist wahrhaftiger Gott."[4] Richard Wagner kommt nach diesem Vergleich zum Erfahrungsbeweis und sagt von diesem Gott, den Jesus uns offenbarte: „Der Gott im Innern der Menschenbrust, dessen unsere großen Mystiker, über alles Dasein dahinleuchtend, so sicher sich bewußt werden, diesen Gott, der keiner wissenschaftlich nachweisbaren Himmelswohnung bedurfte . . . . Uns Deutschen war er innig zu eigen geworden, doch haben unsere Professoren viel an ihm verdorben. **Sie schneiden jetzt Hunde auf, um im Rückenmark ihn uns nachzuweisen.**"[5]

[1] Wagner, Gesammelte Schriften, Band 3, Seite 50.
[2] Apostelgeschichte 17, 22—23 und 25—28.
[3] Beyreuther Blätter, 1880, S. 277, oder Ges. Schrift., X., S. 280.
[4] Beyreuther Blätter, 1878, S. 220, oder Ges. Schrift., X., S. 119.
[5] Bayreuther Blätter, 1880, S. 4.

„Der Gründer der christlichen Religion war nicht weise, sondern göttlich, seine Lehre war die Tat des freiwilligen Leidens. An ihn glauben hieß: ihm nacheifern; und Erlösung hoffen, hieß: mit ihm Vereinigung suchen.“ [1]

„Durch diesen Sühnungstod durfte sich alles, was atmet und lebt, erlöst wissen, sobald er als Beispiel und Vorbild zur Nachahmung begriffen wurde.“ [2]

„Unter den Aermsten und von der Welt Abgelegensten erschien der Heiland, den Weg der Erlösung nicht mehr durch Lehren, sondern durch das Beispiel zu weisen.“ [3]

„Der wahrhaft Religiöse weiß daher auch, daß er der Welt nicht eigentlich auf theoretischem Wege, oder gar durch Disputation und Kontroverse, seine innere, tief beseligende Anschauung mitteilen, und so von der Wahrhaftigkeit derselben überzeugen kann. Er kann das nur auf praktischem Wege durch das Beispiel, durch die Tat der Entsagung, der Aufopferung, durch unerschütterliche Sanftmut, durch die erhabene Heiterkeit des Ernstes, der sich über all sein Tun verbreitet.“[4]

Man sieht hieraus, daß auch Richard Wagner den Erfahrungsbeweis kennt und anerkennt. Ja er wünscht sogar in den Bayreuther Blättern: „Erkennen wir, mit dem Erlöser im Herzen, daß nicht ihre Handlungen, sondern ihre Leiden die Menschen der Vergangenheit uns nahe bringen und unseres Gedenkens würdig machen, daß nur dem unterliegenden, nicht dem siegenden Helden unsere Teilnahme zugehört. Möge der aus einer Regeneration des menschlichen Geschlechts hervorgehende Zustand, durch die Kraft eines beruhigenden Gewissens, sich noch so friedsam gestalten, stets und immer wird uns in der umgebenden Natur, in der Gewaltsamkeit der Ur-Elemente, in den unabänderlich unter und neben uns sich geltend machenden niederen Willens-Manifestationen in Meer und Wüste, ja in dem Insekt, dem Wurme, den wir unachtsam zertreten, die ungeheure Tragik dieses Weltendaseins zur Empfindung kommen, und täglich werden wir den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht zu richten haben.[5]

Das größte Wunder ist für den natürlichen Menschen jedenfalls diese Umkehr des Willens, in welcher die Aufhebung der Gesetze der Natur selbst enthalten ist. Das, was diese Umkehr bewirkt hat, muß notwendig weit über die Natur erhaben und von übermenschlicher Gewalt sein, da die Vereinigung mit ihm als das einzig Ersehnte und zu Erstrebende gilt. Dieses andere nannte Jesus seinen Armen das Reich Gottes, im Gegensatze zu dem Reiche der Welt; der die Mühseligen und Belasteten, Leidenden und Verfolgten, Duldsamen und Sanftmütigen, Feindesfreundlichen und Alliebenden zu sich berief, war ihr himmlischer

[1] Bayreuther Blätter, 1880, S. 270.
[2] Bayreuther Blätter, 1879, S. 305.
[3] Bayreuther Blätter, 1880, S. 283.
[4] Gesammelte Schriften, VII., 33.
[5] Bayreuther Blätter, 1880, S. 296.

Vater, als dessen Sohn er zu ihnen, seinen Brüdern, gesandt war. Wir sehen hier der Wunder allergrößtes und nennen es Offenbarung.*)

Wir finden somit in Richard Wagner einen einwandfreien Zeugen für die Wichtigkeit des Wahrheitsbeweises der inneren Erfahrung. Diesen Wahrheitsbeweis kann aber jeder erleben, der wie Gerhard Hauptmann in seiner Ausführung andeutet, einmal in der Stille ringend und suchend dem Auferstandenen naht. Nicht in der Studierstube der spekulativen Philosophie oder der Theologie wird dieser Erfahrungsbeweis geliefert, sondern nur in der Stille des Menschenherzens, das nach Gott ringt und nach Wahrheit dürstet. Das bezeugt uns selbst ein Michel Angelo Buonarotti, der sicher einer der größten Idealisten war, der alle seine Ideale fahren lassend bekennt:

„Nun seh ich, wie geirrt, von Lieb entglommen
Mein Geist, da er die Kunst in holdem Wahn
Zum Abgott machte, dem ich untertan.

Wo seid ihr Liebesträume jetzt, ihr schönen
Da Tod dem Leib gewiß, der Seele dräuend
In doppelter Gewalt mir schrecklich näher schreitet?

Nicht malen und nicht meißeln stillt mein Sehnen,
Die Liebe nur, die, selbst den Tod nicht scheuend,
Vom Kreuz die Arme uns entgegenbreitet.“

Auch Michel Angelo kennt den Erfahrungsbeweis, und gerade er ist ein Zeuge dafür, daß nicht Ideale in der Lage sind, das Sehnen der Menschen zu stillen, sondern nur die Wahrheit, die von dem Jesus von Nazareth ausgegangen ist. Wären Ideale in der Lage, Befriedigung für's Menschenherz zu schaffen, so hätte Michel Angelo diese Befriedigung besessen. Allein er fand sie nur in dem historischen Christus, wie er uns selbst bekennt. Wird es zur Zeit der Enstehung des Christentums anders gewesen sein? Damals, wie zu Michel Angelos Zeiten, stand Kunst und Idealismus in voller Blüte. Die Bedingungen waren dieselben, warum sollte die Erfüllung des Sehnens nicht auch aus derselben Ursache hervorgegangen sein?

Ich enthalte mich des Zeugnisses für den Erfahrungsbeweis aus christlichen Kreisen. Derselbe wird genügend angeführt. Michel Angelo und Richard Wagner als Leuchten der Kunst und des Ideals, sie genügen mir als Zeugen für Jesus.

Schlußbemerkungen.

Herr Drews beweist uns in seinem Werke nicht, daß Jesus nicht gelebt habe oder lebe, sondern nur, daß selbst inmitten der Allegorien der heidnischen Mythologie, der göttlichen Inkarnation und menschlichen Apotheosen, Griechenlands und Roms Sehnsucht nach der Erlösung, nach der Offenbarung Gottes im Fleisch lag. Er zeigt uns nur, wie tief das unstillbare Verlangen des Herzens nach Vereinigung mit dem Gött-

*) Bayreuther Blätter, 1880, S. 271.

lichen war. Herr Drews zeigt uns die Versuche des Menschen, der im dunklen Drange nach dem bekannten Gott tastet, und bewirkt damit das Gegenteil von dem, was er will, nämlich die Erkenntnis, daß in Jesus die ganze Bedeutung der alten Sehnsucht erfüllt wird. Tertullian spricht im Hinblick auf die edleren Heiden von den Zeugnissen der Seele, die eine geborene Christin sei, d. h. welche sich dem allein wahren Gott zuwendet, wie der Magnet zu seinem Pol, die Blume zu dem Licht. Damit ist die Sehnsucht der Alten aller Völkerschaften erklärt. Jene Sehnsucht, die zum Himmel lauschte, wie Lenau (im Savonarola) singt:

„Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je,
Die aus Profetenherrschen rauschte
In das verlaßne Erdenweh;

Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Träne, Lied, Gebet und Klage:
Sie ward Maria und empfing.“

Die Frage ist nur die, was haben wir persönlich von dieser Erfüllung des Sehnens der Völker? Ist sie uns auch eine persönliche Erfahrung, eine Stillung unsers Verlangens geworden? Leider oft noch nicht! Woran liegt das?

Dr. Carl Heim schreibt in seinem „Weltbild der Zukunft:*) „Auf dem höchsten Gebiet hat uns ein langes theoretisches Siechtum das Wollen abgewöhnt. Krankhafte Halluzinationen logen uns Hinterwelten vor, auf die wir alle Entschuldigungen abwälzen konnten.“ — Eine solche Halluzination ist auch Herrn Drews „Christusmythe“. Für manche wird sie noch zur Hinterwelt, auf die er die Entscheidungsfrage: „Was ist dir der Gekreuzigte?“ abzuwälzen sucht. Aber die Frage nach der geschichtlichen Realität Jesu kann eigentlich kein Grund sein, von der Entscheidung zurückzuhalten, denn die Geschichte, die Gegenwart und die Tatsache des Erlebnisses dieser Wahrheit bei vielen Tausenden zeugen für dieselbe. Aber: „Einst wird auch auf dem höchsten Gebiet wieder der Mut der Entscheidung erwachen, der in der blauen Luft dieses philosophischen Zeitalters erschlaffte, da werden wir von der Schwermut des Gedankens geheilt sein und von dem Grübeln nach Gründen. Da werden wir wieder, wie in den Zeiten des Geistes und der Kraft zum großen Wurfe Gottes jauchzend ‘Ja’ sagen und alle Gründe und Gegengründe wie Schlangen niedertreten.“**)

Tausende sagen jetzt schon „Ja“, trotz Herrn Drews! Möge Gott jedem, der den Einwand der historischen Unsicherheit der Existenz Jesu sich in unserer Zeit hat auffsuggerieren lassen, Kraft schenken, ihn wieder nieder zu treten. Dann kann er „Ja“ sagen zur großen Tat Gottes in Jesus Christus, und dann wird solcher die beseligende Kraft Gottes in Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der da war, ist und sein wird, erfahren!

---

*) Heim, „Weltbild der Zukunft“, Berlin 1904.
**) Heim, „Weltbild der Zukunft“ a. O., S. 289.

Zur Revision des Katechismus.

Von Pastor E. Holder.

Die Revision unseres inhaltlich so gediegenen Katechismus ist von der letzten Generalkonferenz eingeleitet worden. Der Verfasser, der vor zwei Jahren auf der Konferenz des Nebraska-Distriktes über die Notwendigkeit derselben referierte, möchte hier einen Auszug seines Referates geben. Er getraut sich das umsomehr, als der anwesende ehrw. Herr Synodalpräses die vom Referenden vorgeschlagene Revision für annehmbar erklärte, trotzdem er selber gegen jegliche Revision war, weil er glaubt, es werde nichts allgemein Befriedigendes zustandekommen. Doch war er prinzipiell nicht dagegen, solange der Inhalt unangetastet bleibt. Es wurden seither im Magazin zwei Vorschläge gemacht. Der eine schlägt vor, zum lutherischen kleinen Katechismus zurückzukehren und ihn etwas zu modifizieren.

Diesem steht in No. 4, Jahrg. 38, ein freier Entwurf von Past. M. Ratsch zur Seite. Der erstere Vorschlag ist nicht durchführbar und müßte der lutherische Katechismus im ersten und fünften Hauptstück verändert werden, und das zweite Hauptstück vom Glauben mit Zusätzen versehen werden, da dieses im lutherischen Katechismus wohl in klassischer Sprache, aber lückenhaft behandelt ist. Da ist aber eine dem Bildungsstand unserer Durchschnittskonfirmanden entsprechende Verkürzung und Vereinfachung unsers Katechismus weit vorzuziehen, und würde weit weniger Widerstand finden. Der Entwurf von Pastor M. Ratsch entspricht ganz unserm Bekenntnisstandpunkt und ist echt biblisch und einfach. Aber eine so weitgehende Abweichung von unserm Katechismus in Form und Anordnung ist nicht ratsam. Eine entsprechende, aber konservativ gehaltene Vereinfachung unsers Katechismus mit Beibehaltung der Anordnung des Stoffs und Wortlauts, wo derselbe einfach und schlicht ist, und wo nicht, Ersetzung durch biblische Ausdrücke und Wendungen, die in der Kanzelsprache gang und gäbe sind, würde eher Eingang finden und könnte neben dem bisherigen eine Zeitlang gebraucht werden.

Etwas alle Befriedigendes wird wohl kaum zustandekommen. Aber so sehr das ein Abhaltungsgrund sein sollte, könnte es auch umgekehrt ein Antrieb zur Revision sein, daß wir eben auch an unserm alten Katechismus nichts allgemein Befriedigendes haben. Aber eine mäßig gehaltene Revision, die schonend gegenüber dem Inhalt vorgeht, dürfte ohne zu große Schwierigkeiten Anklang finden.

Notwendig ist eine Vereinfachung und Verkürzung unsers Katechismus. Bei der mangelhaften Beherrschung der deutschen Sprache bei unsern Konfirmanden sollten wir einen Katechismus haben, der in einem Winter leicht zu memorieren ist, und um seiner leicht verständlichen Ausdrücke und Sätze willen leicht im Gedächtnis haftet, weil die Kinder nicht gedankenlos zu lernen brauchen, sondern sich dabei etwas denken können. Selbst die Erklärung des Pastors beseitigt diese Schwierigkeit

dem Kinde nicht, leidet vielmehr selbst darunter. Gerade dann, wenn die Erklärung sich an einen leicht verständlichen Text anschließt, fruchtet sie weit mehr. Ist es nicht so in der Kirche? Ist nicht eine Predigt über einen an sich dem Hörer verständlichen Text besser zu behalten als umgekehrt? In Württemberg, wo die Kinder acht Jahre regelmäßig zur Schule gehen, wurde das Konfirmationsbüchlein ebenfalls revidiert, weil manche Antworten zu schwerfällig waren. Und wir haben es mit Kindern zu tun, die kaum den vierten Teil deutsche Schule haben, im täglichen Verkehr englisch reden, und muten ihnen zu, einen größeren Memorierstoff als jene in zwei Wintern in e i n e m Winter zu bemeistern mit Antworten, die jene an Schwerfälligkeit noch übertreffen. Vergl. Fragen 81, 99, 101, 104, 105, 106, 108 u. s. w.

Es liegt im Interesse der Jugend unserer Synode, daß da Abhilfe geschehe. Einmal sind viele Fragen und Antworten zu lang und schwulstig mit dogmatischen Ausdrücken, die das Kind nie gehört, nachher selten hören wird. Weglassen geht darum nicht, weil es oft Hauptfragen wie No. 81 sind, und ein solcher selbstgemachter Auszug einen unzusammenhängenden Memorierstoff geben würde. Hier sollten alle Ausdrücke und Wendungen, die zu dogmatisch und gelehrt sind, und in der Kanzelsprache höchst selten vorkommen, durch solche ersetzt werden, die der Bibel entnommen, aber nicht veraltet, sondern auf der Kanzel allgemein gebraucht werden, und auch von wenig geschulten und belesenen Leuten verstanden werden.

Sodann gibt es Wiederholungen, die wegfallen dürften. So könnten im ersten Hauptstück bei der Erklärung der Gebote die negative und positive Seite in eins genommen werden, da das eine mit dem andern schon gegeben ist, so z. B. beim vierten Gebot: Ruhe von irdischer Arbeit, schließt das Verbot von irdischer Arbeit schon in sich. Warum das wiederholen?

Die Erklärungen über Gottes Eigenschaften könnten wegfallen, da die Ausdrücke an sich verständlich sind, wie allwissend, allweise, allmächtig, und passend gewählte Sprüche sie genügend erklären würden. Nach dem Sündenfall könnten mit einer Frage die Folgen abgetan werden. Nach Frage 64, in welcher das Wort „verlor das Ebenbild Gottes" gestrichen oder geändert werden sollte, weil es zu viel aussagt, könnte man fortfahren: Welches ist seitdem der natürliche Zustand des Menschen? Antwort: Der Mensch ist seit dem Sündenfall in seinem Wesen verderbt. Aus dieser ererbten Sündigkeit entstehen die wirklichen Sünden, d. h. alle Gedanken, Begierden, Worte und Werke u. s. w. So würden zwei Fragen vereinigt, ohne wesentliche Verlängerung. Besonders im dritten Artikel könnten welche verkürzt oder gar weggelassen werden. Die Heilsordnung könnte viel kürzer und gemeinverständlicher abgefaßt werden.

Dann sollten die Antworten in vollständigen Sätzen abgefaßt sein, so daß sie auch beim Vergessen der Frage an sich verständlich sind, wie das in der englischen Ausgabe schon der Fall ist. Der Entwurf von Br.

Ratsch gibt betreffs Vereinfachung und Verkürzung gute Winke; nur sollte die bisherige Anordnung möglichst beibehalten werden. Kinder müssen Milch haben, statt fester Speise. Unser Katechismus ist aber eine kräftige, oft schwer verdauliche Speise für die, welche noch Kinder am Verständnis sind, und wie viele bleiben ihr Leben lang Kinder im Geistlichen. Der Herr gebe denen, die zur Revision des uns wert und lieb gewordenen Katechismus berufen sind, die rechte Weisheit, damit er in einem nicht zu weiten und nicht engen Gewand unsere Jugend im evangelischen Glauben gründe und kräftige.

Die lutherischen Erklärungen zu den drei Artikeln des christlichen Glaubens sind unverkürzbar, und um ihrer schlichten Sprache willen, trotz ihrer Länge, nicht so schwer zu lernen, und sollten deshalb für fähigere Kinder beibehalten werden. Verfasser ist nicht getrieben von Neuerungssucht, sondern hat die Vereinfachung, respektive Verkürzung des Katechismus als notwendig erkannt, und hat von andern Amtsbrüdern seine Erfahrungen bestätigt erhalten. Was wir wollen ist ein Katechismus, den unsere Konfirmanden alle, soweit sie nicht gerade sehr schwach sind, ohne zu große Mühe lernen, genügend wiederholen und behalten können, und dessen Erlernung mit wenig Ausnahmen unerläßliche Bedingung für die Zulassung zur Konfirmation sein sollte. Denn Ordnung regiert die Welt, die der Gott der Ordnung erschaffen hat; aber es muß eine durchführbare Ordnung sein.

Diese Zeilen wollen nur zum Nachdenken anregen, sollen selber keine Vorlage sein.

Der Geist, welcher in der Katechetik heute nötig ist.

Referat, erstattet bei der Lowden-Kreis-Pastoralkonferenz, und auf deren Wunsch eingesandt von Pastor C. Sprenger.

In seinem Vortrag: „Läßt sich Religion lehren?" behauptet Prof. Frhr. von Soden in Berlin, daß der häufig offenkundige Mißerfolg des Religionsunterrichts nicht so sehr der Mangelhaftigkeit der Lehrkräfte oder der Lehrmethode als der Schwierigkeit der Lehraufgabe zuzuschreiben sei. Aber wenn die Aufgabe derer, die die Jugend im christlichen Glauben heute zu unterweisen haben, besonders schwierig ist, so ist umsomehr Grund vorhanden, warum sie weder unnötig klagen noch unnötig verzagen sollten. Es ist deswegen vielleicht nicht ohne Gewinn, an gewisse mehr oder weniger naheliegende Erwägungen zu erinnern, welche, wenn von den Katecheten im Auge behalten, die Aufgabe der Erzieher und Seelsorger erheblich erleichtern und ihnen ein besseres Verständnis, einen höheren Mut und einen größeren Erfolg sichern würden.

1. Die eigentliche Aufgabe des Katecheten.

Es würde, erstlich, sowohl dem Katecheten als auch seinem Kritiker viel nützen, wenn die eigentliche Aufgabe eines Religionslehrers oder religiösen Lehrbuches klar anerkannt würde. Die Zeiten der großen, dogmatischen Katechismen sind zweifellos vorbei, nicht deswegen, weil

die großen Heilswahrheiten nicht bleiben, sondern einfach deswegen, weil man die Lehraufgabe anders auffaßt. Kein Religionslehrer, der seine Aufgabe versteht, sucht heute seinen Schülern ein fertiges Glaubensbekenntnis beizubringen. Denn das Glaubensbekenntnis eines Menschen, wenn es überhaupt einen Wert haben soll, muß in Wahrheit sein, was wir es nennen, ein Glaubensbekenntnis — ein Bekenntnis dessen, was in lebendiger Weise sich aus seiner eigenen Erfahrung herausentwickelt hat, mit einem Worte, ein getreues Aussprechen wirklicher Herzensüberzeugungen. Ueberzeugungen lassen sich aber nicht so ohne weiteres von einem Menschen auf den andern übertragen. Der Religionslehrer kann höchstens seinen Schülern in aufrichtiger Weise die Wahrheiten mitteilen, die ihm selbst von der größten Bedeutung sind, die ausnehmende Stellung und Bedeutung, die Christus ihm zu haben scheint, und wie diese tiefsten Dinge ihn selbst am besten beeinflussen und in sein eigenes Leben hereinwirken. Das Uebrige muß er dem Schüler selbst und Gott überlassen.

Es gehört ja zu dem eigentlichsten Wesen des christlichen Glaubens, daß Gott sich dem Menschen zuerst irgendwie offenbaren muß, ehe er überhaupt in ihm zustande kommen kann. Ohne Offenbarung entsteht keine Glaube und keine Frömmigkeit, die den Namen verdient. Unsere, die christliche Frömmigkeit, glauben wir, ist erstanden und entsteht immer wieder in der einzelnen Seele durch die konkrete und unmißverständliche Offenbarung Gottes in der Persönlichkeit Jesu Christi. Gott verkehrt mit uns durch Christum, und wir sehen Gott in ihm. Er aber ist eine historische Persönlichkeit, und der Mensch muß etwas über sie gehört und gelernt haben, wenn sie auf ihn wirken soll. Es ist deswegen die Aufgabe des Katecheten, allerdings, soweit er das vermag, auf seine Schüler religiös erwecklich zu wirken und ihren jugendlichen Geist bezüglich religiöser Wahrheiten zur vollen Wachsamkeit zu bringen, aber doch wohl zuerst und hauptsächlich, sie die biblischen Geschichten und Geschichtstatsachen der Offenbarung Gottes, die in Christo ihren Höhepunkt erreicht hat, zu lehren und zwar so, daß er seine Schüler gleichsam in die Gegenwart der konkreten biblischen Persönlichkeiten, durch die Gott am deutlichsten redet, schließlich in die Gegenwart Christi hinführt, und diese ihren eigenen Eindruck machen und ihre eigene göttliche Anziehungskraft auf die Schüler ausüben läßt. Prof. Frhr. von Soden drückt die Sache so aus: „Unsere, die christliche Frömmigkeit, ruht auf Geschichtstatsachen, die sie wachrufen heute wie in den ersten Tagen. Diese 'Heilstatsachen' sind die ewig sprudelnden Quellen, an denen die Religion des einzelnen sich lebendig trinkt. Diese Geschichte muß man darum kennen, ob sie in dem Augenblick, in dem man mit ihr bekannt gemacht wird, auf uns religionweckend wirkt oder nicht; ..... erzählt die Geschichten! zeichnet die Gestalten! aber laßt das Spinngewebe eurer Reflexionen und eurer dogmatischen Formulierungen, die die ursprünglichen Züge nur verwischen

und trüben!*) Demnach ist die Aufgabe des Katecheten offenbar eine bescheidene. Er weiß aus der Natur der Sache, daß er kein fertiges Glaubensbekenntnis auf seine Schüler übertragen kann, und auf eine religiös erweckliche Wirkung seines Unterrichts darf er auch nur hoffen. Wenn aber die Aufgabe des Religionslehrers bescheidener ist, so kann er sie mit einem besseren Verständnis und mit mehr Mut angreifen.

2. Die Notwendigkeit der Berücksichtigung der charakteristischen Geistesstimmung unserer Zeit.

Wenn es aber die Hauptaufgabe des Katecheten ist, seinen Schülern die biblischen Geschichtstatsachen des Christentums zu lehren, so muß er die charakteristische Geistesstimmung unserer Zeit, wenigstens soweit dieselbe bereits die Jugend beeinflußt, berücksichtigen. Da die Kinder in der Volksschule heute Naturwissenschaft, Geschichte und vergleichende Literatur zu studieren haben, so atmen sie schon in ihrer Jugend mehr oder weniger den wissenschaftlichen, historischen und literarischen Geist ein, und, treten sie dann an das Bibelstudium heran, so erheben sich für sie ganz unwillkürlich Fragen, die uns in unserer Jugend gar nicht in den Sinn kamen. Oefter als ihre Eltern und Erzieher es vermuten, stellen sich heute selbst die Kinder wesentlich historisch-kritische Fragen. Um diesem historischen Geist unserer Zeit gerecht werden zu können, muß der Katechet nicht bloß selbst die Bücher der Bibel in direkter, induktiver und historischer Weise studieren, sondern zu seinem Vorteil auch die Gelegenheit benutzen, sich mit der neuzeitlichen Bibelforschung vertraut zu machen, damit er die Ergebnisse dieser Wissenschaft, soweit sie religiös wertvoll sind, in seinem Unterricht pädagogisch verwerten kann. Dabei darf er jedoch das Kritische und Intellektuelle nicht zu sehr betonen; denn die kritischen Untersuchungen und Prozesse selbst haben im allgemeinen im direkt-religiösen Unterricht keine Stelle. Ferner muß der Katechet, in einer kritischen und undogmatischen Zeit, wie die unsrige, es sich klar machen, daß nicht alle Wahrheiten von gleicher Wichtigkeit oder von gleicher Gewißheit sind und dessen gewiß sein, daß in seinem Unterricht das wirklich Wesentliche und Gewisse nicht von dem Nebensächlichen und Zweifelhaften belastet wird. Er sollte ebenfalls scharf unterscheiden zwischen der direkten und unmißverständlichen Lehre Jesu und seinen eigenen Reflexionen und dogmatischen Spekulationen. Er mag ja selber diese hinzugefügten Spekulationen zu seinem intellektuellen Frieden nötig haben, aber Autorität gebührt ihnen nicht, sondern nur der Lehre Jesu. Um die Jugend zu Jesu zu führen, ist nicht nötig, sie in das Labyrinth eines theologischen Systems einzuführen. Viele Dinge sind wichtig, aber nur wenige sind von ernster Wichtigkeit. Luther hat in seinem Kleinen Katechismus auch nicht ein System, sondern nur einzelne

*) Magazin für Theologie und Kirche, No. 6, Seite 458 des 29. Jahrgangs.

Hauptstücke geben wollen. Und endlich, wird der Katechet, in dieser wissenschaftlichen Zeit, seine eigenen großen Themata wissenschaftlich kennen zu lernen suchen, und das umsomehr, weil das natürliche Temperament des Katecheten auf theoretische Unbestimmtheit und auf eine Abneigung gegen den Gebrauch praktischer Mittel gerichtet ist. Er muß die Gesetze der Geisteswelt kennen und darstellen können, jedoch dabei immer im Auge behalten, daß seine Aufgabe in der Sphäre persönlicher Beziehungen liegt. Er muß eine klare und deutliche Einsicht in die bestimmten Bedingungen haben, von denen das Bewußtsein von der Realität der Geisteswelt abhängt, ob diese nun religiöser, sittlicher, psychologischer oder physiologischer Natur sind. Dadurch wird er zur Anerkennung der Kompliziertheit des Lebens kommen. Und er wird dann auch erkennen, daß man das Wachstum des geistigen und christlichen Lebens nicht erzwingen kann, sondern daß dazu Zeit unbedingt erforderlich ist.

3. Der Wert der großen evangelischen Katechismen.

In diesem Bestreben, der Geistesstimmung seiner Zeit gerecht zu werden, könnte jedoch der Katechet in irriger und verkehrter Weise gegen die älteren Katechismen und Bekenntnisschriften der Kirche reagieren. Um die sittlichen und religiösen Wahrheiten des Christentums am wirksamsten lehren zu können, muß der Katechet zunächst selbst tiefe und aufrichtige Ueberzeugung haben und dieselben zu vertiefen und zu erweitern suchen. Nicht weniger eifrig als er von seiner eigenen Zeit zu lernen sucht, wird er darum von den andern Zeiten zu lernen suchen und die großen evangelischen Katechismen und Bekenntnisschriften der Kirche wertschätzen. Er darf freilich im Unterricht den Kindern, in denen noch kein selbständiges christliches Leben erwacht ist, nicht so ohne weiteres ein formuliertes Bekenntnis in den Mund legen, das wäre Erziehung zur Unehrlichkeit und könnte durch den Glaubenszwang, den er dadurch indirekt ausüben würde, zur ethischen Ungerechtigkeit werden. Auch darf er selbst nicht so ohne weiteres die Bekenntnisse und Ueberzeugungen anderer in den Mund nehmen und dieselben, als wären es seine eigenen, einfach wiederholen, wenn auch die Neigung dazu oft sehr stark sein mag; das wäre irreführend für andere, unehrlich und für sein eigenes Wachstum schädlich. Er hat sich vielmehr in seinem Unterricht auf die Wahrheiten und Darstellungsformen zu beschränken, die am kräftigsten an ihn selbst appellieren, wenn auch dadurch sein Unterricht den Charakter des Stückweisen bekommt. Vor einem fragmentarischen Unterricht hat er sich nicht zu fürchten, jedoch hat er dabei in aller Bescheidenheit anzuerkennen, daß er die ganze, volle Wahrheit noch nicht umfaßt hat, und in ernstem Gebet und Streben nach der größeren Einsicht, wird er auch die großen evangelischen Katechismen, sofern sie den Charakter von Bekenntnisschriften an sich tragen, zu würdigen wissen, wenn sie auch als religiöse Lehrbücher alle pädagogisch rückständig und der Revision bedürftig sein mögen. Wir haben diese Schätze eben in irdenen Gefäßen. Und

der Katechet hat hier die Schätze zu erkennen und sie in seinem eigenen Unterrichte zu verwerten. Selbst wenn er in unabhängiger Weise einen besseren Katechismus verfassen könnte, so wäre das an und für sich noch nicht genug. Es fehlt etwas, wenn der Katechet mit der Kirche der Vergangenheit so wenig Mitgefühl hat, daß er allen Sinn für die Kontinuität und Gemeinschaft der christlichen Generation verliert. Und das neue Bewußtsein von der Realität der christlichen Heilswahrheit, das er seinen Schülern zu geben sucht, verliert viel von seiner überredenden und überzeugenden Macht, wenn es bloß seine Entdeckung zu sein scheint und mit der christlichen Geistesrichtung der Vergangenheit nicht harmonisiert. Ein isoliertes christliches Bekenntnis ist ein Widerspruch in sich selbst.

4. Rückhaltlose Anerkennung der Schwierigkeiten.

Es würde ferner viel zu einem echten Fortschritt in der Katechetik beitragen, wenn die Schwierigkeiten von allen Seiten offener anerkannt würden. Der Apostel Paulus rühmte sich seiner Schwachheit. Der Katechet ist nicht in der Lage, sich seiner Kraft und Macht rühmen zu können. Er kann sich von einem Religionsunterricht, der sich vorzugsweise bloß an den Intellekt wendet, nicht so viel versprechen, wie seine Vorgänger. Er erwartet nicht, die Resultate seiner eigenen Erfahrung auf seine Schüler übertragen zu können. Bei der von ihm anerkannten Kompliziertheit des Lebens ist es ihm, wie jedem Menschen, schwierig, nicht bloß zu erkennen, welches die wichtigsten Einflüsse in seinem eigenen Leben sind, sondern auch seinen Glauben und seine Ueberzeugungen vollständig in Worte zu kleiden. Dies letztere ist nicht bloß schwierig, sondern geradezu unmöglich. Man kann noch nicht einmal mit Sicherheit seinen ganzen Gedanken genau und vollständig auf einen andern übertragen, von Ueberzeugungen ganz zu schweigen. Wenn man sein Allerbestes getan, hat man doch vielleicht nur den Schatten eines Gedankens im Geiste der andern hervorzurufen vermocht. Und doch ist der Katechet verpflichtet, das Allerbeste, was er kann, zu sein und zu tun, damit er einen sittlichen und religiös erwecklichen Einfluß auf seine Schüler haben kann. Dies fordert von ihm nicht bloß die sorgfältige Pflege seines eigenen persönlichen christlichen Lebens, sondern auch, eben weil sein Verhältnis zu seinen Schülern ein konkret-persönliches ist, ein nachempfindendes Verständnis für seine Schüler und die Fähigkeit, sich auf ihren geistigen Standpunkt zu stellen und ihre Schwierigkeiten, Kämpfe und Zweifel mitzuempfinden, sonst läuft er Gefahr, seine Schüler mit religiösen Wahrheiten in nutzloser und schädlicher Weise einfach zu bombardieren. Diese Schwierigkeiten bestehen für alle Katecheten und in jedem Religionsunterricht. Wir können ihm nicht aus dem Wege gehen und können sie nicht alle ganz beseitigen — und wir dürfen wohl alle Versuche, dieselben zu heben, willkommen heißen.

Insbesondere wäre es auch wünschenswert, die Schwierigkeiten anzuerkennen, welche die Uebergangsperiode, in der wir stehen, mit sich bringt. Will der Katechet der heutigen Jugend helfen, den Uebergang

zu machen von ererbten Ansichten zu selbständigem Glauben und selbständigen Ueberzeugungen, so muß er offen und rückhaltslos beiseite setzen, was an den älteren Anschauungen offenbar irrig erscheint, und in ehrlicher Weise unwesentliche Dinge, die man früher als hochwichtig betrachtete, an untergeordneter Stelle setzen. Dabei muß er jedoch in rücksichtsvoller und wahrhaft konstruktiver Weise vorangehen und klar machen, daß an die Stelle des Weggenommenen etwas Besseres gesetzt wird. Ohne rückhaltlose Offenheit bringt er die neuere Wahrheit nicht zum wirklichen Ausdruck, und ohne rücksichtsvolle Vorsicht erweckt er Vorurteile, die die neuere Wahrheit ausschließen. Beide Eigenschaften muß er miteinander verbinden können, wenn er heute der Jugend zu selbständigem Glauben verhelfen, und wenn er mithelfen will, in diesem Lande den Bruch zwischen den Gelehrten der Kirche und ihren Gemeindegliedern zu vermeiden, wie er heute Deutschland bevorsteht. Und bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe darf er Hilfeleistung von andern wohl willkommen heißen.

5. Hilfsmittel zum Verständnis der scheinbaren Unrealität des geistlichen Lebens.

Viel hängt in der Ueberwindung dieser Schwirigkeiten und in der Weckung eines selbständigen christlichen Lebens davon ab, daß wir die Quellen kennen, die das geistliche Leben verdunkeln und trüben. Nicht alle diese Quellen lassen sich verstopfen. Sie sind teilweise in den unvermeidlichen Beschränkungen und „Schwankungen" unserer Natur zu finden. Und eben diese Tatsache scheint anzudeuten, daß das geistliche Leben uns auch nicht immer gleich real erscheinen *soll*. Wir müssen wohl eine gewisse Obskurität des geistlichen Lebens für unsere sittliche und religiöse Erziehung nötig haben. Darum gibt Gott uns keine theoretisch zwingenden Beweise, keine überwältigenden Zeichen, sondern bleibt unaufdringlich, unsichtbar, und beschützt so in unverbrüchlicher Weise unsere persönliche Freiheit. Es gibt aber, davon abgesehen, auch eine Obskurität des geistlichen Lebens, die verstopfbaren Quellen entströmt, und diese Obskurität sollte möglichst entfernt werden. Nur einige Andeutungen können hier Platz finden.

Erstlich, es würde sowohl zur Hebung unserer Schwierigkeiten als auch zu einer wirksameren Lehrtätigkeit beitragen, wenn man anerkennen könnte, daß die scheinbare Unrealität des geistlichen Lebens *oft bloß auf falschen Vorstellungen beruht*. Solche verkehrten Vorstellungen können zunächst daraus entstehen, daß man die Uebereinstimmung und den lebendigen Zusammenhang des geistlichen Lebens mit den übrigen Gebieten des Lebens außer Acht läßt. Man vergißt, daß das christliche Leben eben als *wirkliches Leben* so eng mit unserm übrigen Leben verbunden ist, daß Bedingungen, die auf allen andern Gebieten unserer Erfahrung gelten, auch ihre Wirkung auf das religiöse Gebiet haben und *läßt infolge dessen die körperlichen und psychischen Bedingungen*, die beständig

unser ganzes Denken und Leben beeinflussen, ruhig außer acht. Wer aber dies tut, wer z. B. die zentrale Bedeutung der Tätigkeit, daß also der Mensch nach Leib und Seele zur Tätigkeit geschaffen ist, unbeachtet läßt, der braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm das geistliche Leben oft dunkel und unreal vorkommt.

Das Außerachtlassen der psychischen Bedingungen gibt ebenfalls dazu Veranlassung, daß man sich den Charakter des geistlichen Lebens selbst falsch vorstellt. Um hier bloß auf ein einziges Beispiel hinzuweisen: Denen muß das geistliche Leben heute besonders unreal vorkommen, die sich dasselbe so vorstellen, als könne man in ihm unbedingt oder bedingungslos in einer sozusagen bloß magischen Weise Resultate ererben.

Wir können in unserm religiösen Leben ebenfalls ins Dunkele geraten, wenn wir die wirkliche Verschiedenheit des geistlichen Lebens, dessen einzigartige Sphäre und Bedeutung ignorieren. Wir dürfen nicht vergessen, daß die religiösen Probleme sowohl von den wissenschaftlichen als auch von den philosophischen verschieden sind, ganz zunächst davon abgesehen, daß sie sich auch an gewissen Punkten von den ästhetischen und ethischen unterscheiden. Wir haben kein Recht, auf dem religiösen Gebiete vollständige Klarheit zu erwarten, wenn wir diese Unterschiede außer Acht lassen.

Es würde ferner sowohl zum Verständnis als auch zur Ueberwindung unserer Schwierigkeiten beitragen, wenn wir im Auge behalten würden, daß das geistliche Leben auch deswegen sehr oft unreal erscheint, weil bei uns einfach die Erfüllung der natürlichen Bedingungen unterbleibt, nach welcher allein eine klarere Einsicht erfolgen könnte. Wo man, zu Jesu hingeführt, die Gemeinschaft mit Gott in Christo nicht pflegt und ihr also nicht genügende Zeit widmet, wo man seinen Glauben nicht zum Ausdruck bringt und ihn also nicht in der Liebe betätigt, wo man vor Gott nicht ehrfürchtig und wahrhaftig bleibt, da kann es ja nicht ausbleiben, daß einem das christliche Leben unreal vorkommt, und daß man von einem Wachstum im geistlichen Leben kein Bewußtsein hat.

6. Was für ein Ergebnis wir zu erstreben haben.

Endlich, im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die noch übrig bleiben, selbst wo man die verstopfbaren Quellen der scheinbaren Unrealität des geistlichen Lebens kennt und zu entfernen sucht, wäre es für jeden Religionslehrer eine Hilfe, wenn es in weiteren Kreisen Anerkennung fände, was für ein Ergebnis wir in unserm Unterricht zu erstreben haben. Wir sollen suchen, unsern Schülern, und zwar unter deren Mitwirkung, da zu Ueberzeugungen mit hindurchzuhelfen, wo sie vielleicht bislang keine haben, und die Ueberzeugungen, die sie bereits haben, sollen wir erweitern und vertiefen. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir für jeden Schüler ein gleichförmiges Ergebnis zu erstreben haben. Das wäre ja in

jedem Falle gänzlich unmöglich; denn selbst die Schüler, welche meinen würden, daß sie mit unsern Glaubensaussagen vollständig übereinstimmten, würden dieselben doch sicherlich nicht genau in derselben Weise auffassen, wie wir sie meinen. Aber selbst wenn eine solche absolute Gleichförmigkeit des Glaubens und des Bekenntnisses möglich wäre, so wäre sie doch nicht wünschenswert. Denn wir suchen ja nicht die Einheit einer monotonen, mechanischen Gleichförmigkeit, sondern die organische Einheit, die dadurch entsteht, daß die Wahrheit des einzelnen die Wahrheiten aller übrigen ergänzt. Und, was noch wichtiger ist, die ewige, absolute Wahrheit Gottes ist für irgend eine einzelne endliche Reflexion derselben zu groß und umfassend. Wir können sogar dadurch bloß annähernd an dieselbe herankommen, daß wir die verschiedenen individuellen Reflexionen zusammen stellen. Wir sind einzigartige Individuen mit uns eigentümlichen Naturellen und Gemütsarten. Und wir sind zu glauben berechtigt, daß es jedem von uns gegeben ist, eine Art personalisierter und individueller Offenbarung der vielseitigen Wahrheit Gottes in Christo darzustellen, die ihren eigenen einzigartigen Wert hat und durch irgend eine andere nicht gänzlich ersetzt werden kann. Wir sollen also nicht versuchen, in unsern Schülern unsere Gedanken zu reproduzieren. Jeder Schüler hat seine ihm eigentümliche Persönlichkeit, durch die Gott in der besonderen Klangfarbe dieser Persönlichkeit reden möchte; jeder ist oder soll ein Glied am Leibe Christi werden, und jedes Glied hat seine besondere Gabe und Aufgabe. Wir sollen darum in unserm Unterricht nicht hoffen, daß unsere Gedanken einfach über die der Schüler hinwegfahren und dieselben ersetzen, sondern, daß sie vielmehr das eigene individuelle Denken der Schüler erwecken und hervorrufen möchten. Wir dürfen wohl hoffen, daß unsere Gedanken in unsern Schülern Keime und Samenkörner der Wahrheit sein möchten, die in ihrer Entwicklung im Geiste des Schülers die eigentümliche Geistesart, in die sie eingepflanzt sind, reflektieren und widerstrahlen und so eine selbständige individuelle Lebenskraft erlangen und entfalten mögen. Wenn wir in unserm Unterricht ein solches Ergebnis zu erstreben suchen, dann werden wir bis zu einem gewissen Grade auch ganz gewiß Erfolg haben. Und das Bewußtsein, daß unsere „Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn,“ sollte uns mit Mut und Freudigkeit zu dem Werke des Herrn erfüllen.

Referat über die Frage: „Wie können wir die Männer zur Arbeit im Reich Gottes veranlassen?“

Erstattet von Pastor E. Seeger bei der Distriktskonferenz des Washington-Missionsdistrikts.

Geehrte Brüder im Amt und Delegaten unserer Gemeinden: Von dem ehrw. Präses unsers Washington-Missionsdistrikts bin ich beauftragt worden, in einem Referat die Frage zu beantworten: „Wie können wir die Männer zur Arbeit im Reiche Gottes veranlassen?“ Ich nehme an, daß unter diesen Männern natürlich solche gemeint sind, die gliedlich mit einer unserer Gemeinden verbunden sind. Diese Frage ist von großer

Bedeutung, besonders für alte Gemeinden, die bereits auf eine Geschichte von 25 bis 50 Jahren zurückschauen, und wo man wohl Ursache hat zu klagen über männliche Mitglieder, daß sie vielfach kalt, gleichgültig und teilnahmlos dem Wohl der eigenen Gemeinde, der Synode und der Arbeit im Reiche Gottes gegenüber stehen. Für uns freilich und unsere Arbeit auf dem Gebiete der Inneren Mission, besonders hier im Nordwesten unsers Landes, scheint mir die Frage näher zu liegen: „Wie können wir die Männer, respektiv die Familien, die seit Jahren der Kirche entfrembet sind, zum Anschluß an die Gemeinde veranlassen und sie bei der Gemeinde halten. Was können wir tun, vor allem die Männer wieder dahin zu bringen, daß sie den Sonntag heiligen, die Gottesdienste fleißig besuchen, Gottes Wort hören und lernen und die Sakramente gebrauchen, ihre Kinder aufziehen in der Zucht und Vermahnung zu dem Herrn und für den äußeren Bestand ihrer Gemeinde und Zwecke des Reiches Gottes ihre Opfer bringen. Wie können wir die Männer mit ihren Familien, die aus unsern alten Gemeinden im Osten und den Mittelstaaten stammen und die sich hier im Nordwesten niedergelassen haben, besonders in unsern Großstädten, veranlassen zum Anschluß an unsere evangelischen Gemeinden?“

Die letztere Frage klingt freilich seltsam. Man hält es für selbstverständlich, daß unsere evangelischen Glaubensgenossen, die aus dem Osten kommen, froh sind und Gott und der Synode danken, wenn ihnen auch hier die Gelegenheit geboten wird, sich als Glieder zu einer unserer Gemeinden zu halten. Diese Annahme beruht, wenigstens was meine Erfahrung in Seattle betrifft, auf Irrtum. Manche scheinen froh darüber, daß sie die gliedliche Verbindung mit ihrer Kirche durch ihren Wegzug gelöst haben und die Meisten sind durchaus nicht in der Eile, sich aufs neue einer unserer Gemeinden gliedlich anzuschließen, neue Verpflichtungen auf sich zu nehmen, Opfer zu bringen für den Aufbau einer jungen Gemeinde. Manche freuen sich gar nicht darüber, wenn der Pastor sie besucht, sie geraten in Verlegenheit, wenn man sie als evangelische Glaubensgenossen begrüßt, sie einladet zum Gottesdienst und ermuntert, sich der Gemeinde als Glieder anzuschließen. Manche machen Versprechungen, ohne daran zu denken, sie zu halten, andere haben allerlei Entschuldigungen. Sie haben einen Acker oder eine Lot oder ein Wohnhaus gekauft und noch nicht ganz bezahlt, da hat man so viel zu denken, zu sorgen, zu arbeiten, nicht nur am Werktag, auch am Sonntag, so daß man keine Zeit hat, sich vorläufig um die Kirche zu kümmern. Man weiß auch noch nicht gewiß, wie lange man hier wohnen bleibt. Späterhin, wenn man mehr gesettelt ist, dann vielleicht werden wir auch kommen.

Ich kenne in Seattle Männer, die nicht nur Mitglied einer unserer evangelischen Gemeinden waren, sondern die viele Jahre dem Vorstand angehört, ihre Gemeinde als Delegat auf der Konferenz vertreten haben. Ich kenne Frauen, die in ihrer früheren Gemeinde eifrige und tätige Mitglieder des Frauenvereins und Beamte desselben gewesen sind, Jünglinge und Jungfrauen, deren Herz einst erfüllt war von freudiger Be-

geisterung für den Herrn und seine Sache, die sich am Jugendverein und Gesangverein beteiligt haben, die als Lehrer und Lehrerinnen in der Sonntagschule tätig gewesen sind. Ich habe hier sogar Söhne und Töchter von Synodalpastoren kennen gelernt, die sich alle unsern Gemeinden gegenüber ablehnend verhalten und unserer Kirche, ihrer Kirche, in der sie getauft und konfirmiert worden sind, der sie am Tage ihrer Konfirmation unwandelbare Treue gelobt haben, gleichgültig und kalt den Rücken kehren.

Unter solchen Erfahrungen reicht auch die freudigste Begeisterung für die Sache der Inneren Mission nicht aus, da braucht der Arbeiter im Weinberg des Herrn hier im Nordwesten viel Gnade von oben, ein Herz voll Demut und Geduld, ein Herz voll Liebe, von der Liebe, die sich nicht ermüden, nicht erbittern läßt, sondern die trotzdem alles hofft und alles glaubt und alles duldet, auch dann sich in Geduld faßt, wenn seine Arbeit, von den Brüdern im Osten aus Unkenntnis, nur nach zahlenmäßigem Erfolg bemessen und beurteilt wird.

Wie können wir die der Kirche Entfremdeten als Glieder für unsere Gemeinden gewinnen? Wie können wir diejenigen, die als unsere Glaubensgenossen aus der alten Heimat hier nach dem Nordwesten übersiedeln, und die in Gefahr stehen, ihre Kirche zu verlassen, bei der Kirche und bei der Gemeinde halten. Für die beste Beantwortung dieser Frage würden wir gewiß von Herzen dankbar sein.

Wie können wir die Männer zur Arbeit im Reiche Gottes veranlassen? In dieser Frage liegt das stille Bekenntnis, daß wir über die Frauen, Jünglinge und Jungfrauen und die Kinder im Allgemeinen keine so große Ursache zur Klage haben über Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit im Reiche Gottes. Es ist eine wunderbare Tatsache, daß uns in der evangelischen Geschichte von keiner Frau erzählt wird, die dem Herrn Jesus feindselig gegenüber gestanden wäre. Frauen haben den Herrn in herzlicher Liebe begleitet auf seinen Wanderungen durch das heilige Land und haben ihm Handreichung getan mit ihrer Habe. Frauen haben ihre Kindlein zu dem Herrn gebracht, damit er sie segne. Frauen sind dem Herrn gefolgt auf seinem Marterweg nach Golgatha, Frauen haben in herzlicher Liebe und mit tiefem Schmerz unter seinem Kreuz gestanden, Frauen haben seinen Leib zum Grabe begleitet, und Frauen waren die ersten, die am Ostermorgen zu dem Grabe des Herrn eilen, um seinen Leichnam zu schmücken. Welchen Anteil die Frauen gehabt haben in der apostolischen Zeit bei der Gründung von Christengemeinden unter Juden und Heiden, mit welchem Eifer sie sich beteiligt haben an guten Werken, an den Arbeiten im Reiche Gottes, mit welchem Mut und mit welcher Freudigkeit sie sich zu dem Herrn bekannt haben, auch unter blutiger Verfolgung auf dem Scheiterhaufen und Blutgerüst, das ist uns allen bekannt. Das müssen wir auch heute, in unserer gegenwärtigen Zeit, unsern evangelischen Frauen zum Ruhm bezeugen, daß sie im allgemeinen durch ihren Glauben, durch ihre Bekenntnistreue, durch ihre Liebe zu dem Herrn, durch ihre Opferwilligkeit und Teil-

nahme an den Arbeiten in der Gemeinde und im Reiche Gottes, viele Männer beschämen. Die Frauen bilden die Mehrzahl unter den Besuchern des Gottesdienstes. Frauen bilden die Mehrzahl unter den Abendmahlsgästen und Ströme des Segens gehen aus noch immer von werktätigen Frauenvereinen innerhalb unserer Kirche und ergießen sich nährend, erquickend und labend und Leben verbreitend über das große Arbeitsgebiet, das der Herr unserer Kirche zugewiesen hat in der Nähe und in der Ferne und in viel tausend jungen Christenherzen glüht heilige Begeisterung für Gottes Reich, und aus dem Munde der Kinder steigen noch immer auf, in unsern Sonntagschulen, in tausendfältigem Chor von der Erde zum Himmel, zu ihm, den erhöhten Heiland, der Lobgesang, der Jubelklang: Hosianna dem Sohne Davids, gelobet sei der da kommt in dem Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe. — Doch nicht nur Frauen, Jünglinge und Jungfrauen und die Kinder — vor allem sind es ja doch die Männer, die dazu berufen sind, zu verkündigen die Tugenden des, der sie berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht, die Männer vor allem sollen ihr Licht leuchten lassen in der Welt, daß die Kinder der Welt ihre guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen. Woher kommt diese Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit, mit welcher gerade die Männer der Arbeit im Reiche Gottes gegenüber stehen? Die Ursache ist heute, wie zu allen Zeiten, dieselbe. Die Zeiten ändern sich wohl, das Menschenherz bleibt dasselbe. Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und der natürliche fleischliche Sinn des Menschen ist nach unten gerichtet, auf die Welt und was in der Welt ist, auf die Erde mit ihren vergänglichen Gütern. Unsere Zeit steht mehr, wie irgend eine andere, im Zeichen des Realismus, darum gibt es Tausende von Männern, die keine höheren Ideale mehr kennen, als Reichtum, Ehre und Lust der Welt. Hunderttausende von Männern gibt es, die fast keine andere Sorge mehr kennen, als die Sorge und die Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Wo und wie finde ich die Befriedigung dieser Bedürfnisse für mich und die Meinen? Wer diese Ideale realisiert, oder wer es auch nur verspricht, zu dem drängt man sich, dem jubelt die Menge zu. Und an solchen Versprechungen, der Menschheit irdisches Glück und Heil und volle Befriedigung zu geben, fehlt's wahrlich in unserer Zeit nicht. Es ist der alte böse Feind, der in unserer Zeit mehr als je seine Macht, List und Gewalt in der Welt offenbart. Er weist hin auf die Welt mit ihrer Herrlichkeit, und verspricht: Sehet, das alles will ich euch geben, so ihr niederfallet und mich anbetet. Und dieser Feind Gottes und der Menschen hat seine Diener und Apostel, die in seinem Namen dieses Evangelium predigen den Reichen und den Armen. Die gewissenlosen Politiker versprechen dem Volk Prosperität, die Führer der Sozialdemokratie Leben und volles Genüge. Die einen verheißen das Heil in der Vereinigung von Geschäftsleuten und Fabrikanten, und andere in der Union der Arbeiterklassen. Hunderte

von Logen verheißen Hilfe und Unterstützung in Krankheit und Sterbefällen; Clubs und Vereine bieten Gelegenheit für Geselligkeit und heiteren Lebensgenuß. Das alles will ich dir geben: Glück und Heil und Hilfe, Frieden und irdische Glückseligkeit. Das ist das Evangelium, das die Apostel des Unglaubens in allen Tonarten mit Menschen- und mit Engelzungen verkündigen. Und wahrlich, ist es da ein Wunder, daß so viele, besonders unter den Männern, sich von diesen Versprechungen und Verheißungen blenden lassen. Kein Wunder ist es, wenn die Männer, bei den Anforderungen, welche die Parteien und Logen an ihre Zeit und an ihre Opferwilligkeit stellen, keine Lust, Zeit und keine Mittel mehr übrig haben für die Anforderungen, welche die Kirche an sie stellt. Kein Wunder ist es, wenn bei diesem tollen Jagen nach irdischer Glückseligkeit, bei diesem tollen Reigen um das goldene Kalb auch diejenigen hinschielen nach den Fleischtöpfen Egyptens, die sich wenigstens äußerlich noch zur Kirche halten und Glieder der Gemeinde sind. — Was können wir tun, daß unsere Männer wieder bedenken lernen, was zu ihrem wahren Heil und Frieden dient, daß sie nicht nur fragen: „Was werden wir essen und trinken, womit werden wir uns kleiden,“ sondern vor allem: „Wer nimmt mir ab die Last meiner Sünden, wer bringt die anklagende Stimme des Gewissens zum Schweigen. Wer gibt meinem Herzen den Frieden wieder. Wer zeigt mir den Weg von der Erde zum Himmel ins Vaterhaus. Was muß ich tun, daß ich glücklich leben und selig sterben kann? Was kann ich tun, um durch die mir von Gott verliehenen Gaben und Kräfte und Mittel etwas beizutragen zum Wohl der Gemeinde und zum Aufbau des Reiches Gottes in der Nähe und in der Ferne?“

Was können wir tun, um die Männer zur Arbeit im Reiche Gottes zu veranlassen. Wir können nichts besseres tun, als dahin zu wirken, daß alle Männer, die sich an die Gemeinde angeschlossen haben, die unsere Kirche besuchen und in Beziehung zu unsern Gemeinden stehen, daß diese Männer wahre, lebendige Christen werden. Das aber kann von unserer Seite nur geschehen durch die lautere Verkündigung des göttlichen Wortes in Predigt und Seelsorge. Gottes Wort hat auch heute noch nichts verloren von seiner göttlichen Kraft. Noch immer ist es ein Hammer, der Felsen zerbricht; es ist noch immer schärfer denn kein zweischneidig Schwert, das durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, richtend die Gedanken und Sinne des Herzens. Noch immer erfüllt der Herr seine Verheißung: Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und feuchtet die Erde und machet sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, also soll mein Wort auch sein, es soll nicht wieder leer zu mir zurück kommen, sondern ausrichten, wozu ich es gesandt habe. Und wenn auch viel göttlicher Same auf den Weg, auf den Fels, mitten unter die Dornen fällt und vertreten wird, verdorrt und erstickt, etliches fällt doch auf guten Boden in ein empfängliches Herz, wo es wirkt und keimt und wächst und grünt und gedeiht und reiche Frucht bringt. Es ist der Hei-

lige Geist, der in und mit dem Worte Gottes wirkt, seine erleuchtende Kraft ist es, die den natürlichen Menschen zur rechten Welterkenntnis führt, zu der Erkenntnis, daß alles Irdische vergänglich und eitel ist, zur rechten Gotteserkenntnis, daß Gott ein heiliger Gott ist, aber auch ein Vater der Liebe und Barmherzigkeit, zur rechten Selbsterkenntnis, zu der Erkenntnis, daß wir Sünder sind und der Gnade und Hilfe Gottes bedürfen. Der heilige Geist ist es, der uns durch Gottes-Wort zu unserm Heilande führt und uns ihn erkennen läßt als den Lehrer von Gott gekommen, als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, als den, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. Der Heilige Geist ist es, der in unserm Herzen Glauben weckt, völliges Vertrauen auf den Herrn Jesum Christum, auf den, der um unserer Sünden willen dahingegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt worden ist. In diesem Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland finden wir die Gewißheit der Vergebung unserer Sünden und damit den Frieden des Herzens, volles Genüge, Leben und Seligkeit. Solche Männer, die durch Buße und Glauben wahre und lebendige Christen geworden sind und erfüllt von der Kraft des Heiligen Geistes, als Wiedergeborene in einem neuen Leben wandeln, die sind willig und bereit und geschickt zur Arbeit im Reiche Gottes, in der Nähe und in der Ferne. Der Pastor ist wahrlich glücklich zu preisen, der eine große Zahl solcher geistgesalbten Männer in seiner Gemeinde und in seinem Vorstande als Mitarbeiter in seinem Amte hat. Da bedarf es nichts weiter vonseiten des Pastors, als diesen willigen Mitarbeitern die nötige Anleitung zu geben, wo und wie sie ihre leiblichen und geistlichen Gaben und Kräfte und ihre irdischen Güter am Besten und am Zweckmäßigsten in den Dienst der Gemeinde stellen, als Vorsteher, in der Sonntagschule, im Jugendverein oder Singchor, in der Armen- und Krankenpflege, oder wie sie am Besten und Zweckmäßigsten ihre leiblichen und geistlichen Gaben und Kräfte und ihre irdischen Güter in den Dienst des Reiches Gottes stellen, als Mitglieder von Komiteen zur Unterstützung von allerlei Werken der Liebe und Barmherzigkeit, besonders in unserer Synode, zur Weckung und Belebung in weiten Kreisen des Interesses für Innere und Aeußere Mission. Sehr zweckmäßig wäre es, aus diesen geisterfüllten, wahren, lebendigen, entschiedenen Christen Männervereine zu bilden, die sich hin und wieder mit dem Pastor versammeln zum Gebet, um zu beten für das Wohl der eigenen Gemeinde und alle ihre Zweige, zu beten für das Wohl und Gedeihen unserer ganzen Kirche in unserm ganzen Land und alle ihre Anstalten, und um das Kommen des Reiches Gottes auf Erden. An solches Gebet könnten sich dann wohl allerlei Besprechungen knüpfen von Fragen, die sich auf das Wohl der Gemeinde, der Synode und auf die christliche Kirche beziehen. Solche Stunden der Gemeinschaft, des gemeinschaftlichen Gebetes, gemeinsamer Beratung werden gewiß dazu beitragen, die Herzen der Männer immer eifriger zu machen für die Arbeit im Reiche Gottes, die Hände immer williger zu machen zum Geben.

Gutes zu tun und nicht müde zu werden an jedermann, vornehmlich aber an des Glaubens Genossen. Daß die Möglichkeit vorliegt, die Männer der christlichen Kirche auch in unserer Zeit dahin zu bringen, daß sie mit Freuden und großer Begeisterung und zielbewußt an den Arbeiten im Reiche Gottes teilnehmen, zeigt uns die Erscheinung der Laien-Missionsbewegung in den englisch-protestantischen Kirchen unsers Landes.

Gottesacker im Gewitter.

Dritte Revision, um zehn Zeilen vermehrt und annotiert für das „Magazin für evang. Theologie."
Eingesandt von R. Lehmann.

Fern verrauschend: Donnerrollen,
Abendrot und Pfingstgeläut;
Auf des Gottesackers Schollen
Liegt dem Sturmgewölk entquollen
5 Regen perlicht ausgestreut.

Friedhofsstille: grün umzogen
Von Gebüsch und Epheulaub —
Oben glänzt ein Regenbogen,
Unten plätschern blanke Wogen,
10 Duftgeschwellt von Blütenstaub.

Durch den Todeshain mit Riegeln,
Mauerwerk und schwarzem Tor:
Schwirrt's auf bunten Lebensflügeln,
Blühn auf warm betränten Hügeln,
15 Honigklee und Veilchenflor!

Hinter goldgespitzten Gittern:
Marmorstein im Dorngerank;
Zedern, die nach Lenzgewittern
Demant-schillernd leise zittern,
20 Rötet Sonnen-Untergang.

O wie schön ist dieser Garten,
Luftig, duftig, still und kühl,
Wo im Schutz der Kreuz-Standarten
Friedlich schlummernd viele warten
25 Auf die Heimkehr vom Exil. (1. Moses 3, 24.)

Vom Exil, wo bei Verbannten
Einst der Gottmensch hat geweilt,
Wo er allen Erd-Verwandten
Die nicht seinen Wert verkannten
30 Himmels-Bürgerrecht erteilt. (Phil. 3, 20.)

Blitzgeschirrten Feuerrossen
Sah der Jünger sehnend nach (2. Kön. 2, 12),
Sah die Wahrheit aufgeschlossen:
„Selig sind die Baugenossen (Ephes. 2, 21)
35 Deren Hütte Gott zerbrach!" (2. Kor. 5, 1—8.)

Du wirst auch bald überwintern
Unter Schollen, Schnee und Eis;
Dir auch gilt wie den Korinthern (1. Kor. 15, 38—55):
„Schlackenhaftes muß versintern
40 In des Grabes Wendekreis!"

Wende, Wähler deines Pfades,
Wo du dich noch wenden kannst,
Eh' der Schwung des Schicksals-Rades 1. Sam. 2, 7)
Lust und Reichtum in den Hades*)
45 Durstend zur Verarmung pflanzt! (Luk. 16, 24.)

Selig sind die geistlich Armen (Matth. 5, 3.)
Dürstend nach Gerechtigkeit,
Die vom Sündenklamm erwarmen
Und dem rettenden Erbarmen
50 Dankbar dienend sich geweiht.

---

*) Hades, die Unterwelt, das Totenreich, findet sich elfmal im griechischen Neuen Testament, nämlich Matth. 11, 23; 16, 18; Luk. 10, 15; 16, 23; Apg. 2, 27; 2, 31; 1. Kor. 15, 55; Off. 1, 18; 6, 8; 20, 13 und 20, 14. Doch auch Gehenna, ursprünglich Tal Ben Hinnom, wo Tierkadaver, Unrat u. s. w. verbrannt wurden, steht mit „Hölle" verdeutscht. Mit Ausnahme von 1. Kor. 15, 55, wo sie dem Westcott-Hortschen Urtext: thanatos = Tod folgt, hat die engl. Bibelrevision von 1881 an allen vorstehend genannten Stellen "Hades" gesetzt, wo seit 1611 "hell" stand. Luther schrieb seinerzeit „Helle", d. h. Reich der Hela oder Todesgöttin, von welchem nach Heyne (Deutsches Wörterbuch, 3 Bände, Leipzig 1892) auch „hehlen" und „verhehlen" stammen. Nach Faulmann, Etymologisches Wörterbuch, stammt auch hellig = abgemattet und im Ablaut quëlan = leiden von derselben Urform. Luther faßte „Hades" richtig auf. Doch nach der Auffassung derer, welche Luthers „Helle" in „Hölle" — als von hohl, Höhle — verbessern wollten, wird die hochpoetische Stelle Off. 20, 14 zum Widerspruch, der an Unsinn grenzt. Die katholischen Verdeutschungen von Kistamacker (1853), Allioli (1872) und Arndt (1909) haben bischöflich, Arndt sogar päpstlich approbiert in Offenb. 20, 14: „Totenreich". Die Hallesche Bibelrevision von 1857 bis 1892 bemerkt im Register-Anhang: „Hölle bedeutet nur an folgenden 13 Stellen 'Ort der Qual': Matth. 5, 22; 5, 29; 5, 30; 10, 28; 18, 9; 23, 15; 23, 33; Mark. 9, 43; 9, 45; 9, 47; Luk. 12, 5; Jak. 3, 6; 2. Pet. 2, 4. In allen andern Stellen, besonders im Alten Testament, bezeichnet es das Reich der Toten, wohin auch die Frommen des Alten Bundes kamen." Durch solche Menschenfündlein hebt man kaum das Ansehen der Bibel! Warum nicht tun wie die britisch-amerikanischen Revisoren getan?

Laßt die Pfingstgewitter sausen
Durch des Friedhofs stillen Hag,
Donnernd schlägt noch in die Klausen
Wo die Unerweckten hausen:
55 Gottes Auferstehungstag!

Mumiengras auf Moor und Pußten
Wird verdrängt von jungem Grün;
Mumienwissen muß verkrusten,*)
Wenn's im Reich des Unbewußten
60 Sich als vollbewußt erschien.

Röntgen-Strahl, Marconi-Schwingung,
Blitzgespann und Teleskop,
Deuten wohl auf Weltverjüngung
Die mit zielbewußter Zwingung:
65 Geist ins Unbelebte wob!

Schon in Weltgeschichts-Gewittern
Bricht das Weltgericht herein,
Völker stürzen, Throne splittern,
Tausend Mene-Tekel schüttern. — (Dan. 5, 25.)
70 Wer ist dort gerecht und rein?

Richter mit der heilgen Wage (Dan. 5, 27):
Tilge diesseits meine Schuld (Joh. 5, 24),
Hilf, daß keiner mich verklage,
Daß mein Schlaf am Gnadentage (Röm. 13, 11)
75 Ihn in Sündenschlaf gelullt! (1. Kor. 11, 30.)

Gnade rollt mit Wolkenwogen
Neugeburt ins Leichenfeld (Hes. 37, 9);
Gnade, die mich auferzogen
Winkt auch dir im Regenbogen (1. Moses 9, 13)
80 Aus der todeslosen Welt!

---

*) In 1. Kor. 13, 8 ahnte Pauli Hellblick, was wir verwirklicht schauen. „Erkenntnis aufhören" ist leider unklar. Das griech. gnosis verdeutscht man heut richtiger mit „Wissenschaft" und katargeo mit „annullieren" oder „ungültig machen". Von 23 deutschen und 38 außerdeutschen Bibelübersetzungen die ich nachgeschlagen, befriedigt nur Diodatis italienisch-protestantische Bibel: la scienza sarà annullata, d. h. die Wissenschaft wird annulliert werden! Augurie, Alchimie, Astrologie und Dämonologie waren gutbezahlte Wissenschaften — heute gelten sie als Aberglaube. Die Schalltheorie des Aristoteles, seit 2200 Jahren als „Wissenschaft" gelehrt, ist heute scheintot, doch mag sie noch 50 Jahre in Lehrbüchern der Physik spuken — wie die geozentrische Welttheorie sich trotz Kopernikus, Kepler und Galilei noch Jahrhunderte lang behauptet hat! (Und bei manchen „Unfehlbaren" noch heute behauptet! D. R.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

„Die Bischöfliche Methodistenkirche in Amerika."

Etliche Jahre war eine Agitation unter den sog. nördlichen und den südlichen Methodisten in diesem Lande im Gang, die darauf abzielte, eine Verschmelzung dieser beiden Kirchenkörper herbeizuführen. Es scheint jedoch, daß dieses Projekt nur in weitere Ferne gerückt wurde durch die Generalsynode der südlichen Methodistenkirche, die im Mai d. J. in Aschwill, N. C., tagte.

Es lag in jener Kirche das Bestreben vor, den Namen der Kirche zu ändern, daß sie in Zukunft heißen soll: „Die Bischöfliche Methodistenkirche in Amerika". Das heißt also: Ohne eine vorhergehende organische Verschmelzung der beiden großen Methodistenkirchen abzuwarten und herbeizuführen, erhebt die „südliche" Methodistenkirche durch einen neuen Namen den Anspruch, „Die Bischöfliche Methodistenkirche in Amerika" zu sein. Das ist in der Tat nichts weniger als brüderlich und bescheiden! Und dieser Antrag ist sogar gegen die Empfehlung der Bischöfe jener Kirche in der Generalkonferenz angenommen worden. Wir geben hier einem Bericht des „Chr. Apolog." das Wort:

Die Generalkonferenz der Südlichen Bischöflichen Methodistenkirche hat durch eine dreiviertel Stimmen-Mehrheit (180 gegen 60) einen Beschluß angenommen, den Namen der Kirche umzuändern, so daß sie heißen soll: „Die Bischöfliche Methodistenkirche in Amerika". Diese Proposition, um Gesetzeskraft zu erlangen, muß von einer zweidrittel Stimmen-Mehrheit der Prediger in den jährlichen Konferenzen genehmigt werden. Ob sie diese Genehmigung finden wird, bleibt abzuwarten. Dieser Generalkonferenz-Beschluß ist jedoch sehr überraschend. Gewiß ist, daß er nicht in Uebereinstimmung mit der Gesinnung der älteren Bischöfe war, denn in Bezugnahme auf diese Frage in der bischöflichen Adresse, welche an diese Generalkonferenz gerichtet wurde, wurde positive Stellung gegen irgend welche Veränderung des kirchlichen Namens eingenommen. Es hieß in dieser Adresse darüber wie folgt:

„Was auch immer unser gesetzmäßiger Name sein mag, so werden wir immer als die „Südlichen Methodisten" bezeichnet werden, wie in unseren großen Förderationsversammlungen unsere Brüder die „Nördlichen Methodisten" genannt werden. Auf allen unsern Missionsfeldern und in allen großen beratenden Versammlungen finden unsere Mitchristen gegenseitige Anerkennung nach dem, was sie für den Herrn und Meister tun, anstatt nach dem Namen, den sie tragen, oder dem Erdteil, von welchem sie herkommen. Kein größeres Unglück könnte einer Kirche zufallen, als die Aspiration, „die amerikanische Kirche" oder die „National-Kirche" zu heißen. Wir haben uns in unserer Wirksamkeit zu weit über die Welt ausgedehnt, als bloß eine National-Kirche heißen zu wollen. Wir sehen keinen genügenden Grund ein, warum wir unseren Namen ändern sollten. Uebrigens ist die Gesinnung der ganzen Kirche vor einigen Jahren über den Vorschlag eingeholt worden, unseren Namen in den der „Bischöflichen Methodistenkirche in Amerika" umzuwandeln. Die jährlichen Konferenzen haben darüber abgestimmt und das Resultat der Generalkonferenz von 1886 berichtet. Die Bischöfe meldeten, daß, während 3415 gegen die Veränderung gestimmt hätten, nur 91 Stim-

men zu Gunsten derselben abgegeben wurden, und die Bischöfe machten dazu in ihrer bischöflichen Adresse in jenem Jahre folgenden Kommentar:

„Es ist zu hoffen, daß der inkorporierte Name, welcher zuerst von Bischof Payne eingeführt und von dem „Komitee von neun Mitgliedern" in ihrem Bericht an die Generalkonferenz von 1844 angenommen wurde, welcher Name ferner in Louisville im Jahre 1845 und in der Bildung unserer ersten Generalkonferenz in 1846 anerkannt wurde; welcher in allen unseren Gerichtsklagen für Schadenersatz gebraucht und von dem Obergericht in seiner Entscheidung angeführt wurde; der Name, durch den wir während der Erfahrungen des Bürgerkrieges bekannt waren; der Name, welcher durch eine konstituionelle Abstimmung der Kirche im Jahre 1866 und 1867 bestätigt wurde; der Name, unter welchem unsere Kirche bei der Cape May-Kommissionsversammlung im Jahre 1876 bekannt war; der Name, unter welchem unser ganzes einheimisches und ausländisches Missionswerk getrieben worden ist, für immer als die ursprüngliche und endgültige Bezeichnung unseres geliebten Methodismus angenommen werden möge."

In der bischöflichen Adresse an die jüngste Generalkonferenz von 1910 heißt es schließlich: „Indem der Herr uns seit dem Jahre 1886 das größte Gedeihen geschenkt und unsere Gliederzahl und Hilfsquellen verdoppelt hat, so glauben wir auch darin einen Fingerzeig erkennen zu dürfen, daß unser bisheriger Name ihm wohlgefällig ist."

Diese vorgeschlagene Namensveränderung wird schwerlich etwas dazu beitragen, die Vereinigung der beiden großen Hauptzweige des amerikanischen Methodismus zu fördern. Im Gegenteil, wenn die jährlichen Konferenzen ihre Zustimmung dazu abgeben sollten, so scheint es uns, daß nur Verwirrung und verschärfte Entzweiung der beiden Kirchen die Folge sein werden. Dadurch wird unsere Schwesterkirche im Süden gerade das Unheil auf sich laden, vor welchem ihre weisen Bischöfe in der obigen bischöflichen Adresse sie gewarnt haben, denn der vorgeschlagene neue Name kann dem Einwand nicht entgehen, daß derselbe im höchsten Grade anmaßend ist. Dadurch erhebt die Südliche Bischöfliche Methodistenkirche tatsächlich den Anspruch, die ausschließliche Bischöfliche Methodistenkirche in Amerika zu sein. Mit einem Federzug wird sozusagen die viel größere Mutterkirche, von welcher die Südliche Kirche im Jahre 1844 ursprünglich ausging, dadurch ausgewischt. Wir können die Anmaßung dieser Tat einfach nicht begreifen, aber wir machen uns keine Sorge darüber. Der Geist ist größer als der Buchstabe, und wir sind überzeugt, daß eine solche Namensveränderung mit allem, was sie in sich schließt, kein wahrer Ausdruck von der wirklichen Gesinnung in unserer südlichen Schwesterkirche ist, und wenn durch die Zustimmung der jährlichen Konferenzen dies als der gesetzmäßige Name unserer Schwesterkirche anerkannt werden müßte, so wird der alte historische Name in dem Volksmund doch fortleben. Man wird sie immer noch die Südliche Bischöfliche Methodistenkirche nennen, denn so hat sie sich selbst bei ihrer Entstehung genannt, und das ist sie in geographischer Beziehung im ganzen und großen bis heute geblieben.

Diese Konferenz zu Ashville erwählte folgende sieben neue Bischöfe: Prof. Collins Denny, von der Vanderbilt University in Nashville, Tenn.; Dr. John C. Kilgo, Präsident vom Trinity Kollegium, Durham, N. C.; Dr. Wm. B. Murrah, Präsident vom Millsaps Kollegium in Jackson, Miss.; Dr. Walter R. Lambuth, Missions-Sekretär; Dr. R. G. Waterhouse, Präsident vom Emory und Henry Kollegium, Virginia; Dr. Edwin D. Mouzon,

Dekan des Theologischen Departments der Southwestern University, Tex., und Dr. J. H. McCoy, Präsident vom Birmingham Kollegium, Birmingham, Ala. Unter diesen sieben neuen Bischöfen sind also sechs hervorragende Schulmänner, nämlich vier Präsidenten und zwei Professoren an verschiedenen Hochschulen genannter Kirche.

Kirchliche Statistik.

Nachfolgende Angaben fanden wir im Christl. Apologeten, die wohl der Beachtung wert sind.

Eine interessante Statistik. — Von dem Handels- und Arbeitsdepartement unserer Bundesregierung sind in letzter Zeit mehrere Zusammenstellungen aus der kirchlichen Statistik des Jahres 1906 gemacht worden, welche manche interessante Angaben enthalten, obwohl solche Statistiken nicht als absolut maßgebend betrachtet werden können. Dieselben sind doch immerhin auf eine mehr oder weniger mangelhafte Auskunft zurückzuführen, und in diesem Falle handelt es sich auch um Zahlen, welche vor vier Jahren gesichert wurden. Nach diesen Angaben waren 31.9 Prozent der Bevölkerung Glieder der verschiedenen Kirchen, gegen 25.7 Prozent im Jahre 1890. — Aus einer Gesamtgliederzahl von 10,511,178 in den 160 Hauptstädten waren im Jahre 1906 7,343,403 oder 69.9 Prozent in Städten, welche eine Einwohnerzahl von mehr als 100,000 hatten. Von diesen gehörten 2,432,630 oder 33.1 Prozent protestantischen Gemeinden an und 4,736,535 oder 64.5 Proz. zur römisch-katholischen Kirche. Diese katholische Bevölkerung bildete 75.1 Proz. der ganzen Gliederzahl, welche genannte Kirche hat in Städten von mehr als 25,000 Einwohnern. Die Städte, welche die größte protestantische Gliederzahl hatten, waren die folgenden: Memphis, 84.4 Prozent; Toledo, 70 Prozent; Washington, 66.9 Prozent; Kansas City, Mo., 66.2 Prozent; Indianapolis, 62.1 Prozent. Die folgenden hatten eine vorwiegend starke katholische Bevölkerung: Fall River, 86.5 Prozent; San Francisco, 81.1 Proz.; New Orleans, 79.7 Prozent; New York, 76.9 Prozent; Providence, 76.5 Proz. St. Louis, 69 Prozent; Boston, 68.7 Prozent; Chicago, 68.2 Prozent; Philadelphia, 51.8 Prozent. In den fünf größten Städten war das Verhältnis der Gemeindeglieder zur gesamten Bevölkerungszahl wie folgt: New York, 44.7 Prozent; Chicago, 40.7 Prozent; Philadelphia, 38.8 Prozent; Boston, 62.6 Prozent; St. Louis, 46.6 Prozent. Die Statistik weist auch nach, daß in solchen Städten, wo die römisch-katholische Kirche stärker als die protestantische ist, man findet, daß das Verhältnis der Gesamtzahl der Kirchenmitglieder zur ganzen Bevölkerungszahl größer ist als da, wo die protestantischen Benennungen die römisch-katholischen Gemeinden überflügeln. So sind z. B. 67.8 Prozent der Bevölkerung von Fall River mit der Kirche verbunden, während das in Memphis, wo die Protestanten am stärksten sind, nur von 30 Prozent der Fall ist. In den Städten, welche eine Einwohnerzahl von mehr als 300,000 hatten, war im Jahre 1906 die Zahl der Gemeinden und Mitglieder seit 1890 um das Doppelte gewachsen. Den Grund hierfür findet man in der großen Zunahme, welche die römisch-katholische Kirche aufzuweisen hat. Aus je tausend Einwohnern der 160 leitenden Städte gehörten 469 einer Kirche an und in den übrigen Städten 363. Von der Gesamtbevölkerung der Ver. Staaten kommen auf 1000 Einwohner 391 Kirchenmitglieder. Das ist seit 1890 in den 160 Hauptstädten eine Zunahme von 90 für je tausend Einwohner und 51 für das übrige Gebiet. Nach dieser

Statistik hatte die Kirche im Jahre 1906 4,082,039 oder 32 Prozent mehr weibliche als männliche Mitglieder. In den Städten, welche eine Einwohnerzahl von mehr als 300,000 haben, bestand aber nur ein Unterschied von 18 Prozent, in denen mit einer Einwohnerzahl von 1—300,000 28.9 Prozent in Städten von 50—100,000 25.8 Prozent.

Fremdsprachliche Gottesdienste. — In Verbindung mit der obenerwähnten Statistik ist bekannt gegeben worden, daß im Jahre 1906 in 16,688 Gemeinden mit 5,022,601 Mitgliedern eine andere Sprache als die englische in den religiösen Gottesdiensten gebraucht wurde. Das sind 7.9 Prozent der gesamten kirchlichen Gliederzahl und 6 Prozent der ganzen Bevölkerungszahl dieses Landes. Da in den Jahren 1905 und 1906 allein ungefähr zwei Millionen Einwanderer in dieses Land kamen, meint man aus den angeführten Angaben schließen zu dürfen, daß viele Ausländer sich sehr bald der englischen Sprache bedienen. Wir befürchten aber, daß der Grund dieses geringen Prozentsatzes in der Tatsache liegt, daß ein großer Teil der Emigranten unserem kirchlichen Leben nicht einverleibt werden. In dieser Statistik stehen die folgenden Denominationen in der Zahl nicht-englischer Gemeinden in erster Reihe: Lutherische Gemeinden 7242 mit 1,227,981 Mitgliedern; Bischöfliche Methodistenkirche 1228 Gemeinden mit 84,530 Mitgliedern. (Diese Angabe stimmt aber nicht mit unserer offiziellen Statistik, nach welcher wir in den Ver. Staaten circa 63,000 Mitglieder haben.) Synode von Nord-Amerika 952 Gemeinden mit 201,137 Mitgliedern. In den meisten Fällen ist nach dieser Statistik die Gliederzahl der Gemeinden, in welchen eine fremde Sprache geführt wird, im Durchschnitt weit geringer als in den Englisch redenden. Nach dieser amtlichen Angabe werden in diesem Lande Gottesdienste in 44 fremden Sprachen gehalten. Die meistgebrauchte fremde Sprache ist die deutsche. 77 Benennungen mit einer Gliederzahl von 3,601,943 werden als deutsche berichtet. Die meisten fremden Sprachen werden in den Gottesdiensten in den folgenden Staaten gebraucht: New York (29), Pennsylvania (28), Illinois (26) und Ohio (24).

Praxis der Logen bei Leichenfeiern.

In Salt Lake City starb vor kurzem ein gewisser Dr. E. C. Merrihew, der sowohl den Freimaurern als den Odd Fellows angehörte. Letztere waren mit ihren Regalien u. s. w. erschienen, um an der Beerdigung ihres Logenbruders teilzunehmen. Doch siehe, die Freimaurer verweigerten ihnen nicht nur den Zutritt zu ihrem Tempel, wo die Leichenfeierlichkeiten stattfanden, sondern verboten ihnen auch, im Leichenzug mitzumarschieren und vor allem am Grabe des Verstorbenen ihrem Ritual gemäß zu amtieren. Sie ließen den Odd Fellows sagen, wenn letztere als Privatleute und in Zivilkleidung teilnehmen wollten, so hätten sie nichts dagegen einzuwenden; aber als Loge könne man ihnen keine Anteilnahme beim Begräbnis eines Freimaurers gestatten. Die Odd Fellows zogen wieder heim, und daß die Sache viel Staub aufwirbelte, läßt sich denken. In den öffentlichen Zeitungen der Stadt erklärten die Freimaurer daraufhin ihre Stellung, und unter anderem heißt es da: „Es ist durchaus gegen unseren Brauch und unsere Regeln, einer anderen geheimen Gesellschaft auch nur eine untergeordnete Anteilnahme an einer Beerdigung, die unter den Auspizien der Freimaurer stattfindet, zu erlauben. Glieder irgend einer anderen geheimen Gesellschaft sind willkommen bei einer solchen Beerdigung, wenn sie als Privatleute er-

scheinen; aber sie dürfen nicht erwarten, daß sie als Repräsentanten ihrer Loge teilnehmen, noch daß sie in den Gottesdienst eingreifen können, indem sie einen Teil ihres Rituals gebrauchen. Kein Freimaurer würde daran denken, mit vollen Regalien bei einem Leichenbegängnis zu erscheinen, das unter den Auspizien einr anderen Gesellschaft gehalten wird, noch würde er erwarten, daß man ihm eine untergeordnete Anteilnahme an dem Gottesdienst erlaube." So handeln die Freimaurer, und weil sie es tun, muß es ja wohl recht sein. Wenn aber die Kirche, die mit den geheimen Gesellschaften nichts zu tun hat, sich weigert, ihnen zu Willen zu sein, dann erhebt man ein großes Geschrei. (K. Bl.)

Sollten nicht die Pastoren der Kirche ebenso viel Rückgrat und Selbstachtung haben als jene Freimaurer?

Allerlei Schulfragen.

In diesem sog. christlichen Lande ist wieder einmal die Beseitigung der Bibel aus der Volksschule von einem Gerichtshof angeordnet worden. Katholische Bewohner von Winfield, Illinois, haben den traurigen Ruhm, diesen richterlichen Entscheid herbeigeführt zu haben. In der untern Instanz waren sie mit ihrer Klage abgewiesen worden, aber das Staatsobergericht von Illinois teilte die Auffassung der Katholiken und sprach sich dahin aus, daß das Lesen der Bibel, das Beten und das Singen von Chorälen in der Volksschule nicht geduldet werden dürfe. Es sei das Religionsunterricht und wenn die Kinder von andersdenkenden Eltern gezwungen würden, sich daran zu beteiligen, so verstoße das gegen den Grundsatz der Religionsfreiheit.

* * *

So ist denn glücklicherweise die Religionsfreiheit wieder einmal gerettet worden und zwar, merkwürdigerweise, mit Hilfe des Gerichts, und noch merkwürdiger, auf Veranlassung unsrer römisch-katholischen Mitbürger. Diese sind sonst nicht gerade begeisterte Verfechter allgemeiner Religionsfreiheit, können es auch nicht wohl sein, da sie im Alleinbesitz der religiösen Wahrheit zu sein wähnen und alle nichtkatholischen Christen als Irrgläubige ansehen. Dem Irrtum aber gleiche Rechte und gleichen Spielraum zur Ausbreitung zu geben wie der Wahrheit, dazu werden sie sich natürlich nicht gern hergeben. Zuweilen aber tritt man, aus guten Gründen, doch für den Grundsatz der verfassungsmäßig gewährleisteten Religionsfreiheit ein und fanatische Ungläubige wie Juden und manchmal sogar Protestanten leisten ihnen dabei willige Heeresfolge. (Ref. K. Ztg.)

Ja leider! Auch Protestanten vom Schlage der „Unfehlbaren" leisten darin den Katholiken und Juden getreue Heeresfolge. Sogar die sonst gut redigierte „Abendschule" hat sich nicht entblödet, diesem richterlichen Entscheid beizustimmen. (Siehe Heft No. 1. 28. Juli 1910, Seite 5.) Und sonderbarerweise bringt das Blatt auf derselben Seite in der andern Spalte einen Aufsatz über die Fruchtlosigkeit des Moralunterrichts ohne Religion. Also lieber soll das ganze Volk in sittlicher Roheit versinken, als daß man der Mehrheit des Christenvolks erlaubt für einen auf Bibel, Wort Gottes und Gebet gegründeten Unterricht in den Sittengeboten des Christentums zu stimmen und solchen auch einzuführen. Da soll sogar eine große Mehrheit von der evangeliumshassenden Minderheit überwältigt werden!

Der verbohrte Konfessionalismus, der lieber den größten Teil der Jugend des Landes in raffinierter Verstandesbildung mit sittlich-religiöser Roheit und Unwissenheit versumpfen läßt, als zugeben, daß die allgemeinen

Grundlagen des religiös-sittlichen Lebens dem öffentlichen Schulunterricht zu Grund gelegt werden, wird ein schweres Gericht vom Herrn auf sich ziehen, und ein wohlverdientes!

Solcher Konfessionalismus ist geeignet, uns Evangelischen die sonst gut redigierte „Abendschule“ zu entleiden.

* * *

Past. Dr. David James Burrell gibt drei Gründe an, welche für die Wiedereinführung der Bibel in unsre öffentlichen Schulen sprechen. Einmal, so sagt er, gehört die Bibel in die Schule, weil sie das älteste, einflußreichste und am weitesten verbreitete Buch der Literatur aller Zeiten ist. Ein Kind, das aufwächst ohne Kenntnis der Bibel, mag es auch in andern Gegenständen noch so gefördert sein, wird sicherlich für einen Nichtswisser gelten.

* * *

Zum andern gebührt der Bibel ein Platz in der Schule, weil sie in der ganzen gebildeten Welt als das anerkannte Lehrbuch der Sittenlehre angesehen wird, sogar von denen, die sie nicht als das vom Heiligen Geist eingegebene Wort Gottes anerkennen können. Wie die Sachen jetzt stehen, erhalten unsre Kinder in den Volksschulen keinen Unterricht in der Sittenlehre, wenigstens nicht in geordneter Weise. Wird durch die Erlernung weltlicher Kenntnisse der Charakter im geringsten beeinflußt? Gewiß nicht. Wenn aber die Erziehung der Kinder in sittlicher Hinsicht vernachlässigt wird, so wird das die schlimmsten Früchte zeitigen und schließlich zur Anarchie führen.

* * *

Endlich aber gehört die Bibel in die öffentliche Schule, weil unser Land ein christliches Land ist. Christen haben unsre staatlichen Einrichtungen geschaffen und dafür gekämpft und geblutet, und es ist die Pflicht der Christen, die christlichen Einrichtungen gegen alle dem Christentum feindlichen Scharen von Einwanderern zu schirmen. Die Bibel ist ein christliches Buch und dieser Grund allein genügt für alle, welche bekennen, daß sie Nachfolger Christi sind, während die weiter oben angeführten Gründe für die Benutzung der Bibel in der Schule eine nicht zu übersehende Mahnung an alle wahren Amerikaner richten, mögen sie nun Christen sein oder nicht.

Von Geo. Washington schreibt die „Ref. K. Ztg.“ folgendes, das hierher gehört: Wir wollen keinen Halbgott aus ihm, „dem Vater des Vaterlands“, machen; gewiß hatte auch er seine Schwächen und Fehler, aber seine Lebensanschauungen, seine Grundsätze waren gesund und empfehlen sich uns noch heute zur Beachtung und Nachahmung. So ist es seine feste Ueberzeugung gewesen, daß die öffentliche Wohlfahrt, daß der Staat, das Vaterland nur dann festen Bestand versprechen, wenn sie auf den zwei Pfeilern, Religion und Sittlichkeit ruhen. Er warnt darum vor dem Irrtum, dem heutzutag nicht wenige verfallen sind, als ob es genüge, die Sittlichkeit zu pflegen, und als ob man der Religion nicht mehr bedürfe.

* * *

Sowohl die Vernunft wie die Erfahrung lehren ihn, daß die Sittlichkeit eines Volkes ohne religiöse Grundsätze nicht bestehen kann. Wie wichtig ist es gerade für unsre Zeit, die großen Massen nach dieser auch in dem vergangenen Jahrhundert bewährten und bestätigten Anweisung des ersten und größten Präsidenten unsers Landes zu beeinflussen und zu erziehen. Denn während einerseits gegenüber der besonders bei der Verwaltung öffentlicher Gelder zutage tretenden Unehrlichkeit und Leichtsinnigkeit nicht wenige die

Notwendigkeit einer Umkehr, einer Besserung erkennen, meinen viele, es genüge, wenn man den Kindern Unterricht in der Sittenlehre geben lasse.

* * *

Das reiche hin, um bessere Bürger zu erziehen. Unterweisung in der christlichen Religion sei dazu nicht erforderlich. Washingtons Blick war schärfer, seine Erfahrung reicher, seine Einsicht größer. Er hatte es erkannt, daß gesunde Sittlichkeit nur auf dem Boden der Religion gedeihe, nur eine Blüte und Frucht der Gottesfurcht sei. Möchten wir uns diese Mahnung ins Herz schreiben lassen. Es bleibt dabei: Gott ist der Geber aller guten Gabe und aller vollkommenen Gabe. Die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang. Die höchste Form der Offenbarung Gottes aber haben wir im Christentum. Der christliche Glaube ist die sicherste Grundlage des Wohlergehens und der Größe unsers Volks.

* * *

Diesen Grund wollen wir uns nicht unterwühlen lassen, weder von Juden, noch von Heiden.*) Leider sind von den erstern so viele ungläubig geworden und leben ohne Gott dahin, gerade wie wir so viele „Christen" im Lande haben, die ohne Christus fertig werden zu können meinen.

Wer Washington recht verherrlichen und preisen und ihm recht nachfolgen will, der muß aufs ernstliche bestrebt sein, ein tugendhaftes, in sittlicher Beziehung möglichst vollkommenes Leben zu führen, und das kann er nur mit Hilfe des dreieinigen Gottes.

* * *

Also der Staat kann ohne die Religion nicht gedeihen, kann ohne die stille Beihilfe und Wirksamkeit der christlichen Kirche nicht zu seiner rechten Blüte und vollen Machtentfaltung gelangen. Beweis genug, daß unser Staatswesen ein christliches sein und bleiben muß, nicht unter dem Einfluß einer herrschsüchtigen und ehrgeizigen Priesterschaft, wohl aber unter der Einwirkung des Evangeliums, des Geistes Christi. Mögen die leitenden Männer unsers Volks in Kirche, Schule und Staat das allezeit beherzigen und, so viel wie nur möglich, Hand in Hand mit einander arbeiten.

Das Tanzen in den Schulen.

Pastor Francis E. Clark, der Vater der Vereine für Christliche Bestrebungen, hat das Wort ergriffen gegen die Unsitte des Tanzens auf einem Teil der amerikanischen Schulen. Er bemerkt, es sei hohe Zeit, daß das amerikanische Volk die Augen auftue und sehe, was für Zustände auf manchen unserer Hochschulen herrschen, und (fügen wir hinzu) auf manchen Elementarschulen. Ein bedeutender Prozentsatz dieser Schulen übe einen geradezu entsittlichenden und herabwürdigenden Einfluß aus.

* * *

Die Ursache davon seien zum großen Teil die von den Hochschulen gehaltenen Tanzvergnügen. Diese werden von den Lehrern begünstigt, während ein Teil der Eltern dieser fraglichen und für viele schädlichen Unterhaltung zumal zu so später Stunde, ablehnend gegenüber stehen. Wer sich aber von derlei Belustigungen fernhalte, werde nicht als voll angesehen und gering-

*) Auch nicht von fanatischen Orthodoxen, die für die unfehlbare Orthodoxie ihrer Kinder zittern, wenn dieselben nicht von exklusiv orthodoxen Lehrern unterrichtet werden. (D. R.)

schätzig behandelt. Vielen noch nicht erwachsenen Mädchen seien diese Tänze für Leib und Seele zum Verderben geworden.

* * *

Die geheimen Gesellschaften auf den Hochschulen mit ihren Aufnahmefeierlichkeiten seien noch schlimmer als die Tänzereien. Sie dienen nur dazu, das feine Gefühl der jungen Mädchen abzustumpfen und Zartgefühl in Roheit umzuwandeln. Pastor Clark, der gewiß in der Lage gewesen ist, vielerorten Erfahrungen zu sammeln, behauptet, daß die Schülerinnen der Hochschule sich auf den Straßen und in den Straßenbahnwagen mehr durch ungebührliches, ja rohes Wesen auffällig machen als die Knaben.

* * *

Selbstverständlich äußert sich dies gerügte Unwesen in manchen Städten mehr als in andern, aber die Gefahren, welche das Tanzen und das Verbindungswesen, besonders für die jungen Mädchen mit sich bringt, drohen allen Mädchen gleichermaßen. Es ist überhaupt seltsam und für viele unverständlich, daß die Schule ihre Zöglinge ermuntert, einem Vergnügen zu huldigen, das wenigstens für viele den ersten Anlaß zu sittlichem Verderben gibt. Es wird in der Tat hohe Zeit, daß die Eltern solchen unberechtigten Bestrebungen der Schule, den Kindern die Abhaltung von Tanzvergnügen zu erleichtern, entschieden entgegentreten. (Gegen diese Verirrungen haben wir noch keinen Protest gefunden in lutherischen Blättern. D. R.)

Wissen ist eine Macht.

Das ist eine Tatsache. Mehr und mehr rücken Männer mit gründlicher Bildung in die einflußreichen Stellen im Geschäft und in die obersten Aemter in Stadt und Staat ein. Darum ist es gewiß erstrebenswert, daß, so weit es sich ermöglichen läßt, Eltern ihren Kindern eine gute Erziehung geben lassen. Können auch nicht alle die höchsten Stellen ausfüllen, so öffnet sich doch den Begabteren unter unseren jungen Leuten ein freierer Wirkungskreis, in dem sie ihre Kräfte erproben und nach höheren Zielen ringen können.

* * *

Es wäre aber nun ganz verfehlt, wenn Eltern dächten, daß eine gute Ausbildung auf den höhern Schulen das Beste sei und das Allerwichtigste, was man den Kindern auf ihren Lebensweg mitgeben könne. Die Kenntnisse und Fähigkeiten mögen den jungen Männern und den Jungfrauen Macht und Einfluß verleihen, aber diese mögen mißbraucht werden und ihren Inhabern Schaden bringen, statt Segen. Es gehört noch ein anderes dazu, nämlich die rechte Klugheit, ja Weisheit, welche die Jugend lehrt, ihre Gaben, ihre Machtstellung recht zu gebrauchen. Der echten Weisheit Anfang aber ist die Furcht Gottes.

* * *

Ohne Frömmigkeit des Herzens, ohne den christlichen Glauben, ist das Lebensschifflein eines Menschen, auch wenn die Segel von den günstigsten Winden geschwellt werden, in steter Gefahr. Ist Jesus nicht der Steuermann, so drohen überall verborgene Klippen, so lauert das Verderben auf allen Seiten. Nehmen aber die jungen Leute, die jetzt die Schulen verlassen, und ins Leben eintreten, den Herrn Jesus mit auf ihre Lebensreise, sind sie sich dessen allezeit bewußt, daß sein Auge auf ihnen ruht, wollen sie sich von seinem Wort und Geist leiten lassen, so bleiben sie vor vielen Versuchungen

und sonstigen Gefahren bewahrt, denen gerade die Jugend ausgesetzt ist, sie lebe nun in der Stadt oder auf dem Lande. Denn wenn das Wissen eine Macht ist, so ist der Glaube eine Großmacht, vor der alle andre Macht schwindet, weil er sich der göttlichen Verheißungen getrösten und auf Gottes allmächtigen Gnadenbeistand hoffen darf.

* * *

Gläubige Eltern und kluge Eltern werden deshalb ihre Kinder am liebsten den Lehranstalten anvertrauen, die die Gewähr bieten, daß die ihnen anvertrauten Zöglinge nicht nur eine Fülle von brauchbaren Kenntnissen erwerben, sondern die noch wichtigere Pflege des geistlichen Lebens erfahren, also ihr Herz nicht leicht an das Irdische verlieren, sondern angeleitet werden, bei aller Ausbildung der Geisteskräfte vor allem zu trachten nach dem, das droben ist.

Neue katholische Regeln.

Von La Crosse, Wis., kommt der Bericht, daß der römisch-katholische Bischof daselbst bekannt gegeben habe, daß er in Zukunft die Vermählung protestantischer Männer mit katholischen Frauen nur dann genehmigen werde, wenn der Bräutigam sechs Wochen lang wöchentlich zwei Stunden Unterricht in der katholischen Religion erhalten hat. Infolge der strengen Durchführung dieser Regel sollen von 30 angemeldeten Bräutigamen 25 nach Empfang des sechswöchentlichen Unterrichts sich der katholischen Kirche angeschlossen haben, wodurch eine bischöfliche Dispensation unnötig wurde.

* * *

Wenn irgendwo, dann hatte die römisch-katholische Kirche in Südamerika freien Spielraum gehabt, und hier hätte sie vor allem andern zeigen können, wie zivilisierend, wie hebend, wie bildend römischer Katholizismus auf ein Volk einzuwirken vermag. Aber das gerade Gegenteil läßt sich wahrnehmen in den südamerikanischen Ländern, die ganz und gar unter dem päpstlichen Scepter standen und großenteils noch stehen. Nach dem Urteil von Robert Speer, Sekretär der Auswärtigen Missionsbehörde der Presbyterianerkirche, ist Südamerika das bedürftigste Missionsfeld der Welt, trotz der Tatsache, daß die römisch-katholische Kirche daselbst schon jahrhundertelang missionirend tätig gewesen ist. Herr R. Speer hat das Missionswerk seiner Kirche in Brasilien, Chile, Uruguay, Argentinien, Peru, Bolivia und Columbia einem eingehenden Studium unterworfen. Die Studenten in den höheren Lehranstalten sollen dort intellektuell sowie moralisch weit hinter denen in Japan und Indien zurücktreten. Die Hälfte der Einwohner in Chile und in manchen Ländern so hoch wie 85 Prozent können weder lesen noch schreiben. Dieses Urteil des Herrn Speer darf als maßgebend betrachtet werden, da er auf dem Gebiete der auswärtigen Mission eine der höchsten Autoritäten ist und persönlich fast alle Länder der Welt bereist hat. Hier kann man so ungefähr sehen, was die Welt heute noch ohne den Protestantismus wäre.

Ausland.

Die Lage der protestantischen Landeskirche in Bayern rechts des Rheins.

(Schluß.)

Hirtenbrief des Präsidenten Dr. v. Bezzel. Der Präsident des Münchener Oberkonsistoriums, Dr. v. Bezzel, hat an die protestantischen Geistlichen Bayerns folgenden Erlaß hinausgegeben:

Hochzuehrende Väter und Brüder, ich darf in dieser ernsten Zeit ein Wort an Sie richten, dessen treue Meinung Gott nicht ganz ungesegnet lassen wolle.

Wie ernst und bewegt unsere Zeit ist, wissen wir alle. Die Unkirchlichkeit und willentliche Abwendung von den Lebenskräften des Evangeliums nimmt zu. Die rühmliche Kirchlichkeit namentlich unserer ländlichen Bevölkerung kann nicht ganz trösten, da wir wissen, welch starke Schatten auch auf diesem lichten Bild ruhen. Mit großem Eifer gehen die Sekten vor, um der krankenden Kirche Schaden und Abbruch zu tun, und die in manchen Gegenden mit heilsamem und heiligem Ernste einsetzende Gemeinschaftsbewegung ist nicht immer gerecht genug, das vorhandene Gute anzuerkennen, noch barmherzig genug, Leid und Schuld der Kirche mit ihr zu tragen und an ihr zu bessern. Durch die Reihen unserer vornehmsten Mithelfer, der Lehrer, geht oft ein abschreckend kalter Zug der Verstimmung gegen Schriftwort und Schriftglauben; viele tüchtige, treffliche Männer stehen ablehnend zur Seite.

Was aber am meisten ängstet und bedrückt, ist die Gegensätzlichkeit unter den Trägern des geistlichen Amtes, die doch auf e i n Bekenntnis sich verpflichtet haben. Zwar Gegensätzlichkeit hat in unserer Landeskirche immer bestanden, ein uniformes Luthertum ist kein Segen. Wir haben die ausgeprägt konfessionelle Richtung, wie sie der unvergeßliche Löhe mit Ernst und lauterer Innigkeit vertreten hat neben der biblizistischen des seligen T. Beck und ihrer Schriftfrömmigkeit zum Segen unseres Kirchentums erlebt, auch andere Sondermeinungen nur zum Gewinn erfahren und getragen.

Welche Mannigfaltigkeit der Predigtweise hat in den letzten fünfzig Jahren unsere Landeskirche ihr zur Freude und Erbauung haben dürfen! Neben der tiefgrabenden frommen Schlichtheit eines Caspari den majestätisch geistlichen Schwung und die anbetende Weise eines Löhe, zur trefflich lehrhaften Art der Thomasianischen Predigt trat die psychologisch feine etwa eines Bomhard! Aber alle Vielseitigkeit der Richtungen und Weisen war in dem Bestreben eins, den Herrn der Kirche nach dem von ihm geredeten und ihn bezeugenden Worte zu verkünden, der nachdem er in anbetungswürdiger Treue sich erniedrigt und den Fluchtod am Kreuze für unsre Sünde getragen hat, zur Rechten der väterlichen Majestät erhöht für seine ihm entgegenharrende Gemeinde betend und hoffend eintritt, bis er zu ihrer Vollendung hoheitsvoll wiederkehren wird. Die Predigt seines truglosen Wortes, der schlichten Größe seiner Wunder ohne Abtun und Zutun hat durch die Gehorsamstreue an Wirkungskraft nicht eingebüßt, die Einheit des Bekenntnisses zu dem ganzen Christus der Kirche hat alles Große, Reiche und Reine in den Bereich gezogen und ist nicht eintönig geworden.

Jetzt aber ist die Treue gegen den Glauben, der unsere Väter stark, siegesfroh und sterbensmutig gemacht hat, die Ehrerbietung gegen die Heilige Schrift, deren Wort nicht vergangenen sondern allen Zeiten vermeint ist, die Willigkeit, Bedenken und Zweifel in würdigem Trotz niederzuringen, nimmer das uns Geistliche einigende Band. Nur wenige — das sei mit Dank erwähnt — werfen mit geflissentlicher Eile „den überkommenen Ballast“ aus dem Kirchenschiff, aber schmerzlich erfährt man, wie viel edle und ernste Arbeit, ohne daß sie auflösen, vielmehr obgleich sie bauen und fördern will, gegen das Bekenntnis, in dem die Kirche mit menschlich begrenzten, aber vom Heiligen Geiste geadelten und bestätigten Worten ihren Dank für Kreuz und Sieg ihres Herrn niedergelegt hat, angeht und ankämpft.

Ich beklage es tief, daß die Kirche eine Philosophenschule und ihre Diener Kritiker werden sollen, da sie doch Haushalter über und in Geheimnissen

sein dürfen, deren Verwaltung nicht unfrei noch unfromm macht, sondern in lauterer Gebundenheit herrliche Freiheit und segensvolle Weitschaft verstattet.

Der selige Thomasius hat einmal gesagt, es sei seines Herzens Freude gewesen, wie er seine theologische Erkenntnis und das Bekenntnis der Kirche stets im Einklang gewußt habe. Sollte diese Freude nimmer wahrhaftig, nicht gottgemäß sein dürfen?

Noch ist nicht klar zu sehen, was der Herr in dieser scheidungsreichen und entscheidungsvollen Zeit tun heißt, noch scheint hoffende Geduld, betendes Wachen Pflicht und Aufgabe. Aber das erkläre ich mit aller Bestimmtheit aus einem an Ordinationsversprechen und Lebenserfahrung gebundenen Gewissen heraus, daß von einer Gleichberechtigung der Richtungen nicht die Rede sein kann. Theologische Richtungen in Ehren, aber hier sind religiöse Differenzen vorhanden, bei denen nicht die eine Meinung, welche vor dem erhöhten Jesus die Knie beugen und ihn als Herrn anbeten heißt, wie die andere, die beides verweigert, in gleichem Recht sein kann.

Von eigener Unzulänglichkeit oft bedrückt und um Hilfe verlegen, viel bekümmert und wenig noch erfreut will ich gern Zeit, Kraft und Erfahrung meinen Brüdern zur Befragung und, wenn es sein darf, zur Belehrung widmen, aber auch den Ernst des Handelns, wenn dazu die Stunde gekommen ist, nicht versäumen. In all dem weiß ich mich, dankbarer Ehrerbietung voll, mit meinen hochverehrten Amtsgenossen in der Kirchenleitung eins.

Gott aber, der Treue übt, liebt und segnet, führe uns alle zu wahrer Einheit des Bekennens hier im Kampfe und einst zu froher Einstimmigkeit des Preises der Heimat!

Friede sei mit uns! Er ist unser Friede. In brüderlicher Ehrerbietung!
(gez.) Hermann Bezzel. München, März 1910.

Wie sehr sticht doch dieses mannhaft mutige Zeugnis Dr. Bezzels ab von den diplomatisch verklausulierten zweideutigen Erlassen des preußischen Oberkirchenrats, die nicht Ja und nicht Nein zu sagen wagen, sondern halbherzig hin und her schwanken in ihren Urteilen. Gott gebe dem Mann an seiner hohen Stelle viel Gnade, Segen und Weisheit, um das bedrohte bayrische Kirchenschiff sicher durch die Klippen, Wogen und Brandung weiter zu leiten, daß es nicht zerschellt an den Klippen des Modernismus.

Wir glauben, die Gerechtigkeit erfordert es, daß wir auch die Antwort beifügen, welche die beiden Führer der modernen Theologen auf Dr. Bezzels Hirtenbrief gegeben haben. Wir entnehmen sie der „Reformation". Sie berichtet:

Einen offenen Brief an Dr. v. Bezzel haben die Führer der modernen Theologen in Bayern, P. Dr. Geyer und P. Lic. Dr. Rittelmeyer, in Beantwortung seines Briefes gerichtet. Aus diesem Briefe geben wir die wichtigsten Stellen wieder:

Hochwürdigster Herr Präsident fühlen sich freilich von uns religiös getrennt und ziehen den Trennungsschnitt klar und scharf zwischen solchen, die vor Jesus die Knie beugen und ihn als Herrn anbeten, und solchen, die beides verweigern. Glauben Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren wirklich mit dieser Unterscheidung unsere Stellung zu Jesus entsprechend und erschöpfend charakterisiert zu haben? Wir wollen und können uns nicht über alle zartesten Beziehungen unserer Seele zu Jesus, unserem Herrn, aussprechen. Es ist sicher richtig, daß wir dem Gebet zu Jesus, ohne es irgend jemand wehren zu wollen, im allgemeinen das auch biblisch besser begründete Gebet im Na-

men Jesu vorziehen. Es ist sicher richtig, daß wir Jesus auf der einen Seite deutlicher von Gott unterscheiden, aber nur um ihn, wie wir glauben, auf der andern Seite um so inniger mit Gott zu verbinden. Wenn er in unserer Seele lebendig ist als der, in dem Gott seine menschliche Wirklichkeit gefunden hat und der Mensch seine göttliche Wahrheit: Ist dies zu wenig Ehre für ihn? Verdienen wir deshalb den Ausschluß von seiner Gemeinde oder doch vom Dienst in seiner Gemeinde? Und noch eine Frage haben wir auf dem Herzen: Hat Jesus selbst die von Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren angegebene Unterscheidung irgendwo und irgendwie als das Merkmal aufgestellt, das seine wahren Jünger von den falschen entscheidend trennt? Und wenn er dies Merkmal etwa für spätere Zeiten als das eigentliche Unterscheidungszeichen hätte in Geltung haben wollen: hätte er dies nicht leicht sagen können und unbedingt sagen müssen? Wir finden aber in Jesu Worten ganz andere Kennzeichen der wahren Jüngerschaft: „Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel!" „Dabei wird jedermann erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt!" Was Jesus selbst als Kennzeichen der echten Jüngerschaft angegeben hat, das scheint uns jedenfalls, mag es auch dogmatisch nicht zu genügen scheinen, am wenigsten außer acht gelassen werden zu dürfen, wenn es sich um den Dienst in der Kirche handelt, die seinen Namen tragen will. Hochwürdigster Herr Präsident wissen selbst, wie herzlich wir uns um diese von Jesus selbst aufgestellten Merkmale bemühen. Will man uns trotzdem in der Kirche Jesu die Existenzberechtigung absprechen, so mag man es auf eigene Verantwortung tun. Wir unserseits haben uns oft geprüft und werden uns immer wieder prüfen, ob wir unsere Wirksamkeit vor Jesus selbst zu verantworten uns getrauen, und wir dürfen im vollen Bewußtsein unserer persönlichen Schwächen darauf mit einem freudigen Ja antworten.

Es gibt freilich einen Punkt, in dem wir uns von Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren weit getrennt fühlen, schmerzlich weit, wenn nämlich Hochwürdigster Herr Präsident den Wunsch aussprechen, das einigende Band unter den Geistlichen möchte wieder die Willigkeit werden, Bedenken und Zweifel in würdigem Trotze niederzuringen. Alle große Verehrung, die wir Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren gern immer aufs neue aussprechen, darf uns nicht abhalten, offen zu bekennen, daß uns dieser Weg zur Einigung als ein sehr gefährlicher Weg erscheint. Sollte es etwa doch Gottes Wille sein, uns durch allerlei Kämpfe hindurch zu einem neuen Verständnis der alten Wahrheiten zu führen, das wir jetzt noch nicht überschauen, könnte dann nicht dieser Trotz sich leicht gegen Gott selbst richten? Wir wenigstens, wollten wir es versuchen, allen Bedenken und Zweifeln gegen das Ueberkommene mit würdigem Trotz zu begegnen, würden uns der Befürchtung niemals entschlagen können, daß wir vielleicht einmal erfunden werden als die, die wider Gott gestritten haben. Ohne im geringsten über das Gewissen anderer urteilen zu wollen, können wir uns doch nur dann auf Gottes Wegen fühlen, und eines guten Gewissens erfreuen, wenn wir alle Bedenken und Zweifel bis zu dem Ende durchkämpfen, das sich bei ebenso unbedingtem Wahrheitssinn wie völliger Gottergebenheit uns zeigt."

Die beiden Führer der modernistisch gerichteten Pfarrer in Bayern sind zweifellos hochbegabte, persönlich sympathische, von warmer Religiosität und starkem Arbeitsdrang erfüllte Männer. Wenn sie von dem Standpunkt nicht

hinabgleiten, den sie in ihrem rühmlich bekannten Predigtbuch „Gott und die Seele“ einnehmen, so wird schwerlich die Stunde schlagen, wo sie aus ihrem Amte weichen müßten. Aber sie sind die Führer, und andere Geister, radikaler, konsequenter, noch subjektivistischer als sie, folgen ihnen nach. Wer die Glaubensstellung zu Jesus hinter die sittliche Nachfolge zurückstellt, wer den Zweifel zum Kennzeichen der Frömmigkeit erhebt, macht Bahn für eine Entwicklung, die zur Auflösung der Kirche führt.

Die Weltmissionskonferenz in Edinburg, versammelt vom 13. bis 23. Juni 1910 ist ein weltgeschichtliches Ereignis, das wir in unserer Rundschau doch nicht ganz übergehen dürfen; wenngleich wir es den übrigen Blättern überlassen müssen, im einzelnen über deren Verhandlungen zu berichten. Eine farbenreiche Beschreibung der Eröffnung dieser Konferenz gibt ein Spezialkorrespondent der „Hom. Rev.“ im Augustheft des genannten Blattes, die so recht den kosmopolitischen und ökumenischen Charakter dieser Konferenz zeigt.

Wir glauben unseren Lesern am besten zu dienen, wenn wir gerade diesen Teil der Mitteilung im englischen Original wiedergeben, da darin Ausdrücke vorkommen, die in deutscher Uebersetzung sich kaum adäquat wiedergeben lassen. Unsere Leser mögen das selbst beurteilen. Der Bericht lautet:

For ten days, from June 13th to 23d, the "Athens of the North," as Edinburg has been styled, has been a "City of Babel." This conference was opened with a strangely mingled and almost fantastic ceremony, so far as the unprecedented aspect of the occasion was concerned. Clad in the full splendor of his official paraphernalia, the Lord Provost of Edinburg welcomed the delegates; his colleagues, bailies, judges, and magistrates, all in splendid scarlet, clustering behind him, while four officials in medieval costume carried halberds. The reception was held in the public museum and the surroundings ministered to the cosmopolitan atmosphere of this extraordinary assembly. For all round stood weird figures of Egyptian and Ionian deities, freaks of Oriental architecture, and marvels of Greek sculpture.

The 1,200 delegates from all parts of the earth only formed a minority of the assembly, for the invited guests made up a gathering of over 4,000 who were welcomed. For over two hours the Lord Provost stood shaking hands with visitors from China, India, and almost every district of the world that can be thought of by the geographical expert. Quaintness and bewildering variety characterized the spectable. Everywhere you could see Americans in Panamas or white felt hats, jostling frock-coated Germans, clerics of all nationalities and all denominations, turbaned Orientals, Chinese in pigtail and bright blue robes, with red buttons flaming in blue skull-caps, pure negroes, and sandaled, brown-robed members of Hindu Christian brotherhoods.

The almost weird skirl of the Scotch bagpipes followed the opening prelude of the brass band, and then a bugle-call rang through the hall, as a sign that the Lord Provost was about to deliver his message of welcome. His grateful utterance was responded to in appropriate terms by Lord Balfour of Burleigh, the distinguished Scottish Peer who has acted as president of this conference, undoubtedly the most truly representative and altogether the most remarkable gathering ever assembled in the whole history of Christianity. There have been notable councils in

every age since Pentecost, but these have either been sectional or have been Pan-Methodist, or Pan-Presbyterian, or Pan-Episcopalian, or Roman, or have belonged to some one or two continents; but here was a convention from all lands inhabited by humanity throughout the whole "*orbis terrarum.*" International religious conferences there have been, the last previous conclave of the kind being held in New York in 1900; but the Edinburg conference of 1910 has never been equaled in scope, variety, and organization.

The main object of the conference was to discuss the report of a commission on missionary work which had been at work for two years. This commission, which was divided into eight sections, each consisting of a score or more of experts, corresponded with missionaries in all parts of the world. Thus the way was laboriously and elaborately paved for the actual proceedings of the conference.

Den großartigen Unionscharakter der Konferenz betont auch der Bericht, den die „Ref.", erstattet von Emil Ohly, über dieselbe bringt. Er schreibt darüber:

Schon die einfache Tatsache der Konferenz, ganz abgesehen von der besonderen Zeitlage für die Mission, ist von großem Wert gewesen. Wenn eine Versammlung, wie die zu Edinburg, auf katholischem Boden stattgefunden hätte, so wäre das nichts Außergewöhnliches gewesen, da die katholische Kirche eine geschlossene und im wesentlichen einheitliche Größe ist. Daß aber der Protestantismus, dieses in sich zerteilte und zerklüftete Gebilde, in dem so viele zentrifugale Kräfte wirksam sind, in solcher Einmütigkeit und Vollständigkeit in Edinburg zusammentrat, ist eine Tatsache, die der höchsten Beachtung wert ist. Die 1200 Delegierten zu den Versammlungen in der Assembly Hall repräsentierten 160 verschiedene protestantische Kirchengemeinschaften. Alles Trennende trat zurück hinter der gemeinsam gefühlten Verpflichtung der nichtchristlichen Welt gegenüber. Englische Hochkirchler und schottische Presbyterianer, schwedische Lutheraner und reformierte Schweizer, deutsche Protestanten jeder Richtung, Baptisten und Methodisten, Kongregationalisten und Quäker — wer könnte sie alle nennen? — sie fühlten sich eins in dem Bewußtsein, Vollstrecker des Missionsbefehls sein zu müssen. Wie weitete sich das Herz, als man fühlen durfte, daß auch jenseits der Grenzpfähle des eigenen Kirchentums derselbe Glaube, dieselbe Liebe, dieselbe Hoffnung ihre Kräfte entfalten. Die Teilnahme an den Andachten der Konferenz, wo die verschiedensten Redner dieselbe geistliche Nahrung darboten, wo evangelische Christen aller Völker und Zonen denselben Glauben bekannten und in Einheit des Geistes ihr Vaterunser beteten, ist wohl jedem Edinburger eine Glaubensstärkung gewesen. Die Edinburger Konferenz hat es einmal gezeigt, daß der Protestantismus soviel Kraft und Selbstbesinnung hat, das in necessariis unitas in die Wirklichkeit umzusetzen. Wenn die Konferenz nichts anderes erreicht hätte, als diese Konzentrierung aller protestantischen Richtungen auf ein großes Ziel, so wäre das schon ein überschwänglicher Segen.

Natürlich brachten die Debatten über die verschiedenen Probleme die mannigfaltigsten Meinungen zu Tage. Auch grundsätzliche Verschiedenheiten in methodischen Fragen kamen offen zum Ausdruck. Man hatte jedoch niemals das Gefühl, daß die Einheit des Geistes gefährdet sei. Die Absicht der Konferenz ging ja auch gar nicht dahin, etwa eine einheitliche Missionsmethode des Protestantismus festzulegen. Die Edinburger Tagung war als Konferenz gedacht und nicht als Konzil. Darum nahm man auch grundsätz-

lich davon Abstand, irgendwelche Beschlüsse und Resolutionen zu fassen. Selbst die ursprünglich geplante Resolution in Sachen der Kongofrage ließ man fallen, obwohl ein einmütiger Beschluß vielleicht hätte erreicht werden können. Dem **in dubiis libertas** wurde in weitgehendster Weise Rechnung getragen. Sicherlich ist dieser freie Austausch von Gedanken und Erfahrungen der Sache dienlicher gewesen, als wenn man lange Resolutionen gefaßt und Minoritäten vergewaltigt hätte. Das evangelische Prinzip der Freiheit in der Gestaltung der Mittel und Wege zum Ziel wurde von der Konferenz in wohltuender Weise gewahrt. Die Eingabe an die englische Regierung wegen des Opiumhandels in China und die Petition an die Brüsseler Konferenz in Sachen des Branntweinhandels, welche von vielen Konferenzteilnehmern unterzeichnet wurden, sind nicht als Kundgebungen der Konferenz zu betrachten. Die Unterzeichner kommen lediglich als Privatpersonen dabei in Betracht.

Ueber weitere Einzelheiten zu berichten müssen wir uns leider versagen. Wir hoffen, daß reicher Segen auch von dieser Versammlung ausgehen wird über das ganze, der christlichen Kirche befohlene Gotteswerk in der Heimat und in der Fremde.

Der Evangelisch-soziale Kongreß und die kirchlich-soziale Konferenz in Deutschland.

Wer sich über die Unterschiede dieser beiden Körperschaften unterrichten will, lese nachfolgende Notiz, die Pastor E. Bunke in „Ref." darüber brachte in seiner „Lit.-Beilage."

Die beiden sozialen Vereinigungen, die aus dem sozialen Triebe innerhalb der evangelischen Kirche hervorgegangen sind, haben in diesem Jahre glänzende Tagungen hinter sich. Der ältere Evangelisch-soziale Kongreß hat in Chemnitz getagt, die jüngere Kirchlich-soziale Konferenz in Hannover. Die Verhandlungsgegenstände verdienen in hohem Maße die Aufmerksamkeit aller evangelischen Christen, die an der sozialen Bewegung unserer Zeit Anteil nehmen und der evangelischen Kirche eine Aufgabe daran beimessen. Sie sind nicht neu, aber jeder der Vortragenden hat sie in neue Beleuchtung gerückt und das Gewissen der Christen zur sozialen Mitarbeit geschärft. Die beiden Vereinigungen unterscheiden sich bekanntlich dadurch, daß der Evangelisch-soziale Kongreß je länger je mehr eine Sammelstätte für diejenigen geworden ist, die auf Grund der modernen Weltanschauung mit dem biblischen Evangelium nicht mehr einverstanden sind, sondern es nach dieser oder jener Richtung abschwächen. Wie verschiedenartig auch unter ihnen die Auffassung evangelischen Christentums ist, zeigt sich bei den Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses in der Besprechung über den Vortrag „Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung". Für viele der Teilnehmer ist von dem evangelischen Christentum nur ein neuprotestantischer Idealismus übrig geblieben. Dagegen die Kirchlich-soziale Konferenz steht mit ihrem Bekenntnis zu dem biblischen Evangelium viel geschlossener da und kann daher sich auch auf das Gebiet der Arbeit wagen, wie sie es denn auch schon umfassend getan hat. Am klarsten wird der Unterschied bei einem Vergleich des eben genannten Vortrags von Pastor Liebster-Volksmarsdorf-Leipzig mit dem Vortrag des Reichstagsabgeordneten und Führers in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, Franz Behrens, über „Wandlungen in der Sozialdemokratie?" Der neuprotestantische Idealismus erkennt in den geistig beherrschenden Gedanken der wissenschaftlichen Führer der Sozialdemokratie

bis zu einem gewissen Grade Fleisch von seinem Fleisch. Darum hofft er noch immer, daß die idealen Gedanken der Sozialdemokratie noch einmal die materialistischen Anschauungen überwinden. So ist denn bei allen Unterschieden der religiösen Anschauung, die sich unter den Mitgliedern des Evangelisch-sozialen Kongresses bei dieser Verhandlung offenbarten, doch der Wunsch gemeinsam gewesen, durch Diskussion, d. h. durch Gedankenarbeit, durch verstandesmäßige Auseinandersetzung den Geist der Sozialdemokratie zu überwinden und ihre Entwicklung in gesunde Bahnen zu lenken. Dagegen fußt der Vortrag auf dem Kirchlich-sozialen Kongreß auf der Beobachtung der harten Tatsachen des wirklichen Lebens und auf der Erkenntnis der Notwendigkeit, gegenüber der geschlossenen Macht der Sozialdemokratie, die sich in kirchenfeindlichem und antireligiösem Interesse betätigt, die Sammlung der christlich gesinnten Arbeiter zu betreiben und zu fördern. Es kann unseres Erachtens keine Frage sein, daß dies Ziel für Staat und Kirche das nächste und notwendigste ist. Aber wir räumen gern ein, daß die freie Diskussion ein Mittel ist oder doch sein kann, um auch die irgendwie zu erreichen, die für die christlich-nationale Arbeiterbewegung nicht zu gewinnen sind. Ein grundsätzliches Bedenken bleibt uns freilich immer. Bei solcher Diskussion ist wenig Ersprießliches zu erwarten, wenn die Vertreter des Christentums selber zu dem Evangelium und der Person Jesu Christi eine gebrochene Stellung einnehmen. Wir erkennen gern allen christlichen Idealismus an, der sich um die sozialdemokratischen Glieder des Arbeiterstandes bemüht. Aber es ist und bleibt unser Wunsch, daß diese sozial interessierten Pfarrer beim Zusammentreffen mit der antichristlichen Weltanschauung der Schwäche ihrer eigenen Stellung sich bewußt werden und selber in die Kraft des Evangeliums eindringen möchten. Der Vortrag, den Behrens über „Wandlungen in der Sozialdemokratie?“ gehalten hat, sollte in den Kreisen des Evangelisch-sozialen Kongresses deshalb ja beachtet werden.

Der Vortrag von Mahling über die soziale Bedeutung der christlichen Gemeinde wird noch viel von sich reden machen. Er behandelt das Problem der Gemeindearbeit vom Standpunkt des Glaubens, daher tiefer, als es in neuerer Zeit üblich ist. Um so notwendiger ist die Auseinandersetzung mit ihm.*)

Die Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz trat am 26. Mai zu ihrer 30. Tagung in Eisenach zusammen.

In der von dem Großherzog zur Verfügung gestellten Wartburgkapelle

---

*) Folgende drei Schriften werden in diesem Zusammenhang von Pastor Bunke angezeigt und mögen als Belegschriften für seinen Standpunkt angesehen und studiert werden.

„Die Verhandlungen des 21. Evangelisch-sozialen Kongresses,“ abgehalten in Chemnitz vom 17.—19. Mai 1910. Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung von Georg Liebster, Pastor in Volkmarsdorf-Leipzig. Käuferpflichten von Dr. Heinrich Herkner, Prof. in Charlottenburg. Fabrikarbeit und Frauenleben von Dr. Marie Baum. Göttingen. 1910. Vandenhoeck &Ruprecht. 153 S. 2 Mk.

Mahling, Friedrich, Dr., Konsistorialrat, ord. Prof. a. d. Universität Berlin. „Die soziale Bedeutung der christlichen Gemeinde und die daraus sich ergebenden Folgerungen für ihre Arbeit.“ Referat, gehalten auf dem 15. Kirchlich-sozialen Kongreß in Hannover. Berlin. 1910. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 90 S. 75 Pf.

Behrens, Franz. Mitglied des Reichstags. „Wandlungen in der Sozialdemokratie?“ Ein kritisches Wort. Referat, erstattet auf dem 15. Kirchlich-sozialen Kongreß am 31. März 1910 in Hannover, mit Diskussion. Ebendaselbst. 58 S. 50 Pf.

hielt Wirkl. O.-Konf.-Rat Gen.-Supt. Dr. Kaftan-Kiel über den Text Röm. 3, 28 die Eröffnungspredigt. Die darauffolgende erste Sitzung wurde wie herkömmlich in dem Saale des Großherzogl. Stadtschlosses durch den seitherigen Präsidenten Oberhofprediger Dr. Ackermann-Dresden eröffnet, welcher auch für die diesjährige Tagung als Vorsitzender wiedergewählt wurde. Das Fürstentum Reuß ä. L. sandte zum ersten Male einen Vertreter zur Konferenz und erklärte gleichzeitig seinen Anschluß an den Deutsch-Evangelischen Kirchenausschuß. Gegenstand der Verhandlung war der Geschäftsbericht des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, zu welchem von mehreren Berichterstattern Erläuterungen gegeben wurden. Vertreten waren in dieser Konferenz die evangelischen Landeskirchen wohl aller deutschen Staaten; auch die evangelische Kirche in Oesterreich.

In der Sitzung vom 27. Mai wurde die Beratung des Geschäftsberichtes des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses fortgesetzt. Namentlich kam die Arbeit dieses Ausschusses für die kirchliche Versorgung der deutschen evangelischen Diaspora im Auslande, besonders auch derjenigen in den deutschen Schutzgebieten Afrikas, zu eingehender Behandlung. Die Konferenz gab ihrer Befriedigung Ausdruck über den guten Fortgang dieser Arbeit, die einen wesentlichen Teil der Wirksamkeit des Ausschusses bildet und noch andauernd im Wachsen ist.

Hierauf trat die Konferenz ein in die Beratung über die Stellung der Kirche zum Religionsunterricht in der Volksschule, ohne noch mit dieser bedeutsamen Frage zu einem Abschluß zu kommen.

In der dritten Sitzung vom 28. Mai wurde die Beratung über die Stellung der Kirche zum Religionsunterricht in der Volksschule fortgesetzt mit dem Ergebnis, daß die Vorträge der Berichterstatter im Hinblick auf diese Besprechung zu weiterer Behandlung an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß überwiesen wurden.

Sodann wurde über die Frage verhandelt, ob und welche Schritte geschehen könnten, daß der vorhandene Gemeinbesitz des deutschen evangelischen Volkes an Kirchenliedern festgestellt und den Landeskirchen als Grundstock dargeboten würde, wobei auch zur Sprache kam, wie solche Arbeit etwa für ein Auslandsdiasporagesangbuch nutzbar zu machen wäre. Es wurde die Bestellung einer Kommission zur weiteren Behandlung beschlossen, deren Berufung dem Kirchenausschuß überlassen wurde.

In der vierten Sitzung vom 30. Mai wurde über die Austritte aus der Landeskirche und die Stellung der Kirche dazu an der Hand zweier umfassender Berichte beraten. Die Beratung ergab im wesentlichen Einigkeit über die Kräfte, deren Heranziehung hierzu in Betracht kommen könnten.

In der fünften Sitzung vom 31. Mai wurden zunächst diejenigen Mitglieder benannt, welche von den Kirchenregierungen als ihre Vertretr in den Kirchenausschuß entsendet werden. Alsdann wurde in der Besprechung der Berichte über die Austritte aus der Landeskirche und die Stellung der Kirche dazu fortgefahren und schließlich den darin niedergelegten Richtlinien im allgemeinen zugestimmt.

Ferner wurde über die Erfahrungen in der religiösen Beeinflussung der heranwachsenden Jugend anknüpfend an frühere Verhandlungen der Konferenz Vortrag erstattet, wobei sich hierzu und bezüglich der nach jetziger Sachlage zu empfehlenden Maßnahmen die Konferenz zustimmend verhielt.

Die Kirchenkonferenz hat in ihrer sechsten (und letzten) Sitzung dieser Tagung, 1. Juni, die Berichte über das Deutsche Evangelische Institut für

Altertumswissenschaft des Heiligen Landes, über das Allgemeine Kirchenblatt und über die Kassenverhältnisse der Konferenz entgegengenommen. Als letzter Punkt der Tagesordnung wurde das Gemeindehelferamt und die Stellung der Kirche dazu behandelt.

Da der langjährige, hochverdiente Vorsitzende der Konferenz, Oberhofprediger Dr. Ackermann-Dresden, aus Gesundheitsrücksichten seinen Rücktritt in Aussicht stellte, wurde für diesen Fall und auf den Zeitpunkt seines Ausscheidens Oberkonsistorialrat Dr. v. Kelber einstimmig zum Vorsitzenden erwählt. A. Ev. L. K. Z.

Katholische Antworten auf die Borromäus-Enzyklika.

Die Anmaßung des Papstes hat auch Gutes veranlaßt.

Unter den einflußreichsten Tageszeitungen in Deutschland ist der „Schwäbische Merkur". Zwei merkwürdige Einsendungen erschienen in diesem Blatt. Der eine Artikel ist aus der Feder eines „katholischen Theologen", er bezeichnet des Papstes Erlaß als „unverantwortliche Beleidigung des Protestantismus". Er sagt dann weiter:

„Es ist noch nicht lange her, daß der Jesuit De Luca, Professor an der päpstlich-gregorianischen Universität zu Rom, in seinem „Lehrbuch des öffentlichen Kirchenrechts" (Rom, Pastet 1901) als gut katholische Lehre die Sätze vortrug, daß die Ketzer, d. h. eben auch die Protestanten, wo es die Verhältnisse gestatten, mit dem Tode zu bestrafen seien, denn schon der heilige Hieronymus sage ja, faules Fleisch müsse abgeschnitten, ein räudiges Tier aus dem Stalle vertrieben werden, wenn nicht der ganze Leib und die ganze Herde zu Grunde gehen solle. Die Ketzer aber dürften von der Kirche unbedenklich dem Tode überantwortet werden. Denn auch Falschmünzer und Ehebrecher verdienten ja den Tod; die Ketzer seien aber Falschmünzer, denn sie fälschten das lautere Gold des göttlichen Wortes, und sie seien Ehebrecher, denn sie brechen Gott die Treue, was ein größeres Verbrechen sei, als die Treueverletzung gegenüber der Gattin. Ja, die Todesstrafe sei schließlich für sie selbst eine Wohltat, da sie, wenn man sie länger am Leben ließe, bei ihrer unbeugsamen Halsstarrigkeit nur noch schlimmer würden und daher noch ärgere Qualen in der Hölle zu dulden hätten! — Als diese schauerlichen Auslassungen in der deutschen Presse bekannt wurden, gab sich die ultramontane Presse krampfhafte Mühe, den Jesuiten von ihren Rockschößen abzuschütteln mit der Ausrede, das sei nur die Ansicht eines einzelnen Jesuiten, die dem Jesuitenorden nicht zur Last gelegt werden dürfe und noch viel weniger dem heiligen Stuhl und Katholizismus. Und der gute deutsche Michel ließ sich von der Zentrumspresse einseifen und einschläfern, obschon es doch für jeden, der die Verhältnisse kennt, absolut ausgeschlossen ist, daß jemand in Rom, unter den Augen des Papstes, Lehren verteidigt, die der offiziell kirchlichen Auffassung zuwiderlaufen, ganz abgesehen davon, daß De Lucas Werk noch obendrein mit der Druckerlaubnis der Oberen versehen war und auch nie auf den „Index" kam, auf den die Schriften der Modernisten sofort wanderten. — Nun erschien neuestens ein Werk von einem Franziskanerpater Lepicier, der die Ketzerverbrennungstheorie abermals in der schärfsten Weise verteidigt und zwar wieder mit der Begründung, die Ketzer seien Falschmünzer, ja, sie seien schlimmer als wilde Tiere, und wenn es nichts Unrechtes sei, ein wildes Tier zu töten, so könne es auch verdienstlich sein, einen Ketzer seines gefährlichen Lebens zu berauben. Dieser Pater Lepicier ist aber die rechte Hand Merry del Vals! Das spricht Bände! Alle diese haarsträu-

benden Dinge hat man in Deutschland ruhig hingenommen. Nur jetzt, wenn der Papst in seiner Enzyklika die Folgerungen aus Grundsätzen zieht, die aller Welt nicht fremd waren, nur jetzt beginnt man sich aufzuregen, als wäre wunder was geschehen. Die Regierungen haben die Kurie stets sehr gestreichelt und verhätschelt, ihr Besuche und kostbare Geschenke gemacht; deutsche Protestanten, selbst protestantische Geistliche und Gelehrte laufen sich die Füße wund, um eine päpstliche Audienz zu bekommen, und dann wollen sie sich auf einmal gar nichts gefallen lassen! Hätten die protestantischen Länder auf päpstliche Angriffe schon früher immer die rechte, deutliche, deutsche Antwort gegeben, so würden sie längst besser behandelt. Aber die Protestanten haben das nie getan. Sie haben immer nur die Faust in der Tasche gemacht. Sie haben den Paß, den sie verdienen!" (Gut gesagt! D. R.)

Ein anderer „katholischer Pfarrer" schreibt im „Schwäbischen Merkur", wie es in „erzkatholischen" Ländern aussieht, das ist ein schreckliches Bild. Wir zitieren nur Nachfolgendes. Es heißt:

„Angesichts der Schmähungen, die der „heilige Vater" über die deutsche Reformation ausgeschüttet hat, ist es vielleicht angezeigt, von Rom aus beförderte oder gut geheißene Religionsformen näher anzusehen, um zu vergleichen, wie „korrumpiert" wird und wurde, in Deutschland oder Italien. 1600 Jahre sind es her, seit Konstantin dem Christentum in Italien freien Paß gab, seit dieses also das italienische Volk bilden konnte. Wie sieht nun heute, nachdem das in der „von Christus gestifteten", allein echten römischen Kirche aufbewahrte Christentum so lange wirken konnte, die Religiosität des Volkes aus? Ist das Volk christlich? Keine Rede, es verehrt, mit Abänderungen seine Götter und Göttinnen wie in alten Zeiten. Alle Kenner, z. B. des italienischen Südens, sagen dies. Aber das Volk steht z. T. noch unter dem Heidentum. Eine hochbewertete Andachtsübung z. B. ist da und dort die, mit der Zunge den Kirchenboden vom Hauptportal bis zum Hochaltar abzulecken. Gewöhnlich findet diese Uebung rudelweis statt. Oder eine einzelne Person leckt den Boden in Form eines Kreuzes ab. Man denke: den schmutzigen, verspuckten Fußboden! Schwindsucht, Siechtum, ekelhafte Krankheiten sind die Folge. Die Kirche findet das ganz in der Ordnung, ja sie begünstigt diese Uebungen. Sie begünstigt auch Aberglauben aller Art. Ein Dekret der Congregatio S. Officii vom 3. August 1903 erklärt, es sei erlaubt, Bildchen der Mutter Gottes in Wasser aufzulösen oder zu Pillen zu drehen und dann zu essen, um gesund zu werden, wenn nur Mißbrauch ausgeschlossen sei. Deutsche theologische Zeitschriften haben diesen Wahn ausdrücklich verteidigt, ein eigenes Buch darüber ist aus dem Italienischen, mit Approbation eines deutschen Bischofs, ins Deutsche übersetzt worden, das diese Art von „Frömmigkeit" warm verteidigt. Natürlich verteidigt Rom auch Legenden unglaublichster Art. Das Haus von Loreto, das über das Meer geflogen, ist für Rom immer noch bombenfeste Wahrheit; wie viele Unwahrheiten geschichtlicher Art in Rom selbst hartnäckig und kritiklos festgehalten werden, hat der Jesuit Grisar 1901 beim internationalen Kongreß katholischer Geistlichen in München mit zahlreichen Beispielen bewiesen. Gebessert aber wird nichts in Rom, wo die Wahrheit gehaßt und verfolgt, dagegen um so eifriger an den Teufel Bitru und Miß Diana Vaughan geglaubt wird. Interessant ist auch, wie man sich auf allen Wegen des Schutzes der Heiligen versichern kann: man trägt in der Tasche kleine Heiligenstatuen, die sich in Holz- oder Blechbüchschen befinden. Die offizielle Kirche segnet diese Figürchen."

Aus „Evang. Zeitschrift."

Literatur.

Vom Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, kamen uns folgende Schriften zu:

Bruns, W., Gymnasialdir., „Menschenschicksal und Menschenwert. 40 Pf.

Diesem interessanten, packenden Vortrag sind viele Leser zu wünschen, behandelt er doch eine Frage, die in unserer an verhängnisvollen Naturereignissen so reichen Zeit so manches zweifelnde und suchende Herz aufs innigste beschäftigt. Die Frage, ob ein gerechter Gott die Menschenschicksale lenkt und auch um das Einzelnste im Menschenleben sich bekümmert, greift sehr tief ein in die Herzen der Menschen. Wir wünschten, dieser Vortrag wäre noch etwas populärer, gemeinverständlicher gehalten, daß auch der einfachste Mann aus dem Volk ihn noch leichter fassen könnte, der mit abstrakten Begriffen nicht so recht umgehen kann. Für den, der's fassen kann, ist der Beweis des Verfassers sehr einleuchtend, daß der sittliche Wert des Menschen eben dadurch herausgestellt wird, daß er auch ein äußerst trübes Menschenlos in göttlicher Geduld und Gelassenheit ertragen kann im Blick auf die ausgleichende ewige Gerechtigkeit Gottes.

Koch, Karl, „Gleichnisse Jesu." Ausgelegt und beleuchtet. Genehmigte Uebersetzung aus dem Dänischen von L. F. 3.20 Mk., geb. 4 Mk.

Dieses Buch ist keine gelehrte theologische Auslegung. Es enthält darum nicht einen griechischen Buchstaben und ist dem Laien durchaus zugänglich. Es ist auch keine Predigtsammlung über die Gleichnisse. Aber es will Auskunft geben über die Art und die Gegenstände der Gleichnisse Jesu, über ihre ursprüngliche Bedeutung, ihren Inhalt und ihre Grundgedanken und dadurch den eigentlichen Sinn der alten Erzählungen den Gedanken und Herzen der Menschen von heute näher bringen.

Verfasser gibt sehr einleuchtende Erklärungen zu den Gleichnissen, indem er die eigentümlichen Situationen von Land und Volk genauer beleuchtet, aus welchen sie hervorgegangen sind. Sie werden dem Prediger manchen neuen Gedanken zum Verständnis der Gleichnisse darbieten.

Dunkmann, Lic., Direktor des Königl. Predigerseminars in Wittenberg, „Ueber Luthers Grab." Predigten aus der Schloßkirche zu Wittenberg. 2.20 Mk. geb. 3 Mk.

Vorliegende Predigten verdienen gegenwärtig besondere Beachtung. Nehmen auch wenige der Predigten direkt Bezug auf Luther, so wollen sie doch alle etwas von seinem Geiste verspüren lassen. Möchten diese Zeugnisse dazu beitragen, daß das Evangelium Luthers unter uns lebendig werde, wenn auch die drei alten Gegner: Humanismus, Sektiererei und — ganz besonders das Papsttum nach wie vor verständnislos bleiben.

„Wittenberg, in den Tagen der Borromäus-Enzyklika," so hat Verfasser das Datum unter das Vorwort gesetzt, dem obige Worte entnommen sind. Er hat damit angedeutet, wann das Buch erschienen ist. Denn die Zeit des frechen Angriffs des Papsttums auf die Männer der Reformation wird unvergessen bleiben, hat ja doch gerade dieser Angriff dazu gedient, weite Kreise im protestantischen Lager wieder aufzurütteln, daß sie sich darauf besinnen, welche geistigen Güter sie der viel geschmähten Reformation zu verdanken haben. Und auch das vorliegende kleine Predigtbuch will in seinem Teil Zeugnis davon ablegen, daß uns die Reformation nur das reine lautere

Evangelium aus dem Wust herausgearbeitet hat, womit die Römlinge es verschüttet haben und — bis heute noch verschütten.

Müller, G., Pfarrer, „Studien zum Text der Psamen." (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Jahrgang 1910, 2. Heft. 1.80 M.

Für den Exegeten und Professor, der von Berufs wegen sich in die hebräischen und griechischen Detailstudien des Psalmentextes einläßt, wird dieses Heft sich wertvoll erweisen. Der im praktischen Amt stehende Pastor wird im allgemeinen sich nicht damit abgeben wollen.

Dunkmann, Lic., Direktor des Königl. Predigerseminars in Wittenberg, „Das religiöse Apriori und die Geschichte." Ein Beitrag zur Grundlegung der Religionsphilosophie. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Jahrg. 1910, 3. Heft.) 2 Mk.

„In den Tagen der Aviatik," wo viele verwegene Luftschiffer ihr Leben riskieren und — z. T. auch einbüßen — ladet diese Schrift ein zu einem aviatischen Flug in hohe spekulative Geistesregionen. Wer dazu Lust, schwindelfreie Anlage und Trieb hat, der greife nach dieser Schrift. Sie will den absoluten Wert der christlichen Offenbarungsreligion gegenüber allen minderwertigen, sog. Naturreligionen ins Licht stellen. Und sie tut's auch für den, welcher dem Verfasser in dem hehren Geistesflug zu folgen vermag. Wer aber nur, wie der Zaunkönig, sich auf dem Rücken des Adlers emportragen läßt in die luftigen Höhen, wird damit noch kein Adler werden und selbst hinauffliegen können.

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausg. von Studiendirektor J. Jordan. 4. Jahrg. 1910. (Jan.—Dez.) Jährlich 4 Hefte. 1 Mk., mit Porto 1.20 Mk.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Julius Richter. 16. Jahrg. 1910. (Jan.—Dez.) Jährl. 12 Hefte (mit ca. 150 Bild.) 3 Mk., mit Porto 3.60 Mk. — Probeheft gratis.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Paul Richter. 12. Jahrgang 1910. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) 1 Mk., mit Porto 1.36 Mk. (In Partien billiger.) Mit „Die Evangelischen Missionen" zusammen 3.75 Mk., mit Porto 4.35 Mk.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner und Pfeifer).

Im soeben beginnenden neuen Jahrgange (Oktober 1910 bis September 1911) erscheint der Roman: „Zwei Menschen" von Richard Voß. Ein Meisterwerk des berühmten Dichters, zweifellos eine seiner reifsten Schöpfungen. In glänzender, von echter Poesie und Leidenschaft durchglühter Darstellung das erschütternde, dramatisch sich vollziehende Schicksal zweier Höhenmenschen. — Dahinter Rom, das welterobernde, seelenbezwingende. Wie Rom sich stolze Geister unterwirft, wie es von Starken Besitz ergreift, das gewinnt in den Zeitläuften einer Borromäus-Enzyklika erhöhtes, pulsierendes Leben, tief geheime Beziehung und Bedeutung. Keine konfessionelle Tendenz und doch — ein Bekenntnis!

Für die ständigen Abteilungen Literatur, Bildende Kunst, Musik gilt nach wie vor: Wichtiger als alle Kritik ist uns der Kunstgenuß selber, die Freude am Sehen und Mitempfinden, die Steigerung der Empfangsfähigkeit für künstlerische Schönheit. Und das nicht zuletzt durch einen mit höchster Sorgfalt gewählten, in den besten Verfahren des Mehrfarbendruckes, der Photogravüre und Kunstautypie wiedergebenden Bilderschmuck, der in diesem Jahrgang eine bedeutende Vermehrung erfahren wird. Ohne die Kunst des Auslandes und die alten Meister zu vernachlässigen, verlegen wir doch das Hauptgewicht auf die zeitgenössische deutsche Kunst. So werden im neuen Jahrgang neben anderen F. Baer, Carlo Böcklin, Hermann Daur, Hans Hartig, Walther Hoeck, Franz Lippisch, Alfred Lüdke, Ernst Müller-Braunschweig, Carl Müller-Koburg, Otto Soltau, Carl Spindler, Edmund Steppes, Wilhelm Thielmann, Hans Beat Wieland ausreichende Proben ihrer Kunst vorführen. Daneben werden Uebersichtsartikel über „das Hochgebirge in der Malerei", „das Kinderbildnis", „Musik und Malerei" die Mannigfaltigkeit in der Auffassung des gleichen Stoffes beleuchten. Die zahlreichen Freunde des lieben Meisters Moritz von Schwind werden mit Genugtuung erfahren, daß Prof. Ludw. Gurlitt seine zahlreichen neuen Schwindfunde dem Türmer überlassen hat.

Dann bei aller Liebe für das Lebendige aus der Vergangenheit als vornehmstes Ziel unserer Musikabteilung eine wirklich künstlerische und edle Hausmusik. Dieser dienen die Musikbeilagen, die eine wertvolle Bereicherung des Musikalienbesitzes jedes Musikliebhabers bedeuten. Der neue Jahrgang wird auch eine durch Abbildungen reich unterstützte eingehende Darstellung der Geschichte und des Baues des Klaviers bringen, auf daß der Musikliebhaber nicht mehr in der bisher allgemeinen Unvertrautheit dem wichtigsten aller Hausmusikinstrumente gegenüber verbleibe.

Zu einem ganz einzigartigen Sammelpunkte solcher, die es verstehn, zu den Ereignissen und Fragen des Tages Distanz zu gewinnen, unter höheren Gesichtspunkten zu ihnen Stellung zu nehmen, als der Sensation des Augenblicks, haben wir für den neuen Jahrgang unsere Abteilung „Auf der Warte" ausgestaltet. In ganz knapp gehaltenen, scharf auf das Ziel gerichteten Randbemerkungen nur erlesenster Mitarbeiter wird unsere „Warte" alle Ausstrahlungen des öffentlichen Lebens wie in einem Brennpunkte auffangen und zurückstrahlen.